

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

Dreiunddreißigster Band.

(Mit den Portraits von: Jung-Bismarck, Carl Vogt und Ferdinand von Lesseps.)



1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



## Inhalt des 33. Bandes.

April. — Mai. — Juni.

1885.

	Seite
George Allan in Bukarest.	
Margarethe. Novelle .....	249
Karl Bartsch in Heidelberg.	
Jean Paul in Heidelberg .....	83
Jung-Bismarck. Gedichte aus Nord und Süd .....	1
I. Felix Dahn in Königsberg i. Pr.	
II. Theodor Fontane in Berlin.	
III. Klaus Groth in Kiel.	
IV. Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.	
V. Ernst von Wildenbruch in Berlin.	
Bismarck-Lied. Zum siebenzigsten Geburtstage des Reichskanzlers. Von Paul Heyse in München .....	13
1815. — 1835. — 1885. Zum 70. Geburtstage und 50. Dienstjubiläum unserers Reichskanzlers.	
Von * * * .....	15
Karl Braun-Wiesbaden.	
Das Attentat auf dem Niederwald und der Hochverrathsprozesse vor dem Reichsgericht .....	65
Alexander Brückner in Dorpat.	
Der Fortschritt in der Geschichte .....	375
Hans Dechend in Marburg.	
Ein doppelter Friedensschluß Napoleons I. ....	224
Karl Jaenicke in Breslau.	
Annette von Droste-Hülshoff .....	391

— Inhalt des 33. Bandes. —

<b>J. Keller-Leuzinger</b> in Stuttgart.		Seite
Ferdinand von Lessps.....	309	
<b>Karl Koberstein</b> in Dresden.		
Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth während des siebenjährigen Krieges.....	101	
<b>H. L.</b> in Berlin.		
Beim Reichskanzler zu Gast.....	117	
<b>Paul Lindau</b> in Berlin.		
Helene Jung. Erzählung.....	35	143
<b>Theodor Lipps</b> in Bonn.		
Ueber die Symbolik unserer Kleidung.....	331	
<b>Georg von Derßen</b> in Marseille.		
Fortis. Ein Märchen.....	355	
<b>Ludwig Freiherr von Dmpteda</b> in Wiesbaden.		
Der Derbytag.....	199	
<b>Leopold von Sacher-Masoch</b> in Leipzig.		
Zwei Königinnen. Novelle.....	281	
<b>Isidor Soyka</b> in Prag.		
Colonisation und Klima.....	235	363
<b>U. Trinius</b> in Berlin.		
Ein Humorist wider Willen.....	125	
<b>Carl Vogt</b> in Genf.		
Streifblicke auf das Universitätswesen im deutschen Reich.....	180	
<b>Bibliographie</b> .....	134	270 406
<b>Bibliographische Notizen</b> .....	140	276 409





Dreiunddreißigster Band.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1885.

Breslau-Berlin  
S. Schottlaender.

Band 33. — Heft 97.

**Nord und Süd.**

Eine deutsche Monatschrift.

April 1885.

Breslau-Berlin  
S. Schottlaender.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXIII. Band. — April 1885. — 97. Heft.

(Mit einem Portrait in Abtztung: Jung-Bismard. Nach einer im Familienbesitz befindlichen  
Zeichnung aus dem Jahre 1834.)



1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

April 1885.

Inhalt.

	Seite
Jung-Bismarck. Gedichte aus Nord und Süd .....	1
I. Felix Dahn in Königsberg i. Pr.	
II. Theodor Fontane in Berlin.	
III. Klaus Groth in Kiel.	
IV. Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.	
V. Ernst von Wildenbruch in Berlin.	
Bismarck-Lied. Zum siebenzigsten Geburtstage des Reichskanzlers. Von Paul Heyse in München .....	13
1815. — 1835. — 1885. Zum 70. Geburtstage und 50. Dienst- jubiläum unseres Reichskanzlers. Von * * * .....	15
Paul Lindau in Berlin. Helene Jung. Erzählung .....	35
Karl Braun-Wiesbaden. Das Attentat auf dem Niederwald und der Hochverrathsproceß vor dem Reichsgericht .....	65
Karl Bartsch in Heidelberg. Jean Paul in Heidelberg .....	83
Karl Koberstein in Dresden. Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth während des siebenjährigen Krieges .....	101
H. L. in Berlin. Beim Reichskanzler zu Gast .....	117
U. Crinius in Berlin. Ein Humorist wider Willen ... ..	125
Bibliographie .....	134
Sedar von Köppen: Die Hohenzollern und das Reich. (Mit Illustrationen.)	
Bibliographische Notizen .. ..	140
Hierzu ein Portrait: Jung-Bismarck. Nach einer im Familienbesitz befindlichen Zeichnung aus dem Jahre 1834. Radirung von W. Krauskopf in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

---

Beilage zu diesem Hefte

VON:

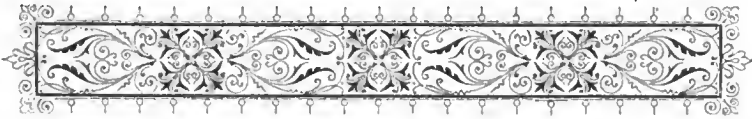
Bassermann'sche Verlags-Handlung, Sr. in München. (Bajsch-Album.)

# Jung-Bismarck.

Gedichte aus Nord und Süd.







I.

**I**n diesen Zügen, fast von Mädchenweiche,  
Wer ahnt darin den künftigen Gewaltigen,  
Den Sturmumwetterten, den Erzgestaltigen,  
Der da zerschlagen wird und aufbau'n Reiche?

Zwar kündet auch dies Untlig schon die Kraft:  
Wie trogt das Kinn, wie baut so hoch die Stirne  
Ein stolz Gewölb dem schaffenden Gehirne:  
Doch ist „Jung-Bismarck“ nicht „Jung-Siegfried-haft“.

Ihm fehlt die Hornhaut, die ihm sehr von Nöthen!  
Nicht, weil ihm Dänen grimmig und Franzosen  
Im offenen Kampf bald Helm und Schild umtosen:  
Nicht Feindeslanzen wird sein Herzblut röthen.

Doch wehe, weh, daß ihm die Hornhaut fehle,  
Wann einst ihn trifft mit giftgetränkten Pfeilen,  
— Wie schwer, wie schmerzreich diese Wunden heilen! —  
Der Undank seiner Deutschen in die Seele!

Doch nicht um Dank und Lohn hat er gestritten:  
Aus Dienstpflicht für den König, seinen Herrn,  
Und auch aus Liebe zu dem Volk, wie gern  
Er stolz sich oft mag dessen Lob verbitten.

Wann er entrückt ist der Parteiung Treiben,  
Wird das Gewölb, das ihn umwogt hat, fallen  
Und, leuchtend, in der Weltgeschichte Hallen,  
Dicht bei Armin, wird stehn sein Erzbild bleiben! —



## II.

**I**n Lockenfülle das blonde Haar,  
Allzeit im Sattel und neunzehn Jahr,  
Im Fluge weltein und nie zurück —  
Wer ist der Reiter nach dem Glück?  
Jung-Bismarck.

Was ist das Glück? Ist's Gold, ist's Ehr',  
Ist's Ruhm, ist's Liebe? Das Glück ist mehr,  
Noch liegt es im Dämmer, erkennbar kaum,  
Aber er sieht es in seinem Traum,  
Jung-Bismarck.

Er sieht es im Traume. Was ist, das er sah?  
Am Brunnen sitzt Germania,  
Zween Eimer wechseln, der eine fällt,  
Der andre steigt; wer ist, der ihn hält?  
Jung-Bismarck.

Und neue Bilder: ein Schloß, ein Saal,  
Was nicht blitzt von Golde, das blitzt von Stahl,  
Einer dem Barbarossa gleicht —  
Wer ist es, der die Kron' ihm reicht?  
Jung-Bismarck.

Was ist das Glück? Ist's Gold, ist's Ehr',  
Ist's Ruhm, ist's Liebe? Das Glück ist mehr:  
„Leben und sterben dem Vaterland“ —  
Gott segne fürder Deine Hand,  
Jung-Bismarck.

Berlin.

Theodor Fontane.



### III.

**M**al sprung dar in de Kinnerbūr  
En Jung herum, vun Eeden fir,  
Mitto en lütten Daugenix —  
Sin Vader nöm em Otto.  
De ström herum in Wold un feld,  
Mit lehrn weer't seitlich man bestellt;  
Schull de wat warn mal in de Welt —  
Hölp dar de lewe Gott to!

Dem Busch un Brok dat weer sin Bot,  
Dpt Jagen war he tidig klof,  
Un swimm' un rieden lehr he of  
As man en Zulubengel.  
He kemt de Vageln an den Slag,  
Leep geern herum den langen Dag,  
Un slog of dann un wann mal sacht  
En beten ut den Swengel.

So wuß he op, war grot un stark,  
En jungen Eekbom in de Mark. —  
Schafft mal för den en Riesenwart,  
Sin Kraft daran to öben!  
De's al to grot för Vaders Got,  
för den is kum de Welt to grot,  
Wo is de Platz, um Kraft un Moth,  
Dun dissen Mann to pröben?

Bet herto hett he hört un lehrt,  
 Beer drunken, smökt un utstudeert,  
 En flotten Burschen, unversehrt,  
 Hoffräuleins oft en Grefen.  
 De Ogen awer jümmer klar,  
 En Hart für Jeden apenbar,  
 Un Ahnung sä em jümmerdar:  
 He harr en Mark to lösen.

Dat keem. — So kumt dat Weltgericht!  
 Vergeltung kumt! de Weltgeschicht!  
 Vel falsche Götzen möt tonicht,  
 As oltieds mal de Riesen.  
 Wie brukt en Mann, as Thor so stark,  
 En Ritter gegen't Lögenwarf;  
 Kumm nu! Du Eckbom ut de Mark,  
 Du Mann vun Stahl un Jsen!

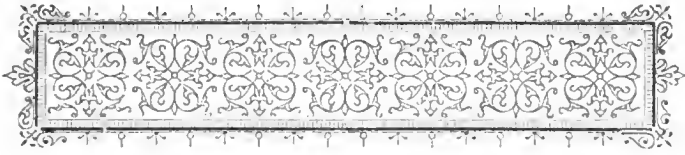
He keem. Mit Fedder un mit Swerd,  
 Mit Klofheit un mit Moth bewehrt —  
 Wi hebbt wul mal ut Märken hört  
 Dun Helden, Hünen gliest.  
 De drev de Fulen ut ehr Nest,  
 Den Urffiend drev he rut int West,  
 Un bröck för uns tolek dat Best:  
 Unf' Drom: dat dütsche Riel.

Nu fürcht de Welt em wiet un siet,  
 Nu ehrt dat Vaterland em hüt.  
 Doch denkt he geern wul an de Tied,  
 As Otto swärm int Holt,  
 Un denkt: de Weg weer wunnerbar!  
 Wi ok! Un hofft: noch mennig Jahr  
 Steit unse Kanzler rüstig dar,  
 As Dütschlands Schuß un Stolt.

**Kiel.**

**Klaus Grotj.**

Anmerkung: Eeden Glieder, Gliedmoegen. — Mitto mitunter. — seitlich  
 mäsig. — tidig zeitig, bald. — ol schon. — unversehrt unerschrocken. — Grefen  
 Schrecken. — möt tonich müssen zu nichte. — oltieds in ollen Zeiten.



IV.

**S**ewundert viel  
Und viel gescholten —“  
So hat's am hohen Ziel  
Von je gegolten;  
Was freundesstimme  
Auch rühmend schuf,  
Der beste Mannesruf  
Scholl stets vom Feindesgrimme.

Zwar wie Sein Bild  
Wir hier gewahren,  
Den Scheitel dicht umhüllt  
Von blonden Haaren —  
Ein Antlitz milde  
Und jugendweich,  
Traumhaften Zug's fast gleich  
Novalis jungem Bilde —

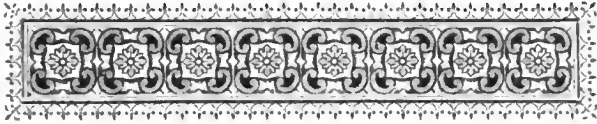
Giebt fremdes kund  
Sein sanft Gebahren  
Uns, die aus Zeugenmund  
Gar oft erfahren:  
In frühen Tagen  
Schuf manchem schon  
Der feste Musensohn  
Kein sanftes Wohlbehagen.

Der Junge Witz  
Mit lustigem Schweifen,  
Und hinterdrein wie Blitz  
Der Klinge Pfeifen!  
Gleich that's ihm Keiner  
An raschem Blut,  
Wie einst an hurtigem Muth  
Albrecht dem Wallensteiner.

So wird man auch  
In späten Tagen  
Von Seinem Jugendbrauch  
Noch singend sagen,  
So wird einst allen  
Sein junger Tritt  
Vor Seinem Weltenschritt  
„Besonders noch gefallen“.

Dies Bildniß schwand;  
Auf Jovis Sitze  
Ergriff des Mannes Hand  
Die Schicksalsblitze:  
So, viel bewundert,  
Gescholten viel,  
Hob er zum hohen Ziel  
Sein Volk und sein Jahrhundert.

Uns alle trägt,  
Hält Seine Stärke —  
Uns alle heut' bewegt  
Bei Seinem Werke  
Nur Eins: zu sagen:  
Mög' Er noch weit,  
Mög' Er durch lange Zeit  
Noch Deutschlands Zukunft tragen.



V.

**E**s tönt aus alten Büchern  
Wie aus versunk'nem Schacht  
Von Helden und von Thaten  
Die alte Sagen-Pracht

Von mächt'gen Königskronen,  
Die Kriegesgluth zerschmolz,  
Von Völker-Auferstehen,  
Von neuer Kronen Stolz

Die Thaten sind geblieben,  
Die einst der Held vollbracht,  
Sein Name blieb bewahret,  
Sein Antlitz deckt die Nacht.

Man sucht's und sucht's vergebens,  
Kein Bild hat ihn bewahret,  
Und Niemand sagt: „So war er  
Von Angesicht und Art.“

So wird dereinst man fragen  
Nach ihm, durch dessen Hand  
Das Kaiserreich der Deutschen  
Zu Herrlichkeit erstand.

Wohl blieb sein Bild bewahret  
Und nimmer wird's vergeh'n,  
Es werden Kindes-Kinder  
Davor in Andacht steh'n

Und flüsternd winkt der Eine  
Den Andern dann heran:  
„Sieh her, dies hier war Bismarck,  
Deutschlands gewalt'ger Mann.“

Doch ihnen wird erscheinen  
Ein Greisen-Angesicht,  
Durchfurcht von Welten-Sorgen,  
Gebeugt von Volkes-Pflicht.

Und doch war Knospe einstmals  
Auch dieser mächt'ge Baum,  
Und auch in diesem Antlitz  
Wuchs einstmals erster Flaum.

Es hat auf diesen Scheitel,  
Der Welt-Gedanken hegt,  
Die Mutterhand sich einstmals,  
Die segnende, gelegt.

Den Helden kennt Ihr Alle,  
Den heut der Erdkreis nennt,  
Kommt her, daß Ihr den Menschen  
Den ganzen, ganz erkennt.

Kommt her und seht im Bilde  
Jung-Bismarcks Angesicht,  
Das schweigend und verheißend  
Von künft'gen Dingen spricht.

An seiner Wiege kniete  
Das Brandenburger Land  
Und legt' ihn bang und bebend  
In Deutschlands Mutterhand:



„Dir hab ich ihn geboren,  
Dein soll er künftig sein,  
Es wird für den Gewalt'gen  
Die Heimat einst zu klein.“

Und Deutschland hob an's Herz ihn:  
„Du auf dem ew'gen Thron,  
Gott, blick' herab und segne  
Mir den geliebten Sohn!

Ich les' auf seiner Stirne  
Ein Wort und noch ein Wort:  
Heißt „Landes-Mehrer“ eines,  
Das andre „Landes-Hort“.

Ich seh' in seinen Augen  
Zukünft'ger Welten Glanz —  
Mein Volk hat lang geschmachtet,  
Gieb, daß er's sätt'ge ganz.

Daß er es mündig mache  
Im Völker-Rath der Welt,  
Sein Führer und Berather,  
Sein Herold und sein Held.“

Wohlan, Ihr Deutschen, alle,  
Kommt, Weib und Kind und Mann,  
Seht hier das Bild des Baumes,  
Als er zu blüh'n begann.

Es hat die Welt, die ganze,  
Zu brechen ihn versucht,  
Der Baum hat standgehalten,  
Und kam zu seiner Frucht;

Die Erde hat gezittert,  
Dem Himmel brach der Sturm,  
Breitästig, festgeankert,  
So stand er wie der Thurm,

Weit über deutsche Lande  
Die Krone ausgespannt,  
Daß Schutz in seinem Horste  
Der deutsche Adler fand.

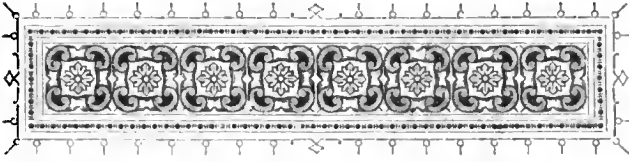
So stand er und so steht er,  
Er, den uns Gott geschenkt,  
In seines Volkes Herzen  
Die Wurzeln tief gesenkt,

Umrauscht von seiner Thaten  
Nie weikendem Gewand —  
Er, Brandenburgs Vermächtniß  
An's heil'ge deutsche Land.

Berlin.

Ernst von Wildenbruch.





## Bismarck-Lied

zum siebenzigsten Geburtstage des Reichskanzlers.

**W**er hat das Reich uns aufgebaut,  
Daß hoch die Zinnen ragen?  
Germania, du Kaiserbraut,  
Wer ließ dich Krone tragen?  
Durch's deutsche Land frohlockend schallt's,  
Es lauscht die Welt und wiederhallt's:  
    Das hat mit Macht  
    Der Eine vollbracht,  
Von dem wir singen und sagen.

Wir haben manch Jahrhundert lang  
Der Fremden Hohn erlitten,  
Das Bruderband im frevlen Drang  
Der Eigensucht zerschnitten.  
Da ward der kühne Held gesandt,  
Von Scham und Gram und Zorn entbrannt,  
    Der wußte gut  
    Mit Eisen und Blut  
Den lockern Bund zu kitten.

Er führt' aus Traum und Dämmerung  
Uns an den Tag der Thaten.  
Die greisen Häupter wurden jung  
Und reif die grünen Saaten.  
Die Letzten einst im Weltverein —  
Nun sollen wir die Ersten sein.  
Mit Eins wie stumm  
Die Feinde ringsum!  
Die Welt wie wohlberathen!

Doch als vollbracht dein stolzes Thun,  
Du Schiedsherr der Nationen,  
Du wolltest nicht auf Lorbeern ruhn,  
Mit besserem Lohn dir lohnen.  
Die Noth des Volks, du Mann von Erz,  
Tief schnitt sie dir in's weiche Herz:  
Froh soll fortan  
Der niedere Mann  
Um warmen Herde wohnen.

So daure glorreich fort und fort  
Der Bau, den Er gegründet,  
Des Rechtes Schirm, des Friedens Hort,  
Dem freien Geist verbündet.  
Ihr Brüder, schwört's mit Mund und Hand,  
Wie Er zu stehn zum Vaterland!  
Er leucht' uns vor  
Zum Gipfel empor,  
Ein Stern, der nie entschwindet!

München.

Paul Henze.



1815. — 1835. — 1885.

Zum 70. Geburtstage und 50. Dienstjubiläum unseres Reichskanzlers.

Don

\* \*  
\* \*

**A**m 1. April d. J. feiert die deutsche Nation ein doppeltes Jubiläum ihres großen Reichskanzlers, des Fürsten Bismarck: den 70ten Jahrestag seiner Geburt und die 50. Wiederkehr des Tages seines Eintritts in den Dienst des Staates, den groß zu machen und als dessen leitender Staatsmann selbst zu ungekaufter Größe emporzusteigen er berufen war.

Nicht allzu Vielen ist es vergönnt, die verhängnißvolle Altersstufe der Bechnmal-Siebenzahl zu erreichen, und von diesen wieder erreichen sie nur Wenige in jenem Vollbesitz körperlicher und geistiger Kraft, wie unser „eiserner Kanzler“! Wie selten sind ferner die „goldenen Jubiläen“ im öffentlichen Dienste!

Aber was wollen alle diese Zeitmaße besagen im Vergleich zu dem ungeheuern Inhalte des Wirkens und dem ungeheuern Umfange der Erfolge, die in diese 70 Lebensjahre und diese 50 Dienstjahre eines einzigen Mannes sich zusammendrängen! Und zwar zusammendrängen auf eine verhältnißmäßig kleine Spanne dieser Zeit. Denn im Laufe von weniger als einem halben Jahrzehnt hat Bismarck Deutschland im Innern geeinigt und nach außen zur ersten Großmacht Europas erhoben, und im Laufe der seitdem verfloßenen anderthalb Jahrzehnte hat er es, lediglich durch seine ebenso kraftvolle als besonnene, vor Allem aufrichtig friedliebende Politik, ohne Anwendung der Waffen, dahin gebracht, daß alle anderen Mächte, große wie kleine, nicht bloß mit höchster Achtung, sondern auch mit sicherem Vertrauen auf Deutschland blicken und ihm freiwillig die Rolle eines Schiedsrichters und Friedensstifters in Europa zuerkennen.

So groß ist der Einfluß dieses einen Mannes auf seine Zeit, daß von dem Augenblicke an, wo er entschieden eingreift in die Geschichte Deutschlands und Europas, die Geschichte beider einen ganz neuen Zug und Schwung, einen tieferen Gehalt und eine höhere Bedeutung erhält. Wir erkennen dies recht deutlich, wenn wir den Verlauf unserer deutschen Dinge von der Geburt Bismarcks an bis dahin, wo er an die Spitze der preussischen Regierung tritt, also nahezu ein halbes Jahrhundert hindurch, verfolgen. Wie wenig befriedigend im Innern, wie noch viel weniger nach außen war dieser Verlauf! Deutschland in sich sechsunddreißigfach gespalten, ohne ein festes einheitliches Band, die eifrigsten Bestrebungen der Patrioten nach einer festeren Gestaltung des Vaterlandes entweder mitleidig belächelt als „fromme Wünsche“ oder verpönt und verfolgt als strafwürdige Verbrechen; selbst der scheinbar so starke und so einmüthige Anlauf nach diesem Ziele in dem großen Bewegungsjahre 1848 bald wieder umgeschlagen in sein Gegentheil, in nur größere Mißachtung, ja Mißhandlung aller edelsten Gefühle der Nation; nach außen Deutschland, trotz seiner 40 Millionen Einwohner, als Macht wie nicht vorhanden, ohne eine eigne Stimme im Rathe Europas, das deutsche Volk, mit all' seinen reichen geistigen Schätzen und seiner hohen Stellung in Wissenschaft, Kunst und Literatur, doch nur ein Paria unter den Nationen, der einzelne Deutsche im Ausland, zumal in den fernen Welttheilen, Kränkungen, Verletzungen, Vergewaltigungen schußlos preisgegeben.

Wie so ganz anders gestaltet sich das Bild unserer deutschen Geschichte in diesen letzten zwanzig Jahren unter der Wucht der diplomatischen Meisterschaft Bismarcks! Derselbe begann sein Werk 1864 damit, daß er das Schmerzenskind Deutschlands, Schleswig-Holstein, dieses schöne Land mit seiner echt deutsch gesinnten, ebenso betriebsamen als kriegs- und seetüchtigen Bevölkerung, der drohenden Gefahr einer Abtrennung von Deutschland für immer, welcher die Schwäche Preußens und der Neid der anderen Großmächte es durch das Londoner Protocol von 1852 überliefert hatten, glücklich entriß und für immer unauf löslich an Deutschland kettete.

Zwei Jahre darauf, 1866, setzte Bismarck, einlenkend auf die Wege des Jahres 1848 und Fühlung nehmend mit den nationalen Bestrebungen, gegen den vielseitigsten und stärksten Widerstand, selbst in seiner nächsten Umgebung, es durch, daß Preußen endgiltig mit den bestehenden bundestäglichen Verhältnissen brach und sich zum entschiedenen Vorkämpfer derselben Ideen machte, deren Verwirklichung 1849 gerade an der Unentschlossenheit und dem Wankelmuth der damaligen preussischen Staatslenker gescheitert war. Seiner diplomatischen Kunst gelang es, Frankreichs Schwert in der Scheide zu halten und so den preussischen Waffen freie Bahn gegen die zahlreichen Feinde in Deutschland zu schaffen. Durch das strategische Genie seines ihm ebenbürtigen militärischen Mitarbeiters an dem Werke der deutschen Einigung, des großen Schlachten denkers Moltke, und durch die staunenswerthe Tapferkeit

der preußischen Armee wurden jene glänzenden Siege in Böhmen erfochten welche der weit voraussehenden Politik Bismarcks den Stempel des Erfolges aufprägten, und so ging gemeinschaftlich aus Beider Händen die Einheit zunächst Norddeutschlands hervor. Die Klugheit und Mäßigung Bismarcks feierte aber auch den Triumph, die süddeutschen Staaten, auf deren Fernhalten vom Norddeutschen Bunde sowohl die Deutsche als die Napoleonische Politik speculirte, durch das wirthschaftliche Band des Zollvereins und durch das eiserne der Militärconventionen dergestalt fest an Preußen zu ketten, daß ihr Anschluß an Norddeutschland und die Vollendung der deutschen Einheit nur noch eine Frage der Zeit blieb.

Und wie köstlich hat Bismarck dann, nach 1866, den Kaiser Napoleon und seinen Benezetti, die bald drohten, bald lockten, immer aber auf Kosten Deutschlands (direct oder indirect) Frankreich bereichern wollten, das eine Mal kurz abgeführt, das andere Mal schlau hingehalten! Mit welcher Sicherheit des Blicks und welcher ruhigen Selbstgewißheit ist er allen Herausforderungen zum Kriege so lange ausgewichen — selbst da ausgewichen, wo die Militärs das Losschlagen für unbedenklich erklärten und wo die öffentliche Meinung ein solches verlangte — bis der rechte Moment gekommen war und Deutschland in den doch unvermeidlichen Krieg mit Napoleon III. unter Umständen eintreten konnte, welche es als in den Augen der ganzen Welt im Recht befänglich erscheinen ließen.

Als dann der über alle Maßen glorreiche Krieg von 1870/71 durchgeföhrt war, als das besiegte Frankreich um Frieden bat, welche diplomatische Ueberlegenheit zeigte da Bismarck sowohl den französischen Unterhändlern, als auch den mehr oder minder einmischungslustigen anderen Großmächten gegenüber! Mit welcher Mäßigung beschränkte er sich darauf, das zu fordern, was zur Sicherung Deutschlands gegen ähnliche muthwillige Angriffe wie der von 1870 schlechterdings nothwendig war, aber wie unerbittlich hielt er auch daran fest!

Auf den Schlachtfeldern in Frankreich war die Einheit Gesamtdeutschlands, war das neue Deutsche Reich geboren worden; in dem stolzen Königsschlosse zu Versailles wurde das deutsche Kaiserthum der Hohenzollern feierlich verkündigt. Es galt nun, dieses deutsche Reich im Innern zu befestigen und auszubauen. Und hier zeigte sich wiederum die groß angelegte, echt patriotische, selbstlose Natur Bismarcks. Wie er nach dem Kriege von 1866, in dem Momente, wo die durch die Siege der preußischen Waffen hochbegeisterte öffentliche Meinung in Preußen sogar einer Abminderung der parlamentarischen Gerechtsame des Landtags vielleicht kaum ernstlich widerstrebt hätte, diese Gerechtsame in vollem Umfange anerkannt und durch die Forderung der „Indemnität“ in ihrer ganzen Unverletzlichkeit wiederhergestellt hatte, so war er auch 1871 weit entfernt davon, etwa die ungeheuren Erfolge des Krieges für eine Steigerung der monarchischen Gewalt auf Kosten der Rechte des Reichstages oder für die Förderung einseitig conservativer Interessen zu

schwerlich etwas zu hoffen hat; daß manche seiner Interessen mit den unfriegen sich nahe berühren, ohne sich zu kreuzen, daher von uns eher Förderung als Hinderung zu erwarten haben. Und so ist das noch unlängst nahezu für undenkbar Gehaltene eingetreten, daß die französischen Staatsmänner sich dem deutschen Reichskanzler genähert haben, ja daß man schon, wenn auch wohl vorzeitig, von der Möglichkeit eines Besuches Bismarcks in Paris oder Ferrys in Warzin sprechen konnte.

Wer von uns hätte noch vor zwei Jahrzehnten daran gedacht, daß Deutschland jemals zur See und in fernen Welttheilen eine Rolle spielen könnte? Und doch ist auch dazu ein aussichtsvoller Anfang gemacht. Nicht bloß, daß deutsche Consuln und deutsche Kriegsschiffe schon mehr als einmal auf verschiedenen Punkten der Erde deutschen Reichsbürgern einen nachdrücklichen Schutz gewährt und fremden Völkern Respect vor der deutschen Flagge gelehrt haben, sondern unser großer Staatsmann hat es auch verstanden, dem deutschen Unternehmungsgeist neue Wege und neue Märkte jenseits des Oceans zu erschließen, und vor seiner ebenso vorsichtig als fest auftretenden Colonialpolitik hat selbst das meerbeherrschende England seine übertriebenen Ansprüche auf Meinberechtigung in der Besitzergreifung noch uncultivirter Länder ermäßigen müssen. Eben jetzt in diesem Doppeljubiläum des Fürsten Bismarck sah Berlin wiederum unter dessen Vorsth in seinem Reichsbild eine wichtige Conferenz tagen, die Congoconferenz, diesmal zur Regelung überseeischer völkerrechtlicher Verhältnisse. Auch sie war wesentlich das Werk des deutschen Reichskanzlers.

So ist Deutschland, das vor einem Menschenalter kaum in der europäischen Völkerfamilie zählte, plötzlich zu dem höchsten Range der Macht und des Ansehens emporgestiegen, ist zum Mittel- und Schwerpunkte der ganzen europäischen Politik geworden. Und zwar zum Heile Europas, das weder damals, als der russische Czar Nicolaus und der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich Fürsten und Völker tyrannisirten, noch damals, als Napoleon III. sich zum Schiedsrichter in allen europäischen Fragen aufwarf, jemals recht zur Ruhe kam und sich selbst angehörte. Die Politik des neuen deutschen Reiches, wie sie nach Wunsch und Willen unseres ehrwürdigen Kaisers Wilhelm vom Fürsten Bismarck geleitet wird, ist eine durchaus selbstlose, uneigennütige, jeder Herrsch- oder Eroberungssucht völlig fremde. Daher verdient und daher findet sie auch Vertrauen. Und das ist eines der größten und unvergänglichsten Verdienste Bismarcks.

Dies ist in gedrängten Zügen ein Bild von der großartigen und erfolgreichen Wirksamkeit unseres „eisernen Kanzlers“, wie es sich an seinem 70. Geburtstage der dankbaren und bewundernden deutschen Nation darstellt. An solchem Tage mögen wir aber gern auch auf das Vorleben des hohen Jubilars einen kurzen Blick werfen, um zu sehen, wie er zu dem geworden ist, als den wir ihn heut verehren.

Fast sollte man es eine providentielle Schickung nennen, jedenfalls



war es ein bemerkenswerthes Zusammentreffen, daß Bismarck's Geburt in dasselbe Jahr 1815 fiel, in welchem Deutschland anscheinend an der Schwelle einer großen Zukunft stand, indem es den gewaltigen Corsen niedergeworfen hatte, indem es ferner sich anschickte, sich im Inneren neu zu gestalten, wo aber leider statt der durch Beides erweckten frohen Hoffnungen das deutsche Volk nach beiden Seiten hin schmerzliche Enttäuschungen erfuhr, Enttäuschungen, welche zu heilen — freilich erst nach mehr als einem halben Jahrhundert — eben diesem Bismarck beschieden sein sollte.

Das preussische Volk hatte sich 1813 gegen die fremde Zwingherrschaft, die so lange auf ihm und auf ganz Deutschland gelastet, erhoben. Im Bunde mit Rußland und mit dem anfangs zögernden Oesterreich hatte Preußen Napoleon besiegt, entthront, in die Verbannung getrieben. Frankreich war im ersten Pariser Frieden sehr mild behandelt worden; es hatte seine Grenzen von 1792 behalten. Man hielt es wohl für dadurch bestraft genug, daß es von den etwa 70 Millionen, die unmittelbar oder mittelbar dem Scepter Napoleons gehorcht hatten, auf etwa 25 Millionen Einwohner reducirt war. Allein Napoleon kehrte von Elba zurück und Frankreich scharte sich abermals um ihn, lieferte ihm die Mittel zu einem neuen Krieg wider das verbündete Europa. Wiederum war es Preußen, welches mit in erster Linie die Lasten und Opfer dieses Krieges auf sich nahm. Preussische Truppen entschieden durch ihr rechtzeitiges Eingreifen in die Schlacht von Waterloo den Sieg, den die Engländer mit bewundernswerther Zähigkeit den ganzen Tag über den Franzosen streitig gemacht hatten. Es kam zu neuen Friedensverhandlungen. Diesmal verlangte Preußen — nicht für sich, sondern für Deutschland — die Abtretung des Elsaß, damit Deutschland gegen fernere Angriffe vom Westen her besser als bisher gesichert sei. Allein die Eifersucht der bisherigen Bundesgenossen Rußland und England, die Laune Oesterreichs und die schlaue Ueberredungskunst eines Talleyrand betrogen Deutschland um diese ihm so nothwendige Deckung, Preußen um den ihm gebührenden Lohn für die ungeheuern Opfer an Gut und Blut, die es gebracht hatte. Das Elsaß blieb bei Frankreich, die deutsche Westgrenze blieb ungedeckt, Süddeutschland blieb unter den Kanonen Straßburgs schutzlos, jedem Angriff aus diesem „Ausfallthor Frankreichs“ preisgegeben.

Die deutsche Nation ward durch diesen Mißerfolg ihrer Diplomaten und diese Treulosigkeit ihrer Bundesgenossen auf's Tiefste empört, und wohl so Mancher von denen, die auf den Schlachtfeldern von Waterloo oder von Leipzig ihre gesunden Gliedmaßen eingebüßt hatten, mag bei der Kunde von einem Frieden, der diese Opfer nahezu nutzlos für das deutsche Vaterland machte, in gerechtem Born ausgerufen haben: *Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!* („Möge aus unseren Gebeinen ein Rächer auferstehen!“) Wer hätte damals gehnt, daß wenige Monate zuvor im Sande der Altmark ein Knabe das Licht der Welt erblickt habe, der dazu ausersehen sei, jene Schmach zu rächen und der deutschen Nation zu ihrem guten Recht zu verhelfen?

Noch ein anderer Mißerfolg traf im gleichen Jahre die deutsche Nation. Ihre besten Männer, ein Arnbt, ein Stein, ein Hans von Gagern u. A., hatten einmüthig nach einer kräftigen, einheitlichen Gestalt des wiederbefreiten Vaterlandes verlangt. Sie ward dem deutschen Volke versagt, und zwar, was das Traurigste, nicht durch Fremde, sondern durch die eigenen Angehörigen, durch die süddeutschen Rheinbundsfürsten und das mit ihnen in geheimem Bunde stehende Oesterreich. Zum Schmerze aller wahren Patrioten erhielt Deutschland eine Verfassung, welche weder die gerechten Ansprüche auf ein gesetzlich geordnetes Maß vernünftiger Freiheit, noch auch die ebenso dringenden auf eine straffere Zusammenfassung der deutschen Kräfte nach außen befriedigte.

Aber auch dafür war der künftige Rächer und Retter bereits geboren. Derselbe, jetzt noch in den Windeln liegende Knabe, dem von der Vorsehung die hohe patriotische Aufgabe zugebach ist, Deutschland nach außen groß zu machen und die 1815 wider alles Recht ihm versagte Rückgabe des Raubes Ludwigs XIV. zu erzwingen, derselbe Knabe wird auch dem deutschen Volke die Einheit bringen, die diesem ebenso lange vorenthalten ward und die — wie 1848 der Präsident des deutschen Parlamentes, Heinrich v. Gagern, feierlich aussprach — „das deutsche Volk haben mußte und nicht entbehren konnte“. Freilich wird bis dahin auch noch mehr als ein halbes Jahrhundert vergehen, allein dann wird diese deutsche Einheit und die sie begleitende Macht Deutschlands nach außen mit einem Male fertig aus dem Schooße der Zeit, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter, hervorspringen.

Wenn wir uns in die Seele des zum Jüngling heranreifenden Knaben Bismark versetzen (leider haben wir von den ersten jugendlichen Regungen dieses der Weltgeschichte angehörenden Mannes nur dürftige Nachrichten und sind daher zumeist auf bloße Vermuthungen angewiesen), wenn wir aus dem, was er später war und that, auf diese Zeit seines erwachenden Geistes- und Gemüthslebens zurückschließen dürfen, so möchten wir glauben, daß von den zwei großen nationalen Aufgaben, welche die Vorsehung ihm für seine Zukunft aufbewahrte, der Kräftigung Deutschlands nach außen und der Verbesserung seiner inneren Verfassung im nationalen und volksthümlichen Sinne, jene erstere ihn ungleich früher und stärker gelockt haben wird als diese letztere. Wir hören ihn 1847 im Vereinigten Landtage sein Bedauern darüber aussprechen, daß er 1813—14 noch nicht gelebt habe, daß ihm versagt gewesen sei, an dem großen Kampfe für die Befreiung und Wiederaufrichtung Preußens und Deutschlands sich zu betheiligen. Wir wissen, daß Bismarcks Vorfahren, eine lange Reihe von Geschlechtern herab, sämtlich Soldaten waren und daß mehrere davon gerade in Kämpfen gegen Frankreich bluteten. Wir dürfen daher annehmen, daß schon der reifere Knabe und vollends der angehende Jüngling auf jene so große und doch in ihren Früchten für Deutschland so unergiebige Zeit von

1813 — 15 mit sehr getheilten Gefühlen hingeblickt, daß er wohl öfters im Stillen den Wunsch, wenn nicht gar schon den Vorsatz gehegt haben möge, dem Vaterlande einmal zu einer seiner würdigeren Stellung nach außen, als die es aus jenen blutigen Kriegen dabongetragen, zu verhelfen.

Anderß lagen die Dinge in Bezug auf die innere Gestaltung Deutschlands. Mit bloß militärischen Factoren war hier nichts anzufangen; eine bloß durch das siegreiche Schwert Preußens geschaffene deutsche Einheit war nicht wohl denkbar. Hier mußten vielmehr auch ideale Hebel in Bewegung gesetzt, der lebendige Geist des Volkes mußte zur Mitwirkung herangezogen, das nationale Moment mußte durch das liberale verstärkt und unterstützt werden. Das hatte schon der große Freiherr vom Stein erkannt, und hatte deshalb in seinen Plan einer deutschen Bundesverfassung (der leider ein Plan blieb) als nothwendige Bestandtheile einer solchen einen Reichstag, ein Reichsgericht zum Schutze der Unterthanen gegen Willkür, endlich die Forderung zeitgemäßer Verfassungen in allen Einzelstaaten mit einem gewissen geringsten Maße ständischer Rechte aufgenommen. Sogar eine nachhaltige Macht des Einzelstaates schien ihm nicht möglich ohne eine freie Entwicklung der Volkskraft im Innern; darum hatte er durch seine genialen Reformen in den Agrarverhältnissen, im Gewerbe- und Gemeinwesen eine Wiedererhebung Preußens nach der furchtbaren Katastrophe von Jena angebahnt, und, wie die Erfahrung von 1813 zeigte, mit glücklichstem Erfolge.

Dem Knaben Bismarck lag wohl von Haus ein solcher Ideentreis ziemlich fern. Er gehörte durch seine Geburt einem Stande an, der damals seiner Mehrzahl nach und mit seltenen Ausnahmen (wie eben der Freiherr vom Stein) den liberalen Regungen der Zeit fremd, wo nicht feindlich gegenüberstand, der gerade durch die Stein'schen Reformen, die ja freilich seine Interessen besonders unsanft berührt hatten, noch mehr nach rechts gedrängt worden war. In der Familie Bismarck's herrschten von lange her die Ueberlieferungen des streng monarchisch-militärischen preußischen Staates. Nur die Mutter Bismarck's, die aus einer bürgerlichen Familie stammte (ihr Vorfahr war der gelehrte Dr. Mendon in Leipzig, der Freund Leibnizens), soll freiere Ansichten gehegt haben. Die erste Erziehung des jungen Otto von Bismarck war nicht dazu angethan, jenes angestammte Standesbewußtsein in ihm zu mildern und den Knaben mit anderen Anschauungen zu befreunden. In der Plamann'schen Erziehungsanstalt zu Berlin, welcher er zuerst übergeben ward und wo er bis zu seinem 12. Jahre verblieb, scheint eine etwas aufdringliche Bildungsmethode im Geiste Jahn'schen „Deutsch- und Volksthum“ geherrscht zu haben. Hier sowohl wie auch auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium ebendasselbst, auf welches der Knabe später überging, mögen einzelne Lehrer geflissentlich den „Junker“ in ihm herausgefordert und gereizt haben. Etwas Schroffes lag eigentlich in der von Haus aus sanften Natur des Knaben nicht. Der eine seiner Lehrer, Herr Bonnell, in dessen Hause der junge Otto eine Zeit lang in Pension

lebte, rühmt dessen zutrauliche Anhänglichkeit an sich und seine Gattin und dessen warmen Familiensinn.

Auf der Universität Göttingen, die Bismarck 1832 bezog, kam er, als Mitglied des Corps der Hannoveraner, jedenfalls mit dem jungen hannoverschen Adel in nähere Berührung, der nicht im Geruch liberaler Ansichten stand. Der frische politische Hauch, der 1830, in Folge der französischen Julirevolution, einen großen Theil von Deutschland ergriffen hatte, war an Preußen nahezu spurlos vorübergegangen und daher natürlich auch dem jungen Bismarck fern geblieben; in Göttingen aber, welches seiner Zeit sehr tief in die Strudel dieser Bewegung hineingezogen worden war, mochte wohl, als Bismarck dahin kam, gerade ein starker Rückschlag jenes Hauches, der für Stadt und Universität manche bittere Nachwehen gehabt hatte, sich fühlbar machen.

An eine ernstere Geistesarbeit, die seine Ideen von Staat und Gesellschaft hätte abklären und vertiefen können, dachte damals der Jüngling Bismarck noch nicht; sein überkräftiges Naturell tobte sich vorläufig noch aus in einem lustigen, auch wohl etwas wilden Studentenleben. In den Collegien ward er wenig oder nicht gesehen, desto häufiger auf dem Fectboden und auf der Mensur. Achtundzwanzig Duelle suchte er während seiner drei akademischen Jahre aus und ging aus allen (wie er noch 1870 mit Befriedigung erzählte) unverletzt hervor. Das war eine gute Schule des Muthes, der Geistesgegenwart und der Gewandtheit, Eigenschaften, die er, in's Geistige übertragen, in seiner späteren staatsmännischen Laufbahn in hohem Grade bewährt hat; es war auch eine nützliche Ausarbeitung seines Körpers, der sich allmählich zu jener Redenhastigkeit und jener Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse ausbildete, die wir noch jetzt an ihm bewundern, während, als Bismarck nach Göttingen kam, er (seinem eigenen Ausspruch nach) „dünn wie eine Stricknadel“ war. So viel ist sicher — und wir dürfen uns dessen freuen — „von des Gedankens Blässe angekränkt“ ist dieser Mann nie gewesen: Thatkraft, frische, auch wohl übermüthige Thatkraft war von früh an das Element, in dem allein er sich wohl fühlte. Die Energie seiner Willenskraft hatte er schon einmal als Knabe bewiesen, indem er, um von dem Lehrer des Französischen loszukommen, der ihm unsympathisch war, in kürzester Zeit englisch lernte; jetzt bethätigte er solche auf's Neue, da er durch rastlosen Privatfleiß, unterstützt von seinen trefflichen Naturanlagen, in kürzester Zeit nachholte, was er während seiner Studienzzeit versäumt hatte.

Gerade damals, als Bismarck, nach glücklich bestandnem Examen, in den preussischen Staatsdienst eintrat, 1835, hatte sich ein Ereigniß vollzogen, welches der bereinstigen staatsmännischen Wirksamkeit des gereisten Mannes, soweit sie auf die Einigung Deutschlands gerichtet sein würde, bedeutungsvoll vorarbeitete. 1834 war der preussisch-deutsche Zollverein in's Leben getreten, die erste Etappe einer zukünftigen politischen Gruppierung

der deutschen Mittel- und Kleinstaaten um Preußen, der erste reale Anstoß zur Neubelebung des, nach den Befreiungskriegen allmählich wieder eingeschlummerten, nationalen Gedankens. Die preußische Regierung hatte zwar, völlig in's Fahrwasser des Metternich'schen Systems gerathen, mit einer wahrhaft selbstmörderischen Consequenz alle freieren politischen Regungen in Deutschland zu ersticken gesucht, nicht bedenkend, daß sie dadurch nur im Dienste Oesterreichs arbeite und Preußens ganze Zukunft auf's Spiel setze; allein in wirthschaftlichen Dingen wenigstens hatte sie eine richtigere Bahn eingeschlagen. Schon 1828 hatte sie die beiden Hessen und Anhalt für einen Zollverein mit Preußen gewonnen und so von den östlichen zu den westlichen Provinzen ihres Staates eine Brücke geschlagen. 1833 war ihr das Größere gelungen, auch Sachsen, Baiern, Württemberg, die thüringischen Staaten u. s. w. zum Anschluß an den Zollverein zu bewegen, so daß dieser nun (von Oesterreich abgesehen) den allergrößten Theil Deutschlands (7714 Quadratmeilen mit 23 Millionen Einwohnern) umfaßte. Das sicherste Zeichen der Wichtigkeit dieses Vorganges war die Beunruhigung, welche das Ausland, insbesondere die beiden größten handeltreibenden Nationen, Franzosen und Engländer, darüber empfanden. Auch die bedeutsame politische Perspective dieser, zunächst freilich nur wirthschaftlichen Einigung von 23 Millionen Deutschen entging den weitersehenden Politikern nicht. „Kaiser von Deutschland ist dormalen der deutsche Zollverein,“ schrieb damals ein deutscher Tageschriftsteller, Friedrich Giehne, und ein französischer, der berühmte Nationalökonom Michel Chevalier, sprach geradezu von der „Wiederherstellung der Einheit Deutschlands“, die durch den Zollverein angebahnt sei, und fügte die wahrhaft prophetischen Worte hinzu: „Das ist eine Thatfache von solcher Bedeutung, daß, wenn sie vollständiger wäre, sogleich ein neuer Schwerpunkt des europäischen Gleichgewichts daraus erfolgen würde.“

Ob der Mann, der berufen war, diese „vollständigere“ Thatfache zu schaffen, die wirthschaftliche Einigung des nicht-österreichischen Deutschlands durch die politische zu krönen, und damit den „Schwerpunkt des europäischen Gleichgewichts“ nach Deutschland zu verlegen, — ob der jugendliche Bismarck damals von diesem wichtigen Ereigniß Notiz genommen, ob er dessen Wichtigkeit geahnt hat, darüber wissen wir nichts. Vor der Hand begann er seine Thätigkeit als preußischer Staatsdiener in der bescheidenen Stellung eines „Auscultators beim Berliner Stadtgericht“, mit der Verhörung von Angeschuldigten, die bisweilen durch ihre Ungebührlichkeiten sein heißes Temperament dermaßen reizten, daß er ihnen drohte, sie zur Thür hinauszumerfen und, da der vorsitzende Stadtgerichtsrath ihn bedeutete, daß das seine, des Rath's, Sache sei, sich dahin corrigirte, „er werde sie durch den Herrn Stadtgerichtsrath hinauswerfen lassen.“

So viel zeigte sich bald, daß ein Bismarck nicht aus dem Holze geschnitzt sei, aus dem die Bureaukraten gewöhnlichen Schlages bestehen.

Den Uebermuth von Vorgesetzten, die ihn seine Abhängigkeit in drückender Weise fühlen ließen, konnte er nicht ertragen. Er nahm bald seinen Abschied.

Seine Mutter, die, wie es heißt, schon früh den Ehrgeiz des begabten Knaben zu wecken gesucht hatte, scheint mit richtigem Blick seine eigentliche Bestimmung erkannt zu haben; sie wollte, er solle sich der Diplomatie widmen. Sonderbar, daß Bismarck niemals eine regelmäßige diplomatische Schule durchgemacht hat. Als 1851 König Friedrich Wilhelm IV. ihn zu einer diplomatischen Stellung berief, geschah dies fast zu Bismarcks eigener Ueberaschung und nur auf Grund seiner vorausgegangenen hervorragenden politisch-parlamentarischen Thätigkeit.

Aber, obgleich er keinerlei eigentliche Lehrzeit auf diesem so dornenvollen Gebiete hinter sich hatte, zeigte er doch vom Anbeginn seiner diplomatischen Laufbahn an sofort den Meister und stieß ebenso durch die Sicherheit wie durch die Ruhe und Besonnenheit seines Auftretens selbst Veteranen dieses Fachs Achtung und Bewunderung ein. Hätte daran, daß Bismarck ein geborener Diplomat sei, noch ein Zweifel bestehen können, so müßte er schwinden Angesichts der Enthüllungen, welche über Bismarcks Thätigkeit als preussischer Bundesstagsgesandter das Poschinger'sche Buch: „Preußen im Bundesstage 1851—59“ in so dankenswerther Weise gebracht hat.

Aber freilich ist Bismarck kein Diplomat der alten Schule, und vielleicht war gerade das der Grund, weshalb er als junger Mann keine Neigung zeigte, bei einem dieser alten Diplomaten in die Lehre zu gehen. Sein praktischer Instinct mochte ihn ahnen lassen, daß mit den kleinlichen Kniffen und Pfiffen, mit denen damals noch vorzugsweise die Diplomatie operirte, große, bleibende, für die Völker und die Staaten heilsame Erfolge nicht zu erzielen seien, daß das Geheimniß dieser Erfolge ganz wo anders liege, als in solchen kleinen Mitteln der Ueberlistung, darin nämlich, daß der Vertreter eines Staates immer nur das wolle, was dem Geiste der Zeit und seiner Nation angemessen, was naturgemäß, was in dem allgemeinen Gange der Weltgeschichte mit einer gewissen Nothwendigkeit begründet ist, daß er dazu sich offen bekenne und daran mit eiserner Zähigkeit festhalte.

Die Stellung, welche die preussische Diplomatie in den 30er Jahren einnahm, war auch wenig dazu angethan, einen jungen feurigen Geist in ihre Bahnen zu locken. Wie die innere Politik Preußens von Oesterreich, so war die auswärtige von Oesterreich und Rußland abhängig und sie spielte dabei immer eine untergeordnete, bisweilen sogar eine etwas zweideutige Rolle. Dies Alles mag es erklären, warum Bismarck, trotz jenes Wunsches der von ihm hochverehrten Mutter (die ihm übrigens 1839 durch den Tod entziffen ward), statt seine Kräfte einem, ihm anscheinend so wenig Befriedigung verheißenden Berufe zu widmen, es vorzog, sie in der Verwaltung der eigenen Familiengüter zu verwerthen, welche, durch ungünstige

Umstände heruntergekommen, einer starken und sorgsamten Hand zu bedürfen schienen. Seine Thätigkeit im Staatsdienste hat sich daher damals, neben der kurzen Probezeit im Justizfache in Berlin (1835), auf eine eben so kurze in der Verwaltung, zuerst (1836) bei der Regierung zu Aachen, dann (1837) bei der zu Potsdam, beschränkt, woneben er 1838 seiner Pflicht als Einjährig-Freiwilliger genügte. Das Jahr in Aachen scheint wieder ein rechtes Brausejahr für Bismarck gewesen zu sein. Insbesondere mag ihn damals der grüne Fisch in Wiesbaden und Ems wohl öfters angelockt haben, was ihm dann manche, noch lange nachwirkende, Verlegenheiten zuzog. Darauf scheinen wenigstens die Worte hinzudeuten, die er 1851 als glücklicher Gatte an seine Gemahlin schrieb:

„Vorgestern war ich in Wiesbaden und habe mit einem Gefühl von Wehmuth und altkluger Weisheit die Stätte früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbrauchte und schale Reigen zurückließ.“ Nun, dieser so fromme und so patriotische Wunsch ist, dem Himmel Dank, zu Bismarcks und zu Deutschlands Heil vollauf in Erfüllung gegangen.

Gänzlich unsruchtbar war bei Alledem jener Aufenthalt in Aachen für Bismarcks künftige Bestimmung wohl nicht. Wie wir erfahren, verkehrte er dort viel mit Angehörigen anderer Nationen, Engländern, Franzosen, Belgiern, durchstreifte auch in deren Gesellschaft die benachbarten Theile Belgiens und Frankreichs, jedenfalls nicht, ohne mancherlei nützliche Beobachtungen über Land und Leute, öffentliche Einrichtungen, wirtschaftliche und sociale Verhältnisse zu machen, wie wir denn überhaupt annehmen dürfen, daß Bismarck mit seiner scharfen Beobachtungs- und Combinationsgabe gar Vieles von Dem, was andere Menschen mühsam aus Büchern lernen, schneller und besser aus der ersten Quelle, dem Leben, geschöpft hat.

In jenem Jahre 1837, welches Bismarck in der Rheinprovinz verlebte, begann eben dort eine Bewegung, welche, gleich dem Zollverein, nur freilich in ganz anderem Sinne, eine wichtige Rolle in Bismarcks zukünftiger staatsmännischer Laufbahn spielen sollte. Es war das Vorpiel zu jenem „Culturkampfe“, der 33 Jahre später zum Ausbruch kam.

Bis in die 30er Jahre war das Verhältniß des Staates zur katholischen Kirche und umgekehrt in Preußen sowohl als in den anderen deutschen Staaten im Allgemeinen ein friedliches und befriedigendes gewesen. Männer wie der Freiherr von Wessenberg in Baden, der Freiherr Spiegel zum Desenberg in der Rheinprovinz, der Graf Sebnitzky in Schlesien hatten, an der Spitze großer geistlicher Sprengel als Erzbischöfe oder Bischöfe stehend, gegenüber sowohl den weltlichen Gewalten als der protestantischen Bevölkerung eine verständige und gemäßigte Praxis in Anwendung der Lehren ihrer Kirche befolgt und so den kirchlichen Frieden aufrechterhalten. Von Seiten der Regierungen war diese friedliebende Haltung des hohen katholischen Clerus

dankebar anerkannt und im gleichen Sinne erwidert worden. Dies ward anders, als man von Rom aus, namentlich seit Gregor XVI. (1831), die Zügel schärfer anzog, das gemäßigte und tolerante Verfahren der deutschen Bischöfe mißbilligte und, im Geiste des absolutesten Papismus und Ultramontanismus, durch strenge Decrete die kirchliche Praxis, zumal in dem streitigen Punkte der gemischten Ehen, zu einer überall vollkommen gleichmäßigen und zwar wesentlich geschärften zu gestalten suchte. In Folge dessen entstanden in der Rheinprovinz jene Reibungen mit dem durchaus ultramontan gesinnten Nachfolger des milden Spiegel zum Desenberg, dem Erzbischof Droste zu Vischering, welche zuletzt zur gewaltsamen Wegführung des Erzbischofs auf die Festung Minden führten, und ähnliche Vorgänge wiederholten sich in der Provinz Posen.

Durch den bald darauf (1840) erfolgten Thronwechsel in Preußen wurden damals diese Conflictte beseitigt, da der neue König, Friedrich Wilhelm VI., hierin einer anderen Politik huldigte als sein Vater. Seitdem steigerte die römisch-katholische Kirche ihre Ansprüche und verschärfte ihr System fort und fort, bis sie zuletzt — in der auf dem Concil von 1870 verkündigten absoluten Unfehlbarkeit (Infallibilität) des Papstes, sowie in den vorausgegangenen Kundgebungen gegen Wissenschaft, Presse, Industrie u. s. w. in der Encyclica und dem Syllabus — sowohl den weltlichen Gewalten (wofern sie sich nicht ihrer unbedingten Autorität unterwürfen) als auch der ganzen modernen Cultur den Krieg erklärte.

Diese weitgehenden Consequenzen des damaligen „Bischöfsstreites“ lagen indessen zur Zeit noch im Schooße der Zukunft verhüllt. Vor der Hand traten andere, direct politische Ereignisse in den Vordergrund, welche das Interesse des deutschen und ganz besonders des preussischen Volkes in Anspruch nahmen.

Frankreich, durch das gemeinsame Vorgehen der anderen vier Großmächte gegen seinen Günstling, den Vicelkönig von Aegypten (in dessen Streit mit dem Sultan), aufs Höchste gereizt, bedrohte Deutschland und allernächst Preußen mit Krieg. Gleichzeitig war durch den Tod des alten Königs Friedrich Wilhelm III. die lange zurückgehaltene Bewegung der Geister in Preußen und theilweise auch im übrigen Deutschland entfesselt worden.

Gerade damals war Bismarck mit der Wiederaufbesserung der herabgelommenen väterlichen Güter lebhaft beschäftigt; er widmete diesem Unternehmen seine ganze Kraft und eine Umsicht, die sich bald durch gute Erfolge belohnt sah. Er wird daher in dieser Zeit dem öffentlichen Leben wohl ziemlich fern geblieben sein. Der Besuch Berlins in Gesellschaft seines Waters 1840 zur Huldigungsfeier, sowie die (von seinem Biographen Hahn bei dem Jahre 1843 verzeichnete) „Arbeit bei der Regierung zu Potsdam“ haben diese ländliche Zurückgezogenheit wohl nur sehr vorübergehend unterbrochen. Das ihm durch das Vertrauen seiner Standesgenossen übertragene Mandat zum Abgeordneten für den pommerschen Provinziallandtag (das



Rittergut Kniephof, das er damals vom Vater übernommen hatte, liegt in Pommern) gab er bald wieder zurück; es läßt sich denken, wie wenig seinen lebhaften Geist diese in engste Grenzen eingeschlossene provinzialständische Thätigkeit befriedigen mochte. Die Wahl zum Landrath wußte er ebenfalls von sich abzuwenden.

Noch einmal begann jetzt für Bismarck — inmitten seines einsamen Landlebens auf Kniephof — eine etwas wilde Zeit. Es scheint, als ob, nachdem die Gutsverwaltung durch ihn wieder in flotten Gang gebracht war, seine Thakraft daran kein Genüge mehr gefunden und ihren Ueberfluß auf andere Weise habe austoben wollen. Mit Spiel und Banquetten daheim oder in der Nachbarschaft, mit halbscherischen Parforceritten (in diese Zeit mögen wohl meist jene „fünfzig Stürze vom oder mit dem Pferde,“ fallen, von denen Bismarck in späteren Jahren mit einer gewissen Genugthuung darüber, daß er bei Alledem heil geblieben, erzählte) und mit allerhand sonstigem Spud trieb er es so arg, daß die ganze Umgegend nur von dem „tollen Bismarck“ sprach und Viele ihn wohl verloren gaben.

Und doch war dieses überschäumende Wesen Bismarcks bereits in einer Umbildung und Vertiefung begriffen. Wir hören, daß er seine flotten Zechgenossen nicht selten mit Gesprächen über Politik „sträflich langweilte“; daß er ganze Sendungen von Büchern sich kommen ließ, geschichtlichen, philosophischen, theologischen; daß er anfang, selbst ernsteren Männern zu „imponiren“, so daß diese „das Gefühl hatten, aus diesem brausenden Most werde sich mit der Zeit ein großer und starker Wein abklären“. Wir hören auch, daß Bismarck damals öfters mitten aus seinem tollen Treiben heraus in eine Art von „Melancholie“ verfiel. Omnes ingeniosi melancholici (alle genialen Leute neigen zur Melancholie) ist ein alter Spruch. Von Goethe wissen wir, daß er in seiner brausenden Jugend zwischen ausgelassenen und trüben Stimmungen wechselte. Wir sehen jetzt, daß solche melancholische Anwandlungen auch so durch und durch realistischen Naturen, wie die Bismarcks von jeher war, nicht erspart bleiben. Es ist das immer ein sicheres Zeichen, daß ein großer und ernster Schaffensdrang in den Tiefen eines bedeutend angelegten Charakters wühlt und sich an's Licht hervorarbeiten will.

Die Reisen, die Bismarck in eben dieser Zeit nach Frankreich und England machte, werden dazu beigetragen haben (vielleicht sogar von ihm zu dem Zwecke unternommen worden sein), die sich vorbereitende Abklärung seines Innern zu vollenden und seine Kenntniß fremder Länder zu bereichern. Es ist bekannt, welche staunenswerthe Vertrautheit mit den Vorgängen und Einrichtungen in anderen Ländern, ebenso wie mit dem Gange der Geschichte, der alten und neuen, Bismarck in seinen parlamentarischen Reden oftmals entwickelt hat.

Was uns am Schwersten zu glauben fällt, ist, was angeblich ein Genosse Bismarcks aus jener Zeit versichert hat: nach seiner Ansicht sei Bismarck

damals „ziemlich liberal“ gewesen. Bei seinem ersten öffentlichen Auftreten wenigstens ist davon Nichts zu spüren.

Inzwischen war man von mehreren Seiten auf Bismarck als einen praktischen, thatkräftigen, dabei ideenreichen Mann aufmerksam geworden. Sogar von einer Berufung nach Ostpreußen als königlicher Commissar zur Leitung der dortigen Meliorationsarbeiten war die Rede. Die Kreisstände wählten ihn zum Deichhauptmann, und er nahm die Stelle an, die ihm zwar keinen Gehalt, wohl aber eine weitreichende gemeinnützige Thätigkeit versprach. Auch in den Provinziallandtag nahm er nun wieder eine Wahl an, diesmal in den sächsischen, da er nach des Vaters Tode (1845) das Stammgut Schönhausen in der Provinz Sachsen übernommen hatte. Als Mitglied dieses Landtags erschien er sodann in dem 1847, vom König berufenen, „Vereinigten Landtag“, der ersten Gesamtvertretung des preussischen Volkes.

Zuvor lernen wir ihn noch von einer anderen Seite kennen und lieben, als zärtlichen Bruder und Vatten. Die Briefe Bismarcks an seine um 12 Jahre jüngere Schwester Malvine (die „Arnimin“, wie er sie öfters scherzend nennt, seitdem sie 1849 einen Herrn von Arnim-Pröschendorff geheirathet) sind wahre Perlen theils liebenswürdigster Gemüthlichkeit, theils frischesten Humors. Ganz kurz vor dem Beginn seiner [größer]en parlamentarischen Thätigkeit vermählte sich Bismarck mit dem Fräulein Johanna von Puttkamer.

Wie beglückt Bismarck in diesem Verhältniß sich fühlt, „obschon“, ja vielleicht gerade weil seine Gemahlin, wie er öfters scherzend erwähnt, eigentlich von der leidigen Politik am liebsten gar nichts hören möchte, das bekunden die Briefe an seine „Johanna“, wahrhaft rührende Zeugen ebenso seiner warmen, ungeheuchelten, aber von jeder falschen Frömmelci weit entfernten Frömmigkeit, als seines tiefen, innigen, echtgermanischen Familienfinnes. So finden sich in einem dieser Briefe die Worte: „Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder, ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dieses Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemd.“ Es ist ein schöner, wohlthuender Anblick, diesen großen Staatsmann, dessen Gedanken die ganze Erde umspannen, mit so wahrhaft kindlicher Freude jedesmal aus diesen Weiten in den trauten Kreis der Seinen und an seinen häuslichen Herd zurückkehren zu sehen.

Mit dem Vereinigten Landtage von 1847 beginnt die öffentliche Wirksamkeit Bismarcks. Jetzt wird es sich zeigen, ob der künftige Schöpfer des deutschen Reichs sich bereits zu den Anschauungen hindurchgearbeitet hat, welche darin zum Ausdruck kommen müssen.

Von diesem ersten Vereinigten Landtag (der Volksmund begrüßte ihn sogleich als „ersten Reichstag Preußens“) erwarteten preussische und deutsche Patrioten nicht bloß eine ruhige Ueberleitung des preussischen Staates (im

Wege friedlicher Reformen von oben) in die Bahnen einer zeitgemäßen Verfassung, sondern auch, in Folge der dadurch herbeizuführenden größeren Annäherung Preußens an die Mittel- und Kleinstaaten, einen engeren Anschluß dieser letztern an Preußen und damit die Anbahnung des längst ersehnten deutschen Bundesstaates, den Ausbau der durch den Zollverein geschaffenen wirthschaftlichen Einigung dieser Staaten zu einer politisch-nationalen.

Was Bismarck betrifft, so stand er solchen Ideen damals noch gänzlich fern. Er war ein entschiedener Gegner aller auf Erweiterung des Patentes vom 3. Februar 1847 gestellten Anträge. Er wollte die weitere Ausbildung der durch dieses Patent geschaffenen neuen Zustände lediglich der königlichen Initiative anheimgegeben wissen. Unter anderen Verhältnissen hätte diese Ansicht gewiß ihre große Berechtigung gehabt, denn, wie Bismarck schlagend ausführte, es mußte im In- und Auslande einen günstigeren Eindruck machen, wenn die Krone selbst, ohne jedes Drängen von außen, das für Volk und Land Nothwendige freiwillig gab. Nur aber waren die allgemeinen Zeitumstände eben damals von der Art, daß eine rasche Ausführung dessen, was doch kommen mußte, geboten, jede Zögerung gefährlich schien. Die rings an den Grenzen Deutschlands bereits hochfluthende Bewegung legte die Besorgniß nahe, daß plötzlich auch Deutschland in diese Bewegung hineingerissen werden möchte, bevor der König, schwankend und zögernd, wie er seiner Natur nach war, zur rechten Zeit das Rechte gethan haben würde. Diese Besorgniß ging leider nur zu bald in Erfüllung. Am 18. März 1848 gewährte man dann einer ungerichteten Bewegung aus dem Volke heraus, was man den wohlgemeinten Bitten der gesetzlichen Vertreter eben dieses Volkes versagt hatte.

Gegenüber dieser 1848er-Bewegung und den ihr gemachten Zugeständnissen blieb Bismarck — mit achtungswerther Festigkeit — seinem früheren Standpunkte getreu. In der Adreßdebatte des zweiten Vereinigten Landtages (der das Wahlgesetz für die Versammlung zur Vereinbarung einer neuen Verfassung mit der Krone beraten sollte) erklärte er: zwar acceptire er das Geschehene, aber „nicht freiwillig, sondern durch den Drang der Umstände getrieben;“ und „er bedaure, die Vergangenheit nicht wieder erwecken zu können, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen“.

Mit derselben unerschütterlichen Festigkeit widersprach Bismarck sowohl in der preussischen Zweiten Kammer von 1849 als im Erfurter Parlament von 1850 der Herstellung eines Deutschen Bundesstaates auf parlamentarischer Grundlage und mit Ausschluß Oesterreichs. Weder mit der vom Frankfurter Parlament beschlossenen Reichsverfassung, noch mit der von der preussischen Regierung ausgegangenen sogenannten Unionsverfassung konnte er von seinem specifisch preussischen (oder, wie er selbst es ironisch nannte, „stodpreussischen“) Standpunkte sich befreunden. Ja, er ging so weit, die Preisgebung Kurhessens, Schleswig-Holsteins und der Union in der bekannten Ulmüher Uebereinkunft nicht bloß in Schutz zu nehmen, sondern als einen

Act weiser Politik zu rühmen. So weit entfernt war damals Bismarck noch von Dem, was er später mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft betrieb, so festgewurzelt in Ansichten, zu deren directem Gegentheil er sich später bekannte! Er selbst hat niemals geleugnet, daß zwischen seinen früheren und seinen späteren politischen Anschauungen ein tiefer Gegensatz bestehe; er hat sich dessen gerühmt, und mit gutem Recht, daß er niemals ein starrer „Doctrinär“, sondern stets „entwickelungsfähig“, neuen Erfahrungen und dadurch zu gewinnenden besseren Ueberzeugungen zugänglich gewesen sei. Er ist — und darin beruht wesentlich seine Größe als Staatsmann — ein „Realpolitiker“ vom Scheitel bis zur Zehe; er ist ferner vor allen Dingen Patriot; als solcher fragt er immer in erster Linie: „Was frommt dem Vaterlande, der Nation?“ und richtet danach sein Verfahren ein, unbekümmert darum, ob man ihm vorwerfen könne, seine Ansichten gewechselt zu haben. Sein Ziel ist unverrückbar immer dasselbe: „das Wohl des Volkes und die Größe des Reichs;“ was aber die Wege zu diesem Ziele betrifft, so wählt er jedesmal den, der ihm im Augenblicke der richtigste und sicherste scheint.

Er selbst hat wiederholt diese seine Denk- und Handlungsweise mit scharfen Worten gekennzeichnet. So sagte er 1871 zu den französischen Unterhändlern, als diese aus Furcht, inconsequent zu erscheinen, ihr Vaterland noch längeren Kriegesnöthen, ohne die mindeste Hoffnung, damit etwas für dasselbe zu erreichen, preisgeben wollten:

„Consequent sein in der Politik wird häufig zum Fehler, zu Eigensinn und Selbstwilligkeit. Man muß sich nach den Thatsachen, nach der Lage der Dinge, nach den Möglichkeiten ummodelln, mit den Verhältnissen rechnen, seinem Vaterlande nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen, die oft Vorurtheile sind. Als ich zuerst in die Politik eingetreten, als grüner junger Mensch, habe ich sehr andere Ansichten und Ziele gehabt, als jetzt, ich habe mich aber geändert, mir es überlegt und dann mich nicht gescheut, meine Wünsche theilweise oder auch ganz den Bedürfnissen des Tages zu opfern, um zu nützen. Man muß dem Vaterlande nicht seine Reigungen und Wünsche aufdrängen; man muß dem Vaterlande dienen, nicht es beherrschen wollen; auch für das genialste Individuum giebt es ein Höheres, dem es sich unterzuordnen hat, das ist der Gedanke der Pflicht und der Verantwortlichkeit vor Gott und seinem Gewissen.“

Und im Reichstag von 1881 (am 24. Februar) äußerte er: „Ich gehöre nicht zu denen, die je im Leben geglaubt haben, sie könnten nichts mehr lernen, und wenn mir Einer sagt: ‚vor 20 Jahren waren Sie gleicher Meinung mit mir, heut habe ich dieselbe Meinung und Sie haben eine entgegengesetzte,‘ so antworte ich ihm: ‚Ja, so klug, wie Sie heut sind, war ich vor 20 Jahren auch; heut bin ich klüger, ich habe in den zwanzig Jahren gelernt.‘“ „Für mich,“ fuhr er fort, „hat immer nur ein einziger Polarstern, nach dem ich steure, bestanden, salus publica (das allgemeine Wohl). Doctrinär bin ich in meinem Leben nicht gewesen; alle Systeme,

durch welche sich die Parteien getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie; in erster Linie kommt die Nation, ihre Stellung nach außen, ihre Selbstständigkeit, ihre Organisation in der Weise, daß wir als große Nation in der Welt frei athmen können. In den Parteienfragen kann ich zum Nutzen des Landes dem Einen oder dem Andern näher treten — die Doctrin gebe ich außerordentlich wohlfeil.“

Als Bismarck zuerst in's öffentliche Leben eingriff, 1847—1850, hielt er es für seine Pflicht, gegen das nach seiner Ansicht schädliche Umsichgreifen liberaler Ideen anzukämpfen, zumal in der höchst bedrohlichen Gestalt, wie in Berlin 1848 das ultrademokratische Element sich geltend machte. Und weil die nationalen Bestrebungen der Jahre 1848 und 1849 mit solchen liberalen Ideen verquicht waren, wurde er auch gegen diese eingenommen, abgesehen davon, daß er, als ein getreuer Anhänger des Bestehenden, auch das Verhältniß Preußens zu Oesterreich und den maßgebenden Einfluß des letzteren in Deutschland wie etwas Selbstverständliches und nicht Anzutaftendes betrachtete.

Bekanntlich ward Frankfurt a. M., der Sitz des weiland Bundestages, das Damaskus, wo aus dem Saulus Bismarck ein Paulus ward, und österreichische Diplomaten waren es, die aus ihm, einem warmen Freunde Oesterreichs, zwar nicht einen Gegner dieses Staates selbst, wohl aber einen Gegner der falschen Stellung Oesterreichs in und zu Deutschland machten. Von da an wächst und wächst die Gestalt Bismarcks fort und fort. Wie der Riese Antäus immer neue Kraft schöpfte aus der Berührung mit seiner Mutter, der Erde, so Bismarck als Staatsmann durch die Befreundung mit der nationalen Idee.

Schon sehr bald sehen wir ihn im Bundestage der Sache Schleswig-Holsteins und Kurhessens ein Interesse zuzuwenden, welches sehr erfreulich absieht von den harten Worten, die er 1850 in der preußischen Zweiten Kammer über die Verfassungspartei in Hessen und über den Kampf der Schleswig-Holsteiner für ihr gutes Recht ausgesprochen. 1858 drückt er in einem Briefe an einen Ungenannten die Ueberzeugung aus, daß, um den Zollverein lebensfähig zu machen, man ihm parlamentarische Formen geben, ein „Zollparlament“ errichten müsse. 1859 erblickt er schon in dem Bunde (wo Preußen fortwährend von Oesterreich und seinem Anhange majorisirt werde) eine auf die Längs unerträgliche Fessel, die Preußen bei der ersten günstigen Gelegenheit sprengen, „ein Gebrechen Preußens, das es früher oder später ferro et igni werden heilen müssen“. 1860 vollends ist er zu einem so entschiedenen Anhänger der nationalen Idee geworden, daß ihm selbst das sog. Legimitätsprincip weit zurücktritt gegen des unveräußerliche Recht der Nation auf Einheit und Größe. „Wir kommen dahin,“ schreibt er an einen conservativen Parteigenossen, indem er sich theilweise mißbilligend über das von der conservativen Partei ausgegebene Programm ausspricht, „den ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränitäts-

schwindel der deutschen Fürsten, welche unser Bundesverhältniß als Piedestal benützen, von dem herab sie europäische Macht spielen, zum Schooßkind der conservativen Parteipresse zu machen.“ Und ebenda sagt er: „Ich sehe nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung, sei es im Bunde, sei es in einem Zoll- und Unionsparlament, so zimperlich zurückschrecken.“

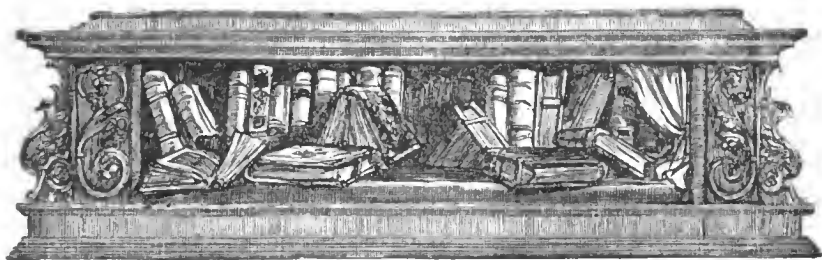
Da haben wir schon ganz den großen nationalen Staatsmann, der, alle Rücksichten bei Seite werfend, gerade auf das von ihm als nothwendig erkannte Ziel losgeht, zugleich den selbstlosen Patrioten, der auf dem Altar des Vaterlandes langgehegte Ansichten und angestammte Vorurtheile opfert.

Wohl kamen dann noch für Bismarck schwere, bittere Zeiten, Zeiten der unlöslichen Mißverständnisse, der Verkennung seiner großen Pläne und der Verleßerung seiner Absichten von der einen, ihrer Anfeindung ebenso von einer ganz entgegengesetzten Seite, Zeiten, wo er fast allein stand mit seiner Politik und wo das ganze Gewicht einer ungeheuern Verantwortlichkeit für einen deutschen Bruderkrieg, dessen Ausgang unberechenbar war, auf ihm lastete, Zeiten, wo er mit Recht von sich sagen konnte, daß er der „bestverleumdete Mann“ in Deutschland sei. Aber nie verließ ihn sein Muth, sein Vertrauen zu sich selbst und zu der Sache, die er vertrat. Und in diesem Vertrauen sprach er jenes prophetische, damals von Vielen mit lautem Hohn aufgenommene Wort: „Es wird noch eine Zeit kommen, wo ich der populärste Mann in Deutschland bin.“

Diese Zeit ist schon längst gekommen: der Name Bismarck's ist ein so populärer, wie es in Deutschland wenige noch gegeben hat. Daß dem so ist, das werden sicherlich zahllose Kundgebungen zur Feier seines 70jährigen Geburtstages, das wird der Ausfall der durch ganz Deutschland in Angriff genommenen Sammlungen für eine „Bismarck-Spende“ unwiderleglich bezeugen.

Wöchte es aber bei solchen Kundgebungen nicht bewenden! Wöchte doch von diesem Tage an die deutsche Nation einig und ungetheilt, in allen ihren Schichten, hinter ihrem Reichskanzler stehen und durch das Gewicht ihrer Einmüthigkeit die großen Pläne, die er zu ihrem Besten betreibt, unterstützen! Wöchten von ihm Alle lernen, das Interesse des Ganzen über das Interesse der Partei zu stellen und selbst liebgewordene Ansichten opfern wo es jenes Interesse gilt! Dann nur wird Deutschland seines großen Staatsmannes werth sein.





## Helene Jung.

Erzählung

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

**V**on dem neuen Trauerspiele „Elsa“, das in der letzten Februarwoche des Jahres 1880 zum ersten Male auf der Bühne des Königl. Schauspielhauses gegeben wurde, war in den Zeitungen schon vor der Aufführung viel die Rede gewesen. Es war die zweite dramatische Arbeit eines noch jugendlichen Schriftstellers, der durch den unerwartet großen Erfolg seines Erstlingswerks die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Man war gespannt darauf, wie nun dem jungen Dichter der Sprung aus der mittelalterlichen Vergangenheit, in der seine erste Tragödie gespielt hatte, in das Leben unserer Gegenwart, in dem sich die Handlung des neuen Dramas bewegte, gelingen würde. Es kam noch dazu, daß in der Hauptrolle, als „Elsa“, eine bekannte, sehr schöne Künstlerin, die man mit erheblichen Opfern einem andern Hoftheater abspänstig gemacht hatte, zum ersten Male vor das Berliner Publikum treten sollte.

So war denn das große Haus am entscheidenden Abend bis auf den letzten Platz mit einer erwartungsvollen und überwiegend sympathisch gesinnten Zuhörerschaft besetzt.

Während der Autor in starker Erregung an der rechten Langseite der Coulissen auf- und abschrift und sich durch einen Blick auf die Uhr überzeugte, daß nur noch eine Minute an 7 fehlte; während sich die im ersten Aufzuge beschäftigten Künstler auf der Bühne selbst versammelten, ihre Masken und Garderoben gegenseitig musterten und sich dem prüfenden Blicke des Directors darboten, der sich nebenbei noch mit allerhand Kleinig-

leiten besaßte, an der Tischdecke zupfte, einen Stuhl rückte, ein Album etwas mehr nach vorn schob; und der Inspicient durch das Guckloch im Vorhang in den Zuschauerraum blickte, wogte seltsam ein gedämpftes Rauschen und Summen durch die Reihen des Parkets und der Logen. Bekannte begrüßten sich; man machte seinen Nachbarn aufmerksam auf diese oder jene hauptstädtische Verühmtheit, die man im Saale erspäht hatte; man tauschte kritische Bemerkungen über das mehr oder minder vortheilhafte Aussehen der jungen Frau von so und so und der strahlenden Frau Commerzienrätthin so und so.

In der der Bühne nächstliegenden Proskeniumsloge, unter der Privatloge des Kaisers, unterhielten sich lebhaft die Frau eines Botschafters und eine vielgenannte junge russische Fürstin mit einem hohen Offizier, der in voller Gala soeben die Kaiserliche Tafel verlassen hatte, über die erstaunliche geistige Frische und körperliche Rüstigkeit des hohen Herrn die erfreulichsten Mittheilungen machen und melden konnte, daß auch der Kaiser der Vorstellung beiwohnen werde. Im fast dunkeln Hintergrunde stand Prinz Reinhard von Lohenburg im Gespräche mit dem Kammerherrn Freiherrn von Wulpen. Der Prinz, der während der beiden letzten Jahre große Reisen gemacht, Amerika vom Obern See bis zum Cap Horn und von den östlichen Staaten bis Alaska und Californien durchkreist hatte, war erst kurz vor Weihnachten in die Heimat zurückgekehrt und nun zu einer kürzeren Dienstleistung nach Berlin befohlen.

„Es ist erstaunlich,“ sagte er leise zum Kammerherrn, „wie wenig sich die Physiognomie der Berliner Gesellschaft in der Zeit meiner Abwesenheit verändert hat. Ich spreche nicht nur von den Hofreisen. Ich kenne beinahe alle Welt hier im Hause, wenigstens dem Ansehn nach. Es würde mir vielleicht weniger auffallen, wenn ich inzwischen nicht so viel und so ganz Anderes gesehen hätte . . . aber halt!“ sagte der Prinz mit etwas veränderter Stimme, während er das Glas vor die Augen nahm, „da ist Jemand, den ich noch nicht gesehen habe . . . Sehen Sie, Baron, die beiden Damen, die sich jetzt durch die zweite Parketreihe zwingen . . . da, rechts . . . die erste ist sehr brünett, die andere hat blondes Haar . . . ich meine die Brünette . . . jetzt setzen sie sich, gerade zwischen zwei Kahlköpfen . . . da, in der zweiten Reihe . . .“

„Ich sehe schon, Durchlaucht,“ antwortete Wulpen, der gleichfalls mit dem Opernglase bewaffnet den Weisungen des Prinzen gefolgt war.

„Nun, kennen Sie die Damen?“

„Ich glaube nicht.“

„Die Dunkle ist aber bildhübsch! Die sollte man eigentlich kennen.“

„Bildhübsch?“ wiederholte Wulpen lächelnd. „Das ist vielleicht etwas zu freundlich geurtheilt. Aber interessant sieht die Dame aus, das ist wahr! Sehr interessant! Und wenn man genauer hinsieht . . .“



Der Kammerherr vollendete den Satz nicht, denn in demselben Augenblicke erklang der Anschlag der Glocke, und gleich darauf rauschte der Vorhang in die Höhe. Der Prinz ließ sich dadurch in seiner Beobachtung nicht stören. Unter dem Schutze des Halbdunkels der Loge betrachtete er unverwandt die junge Dame, die seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Erbprinz Reinhard von Lohenburg, der einzige Sohn des Fürsten Erich von Lohenburg und der ein Jahr nach seiner Geburt verstorbenen Fürstin Charlotte, einer Prinzessin aus einem regierenden sächsischen Fürstenhause, war der erklärte Liebling des Berliner Hofes und auch in anderen Kreisen der hauptstädtischen Gesellschaft, namentlich in denen der Gelehrten und Künstler, wegen seiner bedeutenden Gaben, seines tüchtigen Wissens, seiner frischen Lustigkeit und der anspruchslosen Liebenswürdigkeit in seinem Wesen allgemein geschätzt. Er hatte sich die Vortheile seiner Geburt und der ausgezeichneten Erziehung, die er genossen, ernsthaft zu Nutzen gemacht. Nicht blos Studirens halber hatte er sich in Bonn und Heidelberg aufgehalten; er hatte wirklich etwas gelernt, ohne sich darum seinen Verpflichtungen auf der Corpstheipe der „Preußen“ und auf der Mensur zu entziehen. Er hatte sich am Tage von Mars La Tour bei dem berühmten Todesritze das Eiserne Kreuz in Wahrheit verdient und war am Morgen nach der Schlacht zum Premier-Lieutenant befördert worden. Bei Le Bourget hatte ihn eine Chassepotkugel gestreift und ihm den oberen Theil der rechten Ohrmuschel weggerissen. Seine Regimentskameraden nannten ihn deshalb bisweilen „Prinz Malchus“. Er hatte einige Wochen in Gonesse liegen müssen und war noch nicht ganz ausgeheilt, als er wieder zu seinem Regimente stieß, um mit diesem gemeinsam nach Deutschland zurückzulehren. Ein Jahr darauf hatte er Aſien bereist und nach seiner Rückkehr über das Ergebnis dieser Reise ein ungemein anziehendes Buch veröffentlicht, das wegen der Wahrhaftigkeit und Anschaulichkeit der Schilderungen Aufsehen machte, von den befugten Richtern mit Auszeichnung behandelt und von wissenschaftlichen Autoritäten sogar als Quelle angeführt wurde. Seitdem lebte der Prinz, von kleineren Ausflügen abgesehen, abwechselnd auf dem väterlichen Schlosse und in Berlin, eben bis zu dem Augenblicke, da er seine große amerikanische Reise angetreten, die ihn zwei Jahre lang von der Heimat entfernt hatte; er war jetzt damit beschäftigt, die Erfahrungen und Erlebnisse während dieser zwei Jahre in einem neuen Werke niederzulegen. Indessen erschien es fraglich, ob Prinz Reinhard dazu kommen werde, sein Vorhaben auszuführen. Denn gerade in den letzten Wochen war wieder einmal, wie schon mehrfach bei früheren Anlässen, davon gemunkelt worden, daß er zu „etwas Besonderem“ ausersehen sei. Wenn in der That irgendwo auf dem Erdenrunde, im Sande der Tropen, auf einer gebirgigen Halbinsel oder sonstwo für einen wenig verlockenden ledigen Thron nach einem geeigneten Herrscher gefahndet wurde, so wurde mit einer gewissen Regelmäßigkeit der Name des Prinzen Reinhard von Lohenburg genannt. Es waren auch früher schon

mit seiner Familie und ihm ernsthafte Unterhandlungen gepflogen worden; sie waren aber gescheitert, weil Reinhard's Ehrgeiz nicht darüber hinausging, in seinem Vaterlande an bescheidenerer Stelle ein nützlicher Mann zu sein.

Reinhard war sehr groß — er maß nahezu sechs Fuß — und sehr kräftig gebaut. Er war stark wie ein Athlet. Auf seine Körperkräfte war er etwas eitel, und es machte ihm sichtlich Freude, wenn sich zufällig die Gelegenheit bot, dieselben zu zeigen. Auf dem breiten runden Halse saß ein kluger, männlicher Kopf, mit großen, offenen, leuchtenden Augen, hoher Stirne, gerader Nase, scharf gezeichneten Lippen und nach den Schönheitsbegriffen unverhältnißmäßig starkem Kinn, das dem Gesicht einen eigenthümlichen Ausdruck von Entschlossenheit und Willenskraft gab. Um die Verstümmelung des rechten Ohres zu verdecken, trug er das Haar etwas länger als vorschriftsmäßig. Seine knappe Uniform als Major der Garde-Manen kleidete ihn gut. Die ganze Erscheinung hatte etwas Frisches, Schneidiges, Männliches.

Das Stück schien im ersten Aufzuge lebhaft zu interessiren. Der Aufbau war sehr geschickt. Der Prinz folgte der Exposition aber ziemlich zerstreut. Die dunkle Dame in der zweiten Reihe des Parkets beschäftigte ihn offenbar mehr als der Familienconflict, der sich auf den Brettern zu bilden begann. Ihm war so, als sei er den Helden der Bühnenhandlung schon irgendwo begegnet, als kenne er die Verhältnisse, die da ausgebreitet wurden, als habe er das Alles so ähnlich schon früher einmal gesehen, gehört oder gelesen. Mehr aus Artigkeit als aus Ueberzeugung stimmte er in den Beifall, der sich nach dem ersten Fallen des Vorhangs erhob, ein. Die beiden Damen in der Loge waren im hohen Grade erbaunt, namentlich die Botschafterin fand die Sprache „ganz superb“. Reinhard war viel zu bequem, um sich auf eine kritische Auseinandersetzung einzulassen, und stimmte höflich zu, um sich an der Unterhaltung nicht weiter betheiligen zu brauchen.

Er betrachtete noch immer die dunkle Dame. Sie hatte sich, während sich die Reihen um sie lichteten und auf den Corridoren die ästhetischen Werthschätzungen unternommen wurden, nicht vom Plaze erhoben und saß unbeweglich neben ihrer blonden Nachbarin, mit der sie kein Wort sprach. Man hätte daran zweifeln können, ob die Weiden überhaupt zusammen gehörten, wenn nicht einmal die Blonde, als sich die brünette Dame wie suchend umblickte, sich schnell gebückt, dienstfertig den zu Boden gefallenen Fächer aufgehoben und ihn mit einer gewissen Untwürdigkeit der Nachbarin gereicht hätte.

Freiherr von Wulpen, der in verschiedenen Logen Besuche abgestattet hatte, kam gegen Ende des Zwischenactes wieder und berichtete, daß seine Bemühungen, über die interessante Dame irgendetwas zu erfahren, vergeblich geblieben wären. Es mußte offenbar eine Fremde sein. Wulpen hatte einen jungen Offizier von den Gardes du Corps, der Vortänzer bei Hofe

war, gefragt, einen Geheimen Commerzienrath, in dessen Hause „tout Berlin“ verkehrte, einen transatlantischen Altachs, der in jedem Hause von Berlin W. Karten abgab und zu jeder Gesellschaft eingeladen wurde, und endlich den Localredacteur eines vielgelesenen Blattes — die Dame erfreute sich der allseitigen Unbekanntheit.

Währenddem hatten sich die Reihen wieder gefüllt, und der Vorhang hob sich zum zweiten Male. Die Theilnahme des Publikums steigerte sich. In diesem zweiten Act verdüsterte sich die Stimmung erheblich, und die Verhältnisse ballten sich verhängnißvoll zusammen: Elsa, die als Erzieherin in das Haus eines älteren livländischen Barons eingetreten ist, wird von diesem leidenschaftlich geliebt und erwidert diese strafbare Leidenschaft trotz der herzlichen Freundschaft, die sie für ihren Zögling, die sechszehnjährige Tochter des Barons, fühlt und trotz der Verehrung, die sie der stummen Dulderin, der Gattin, entgegenbringt. Die beiden Schlußscenen dieses Aufzugs — das Zwiesgespräch zwischen der Baronin und ihrem Manne, in dem diese die völlige Entfremdung, das Ende ihres häuslichen Glücks mit unheimlichem Schrecken wahrnehmen muß; und die herzerreißende Beichte Elsas, die hinter sich die Entehrung und vor sich die Schande sieht, und die sich verzweiflungsvoll zu Füßen der unglücklichen Frau wirft, deren Vertrauen sie getäuscht, deren Glück sie vernichtet hat, — diese beiden Scenen übten eine tiefergreifende Wirkung, und der Erfolg des Dramas schien entschieden zu sein.

Langsam leerte sich diesmal das Parket. Im Zuschauerraume war es stiller als gewöhnlich. Um so lebhafter ging es auf den Corridoren zu. Jrgend jemand hatte das Wort „Plagiat“ hingeworfen, und verdächtigende, böshafte Worte sind bei solchen Gelegenheiten immer geflügelt. Mißgunst und Neid hatten auf dies Wort wie auf eine Losung gewartet. Die naive Ergriffenheit schämte sich nachträglich, daß sie sich aus Unkenntniß in's Garn hatte locken lassen. Die Stimmung war wie umgeschlagen — Niemand vermochte recht zu sagen, weshalb. Der Eine und der Andere erinnerte sich dunkel, daß ihm Mancherlei, was er eben gehört hatte, schon einmal gesagt worden sei. Dieser Baron, diese Erzieherin, diese duldbende Frau, diese nichtsahnende Tochter — und die ganze Umgebung: dieser einsame, von dichten Waldungen umschlossene Herrensitz — was war es doch nur? Das hatte man doch schon gelesen. In einem französischen Romane? Oder hatte man es schon gesehen? In einem französischen Drama? Und endigte es nicht tragisch? Mit einem Morde oder Selbstmorde? Was war es nur?

Auf seinen unsichtbaren Schwingen hatte das Gerücht alle Räume des Hauses durchflogen.

Der Prinz war bei Beginn des zweiten Zwischenactes von einem Adjutanten in die Kaiserliche Loge beschieden worden. Auch dahin war es gedrungen. Auch da suchte man vergeblich nach dem Urbilde. Als der Prinz sich verabschieden durfte und beim Beginn des Schlußactes wieder in seine

Voge trat, bemerkte er auf den ersten Blick, daß die beiden Damen verschmunden waren. Eine Weile tröstete er sich noch mit der Hoffnung, daß sie sich verspätet hätten; aber eine Scene folgte der andern, und die Handlung eilte schon ihrer tragischen Lösung entgegen, ohne daß sein Wunsch sich erfüllte.

Der letzte Aufzug, der durchaus nicht schwächer war als die früheren, brachte das Stück aus schwer aufweisbaren Gründen zu Fall. Die lockende Zwischenactskritik hatte das Band zwischen Bühne und Zuschauerraum gelöst. Die Wirkungen versagten plötzlich. Es wurde unheimlich frostig im Hause. Der an George Sands „Jacques“ erinnernde Schluß, der Selbstmord der Frau, die sich opfermüthig aus dem Wege räumt, um der Verbindung der beiden Liebenden nicht mehr entgegenzustehen, verstimmte tief; und als einige unvorsichtige Freunde des Dichters den schüchternen Versuch machten, Beifall zu klatschen, riefen sie energisch protestirende Zischlaute hervor.

Der Prinz hatte sich nach dem Schlusse der Vorstellung unter allen möglichen Vorwänden am Ausgange zu schaffen gemacht und beobachtete scharf das Publikum, das, die Mängel und Vorzüge des Dramas eifrig discutirend, das Theater verließ. Er wartete, obwohl er ganz gut wußte daß die, die er erwartete, nicht kommen würde. Endlich schloß er sich einigen Bekannten an und speiste mit diesen bei Langlet zu Nacht.

Reinhard dachte in seinem Zimmer noch viel an die dunkle Dame, er dachte auch an das Stück; er war verdrüsslich, daß er die Spur der Unbekannten verloren hatte, und es peinigte ihn, daß er den Weg zu der ihm unbedingt bekannten Quelle des Stückes nicht finden konnte. Er dachte an alle modernen französischen Dramen, die er gesehen, an die Romane, die er gelesen hatte — er fand nicht das, was er suchte.

Der arme Dichter, der das Werk redlichen Bemühens und ernsthaften Könnens plötzlich vernichtet sah, hatte die Freunde, mit denen er sich nach der Aufführung verabredet, im Stich gelassen und ging nachdenklich und traurig in seiner Stube auf und ab, bis der Morgen dämmerte.

\* \* \*

Diesmal griff Reinhard mit besonderem Interesse nach den Morgenblättern. Er hoffte in ihnen den Hinweis auf jene französische Dichtung, der, wie er mit fast allen Besuchern der gestrigen Vorstellung meinte, das deutsche Trauerspiel nachgebildet sei, zu finden; aber er ward zunächst bitter enttäuscht. Die kurzen kritischen Bulletins über die verlorene Schlacht des Dichters waren kaum etwas anderes als eine bestimmte Wiederholung des unbestimmten Zwischenactsgeredes. Die Behauptung, daß das neue Drama ein Plagiat sei, wurde nun mit der Sicherheit einer unbestreitbaren Thatsache aufgestellt. Das Urbild aber wurde nicht genannt. Der Zufall fügte es, daß Reinhard gerade in dem letzten Blatte, das er, des Suchens

müde, kaum mit einem flüchtigen Blicke streifte, daß fand, was er beehrte. Mit großer Aufmerksamkeit las er nun die nachstehende Mittheilung:

„Man hat dem gestern im Kgl. Schauspielhause aufgeführten Trauerspiel ‚Elsa‘ mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß es eine unerlaubte Aneignung einer fremden Dichtung sei. Der Verfasser ist durch eine wahre Begebenheit angeregt worden, die er für seine Zwecke mit dichterischer Freiheit neu gestaltet hat. Wenn unsere schnell lebende Zeit nicht gar so leicht vergäße, wenn nicht eine Schauerthat, die zeitweilig die Welt in Athem hält, der andern auf der Ferse folgte, so würde man jene verbrecherische That, die unter dem Namen ‚Der Gattenmord von Modziny‘ vor etwa fünf Jahren wochenlang mit allen ihren schrecklichen Einzelheiten die Spalten der Blätter füllte, im Gedächtnisse bewahrt haben.“

„Richtig!“ unterbrach Reinhard die Lectüre, wie befreit aufathmend, „das war’s, Modziny! Die Ermordung der Gräfin Modzinska!“ Und er las weiter:

„Wer sich für diesen Proceß besonders interessirt, kann das Genauere im XI. Bande der ‚Sammlung merkwürdiger Criminalgeschichten‘ nachlesen, in dem die Verhandlungen mit großer Vollständigkeit wiedergegeben sind.“

Der Kritiker wandte sich nun zu dem neuen Drama, wies die Verschiedenheiten und Uebereinstimmungen zwischen der Wahrheit und Dichtung auf und analysirte mit wohlwollender Genauigkeit das abgelehnte Trauerspiel. Für diesen Theil des Aufsatzes, für die eigentliche Kritik hatte Reinhard aber keine besondere Theilnahme. Er legte das Blatt bei Seite und ging langsam in seinem Zimmer auf und ab. Er war so froh darüber, aus der peinigenden Ungewißheit befreit zu sein, daß er im ersten Augenblicke daran dachte, dem ihm unbelannten Kritiker ein paar freundliche Zeilen des Dankes für den gegebenen Hinweis zu schreiben. Das eine Wort hatte in der That alle Einzelheiten des Processes Modzinski wieder in ihm aufgefrischt, der seine Familie und ihn selbst zur Zeit um so mehr aufgeregt hatte, als die Verwandtschaft seiner Mutter in die polnische Aristokratie hineinragte, und auch die von ihrem Gatten ermordete Gräfin Modzinska mit seiner Mutter, wenn auch nur weiltäufig, verwandt gewesen war. Und Alles das hatte seinem Gedächtniß entschwinden können! Zu seiner Entschuldigung sagte er sich, daß nach einem zwar nicht ertheilten, aber doch allseitig beachteten Lösungsworte der Name Modzinski in den Kreisen, in denen er lebte, nie wieder ausgesprochen worden war.

Reinhard hatte keine Zeit, darüber lange nachzudenken. Er hatte einige Pflichtbesuche zu machen. Das Wetter war sonnig und klar. Er hatte, um nicht beständig grüßen und danken zu müssen, Civilkleider angelegt und machte sich auf den Weg. An der Thür lehrte er noch einmal um, nahm die Zeitung, durchflog dieselbe, legte sie wieder bei Seite und sagte, als wolle er es sich einprägen, halbblaut vor sich: „Erster Band; Sammlung merkwürdiger Criminalgeschichten.“ Er ging vom Kaiserhof, wo

er während seines Berliner Aufenthaltes zu wohnen pflegte, langsam die Wilhelmstraße entlang, kehrte beinahe in jedes Haus ein, um sich einzuschreiben oder seine Karten abzugeben, und wandte sich dann, an den Linden angelangt, dem Schlosse zu. Die Linden waren um diese Mittagsstunde und bei der freundlichen Witterung sehr belebt. Er sah diesen und jenen Bekannten, mit dem er einige alltägliche Worte der Begrüßung wechselte, er sah Unbekannte, die ihm aus irgend welchem Grunde aufstieten, er blieb vor den Schauläden stehen und dachte nicht mehr an die Geschichte, die sich ihm in Folge der Zeitungsnotiz wieder vergegenwärtigt hatte. Aber die Erinnerung an die dunkle Dame des Vorabends trat ihm immer und immer wieder vor die Seele; ja, wenn er ganz aufrichtig war, mußte er sich gestehen, daß er den Gedanken überhaupt nicht los geworden war. Verschiedene Male meinte er auch die Gesichte in Damen wiederzuerkennen, die mit dieser nicht die entfernteste Ähnlichkeit hatten.

Der Prinz war an einem Bücherladen stehen geblieben und hatte ziemlich gedankenlos die Titel der jüngst erschienenen Romane gelesen; da fiel ihm plötzlich etwas ein. Er trat nun entschlossen in den Laden.

„Haben Sie den ersten Band der ‚Sammlung merkwürdiger Criminalgeschichten?‘“ fragte er den Gehülfsen.

„Ich glaube wohl, daß wir den Band auf Lager haben; wenn Sie einen Augenblick warten wollen . . .“

Der Gehülfe begab sich in den dunklen, dem Hofe zu gelegenen Nebenraum, der auch in dieser hellen Mittagsstunde von einer Gasflamme nur mäßig beleuchtet wurde, kletterte da auf eine hohe Leiter und suchte nach dem verlangten Buche. Währenddem schlug Reinhard das eine und andere der auf dem Schautische ausgelegten Prachtwerke auf und sah sich die Holzschnitte an. Er hörte, wie die Ladenthür geöffnet und geschlossen wurde, und ein anderer Kunde in den Laden trat, der von einem zweiten Gehülfsen abgefertigt wurde.

„Ich möchte den ersten Band der ‚Sammlung merkwürdiger Criminalgeschichten‘ haben,“ sagte eine weibliche Stimme.

Der Prinz klappte das illustrierte Werk zu und wandte sich schnell um.

„Er wird wohl vorrätzig sein,“ antwortete der Gehülfe. „Ich will gleich einmal nachsehen. Bitte, einen Augenblick warten zu wollen.“

Mit diesen Worten begab sich auch der zweite Gehülfe in den dunklen Lagerraum, und zwischen den beiden Kollegen entwickelte sich im dunklen Nebenzimmer ein mit halblauter Stimme geführtzes Gespräch.

Die Bewegung des Prinzen war eine so plötzliche gewesen, und sein Gesicht hatte die starke und freudige Ueberraschung, die sich seiner bemächtigt hatte, so ehrlich ausgedrückt, daß es der Dame unmöglich hatte entgehen können. Denn jetzt hatte er sich nicht getäuscht. Die, die er suchte, stand vor ihm. Sie blickte nun auch etwas erstaunt und besangen, aber nicht unfreundlich auf. In ihren merkwürdig großen braunen Augen war etwas

wie eine Bitte um Aufklärung zu lesen. Reinhard verstand das auch sofort, und unwillkürlich zog er den Hut und verbeugte sich höflich grüßend. Bei ihrem artigen und weise bemessenen Danke schien sich die Dame zu einer gewissen Ausdruckslosigkeit zu zwingen.

„Entschuldigen Sie, meine Gnädige,“ begann der Prinz, „daß ich mir als Ihnen völlig Fremder die Freiheit nehme, Sie zu grüßen und anzusprechen. Sie haben mein Erstaunen bemerken müssen; ich möchte Sie um die Erlaubniß bitten, Ihnen den Grund meiner Ueberraschung zu sagen.“

Sie schwieg in einer Weise, die zum Weitersprechen aufforderte.

„Wenn ich originell wirken wollte,“ fuhr Reinhard fort, „so könnte ich unsere Bekanntschaft mit der geistreichen Frage einleiten, ob Sie an Vorbestimmungen, Fügungen, Schickungen und wie man es sonst nennen mag, glauben? Aber ich habe nicht das Recht, zu fragen und eine Antwort zu erwarten. Sie dürfen im Gegentheil von mir eine Aufklärung beanspruchen. Nun denn, da ist sie: Ich habe Sie gestern im Theater gesehen, gerade in diesem Augenblick dachte ich zufällig sehr lebhaft an Sie — ich brauche also nicht hinzuzusetzen, daß gerade in diesem Augenblick der Wunsch, durch einen freundlichen Zufall mit Ihnen irgendwo zusammengeführt zu werden, besonders rege in mir war — da treten Sie ein, da stehen Sie vor mir und verlangen dasselbe Buch, das ich eben verlangt habe! Das ist geradezu unheimlich! Und ich erzähle Ihnen keine Fabel. Das Buch, das der Gehülfe mir gleich bringen wird, wird die Wahrheit meiner Worte erweisen. Und Sie waren doch gestern im Theater?“

„Jawohl!“ sagte die Dame, die während der Rede des Prinzen einen sehr anmuthigen freundlichen Ausdruck angenommen hatte.

„Mit einer etwas kleineren blonden Dame, in der zweiten Parquetreihe.“

„Jawohl!“

„Und Sie haben das Haus nach dem zweiten Aufzuge verlassen?“

„Auch das,“ erwiderte die Dame, der das harmlose Verhör offenbar Spaß machte.

„Und Sie sind durch die Zeitung auf das Buch, das Sie kaufen wollen, aufmerksam gemacht worden, gerade wie ich? Ist das nicht unheimlich?“

„Es ist merkwürdig,“ milderte sie.

„Viel mehr als merkwürdig!“ sagte der Prinz mit heiterer Bestimmtheit. „Es ist unheimlich! Verlassen Sie sich darauf! Sie können ja nicht ahnen, was Alles vorhergegangen ist. Denn Sie haben mich nicht sehen können. Ich aber habe Sie gesehen, ich habe Sie mit einer Ausdauer betrachtet, die nur unter dem Schutze des Dunkels der Lage statthaft war. Ich habe mich bei aller Welt nach Ihnen erkundigt, Niemand hat mir Bescheid geben können. Ich hätte mich am Ende gar zu einer indiscreten Nachforschung verleiten lassen, wenn Sie mir durch Ihr unerwartet frühes Verschwinden nicht die Möglichkeit dazu abgeschnitten hätten. Und nun können

Sie sich vorstellen, meine Gnädige, wie Ihr plötzliches Erscheinen auf mich wirken muß.“

„Wenn das Alles so ist, wie Sie sagen . . .“

„Es ist so!“ fiel Reinhard ein.

„Nun, dann freue ich mich, daß ich Ihnen frühzeitig in der Wirklichkeit begegnet bin; denn sonst hätte Ihre Phantasie aus der Unbekannten am Ende ein sonderbares, geheimnißvolles, romanhaftes Wesen gebildet, und Sie wären später, wenn wir uns zufällig doch irgendwo kennen gelernt hätten, von der einfachen Wahrheit bitter enttäuscht worden.“

Der erste Gehülfe brachte in diesem Augenblicke das Buch, das der Prinz bezahlte und an sich nahm; unmittelbar darauf kam der Andere mit dem Bescheide, daß kein zweites Exemplar mehr vorhanden sei. Die Dame war sehr verstimmt darüber.

„Ich will es sogleich aus Leipzig verschreiben, dann können wir es übermorgen schon hier haben.“

„Übermorgen! — Das ist noch lange hin! Ich möchte das Buch gleich haben. Und wenn Sie nach Leipzig telegraphiren?“

„Dann könnten wir es schon morgen früh hier haben.“

„Also bitte, telegraphiren Sie! Hier ist meine Karte!“

Sie wandte sich zum Gehen. Der Prinz, der sich wieder mit den Prachtwerken zu schaffen gemacht hatte, verließ gleichzeitig mit ihr den Laden.

„Sie werden mir doch hoffentlich gestatten, Ihnen das Buch zu leihen?“ sagte er, während sie auf die Straße traten.

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, aber ich möchte Sie nicht berauben und bis morgen kann ich mich schon gedulden.“

„Aber ich bitte Sie gehorsamst, mir die Freude, Ihnen eine kleine Gefälligkeit zu erweisen, nicht zu versagen. Sie werden doch meine Kriegslust errathen. Ich will von Ihnen die Genehmigung erbitten, das Buch selbst abzuholen und mich den Ihrigen vorzustellen. Ich will also bei der Gelegenheit in ganz harmloser Weise erfahren, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen. Ist es sehr indiscret?“

„Durchaus nicht,“ versetzte die Dame mit großer Natürlichkeit. Sie waren inzwischen über den breiten Fußweg gegangen, an dessen Saume eine Droschke hielt. Der Prinz hatte ihr das Buch gereicht, und während er ihr beim Einsteigen behülflich war, sagte sie: „Ich wohne bei einer Verwandten, Majorin von Zettwitz, in der Ahornstraße — Sie wissen wahrscheinlich gar nicht, wo das ist? hinter dem Lützowplatz — in der zweiten Villa. Die Straße hat bis jetzt nur zwei Villen. Sie werden es schon finden . . .“

„Ich werde es finden! Und wann darf ich der Frau Majorin von Zettwitz — der Name ist mir wohl bekannt — meine Aufwartung machen?“

„Wann es Ihnen beliebt.“



„Ich meine, bis wann werden Sie das Buch gelesen haben?“

„Ich lese es gleich, heute noch.“

„Also morgen Mittag?“

„Gut, morgen Mittag.“

„Sie gestatten mir wohl, daß ich mich gleich vorstelle: Prinz Lohenburg.“ Reinhard murmelte den Namen in der üblichen unbedeutlichen Weise vor sich hin, so daß die Dame schwerlich erfahren hatte, mit wem sie die sonderbare Unterhaltung führte. „Und nach wem darf ich fragen?“

„Helene Jung,“ antwortete sie. Der Prinz trat grüßend zurück, sie erwiderte den Gruß viel freundlicher als vorher, rief dem Kutscher zu: „Nach der Ahornstraße“, und der Wagen fuhr in mäßiger Geschwindigkeit davon.

\* \* \*

„Helene Jung!“ wiederholte der Prinz, der einen Augenblick stehen geblieben war und dem Wagen nachsah. „Helene Jung! Darauf hätte ich sie nicht taxirt. Helene Jung will eigentlich nicht viel sagen. So könnte jede Andere auch heißen. Der Name paßt so gar nicht zu der Erscheinung, zu dem Wesen der reizenden Person. Und eigentlich passen doch die meisten Namen: Wolfgang Amadeus Mozart, Gotthold Ephraim Lessing, Wolfgang Goethe, Victor Hugo, Emanuel Geibel . . . Das sind doch Namen, bei denen man sich etwas denken kann. ‚Helene Jung‘ sagt mir gar nichts Besonderes. Aber gleichviel, sie ist reizend, sie ist sogar schön, sie zieht sich mit bestem Geschmack an, sie spricht gewandt und mit einer auffallend weichen Stimme, sie ist offenbar gebildet — das ist die Hauptsache. Nein, die Hauptsache ist, daß sie mir erlaubt hat, sie zu besuchen. Weßhalb sollte sie nicht Helene Jung heißen?“

Der Prinz war, während er diese Betrachtungen anstellte, in der allerbesten Laune. Er war dem Zufall dankbar. Er gefiel sich in den vermessenen Zukunftssträumereien. Alltäglich konnte die Geschichte nicht ablaufen, dazu war der Anfang zu ungewöhnlich. Wer mochte diese Helene Jung sein? Eine jede irgendwie herabwürdigende Voraussetzung war aus seinen Muthmaßungen von vornherein ausgeschlossen. Die junge Dame gehörte offenbar den besten gesellschaftlichen Kreisen an. Sie hatte in ihrem ganzen Benehmen jene ruhige Unbefangtheit, die jede anständige Frau wie mit einem unsichtbaren und unüberwindlichen Wall umgiebt. Ihre großen dunklen Augen hatten ihn so mädchenhaft angestrahlt, daß er sich einer jeden Regung, die die Reinheit Helenens angezweifelt hätte, hätte schämen müssen. Aber es war doch sonderbar, daß dieses junge Mädchen, das die Zwanzig eben überschritten haben mochte, ohne Schutz einer älteren Dame, ohne männliche Begleitung in's Schauspielhaus gegangen war, daß sie jetzt wieder ohne Diener Besorgungen machte. War sie etwa trotz ihrer Jugend schon selbstständig? War sie vielleicht Gesellschafterin? Gouvernante? Auch davon

konnte keine Rede sein. Der Prinz hatte geübte Augen für Damentoiletten. Mit dieser kostbaren Einfachheit, mit dieser geradezu raffinierten Unauffälligkeit konnte sich nur eine Weltbabe kleiden, die seit Jahren in den Ateliers der großen Pariser und Londoner Schneider Bescheid weiß und über alle Reckheiten und Willkürlichkeiten der Moden wieder zum Schlichtesten und Anspruchslosesten zurückgekehrt ist. Und er brauchte nur daran zu denken, mit welcher vornehmen Selbstverständlichkeit sie gestern im Theater den Fächer, der ihr entfallen war, aus der Hand ihrer Begleiterin entgegengenommen hatte. Nach einer Künstlerin sah sie erst recht nicht aus. Was mochte es mit dieser Helene Jung nur für eine Verwandniß haben?

Reinhard hatte die Warnung, seiner Phantasie die Zügel nicht schießen zu lassen, schlecht beherzigt. Nun war er wirklich auf dem besten Wege, Helenen mit dem Reize des Eigenthümlichen und Geheimnißvollen zu umgeben. Und sie hatte ihm doch gleich gesagt, daß dazu keine Veranlassung sei, und ihr Name hatte ihre Worte bestätigt. Aber es beschäftigte ihn in angenehmer Weise, während er langsam die Linden entlang ging, und seine Stimmung spiegelte sich in seinen Zügen so deutlich wieder, daß er plötzlich von einem befreundeten Rittmeister bei den Garde du Corps mit den Worten angesprochen wurde:

„Nun, mein Prinz, so aufgeräumt?“

„Ah, lieber Malchin! Wie steht's? Ja, ich bin Gottlob recht vergnügt. Ich plane etwas . . . etwas Angenehmes, wie ich hoffe. Und Sie wissen ja, ein Verdender wird immer dankbar sein. Und was treiben Sie denn?“

„Ich? Ich warte auf einen Krieg.“

„Das ist aber nicht sehr aufregend. Und inzwischen?“

„Inzwischen reite ich, gehe ich, jage, versee meinen Dienst, mache alles mit, was man mitmachen muß, spiele Bézigue zu niedrigen Points und nehme bei dem Hundeleben so bedenklich zu, daß ich nächstens Schweninger gebrauchen muß. Hundert fünfundneunzig Pfund, mein Prinz! Es ist eine Schande! Mit dem Steeple-chase ist's aus! So hat jeder Mensch seine Sorgen. Außerdem liebe ich unglücklich.“

„Ich werde mich hüten zu fragen: wen?“

„Wenn ich's wüßte, würde ich kein Geheimniß daraus machen.“

„Also eine Unbekannte?“

„Natürlich. Der reine schwarze Domino'. Ich habe sie im Theater gesehen.“

Der Prinz wurde ein wenig ernster.

„Ah!“ sagte er, „Also ein wirkliches Abenteuer?“

„Noch nicht. Aber ein sehr nettes Mädchen.“

„Blond oder schwarz?“

„Keins von beiden! Fuchsroth!“

Der Prinz wurde durch diesen Bescheid von einer gewissen leisen Unbehaglichkeit, die ihn wider Willen beschließen hatte, befreit.

„Erzählen Sie doch weiter!“ sagte er gemüthlich.

„Es ist nicht viel weiter zu erzählen. Ich habe sie am Ausgange erwartet, ich bin erröthend ihren Spuren gefolgt und wollte sie fragen, ob ihr das Stück gefallen habe, als sie in einen Omnibus einstieg — in einen ganz ordinären Omnibus, nicht einmal Pferdebahn! Ich war in Uniform und mußte ganz einfältig zusehen, wie der Omnibus mit dem hübschen Mädchen weiterfuhr. Rapdorff wollte wissen, sie sei Blumenmädchen bei Schmidt. Seit vorgestern habe ich mich in dem Laden in Permanenz erklärt, zu allen Tageszeiten bin ich da gewesen — die Sache hat mich ein Vermögen gekostet — acht Bouquets habe ich erstanden — allerdings in bescheidenen Verhältnissen, eigentlich mehr sinnige Sträuße — aber es ist egal, es summt sich . . . ich bin auf einmal in den Ruf eines fabelhaft galanten Courmachers gerathen . . . Die ganze Garnitur der Blumenmädchen habe ich an mir vorüberziehen lassen — von der Rothhaarigen keine Spur.“

„Ich helfe Ihnen gelegentlich suchen . . . Sagen Sie, Malhin,“ fuhr der Prinz in anderem Tone fort. „Sie kennen ja alle Welt! Haben wir jetzt einen Zettwitz in Berlin?“

„Zawohl! Ernst Zettwitz bei den zweiten Dragonern! Mein Todfeind! Hans ist vor Kurzem zu den Wandbecker Husaren gekommen.“

„Mich interessiert für den Augenblick nur der hiesige: Ernst, nicht wahr?“

„Mein Todfeind. Er hat mich gestern wieder im Dézigue erschlagen — von zwölf Partien habe ich richtig drei kleine gewonnen, und er hat mich fünfmal Rubicon gemacht, einmal mit der Kleinigkeit von 83 Points; er hatte natürlich wieder einmal die 4500. Ich kann Sie nur dringend warnen, mit Zettwitz zu spielen.“

„Also trifft man ihn im Club?“

„Natürlich. Da liegt er auf dem Anstand, bis ich komme . . .“

„Werde ich ihn heut da treffen?“

„Ganz sicher. Er will mir Revanche geben. Nun bitte ich Sie, mein Prinz, sehen Sie sich einmal mit an, was Zettwitz unter Revanchegeben versteht! Er geht mit mir um wie mit einem Kadetten.“

„Ich komme also. So etwa um neun, denke ich?“

„Wir essen heute im Club um sechs und bleiben . . . jedenfalls länger!“

„Also auf Wiedersehen, heut Abend!“

„Auf Wiedersehen!“

Reinhard und Baron Ulrich von Malhin drückten sich die Hände. Der Prinz ging nach Hause, um noch einige Briefe zu schreiben und sich für das Diner in Uniform zu werfen, während Malhin, schon unter dem Zwange der Gewohnheit, in den Schmidt'schen Blumenladen trat.

Reinhard war beim Briefschreiben sehr zerstreut. Die Begegnung mit Helene Jung wollte ihm nicht aus dem Kopf.

\*

\*

\*

Das officiële Diner war ziemlich langweilig gewesen, und Reinhard war seelenfroh, als er gegen neun Uhr sich verabschieden und nach dem Club fahren durfte. Gleich im ersten Zimmer fand er Malkin mit hochrothem Kopfe in heftigem Kampfe gegen den jungen Ernst von Zettwitz. Neben den beiden Spielern am Béziquetische saßen noch drei andere Mitglieder des Clubs, die sich mit mäßigen Wetten an dem Spiele beteiligten. Die Beiden, die auf Malkin gewettet hatten, behaupteten, daß er unverantwortliche Fehler mache, während Malkin die tabellose Feinheit seines Spiels mit Eifer verteidigte und beständig wiederholte: es gäbe keinen Zweiten, der vom Pech so verfolgt werde wie er! Mit dem vollen Fly in der Hand, einer quatrième und drei Carreaububen dadurch Rubicon werden, daß er nicht zum Ansagen kommt, und der Gegner sich mit den Damen und Königen herausarbeitet — das sei in den Annalen des Spiels ein unerhörter Fall. Er wiederholte den Satz in allen möglichen Fassungen und mischte mit komischer Wuth die Karten, während der blonde Zettwitz ruhig an den Klappen abdirte: „Elf und sieben, achtzehn. Partie von siebenundzwanzig.“ In dem Augenblicke begrüßte Reinhard die Herren. Zettwitz, ein hagerer, langer, junger Lieutenant mit flachblondem, schlichtem, an den Schädel fest angeklammertem Haar, einem dünnen, fast weißen Schnurrbart, schmaler langer Nase und lebhaften hellblauen Augen, der beinahe zehn Jahre jünger war als der Prinz, erhob sich, schlug die Hacken zusammen und neigte den Kopf mit militärisch ehrerbietiger Subordination.

„Herr von Zettwitz?“ rebete ihn der Prinz an. „Wir haben uns ja lange nicht gesehen. Es muß drei oder vier Jahr her sein. Sie waren eben Lieutenant geworden . . .“

„Zu Befehl, Durchlaucht. Es ist mir eine Ehre, daß Sie sich dessen noch erinnern.“

„Und ich freue mich, Sie zu sehen. Ich möchte von Ihnen eine Auskunft erbitten . . . nachher, wenn Sie mit dem Spielen fertig sind.“

„Ich stehe sofort zur Verfügung, Durchlaucht. Razborff, der an meiner Partie beteiligt ist, springt für mich ein.“

„Das ist eine Idee!“ rief Malkin, der noch immer mischte. „Dieser Zettwitz hat wieder eine Beine! Habe ich's Ihnen nicht vorher gesagt. mein Prinz?“

„Wenn ich die Partie wirklich nicht störe . . .“

„Thun Sie mir die Liebe und nehmen Sie Zettwitz mit! . . . Ich habe den König. Heben Sie ab, Razborff!“

Der Prinz und Ernst von Zettwitz traten in ein leeres Nebenzimmer und nahmen auf niedrigen Sesseln Platz.

„Sind Sie mit der Frau Majorin von Zettwitz in der Hornstraße verwandt?“

„Es ist meine leibliche Tante.“

„Ah! . . . Was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, bleibt unter uns?“ Bettwisch nickte zustimmend. „Dann ist also auch Fräulein Helene Jung, die bei Ihrer Frau Tante jetzt wohnt, mit Ihnen verwandt?“

„Helene Jung? Nein. Den Namen kenne ich gar nicht.“

„So?“ sagte der Prinz ein wenig erstaunt. „Dann bin ich also falsch unterrichtet. Es hat mich . . .“ er stockte einen Augenblick, „es hat mich Niemand gebeten, einen Auftrag an Fräulein Helene Jung auszurichten, den ich nicht ohne Weiteres übernehmen möchte. Ich habe mich unter der Hand erkundigt und zufällig gehört, daß die Dame bei einer ihrer Verwandten, Frau von Bettwisch wohne . . . Es scheint also ein Irrthum zu sein.“

„Offenbar! Ich habe keine Verwandte, die Jung heißt . . . Aber halt, da fällt mir etwas ein! Es wäre doch möglich, daß die Dame bei meiner Tante wohnt. Seit dem Tode meines Onkels ist die erste Etage der Villa, die nicht mehr benutzt wird, öfter vermietet worden, an ausländische Familien, die sich einige Zeit hier aufhalten wollen und das Hötelleben scheuen. Mir ist dunkel erinnerlich, als hätte mir meine Tante bei meinem letzten Besuche, vor etwa vierzehn Tagen, gesagt, daß ein Agent die Wohnung für eine reiche junge Dame und deren Gesellschafterin gemietet habe, ich glaube, für eine Amerikanerin. Das könnte ja Fräulein Jung sein.“

„Wahrscheinlich!“

„Wenn Sie wünschen, mein Prinz, daß ich bei meiner Tante leise anklopfe. . .“

„Bitte, nein,“ sagte der Prinz. „Ich bin nicht berechtigt, irgend einen Dritten hinzuzuziehen.“

„Wie Sie befehlen! Könnte Ihnen vielleicht mit einer Zeile, die Sie bei meiner Tante einführt, gedient sein?“

Der Prinz besann sich einen Augenblick.

„Ich bitte darum,“ sagte er dann.

„Das wollen wir gleich besorgen,“ versetzte der blonde Offizier, indem er sich erhob. Er trat an das Stehpult, schrieb einige Worte und überreichte sie dem Prinzen, der dieselben mit höflichstem Danke einsteckte.

„Und nun will ich Sie Ihrer Partie nicht länger entziehen. Nochmals meinen besten Dank für Ihre Gefälligkeit.“

Die Weiden lehrten zum Spieltisch zurück. Malpin hatte gerade eine große Partie gewonnen und protestirte energisch gegen den Wiedereintritt des blonden Dragoners.

\* \* \*

Der folgende Tag war wieder wie ein leuchtender Vorbote des Frühlings. Der Prinz, der sich vorher auf dem Plane über die Lage der Ahornstraße unterrichtet hatte, ging mit der Sicherheit eines alten Generalstäblers seinem Ziele zu. Er befand sich in einer eigenthümlichen Stimmung; das

froh Erwartungsvolle rang in ihm mit einem gewissen Unbehagen. Weshalb hatte ihm Helene etwas gesagt, was nicht richtig war? Weshalb hatte sie sich für eine Verwandte der Majorin ausgegeben? Der Prinz war so streng wahrheitsliebend, daß ihn jede Ungenauigkeit in den Angaben sehr unangenehm berührte. Es hatte ihn gestern Ueberwindung gekostet, dem jungen Zettwitz gegenüber genöthigt zu sein, den Grund seiner Fragen zu verschleiern. Wider seinen Willen stieg in ihm jetzt der Verdacht auf, daß er es mit einer Hochstaplerin zu thun habe, und, so sehr er dagegen auch ankämpfte, er wurde den Verdacht nicht los.

Die Villa der Majorin lag in der einsamen Ahornstraße an der westlichen Bannmeile der Stadt verlassen da. Dahinter dehnte sich das weite, unbebaute, baumlose Feld, das zwischen den Ausläufern der Großstadt und Wilmersdorf liegt. Es waren zwar schon einige Straßen und Plätze geometrisch abgesteckt, aber es waren eben nur sandige, mit überwintertem Unkraut bewachsene Bauplätze, mit geschwärzten und verwitterten Lattenverschlagen. Sie und da, in weiten Entfernungen von einander getrennt, ragten einige wenige kasernenartige Gebäude auf, ganz vereinzelt, die jetzt noch die schmucklosen, fensterreichen Rückseiten mit den kleinen Hofwohnungen ebenso vollständig dem Blicke darboten, wie die mit billigem Stuck überladenen Facaden. Alle diese Fenster glitzerten jetzt von Weitem in der tiefgelben Mittagssonne des Februar. Die geschmackvoll gebaute Villa wich hinter der Straßensucht zurück. Der kleine Vorgarten sah jetzt ziemlich traurig aus.

Der Prinz, der seine Karte hineingeschickt hatte, wurde von der Majorin, einer Frau von etwa fünfzig Jahren, mit freundlichen und vornehmen Zügen, auf der Stelle und mit ausgezeichnete Höflichkeit empfangen. Nachdem ihr Reinhard die einführenden Zeilen ihres Neffen überreicht und wieder mit einer gewissen Ueberwindung die Nothlüge vorgebracht hatte, daß er an Fräulein Jung einen Auftrag auszurichten habe, aber vorher womöglich einiges Nähere, Mittheilbare über die Dame hören möchte, sagte Frau von Zettwitz mit einer gewissen pedantischen Gemessenheit:

„Es thut mir leid, Durchlaucht, Ihren Wünschen nur sehr unvollkommen entsprechen zu können. Vor etwa vierzehn Tagen meldete sich bei mir ein Agent, der schon früher einmal das erste Stockwerk für eine englische Familie gemiethet hatte, und fragte mich, ob die Wohnung auf drei Monate zu haben sei. Eine sehr reiche, junge Amerikanerin reflectirte darauf. Er theilte mir mit, daß die junge Dame mit ihrer Gesellschafterin und ihrer Kammerjose in den nächsten Tagen eintreffen werde. Nachdem ich mich über ihre vollkommene Unerfänglichkeit beruhigt — man muß heutzutage vorsichtig sein; eine meiner Freundinnen hat ahnungslos wochenlang eine Nihilistin bei sich beherbergt — und ihm meine Bedingungen mitgetheilt hatte, bestand er darauf, die Miethé für das Vierteljahr im Voraus zu entrichten, obwohl ich darauf gar keinen Anspruch gemacht hatte.

Einige Tage darauf traf Fräulein Jung mit ihrer Begleitung hier ein. Den Courier, den sie aus Paris mitgebracht hatte, und der ihr hier in den ersten Tagen noch behülflich war — er besorgte für sie einen Beckstein'schen Flügel, er mietete eine Köchin — verabschiedete sie alsdann. Fräulein Jung hat mir am Tage nach ihrer Ankunft ihren Besuch gemacht. Wir haben uns lange und gut unterhalten. Sie ist unzweifelhaft sehr gebildet, sie spielt Klavier wie eine Künstlerin. Nach ihrem ganzen Auftreten zu schließen, muß sie ein großes Vermögen besitzen. Ihre Gesellschafterin, ihre Kammerzose — alles das macht einen guten Eindruck. Es sind ruhige Leute. Fräulein Jung scheint hier gar keine Beziehungen zu haben und keine zu suchen. Sie hat bis jetzt noch keinen Besuch, noch keinen Brief empfangen. Das ist mir sogar etwas auffällig vorgekommen, und ich habe mich gefragt, ob ihr Aufenthalt am Ende nicht doch vielleicht mit irgend einer geheimnißvollen Mission politischer oder anderer Art in Zusammenhang stehe, aber nichts hat diese Annahme bis jetzt bestätigt. Sie geht ziemlich regelmäßig in der Mittagsstunde aus und hat auch einige Mal mit ihrer Gesellschafterin das Theater besucht. Sie hat sich in einigen großen Städten Europas umgesehen, will die andern noch kennen lernen und beabsichtigt im Hochsommer nach Amerika zurückzukehren. Das ist alles, was ich von der Dame weiß, die übrigens auf mich einen durchaus sympathischen Eindruck gemacht hat.“

„Und es genügt mir vollkommen, gnädige Frau!“ versetzte der Prinz. „Ich danke Ihnen gehorsamst für ihre gütigen Mittheilungen, die ich als durchaus vertrauliche betrachte.“

Der Prinz hatte sich erhoben, die Beiden wechselten noch einige höfliche Worte und Reinhard verabschiedete sich. Die Majorin blickte ihm mit klugem Lächeln nach. Die Zeitungen hatten dem Aufenthalt des Prinzen in Berlin wieder einmal eine geheime politische Bedeutung zugeschrieben. Und nun dieser Besuch, dieser mysteriöse „Auftrag“ — kein Zweifel, dahinter steckte etwas! Sicherlich ein Staatsgeheimniß. Vielleicht bereitete sich unter ihrem Dache jetzt ein weltgeschichtliches Ereigniß vor! Nun, auf ihre Verschwiegenheit konnte man sich verlassen. Währenddem stieg Reinhard langsam die Treppe hinauf und zupfte harmlos an seiner Cravatte; vor der Thür räusperte er sich leise und zog dann die Klingel. Gleich darauf öffnete ihm ein junges Mädchen mit einem saubern Häubchen, dem er seine Karte übergab. Sie trug die Karte hinein, kehrte unmittelbar darauf zurück, blieb an der offenen Thür stehen, und sagte mit einer Verbeugung: „Das gnädige Fräulein läßt bitten.“

Als der Prinz eintrat, hatte Helene die Karte noch in der Hand. Sie lächelte ein wenig.

„Durchlaucht! . . . Auf so vornehmen Besuch hatte ich mich gar nicht gefaßt gemacht. Ich hatte Ihren Namen gestern überhört.“

Sie sah in dem dunkelrothen Atlaschafrode mit sehr langer Schleppe

reizend aus. Aus dem schwarzen Spitzentuche, das sie über die Schultern gelegt und auf der Brust verschlungen hatte, ragte der etwas lange, aber wundervoll geformte runde Hals hervor. Jetzt erst wurde ihre größte Schönheit sichtbar: die wahrhaft klassische Form des Kopfes. Sie war sich dieser Schönheit auch wohl bewußt, denn ihre tief schwarzen Haare mit dem leuchtend weißen Scheitel, der bei der mattgelben Opalfarbe des Gesichts um so weißer erschien, war so sichtlich geordnet, daß die runde Linie des Schädels keinerlei Störung erlitt. Das Haar war hinten in einen tief sitzenden einfachen griechischen Knoten geschürzt. Die Stirn war nicht hoch, der Haaransatz bewunderungswürdig, die Nase schmal und geradlinig, der Mund anmuthig und frisch. Unter den starken Frauen blickten die von langen, glänzenden Wimpern umfaßten dunklen Augen etwas schwermüthig. Die ganze Physiognomie, diese tief schwarzen vollen Haare, diese dunklen Augen, dieses merkwürdig schöne Mattgelb der Gesichtsfarbe — das Alles machte einen durchaus südländischen Eindruck. Man würde sie eher für eine Italienerin oder Spanierin, als für eine Deutschamerikanerin gehalten haben. Zu dieser Vorstellung paßte auch die biegsame schlankte Gestalt, paßten die schmalen schlanken Füße mit dem gewölbten Spann und die kleinen Hände. Der Prinz dachte unwillkürlich an die von dem französischen Dichter besungene Andalusierin' „auf Barcelonas Gassen“.

Der Prinz hatte sich ihr gegenüber gesetzt.

„Wissen Sie,“ begann er die Unterhaltung, „womit ich meine Zeit seit unserer Trennung verbracht habe? Ich habe spionirt und habe Alles ausgekundschaftet, was ich über Sie habe erfahren können.“

„Dann werden Sie also schon wissen, daß ich hier nicht bei Verwandten wohne, wie ich gestern sagte, sondern eine Fremde bin. Da ich allein stehe, Sie aber den Wunsch geäußert hatten, meinen Angehörigen vorgestellt zu werden, hätte ich Ihnen erst eine lange Auseinandersetzung geben müssen, und dazu war der Ort nicht geeignet. Sie werden mir das verzeihen und hoffentlich meinen Muth bewundern, daß ich Sie auch ohne verwandtschaftlichen Schutz und sogar ohne Ihren Namen gehört zu haben, ruhig empfangen habe.“

„Die Sitten Ihres Landes sind ja in Bezug auf den Verkehr zwischen jungen Damen und jungen Herren ungleich freier und vernünftiger als die unsrigen.“

„Also Sie wissen auch schon, woher ich komme . . .“

„Ich weiß Alles über Sie!“

„Dann wissen Sie vermuthlich auch nicht viel. Mein Dasein ist, seitdem ich meine Eltern verloren habe, nicht sehr ereignißvoll gewesen. Unsere Begegnung beim Buchhändler, Ihr Besuch — es sind wirklich die einzigen Abenteuer, die ich seit Jahren erlebt habe.“

„Und Sie sind doch so viel in der Welt umhergestreift!“

„Ja! Aber unter den gewöhnlichsten Bedingungen, die man nur denken



kann. Ich habe mir absichtlich keine Empfehlungen nach Europa geben lassen, weil ich eben ganz für mich leben wollte. Ich bin in der Einsamkeit aufgewachsen, bin an die Einsamkeit gewöhnt und fühle mich dabei am wohlsten. Und hier in Europa bin ich grundsätzlich etwas menschenfeindlich.“

„Wieso grundsätzlich?“

„Wozu soll ich Menschen kennen lernen, die mir gleichgültig sind und bleiben, und was würde es mir nützen, wenn mir der Eine oder der Andere nicht gleichgültig bliebe, da ich ihn doch verlassen müßte?“

„Das ist doch ein bißchen egoistisch, mein Fräulein!“ sagte der Prinz. „Sie müssen doch auch daran denken, daß Sie durch Ihre Zurückhaltung Ihre Mitmenschen um die Freude bringen, mit Ihnen zu verkehren. Und es ist auch viel zu extrem, wie ich meine. Die meisten Leute, mit denen wir zusammentreffen, sind uns weder ganz gleichgültig noch so interessant, daß wir einen Schmerz oder auch nur ein tiefes Bedauern empfinden, wenn wir von ihnen scheiden. Ich bin ja auch ziemlich lange in fremder Herren Ländern gewesen, und ich denke mit herzlicher Dankbarkeit an all die zahlreichen Gastfreunde, die mir unterwegs Freundliches erwiesen haben; wäre ich nach Ihrem Systeme gereist, so hätte ich mich sicher nicht halb so gut unterhalten.“

„Sie sind ein Mann, das ist etwas ganz anderes! Sie können sich nach freier Wahl gesellen zu wem Sie wollen. Ich stehe unter dem Zwange meines Geschlechts, meines Alters, meines ledigen Standes. Ich darf also nur den Anschluß an Familien suchen, an junge Frauen, die sich lieber um ihren Haushalt und ihre kleinen Kinder kümmern als um eine Fremde, die ihnen von irgend einem Freunde oder Verwandten empfohlen ist; oder an junge Mädchen, denen auch der Kopf ganz wo anders steht. Und was können sie mir bieten? Sie laden mich zu Tisch oder zum Thee ein, schicken mir ein paar Blumen und begleiten mich zur Bahn. Und was kann ich ihnen bieten? Gar nichts. Ich habe es ja erfahren. Daß ein junges Mädchen allein durch die Welt reist, ist an sich schon etwas Ungewöhnliches, und ich habe jedesmal das Bedürfnis empfunden, das Ungewöhnliche aufzuklären. Das wird aber bald recht ermüdend. Sie selbst sind ja auch neugierig geworden, Sie haben sich gleich nach mir erkundigt und aus den Umständen, daß ich hier allein bin, möglicherweise schon allerlei Schlüsse gezogen, die für mich vielleicht gar nicht schmeichelhaft gewesen sind. Ich lasse Ihnen Zeit, mir zu widersprechen, wenn ich mich täusche . . .“

„Ich schäme mich, Ihnen nicht widersprechen zu können.“

„Sie sind wenigstens aufrichtig!“ fuhr Helene lächelnd fort. „Und da mir an Ihrer guten Meinung gelegen ist, will ich Sie ebenfalls beruhigen.“

„Aber ich bitte Sie!“ fiel der Prinz ein. Er brannte zwar vor Ungebuld, das zu erfahren, was Helene ihm nun sagen wollte, aber er hielt sich doch für verpflichtet, bescheidenen Einspruch zu erheben.

„Ich weiß, nachdem ich Ihre Karte gesehen habe, ganz genau, wer Sie

sind. Ich habe so viel von Ihnen gehört, viel über Sie und sogar auch Einiges von Ihnen gelesen. Da erscheint es mir ganz in der Ordnung, daß auch Sie wissen, mit wem Sie jetzt sprechen. Sie werden staunen, wie einfach die Sachen sind. Ich bin als junges Mädchen, fast noch als Kind mit meinen Eltern nach Amerika gekommen. Mein Vater war ein einziges Kind, väterliche Verwandte habe ich meines Wissens nie besessen. Die beiden Brüder meiner Mutter, deren ich mich kaum erinnere, sind als Junggesellen gestorben. Ich habe also, nachdem ich meine Eltern plötzlich verloren habe — sie sind einer schrecklichen Epidemie erlegen — keinen Verwandten, soviel ich weiß. Es giebt wohl kaum noch einen zweiten, der so vollkommen allein stände wie ich, und ich habe die Traurigkeit dieser Vereinsamung oft bitter genug empfunden. Die vollkommene Freiheit, deren ich mich allerdings erfreue, ist gewiß kein genügender Entgelt dafür. Aber es wird Ihnen natürlich scheinen, daß ich wenigstens diese Freiheit genießen will. Seit meiner Mündigkeit schulde ich keinem Menschen Rechenschaft für das, was ich thue und lasse; ich habe reichlich, was ich brauche. Ich habe Europa, besonders meine deutsche Heimat kennen lernen wollen, ich bin über's Meer gekommen und kehre nach Amerika zurück, wenn ich mein Programm ausgeführt haben werde. Sie sehen also wieder einmal, wie der Schein trügt, und wie gewöhnlich das ungewöhnlich Wirkende in Wahrheit ist.“

„Ich habe Ihnen wirklich Mancherlei abzubitten,“ sagte der Prinz ernst. „In dieser unvollkommenen Welt hat der Schein leider ungefähr dieselbe Wichtigkeit wie das Sein, unter Umständen sogar noch mehr. Sie sollten doch darüber nachsinnen, wie Sie dem in der That so Harmlosen . . .“

„Ich habe darüber nachgedacht. Ich wollte meinen Namen übersetzen, mein Mädchenthum verleugnen und mich als Mrs. Ellen Young in die Fremdenbücher eintragen . . .“

„Das hätten Sie nur thun sollen!“

„Dann würde ich aber in beständige Widersprüche gerathen sein mit meinen Reisedocumenten, mit meinem Checkbuch, mit allerhand Kleinigkeiten — bis auf die Initialen, mit denen mein Gepäck markirt, mein Briefpapier geprägt, meine Wäsche gezeichnet ist; und das hätte mir am Ende wirkliche Verlegenheiten bereitet. Der Name ist fest mit uns verwachsen, und es ist gar nicht so leicht, ihn loszuwerden.“

„Nun, dann sollten Sie ein radikales Mittel ergreifen, um die Freiheit Ihrer Bewegungen selbst nach den Begriffen der engherzigsten Forderungen unserer Gesellschaft vor unliebsamen Deutungen sicher zu stellen!“

„Und das wäre?“

„Sie sollten sich verheirathen!“

Helene schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie sehr ruhig, aber mit einer gewissen kalten Bestimmtheit, die darauf schließen ließ, daß sie die

leicht hingeworfenen Worte des Prinzen nicht angenehm berührt hatten: „Ich werde mich nie verheirathen.“

Reinhard war von dem eigenthümlichen Tone, mit dem Helene gesprochen hatte, und von der plötzlichen Veränderung ihres Gesichtsausdrucks ganz betroffen. Das war nicht eine jener vom Augenblicke eingegebenen bedeutungslosen Aeußerungen, aus denen sich die gewöhnliche Unterhaltung zusammensetzen pflegt, es war der klare Ausspruch des wohlüberlegten, fest gebildeten Willens. Er fühlte ganz deutlich, daß er mit seiner arglosen Bemerkung irgend einen empfindlichen Fleck gestreift hatte, und um über die Verlegenheit schnell hinwegzukommen, versuchte er sich zu einem noch leichteren Tone zu zwingen.

„Ich komme mir vor,“ sagte er lächelnd, „wie jener Oppositionsredner: ich kenne die Gründe der Regierung zwar nicht, aber ich mißbillige sie. Wir thut es jedenfalls leid, daß Sie nicht verheirathet oder verwittwet sind — ich setze jetzt voraus, daß der Selige ein unangenehmer Herr gewesen wäre, dem Sie nicht nachtrauertem. Denn mit Mrs. Ellen Young könnte ich zu jeder Zeit spazieren gehen, fahren, reiten, könnte mit ihr das Theater, den Circus besuchen. . .“

„Und wer verbietet es Ihnen jetzt?“

„Wer?“ wiederholte Reinhard erstaunt. „Nun Sie selbst zum Beispiel.“

„Ich habe Ihnen nichts verboten.“

„Selbst wenn Sie so freundlich, so unborsichtig harmlos wären, es mir zu gestatten, so würde alle Welt es mir untersagen, Hinz und Kunz, die Frau Majorin, ich in eigener Person. . . ich will Sie doch nicht compromittiren! So groß ist Berlin noch nicht, daß es den Verkehr zwischen uns mitansehen könnte, ohne seine boshaften Glossen darüber zu machen.“

„Und die Folge?“ fragte Helene, die wieder freundlich geworden war.

Der Prinz sah sie fragend an, als erwarte er die Antwort von ihr selbst.

„Die Folge ist,“ fuhr Helene fort, „daß wir uns entweder vor der Welt verstecken, oder den Verkehr abbrechen müssen, bevor es dem einen oder dem anderen nahe gehen könnte. Begreifen Sie nun meine unfreiwillige Absperrung?“

„Ich begreife Alles, was sie wollen!“ erwiderte der Prinz mit Wärme, „nur nicht, daß wir ohne Wiedersehen von einander scheiden sollen. Betrachten Sie es nicht als einen Mißbrauch Ihrer großen Liebenswürdigkeit, fassen Sie es noch weniger als eine banale Höflichkeitsloskel auf, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir auf den ersten Blick ungewöhnlich gefallen haben — es klingt so thöricht, wenn man so etwas sagen soll, ohne zu starke Worte zu wählen, — daß ich mit frohem Aberglauben unsere eigenthümliche Begegnung als etwas Glückverheißendes betrachtet habe und nun in unserem Beisammensein wirklich etwas empfinde, — ich ringe wieder mit

dem Ausdrucke, — etwas . . . was ich sonst nicht empfinde. Ich muß mir förmlich Zwang auferlegen, um mir zu vergegenwärtigen, daß wir uns eigentlich noch gar nicht kennen, daß unsere beiderseitige Situation eine gesellschaftlich unzweifelhaft befremdliche ist. Es erscheint mir alles so natürlich, so einfach, so vertraut!“

„Mir auch,“ sagte Helene lächelnd und schlug langsam die Augen nieder.

„Und wir haben Recht, und die Anderen, die Hinz und Kunz und wie sie Alle heißen, haben Unrecht,“ fuhr Reinhard eifrig fort. „Über die Anderen sind in der Mehrheit, und es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als der erdrückenden Uebermacht zu weichen. Nun denn . . . ich habe bisweilen gelesen, — in Dichtungen, in unwahrscheinlichen Romanen — daß sich auf unserer neugierigen Erde, in der es eigentlich nur Glashäuser giebt, obwohl so viel mit Steinen geworfen wird, doch noch irgendwo ein verstoffenes Winkelschen finden ließe, auf dem sich das Glück, das sich gar nicht zu verstecken brauchte, verstecken könne. Wenn wir uns nach so einem entlegenen Flecken umsähen? Vielleicht fänden wir ihn — ganz in der Nähe . . . hier, zum Beispiel . . . in der Hornstraße. Wir könnten, um den Reiz unserer Beziehungen noch zu erhöhen, uns ja einreden, daß wir wirklich etwas zu verbergen hätten. So ein bißchen Romantik würde gar nicht schaden. Wir würden uns begegnen, ohne daß die Welt davon etwas hörte; wir würden uns nach unserer Verabredung an einem dritten Orte treffen, Zeichen des Einverständnisses wechseln, die nur wir zu deuten verstünden, wir allein würden wissen, daß wir nur da sind der Eine wegen des Andern, und die Kurzsichtigkeit der nichts ahnenden Umgebung würde uns belustigen . . . was meinen Sie, Fräulein Helene?“

Es war das erste Mal, daß Reinhard sie beim Vornamen nannte, und er selbst erschrak ein wenig darüber. Auch ihr war diese vertraulichere Ansprache nicht entgangen, aber sie war offenbar nicht davon verlezt. Der freundliche Ausdruck ihres Gesichts veränderte sich nicht, und das anmuthige Lächeln, das ihren kleinen Mund halb geöffnet hatte, wich nicht von ihren Lippen.

„Ich muß mir doch wohl einige Bedenkzeit erbitten,“ antwortete sie nach kurzem Schweigen. „Was Sie da sagen, klingt ja höchst reizvoll, und wozu sollte ich leugnen, daß es mich freuen würde, wenn wir unsere Bekanntschaft fortsetzen könnten? Aber ganz unbedenklich ist es wohl nicht.“

„Gewiß nicht!“ bekräftigte der Prinz. „Sie könnten mich, wenn Sie wollten, mit den Waffen der simpelsten Alltäglichkeit sogleich aus dem Felde schlagen; aber ich rede mir ein, daß Sie nicht zu diesen Waffen greifen werden. Wenn Sie es sich reißlich überlegen, so werden Sie unzweifelhaft Nein sagen; denn so unabhängig Sie auch sein mögen, Sie haben doch gewisse Rücksichten zu nehmen . . . auf Ihre Umgebung, auf Ihre Wirthin, das verstehe ich ja vollkommen. Ich würde ja auch gar nicht so zu Ihnen zu sprechen gewagt haben, wenn nicht der Wunsch, Sie möglichst oft zu

sehen, mich Ihnen nähern, mit Ihnen unbelauscht plaudern zu dürfen, in mir alles Andere überwöge. Es fragt sich nur, ob Sie zugeben, daß es Verhältnisse giebt, unter denen man sich weniger um die Vorschriften der alltäglichen Correctheit als um das zu kümmern hat, was der Drang unseres Herzens gebietet; und wenn Sie sich vor der Möglichkeit, daß wir nun wieder von einander scheiden sollten, als hätten wir uns nie gesehen, nur halb so ängstigten wie ich, dann würden Sie keine **Bedenkzeit** verlangen!"

"Man denn!" sagte Helene freudig entschlossen, „wir wollen es versuchen!"

Willig überließ sie ihm ihre Hand, die er an seine Lippen führte und ehrerbietig küßte.

Sie verabschiedeten sich wie Freunde.

\* \* \*

Unten im Hausflur begegnete Reinhard der Majorin, die im Begriff stand, in die Stadt zu gehen. Reinhard bat um die Erlaubniß, sich ihr auf eine kurze Strecke anschließen zu dürfen. Als sie einige Schritte neben einander hergegangen waren, sagte Reinhard mit einem ganz besonderen Tone:

„Ich muß Sie in's Vertrauen ziehen, gnädige Frau.“

Die Majorin blickte verwundert auf.

„Wundern Sie sich nicht, wenn ich mich jetzt oft, vielleicht sehr oft in Ihrem hübschen Häuschen blicken lasse. Sie verzeihen mir, wenn ich von dem Grunde meiner häufigen Besuche schweige.“

„Sehr natürlich!“ versetzte die Majorin, die es mit Genugthuung erfüllte, daß sie zur Mitwisserin eines augenscheinlich wichtigen Geheimnisses gemacht wurde, und daß sie sich über die mysteriöse Wichtigkeit ihrer Mietherin nicht getäuscht hatte.

„Es wäre mir nun sehr erwünscht,“ fuhr Reinhard fort, „wenn meine Besuche möglichst wenig bemerkt würden.“

„Sehr begreiflich,“ sagte die Majorin, „der Staat bedarf in gewissen Dingen der strengsten Geheimhaltung. Daß es sich um nichts Staatsgefährliches handeln kann, dafür bürgt mir der Name und der patriotische Sinn Eurer Durchlaucht.“

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an den Prinzen gekommen. Da fiel ihm ein, daß die gute Dame Helenen am Ende für eine politische Emissarin hielt, mit der er in Staatsgeschäften zu unterhandeln habe, und er bewahrte vieldeutiges Schweigen. Nach einer Weile sagte er:

„Sie dürfen in der That beruhigt sein. Es handelt sich um nichts Staatsgefährliches.“

„Es hätte dieser Versicherung nicht bedurft, Durchlaucht!“ versetzte die Majorin mit Wichtigkeit; und sie fügte hinzu: „Wir haben keine Nachbarn,

meine Leute sind zuverlässig und gut geschult; ich werde nicht ermangeln, ihnen einzuschärfen, daß sie reinen Mund halten. Eure Durchlaucht dürfen sich überhaupt ganz und gar auf mich verlassen."

Der Prinz, den das Mißverständniß höchlich belustigte, dankte mit großer Wärme und empfahl sich am nächsten Halteplatz der Droschken.

Raum im Kaiserhof angelangt, schrieb er einen langen Brief an Helenen; er erzählte ihr die Unterredung mit der Majorin, die anstatt störend und unbequem zu werden, freiwillig zu einer Bundesgenossin geworden war. Er sagte ihr noch mancherlei. Er fühlte eben das Bedürfniß, mit ihr weiter zu plaudern. Er schrieb ihr auch, daß er in der Mittagsstunde des folgenden Tages kommen werde, um das geliebene Buch, das er vergessen, zu holen, und am andern Morgen schrieb er ihr, daß es bei der Absprache bleibe.

Und er hielt Wort. Pünktlich zur festgesetzten Zeit erschien Reinhard wieder in dem kleinen Hause in der Hornstraße, und er erkannte an gewissen Kleinigkeiten, daß die Majorin bereits ihre Schuldigkeit gethan und mit Bezug auf ihn ihren Leuten besondere Weisungen gegeben hatte.

Auch sein zweiter Besuch währte sehr lange. Helene war noch freundlicher, noch liebenswürdiger, noch harmlos ungezwungener; und sie gefiel ihm womöglich noch besser. Er staunte über ihre umfassende Bildung, die sich unvordringlich kundgab, und bewunderte die vornehme Sicherheit ihres Auftretens, die alles Befremdliche und Feinliche aus ihrem Verkehre beseitigte und dauernd eine heitere Behaglichkeit zu unterhalten wußte. Ihr ganzes Wesen wirkte auf ihn mit unwiderstehlichem Reize; und er war sich ganz klar darüber, daß er auf dem besten Wege war, sich sterblich in sie zu verlieben. Er hätte das Buch, um dessen willen er vorgeblich gekommen war, beim Abschiede ohne Zweifel wiederum vergessen, wenn ihn Helene, der die Buchhandlung das von ihr bestellte Exemplar inzwischen zugesandt hatte, ihn nicht daran erinnert hätte.

\*

\*

\*

Als Reinhard am Abend in seinem Zimmer allein war und sich für die Langeweile, die er in seiner besuchten, aber öden Gesellschaft ausgestanden hatte, dadurch entschädigte, daß er sich Alles vergegenwärtigte, was mit Helenen im Zusammenhange stand, fiel ihm auch die „Sammlung merkwürdiger Criminalgeschichten“ ein; er schlug den Band auf und las nun mit gespannter Aufmerksamkeit die folgenden Seiten:

„Der Proceß, über den wir zu berichten haben, hat nicht nur wegen der verbrecherischen That, die ihn veranlaßt, sondern auch ganz besonders wegen der hohen Geburt, der ungewöhnlich bevorzugten gesellschaftlichen Stellung, der Bildung und des Reichthums der daran Betheiligten in den weitesten Kreisen gerechtes Aufsehen erregt. Der Verbrecher ist der letzte Abkomme einer stolzen altadeligen Familie, deren Blut sich seit Jahrhunderten mit den vornehmsten des Landes vermischt hat, und das Opfer entstammt einem Fürstenhause.

„Der vier und zwanzigjährige Graf Adam Młodzinski hatte sich im Jahre 1857 mit der gleichalterigen Prinzessin Pelagie Pratecla, der Tochter des Fürsten Raphael Pratecki, vermählt. Die Ehe, die von einer Tochter gesegnet war, scheint durch lange Jahre eine ungestört glückliche gewesen zu sein. Das gräßliche Paar lebte abwechselnd auf dem Stammgute Młodziny, in Paris und Nizza. Zu Anfang der fünfziger Jahre wurde die Gräfin von den Blattern befallen, und die heimtückische Krankheit entstellte die bedauernswerthe, einst so schöne und blühende Frau in graufiger Weise.

„Im Jahre 1874 trat als Erzieherin und Gesellschafterin der nun sechszehnjährigen Comtesse ein Fräulein Cäcilie Möllinger aus Tyrol in das gräßliche Haus ein, die der Familie von dem ihr befreundeten Fürst-Erzbischof von Salzburg als nahe Verwandte des bischöflichen Coadjutors auf das Wärmste empfohlen war. Cäcilie war ein ungemein unterrichtetes, gesellschaftlich sehr gewandtes und schönes Mädchen. Sie erwarb sich in kurzer Zeit das volle Vertrauen der Gräfin und die jugendlich feurige Freundschaft ihres Zöglings, der jungen Comtesse. Noch mehr aber als die Seinigen wurde Graf Adam, der an der Schwelle seines vierzigsten Lebensjahres stand, von den seltenen Reizen der zwanzigjährigen Cäcilie umstrickt. Er verliebte sich mit der rasenden Leidenschaft eines stürmischen Jünglings in das deutsche Mädchen. Das Unglück wollte es, daß diese Leidenschaft erwidert wurde. Zwar leistete Cäcilie eine Zeit lang allen Versuchungskünsten des bis zur Besinnungslosigkeit verliebten Mannes Widerstand; aber endlich unterlag sie. Von nun an trat eine völlige und verhängnißvolle Veränderung in den Verhältnissen des gräßlichen Hauses ein. Cäcilie beherrschte den Grafen vollkommen, sie quälte ihn mit der beständigen Drohung, daß sie das Haus verlassen wolle, sie schrieb ihm — der Brief hat bei den Verhandlungen eine wichtige Rolle gespielt — daß es ihr unmöglich sei, angesichts der Gräfin die schändliche Komödie weiter zu spielen, daß sie ihren Gefühlen — und wenn ihr Herz darüber brechen sollte — Schweigen gebieten und als Eindringling der berechtigten Herrin weichen müsse. Der Graf, der seine Frau, die zehn Jahr älter ausah als er, zwar schon nach ihrer entstellenden Krankheit weniger herzlich, aber doch immer mit schonungsvoller Artigkeit behandelt hatte, wurde nun gegen die Bedauernswerthe, die der Erfüllung seines wahn sinnigen Begehrens, sich mit Cäcilien zu verbinden, allein hinderlich im Wege stand, von grimmigem Haß erfüllt. Es war ihm eine teuflische Freude, die Unglückliche zu demüthigen und zu kränken. Nur in Gegenwart seiner Tochter erlegte er sich Zwang auf, und diese ahnte in ihrer völligen Unschuld nichts von der Katastrophe, die sich um sie vorbereitete. Noch am Abend vor dem Brechen schrieb sie an ihre Cousine und beste Freundin: „Mama ist leidend, und Papa ist darüber natürlich sehr verstimmt. Es ist jetzt recht ungemüthlich auf Młodziny und wäre Cäcilie, unser Aller guter Schutzengel, nicht bei uns, ich würde es hier kaum aushalten.“ Die Gräfin war in der

Thät seit Anfang des Jahres 1875 häufig erkrankt. Sie litt oft an heftigem Erbrechen und überaus schmerzhaften Magenscholiken. Der aus der benachbarten Stadt herbeigerufene Arzt nahm die Sache nicht sehr ernst und schrieb diese gewöhnlich sehr plötzlich auftretenden Erkrankungen einfachen Verdauungsstörungen zu, die er durch harmlose Hausmittel zu beseitigen hoffte. Im Februar wiederholten sich aber diese Anfälle drei Tage hintereinander, und am 13. Februar starb die Gräfin. Sie wurde am 17. in der Familiengruft beigelegt.

„Ueber die Ursachen dieses Todes verbreiteten sich bald merkwürdige Gerüchte, die von der Cäcilien sehr feindselig gesinnten Dienerschaft des Hauses ausgepregt, schnelle Verbreitung fanden und durch das auffällige Benehmen des Grafen und der deutschen Erzieherin beim Begräbniß genährt wurden. Diese Gerüchte traten bald mit solcher Bestimmtheit auf, daß die Behörden der Sache näher treten mußten. Es stellten sich höchst bedenkliche Verdachtsmomente heraus. Graf Adam Mlobzinski und Cäcilie Möllinger wurden am 28. Februar in Untersuchungshaft genommen; die Leiche der Verstorbenen wurde ausgegraben, und die wissenschaftlichen Sachverständigen gaben ihr unzweideutiges Gutachten dahin ab, daß Gräfin Pelagie Mlobzinska eines gewaltsamen Todes gestorben sei und zwar durch Einflößung eines mineralischen Giftes, dessen unzweifelhaftes Vorhandensein in den Verdauungsorganen von der chemischen Analyse nachgewiesen wurde. Graf Adam wurde unter der Anklage des Mordes und, da die Vernehmungen der Hausgenossen die deutsche Dame schwer belasteten, Cäcilie Möllinger unter der Anklage der Anstiftung zum Morde vor die Geschworenen gestellt, nachdem die mit großem Scharfsinn geleitete Untersuchung die Schuld des Grafen augenscheinlich erwiesen und die Betheiligung Cäcilien an dem Verbrechen als höchst wahrscheinlich festgestellt hatte. Am Tage vor Beginn der öffentlichen Verhandlungen hatte der Graf, der sich bisher auf wortlages Zeugen beschränkt hatte, von der Last der unwiderlegbaren Zeugnishaften wider ihn zu Boden gedrückt, ein umfassendes Geständniß abgelegt, sich der ungehauerlichen That, des wohlgeplanten, kalt und bedächtig verübten Mordes als schuldig erklärt, Cäcilien Theilnahme an dem Verbrechen jedoch mit vollster Entschiedenheit in Abrede gestellt.

„Die Verhandlungen entrollten ein wahrhaft grauenvolles Bild sittlicher Verkommenheit, und ein Schauer des Entsetzens überlief die Richter, Geschworenen, Zeugen und Zuhörer, als der Graf, der nun die Maste abgeworfen hatte, mit eisigem Gleichmuth berichtete, wie er sein unglückliches Opfer zu Tode gemartert, wie er sieben vergebliche Vergiftungsversuche angestellt hatte, und der achte endlich zum Ziele führte. Cäcilie war während der Verhandlungen wie geistesabwesend. Ihr Nervensystem hatte während der starken Aufregungen in der Untersuchungshaft so gelitten, daß die Sachverständigen getheilte Meinung darüber waren, ob ihr Gesundheitszustand es überhaupt gestatte, daß sie vor die Schranken gestellt werde. Sie antwortete



auf die Fragen des Vorsitzenden mit kaum vernehmlicher Stimme, und als der Vorsitzende, der an eine Komödie glauben mochte, sie einmal in unsanfter Weise dazu aufforderte, deutlicher zu sprechen, fiel sie in Krämpfe und mußte aus dem Sitzungssaal geschafft werden.

„Die Verhandlungen nahmen vier Tage in Anspruch. Cäcilie wurde fast gar nicht mehr gefragt. In sich zusammengebrochen saß sie da, apathisch, ohne Interesse an den für sie so wichtigen Aussagen der belastenden und entlastenden Zeugen, ohne mit ihrem Verteidiger ein Wort zu tauschen, ohne auf den Grafen zu achten, ohne den Blick zu erheben. Bei der kurzen, sehr schonungsvollen Vernehmung der unglücklichen Tochter aber bedeckte sie ihre Augen und schluchzte. Cäcilie wurde sehr geschickt vertheidigt. Ihr Schicksal allein vermochte die Zuhörer noch in Spannung zu erhalten, denn das Loos des Grafen war nach seinem eigenen Geständnisse entschieden, und der Verteidiger, der auf mania transitoria plaidirte, täuschte sich über die Erfolglosigkeit seines Bemühens selbst nicht. Der Wahrspruch der Geschworenen lautete denn auch in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung für den Grafen einstimmig auf Schuldig; Cäcilie Möllinger wurde mit Stimmgleichheit freigesprochen. Das Gericht verurtheilte den Grafen Adam Modzinski-Modziny zum Tode. Der Verbrecher entzog sich durch Selbstentleibung im Gefängnisse seinem irdischen Richter.

„So endete der letzte männliche Sproß eines uralten Adelsgeschlechtes, das durch Jahrhunderte seinem Lande eine Zierde, ein Stolz gewesen war. Die einzige Ueberlebende, die unschuldige Tochter des Mörders und der Ermordeten, hat sich in ein Kloster zurückgezogen, das sie wohl nie wieder verlassen wird. Das Gut Modziny ist öffentlich versteigert, der kolossale Grundbesitz parcellirt und für die Industrie nutzbar gemacht. Da, wo die Unthat geschehen ist, schnurren jetzt die Räder der Maschine und wirbelt der Dampf aus den Schloten. Alles versunken und vergessen! Bis auf den Namen, der jetzt ausgestorben ist.

„Nach späteren Nachrichten soll Cäcilie Möllinger, von unheilbarer Gemüthskrankheit befallen, auf Vererbung des Fürst-Erzbischofs von Salzburg in einer Anstalt in Tyrol untergebracht sein.“

Auf Reinhard machte dieser Bericht einen tiefen Eindruck. Alle halb und ganz vergessenen Einzelheiten dieses Processes vergegenwärtigten sich ihm mit wunderbarer Schärfe. Sein Vater hatte ihm zur Zeit der Verhandlungen erzählt, daß eine der nächsten Anverwandten der ermordeten Pelagie, daß Prinzessin Severina Pratecka bei der Trauung des Fürsten und der Fürstin von Lohenburg zugegen gewesen war; die Fürstin, seine Mutter, war mit den Prateckis verschwägert gewesen, Reinhard selbst war vor einigen Jahren in Paris mit der jungen Fürstin Anjela Pratecka, geborenen Prinzessin Pratecka, zusammen getroffen, und sie hatten sich „Cousin“ und „Cousine“ genannt, obgleich es hier schon einige Schwierigkeiten machte, die verwandtschaftliche Verwickelung zu entwirren. In Alles das mußte er

iekt denken. Er war so davon erfüllt, daß er sich noch zu später Nachtstunde an den Schreibtisch setzte und über den Proceß und was ihm sonst noch durch den Kopf ging, einen langen Brief an Helene schrieb, den er am andern Morgen in aller Frühe durch die Rohrpost befördern ließ.

Ueberhaupt hatte der Bote des Rohrpostamts den Weg von der Schillstraße zur Hornstraße in den nächsten Wochen ungewöhnlich oft zurückzulegen. Der Prinz kam täglich, immer in Civil, bisweilen mehreremale. Seine Besuche währten gewöhnlich lange. Aber das schien für den Gedankenaustausch nicht zu genügen. Es kamen auch täglich noch Briefe. Die Unterhandlungen waren offenbar schwieriger und wichtiger Art. Mitunter gönnten sich die Unterhändler indessen auch eine Erholungspause. Die Majorin hörte in ihrem Zimmer von Zeit zu Zeit das meisterhafte Clavierpiel des Fräulein Helene Jung. Auch am dritten Orte schienen die Verhandlungen fortgesetzt zu werden. Die Majorin, die etwas neugierig geworden war, beobachtete einmal, wie Fräulein Helene Jung, die um die Mittagsstunde allein ausgefahren war, zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags vom Prinzen nach Hause gebracht wurde, und daß dieser vor der Hausthür sich mit tiefer Verbeugung verabschiedete.

Helene Jung? Sie lächelte wiederum mit ausnehmender Klugheit, als sie an diesen Namen dachte. Es war zweifellos eine sehr hohe Dame, die ihr Incognito zu bewahren Grund hatte. Das prachtvolle Perlencollier, das sie bei ihrem letzten Besuche halbversteckt unter dem schwarzen Spitzenhütchen getragen — die Majorin verstand sich sehr wohl auf solche Dinge — das war augenscheinlich ein altes Familienstück, wie es sich nur in den höchsten Kreisen von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. Und so verneigte sich auch kein Hohenburg vor einem schlichten Bürgermädchen.

\* \* \*

Berlin W. Hornstraße,  
d. 23. März 1880.

Liebste Anjela!

Seit beinahe vier Wochen bin ich hier. Ich habe mich in meinem Leben nicht glücklicher gefühlt. Ich habe bei einer liebenswürdigen Dame, Frau Majorin von Bettwitz — merke Dir die Adresse, sie wird mir voraussichtlich für längere Zeit dienen — eine behagliche Wohnung gefunden, ich habe eine reizende Bekanntschaft gemacht — darüber schreibe ich Dir ein andermal, heute nicht, — ich bin gesund wie der Fisch im Wasser, mit einem Worte: das, was ich für unmöglich gehalten habe, ist zur Wahrheit geworden, ich bin wieder aufgelegt, und es wäre eine sentimentale Lüge, wenn ich Dir sagte, daß ich die Schmerzen der Vergangenheit nicht überwunden hätte. Die Wunden, die ich für tödtlich hielt, sind vernarbt. Das Schicksal ist doch gütiger als wir in den Tagen des Unglücks glauben. Als ich die gute alte Wanda vor anderthalb Jahren in Paris begraben mußte, die beste Seele, die mir in den entsehligen

Tagen treu zur Seite gestanden, die ihre Heimat, ihre Angehörigen verlassen hat, um mir in das Ungewisse zu folgen, deren ganzes Dasein bis zu ihrem letzten Athemzug nur rührende Treue und nichts als opferfreudige Hingebung gewesen ist — da meinte ich auch, ich würde sie nie vergessen. Ich habe auf ihren Grabstein die wahren Worte gesetzt: „Der treuesten Dienerin“; ich habe ihr Grab bekränzt — und ich habe Sie entbehren lernen! Ist es Undankbarkeit? Ich bin doch nicht schlecht, nicht undankbar. Und soll ich Dir die ganze Wahrheit bekennen? So tief und wahr ich ihren Tod beklage, ich empfinde doch ein gewisses beruhigendes Gefühl, daß sie nicht mehr um mich ist, daß sich der Mund der einzigen Zeugin aus jener Zeit für immer geschlossen hat. Jetzt weiß außer Dir kein Lebender von meinem Geheimniß, und mit uns Beiden wird es für immer begraben werden. Ich sage Dir Alles, meine geheimsten Regungen. Du wirst mich nicht mißverstehen. Alles sage ich Dir heute doch noch nicht. Ich muß noch etwas für mich behalten.

Das deutsche Fräulein, das ich an Wandas Stelle zu mir genommen habe, ist ein liebes, bescheidenes Mädchen, das mir zwar nicht viel Anregungen gewährt, aber mich auch nicht stört. Sie thut Alles, was sie mir an den Augen absehen kann, und scheint mich sehr lieb zu haben. Ich bin also sehr zufrieden. Ich bin überhaupt glücklich!

Du brauchst mir nun also nicht mehr davon abzurathen, schon in meinen Jahren auf die Freuden dieser Welt zu verzichten. Das Leben ist mir nie rosiger erschienen als heute. Und draußen ist es so wundervoll! Habt Ihr denn auch einen so himmlischen Vorfrühling? Vielleicht mache ich in den nächsten Wochen einen kleinen Ausflug. Aber meine Adresse bleibt, wie ich sie Dir oben angegeben habe. Ich sehne mich nach den Bergen, und ich habe in Bezug auf die Jahreszeit keine Vorurtheile. Ich bin im Winter in London, im Sommer in Paris gewesen, und habe es doch sehr gut ausgehalten. Allerdings hatte ich eine gute Schulung durchgemacht: Drei Jahre am Puget Sound! Zwischen Wald und Wasser, bei unerträglich warmer Hitze im Sommer und unerträglich kalter Kälte im Winter! Und wir haben es doch ertragen, die gute Wanda und ich, abgeschnitten vom Verkehr mit der Menschheit, in einem Neste, das 80 Einwohner zählte, als wir uns da niederließen — und was für Einwohner! — und das sich zu einer blühenden Stadt zu entwickeln im Begriffe war, als wir davon schieden. Und doch denke ich noch gern und mit erkenntlicher Anhänglichkeit an meine amerikanische Zeit. Ich habe da viel gelernt, ich würde mir in Europa niemals die Selbstständigkeit, Reife und Lebensweisheit angeeignet haben, die ich dort erworben habe. Und ich bin da nie von der Neugier belästigt worden. Kein Mensch hat uns gefragt: woher und wohin? Wir haben bezahlt, was wir gebraucht haben; um Anderes haben sich die Nachbarn nicht gekümmert. Aber hier ist es doch schöner, namentlich jetzt!

Ich bin in's Schwaben gekommen und habe nur von mir gesprochen. Aber so willst Du es ja. Nun erzähle mir recht bald von Dir und den Deinigen, die Du leider nicht von mir grüßen darfst. Bist Du den quälenden Husten, über den Du Dich in Deinem letzten Briefe beklagtest, vollkommen los geworden? Aengstige Dich nicht, aber nimm es auch nicht zu leicht. Wir müssen in unserer Familie aufpassen, wenn es bei uns mit Brust und Hals nicht ganz in Ordnung ist.

Ich sehne mich sehr danach, Dich einmal wiederzusehen, und vielleicht findet sich doch noch einmal die Gelegenheit dazu. Du solltest Deinem Manne klar machen, daß Du im Sommer ein deutsches Bad besuchen mußt, und solltest darüber nachsinnen, wie man ihn, wenigstens auf ein paar Tage, bei Seite schafft. Ich käme sofort. Vor Entfernungen und Bahnfahrten fürchte ich mich nicht — wieder eine amerikanische Errungenschaft! Ich glaube kaum, daß Du mich wieder erkennen würdest.

Und nun lebe wohl, liebste Anjela! Schreibe mir bald! Du weißt, wie glücklich mich Deine Briefe machen.

Deine herzessfrohe, Dich aufrichtig liebende Cousine

Helene.

P. S. Ist Tante Severina nicht mit Lohenburgs verwandt? Ich glaube, die verstorbene Fürstin L., die Mutter des Prinzen Reinhard, und Tante S. sind Geschwisterkinder. Ich bin so vorsichtig geworden, daß ich nicht wage, im Gotha'schen Almanach nachzusehen. Antworte mir. Es interessiert mich.

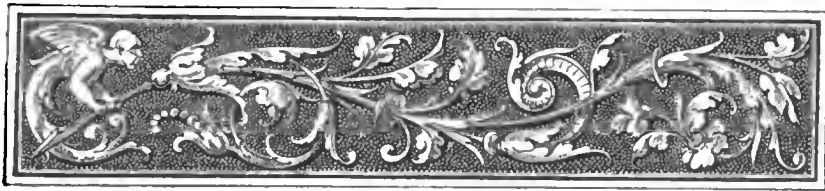
S.

Die Adresse lautete:  
Eingeschrieben.

Ihrer Durchlaucht  
der Frau Fürstin Anjela Pratecka  
Galizien. auf Schloß Modrzejewo.

(Schluß folgt.)





# Das Attentat auf dem Niederwald und der Hochverrathsproceß vor dem Reichsgericht.

Von  
Karl Braun = Wiesbaden.

I.

## Die That und das Urtheil.

**E**s ist nicht meine Absicht, hier eine erschöpfende Darstellung der Verhandlungen, welche in der Zeit von 15.—22. December 1884 über das versuchte Dynamit-Attentat auf dem Niederwald vom 28. September 1883, sowie über die an dem nämlichen Tage in der Rüdesheimer Festhalle und die am 4. desselben Monats in dem Hause des Wirthes Willemsen in Elberfeld bewerkstelligten Dynamitexplosionen vor den Vereinigten Strafsenaten II und III des Reichs-Gerichts in Leipzig stattgefunden haben, und des von diesem Gerichtshof erlassenen Strafurtheils zu geben. Ich habe dieser schwierigen Aufgabe zu entsprechen gesucht in der von Herrn Dr. S. N. Belmonte in Hamburg herausgegebenen Zeitschrift „Das Tribunal, Zeitschrift für praktische Strafrechtspflege,“ Jahrgang 1885 Heft 2 und 3, in dem Aufsatz „Die beiden großen Hochverrathsproceße vor dem Reichs-Gericht 1881 und 1884“. In Betreff des (außerordentlich umfangreichen) thatsächlichen und rechtlichen Stoffes muß ich auf diese Darstellung verweisen.

An dieser Stelle will ich jenen Verhandlungen nur einige Randglossen hinzufügen, welche erstens die That und das Urtheil vom menschlichen und staatsbürgerlichen Standpunkte — statt von specifisch-juristischen — beleuchten, und welche zweitens die Hergänge nach dem Urtheil — die Hergänge in der Gnaden- und in der Executions-Instanz, soweit es sich um die von dem Gerichtshofe gefällten drei Todesurtheile handelte — darstellen und kritisch beleuchten.

Das deutsche Volk, das keine Ahnung davon hatte, welches Unheil geplant war für die Feierlichkeiten bei der Enthüllung des prachtvollen Siegesdenkmals auf dem Niederwald am 28. September 1883, erhielt die erste Kenntniß davon erst im April 1884 bei den Verhandlungen des Reichstags über das Socialisten-Gesetz. Bei dieser Gelegenheit wurde von der Opposition, welche die Verlängerung der Geltungsdauer dieses, nur auf Zeit erlassenen Gesetzes verweigerte, hervorgehoben, daß dies Gesetz das Gegentheil von dem, was man damit bezweckte, bewirkt habe. Der Abgeordnete Freiherr Schenk von Stauffenberg bemerkte, das Gesetz von 1878 verbiete die Geldsammlungen, gleichwohl werde mehr Geld aufgebracht als früher; es habe die socialistische Presse im Inlande unterdrückt, aber nur um eine weit gefährlichere Zeit- und Flug-Schriften-Literatur im Auslande hervorzurufen; es habe die öffentlichen Versammlungen erschwert und unmöglich gemacht, durch welche die Ansichten und Pläne zur Kenntniß Aller gelangten und in welchen die Vorschriften des Strafrechts respectirt werden mußten, um an die Stelle dieser öffentlichen und controlirbaren Debatten geheime und nicht überwachbare Conventikel zu setzen, in welchen ungestraft gesetzwidrige Pläne erörtert und Verschwörungen angesetzt werden könnten; kurz die Ausnahme-Gesetzgebung wider die socialdemokratischen Bestrebungen sei vorzugsweise Johann Most und seiner „Freiheit“ — der Anarchisten-Partei, die uns mit Dynamit-Explosionen bedrohe — zu gute gekommen.

Schon am 14. April 1884 theilte der Abgeordnete Eugen Richter im Reichstage mit, in der That sei im September 1883 von den Anarchisten ein Dynamitattentat geplant worden, das den Zweck hatte, die Festversammlung auf dem Niederwald in die Luft zu sprengen; das sei die Seite, von welcher die wahre Gefahr drohe, eine Gefahr, welche das Anti-Socialistengesetz nicht abzuwenden vermöge. Die legislativen Factoren beeilten sich nun, das Gesetz gegen Mißbrauch von Sprengstoffen zu Stande zu bringen. Indessen auch das Anti-Socialistengesetz wurde abermals auf drei Jahre verlängert.

Erst im October 1884 konnte wegen jener Attentate und Explosionen Anklage erhoben werden. Es handelte sich um die Explosion in Elberfeld, welche der Weber Bachmann, gebürtig im Weimar'schen, betwerkstellig hatte, und um die Explosion auf dem Niederwald, welche ein junger Sattlergeselle Namens Rupsch, der Sohn eines ehrbaren Bauern im Kreis Naumburg a. S., und ein Elberfelder Schriftseher Namens Rüdler, schon vierzig Jahre alt und Familienvater, versucht hatten. In beiden Fällen war der Schriftseher Reinsdorf aus Pegau bei Leipzig der Anstifter. Endlich handelte es sich um eine Explosion, welche Rupsch und Rüdler, nachdem der Niederwaldsplan mißlungen, an der äußeren Wand der Rüdler'schen Festhalle veranstaltet hatten. Diesmal auf eigene Faust und ohne Anstiftung des Reinsdorf

unternommen, gleichsam „damit doch irgend Etwas bei der Sache herauskomme“.

Außerdem waren vier weitere Personen angeklagt, weil sie das Geld zu dem Attentat auf dem Niederwald, namentlich zu der Reise des Rupsch und des Röchler nach Müldesheim, zusammengeschossen hatten. Einer dieser Vier, ein hessischer Schuster Namens Holzhauer, wohnhaft in Barmen, wurde der vollständigen Mitwissenschaft überführt erachtet, die anderen Drei, ein Wandwirker, ein Färber und ein Knopsarbeiter aus Barmen, wurden in Ermangelung ausreichender Beweise freigesprochen. Bachmann und Holzhauer wurden zu langwieriger Zuchthausstrafe, Reinsdorf, Rupsch und Röchler zum Tode verurtheilt.

Ueber den Beginn und Ursprung der Untersuchung, namentlich während des Stadiums der polizeilichen Recherchen, welche erst später begonnen, oder erst spät zu einem erheblichen Ergebnisse geführt zu haben scheinen, ergab die Verhandlung keine hinreichende Auskunft.

Ein Genosse, welcher zur Hauptverhandlung nicht geladen werden konnte, — er war nicht zu finden und soll nach Amerika ausgewandert sein — hat, wie es scheint, den Weber Bachmann als den Urheber des Elberfelder Mordanschlags verrathen; und erst nach längerer Zeit, nachdem Jener fort war, ist es gelungen, den Aufenthalt Bachmanns in Belgien zu ermitteln und dessen Auslieferung zu erwirken. Bachmann nannte den Reinsdorf. Dieser wurde im Januar 1883 in Hamburg verhaftet. Seine mit Beschlagnahme belegten Papiere wiesen auf Rupsch. Die Aufklärung über das Niederwald-Attentat aber kam erst später und von anderer Seite.

Kurz nach den September-Explosionen — am 29. October 1883 Abends — hatte in Frankfurt a. M. in dem Polizeipräsidialgebäude, dem „Kleferhof“, eine Explosion stattgefunden und wohl das Gebäude, aber nicht Personen beschädigt. Man hatte den jungen Rupsch wegen derselben verhaftet, jedoch da er zu beweisen vermochte, er sei damals nicht in Frankfurt gewesen, ihn der Haft wieder entlassen. Die in New-York von Johann Most herausgegebene „Freiheit“ hatte schon in ihrer Nummer 44 vom 31. October 1883 die Explosion im Kleferhof gemeldet. In der Nummer 47 vom 24. November 1883 hielt sie eine von Selbstgefühl strotzende Heerschau über das, was „die Propaganda der That“ schon geleistet, und bemerkte als Instruction für fernere Thaten, zu dergleichen dürfe man nicht solche Genossen verwenden, welche durch ihre frühere öffentliche Thätigkeit der Polizei gegenüber schon hinlänglich compromittirt seien, um auf Schritt und Tritt bewacht zu werden. Diese Bezeichnung paßte auf Reinsdorf, welcher es vorzog, im Verborgenen zu wirken, sowie falsche Namen und anderer Leute Legitimationspapiere zu führen.

Die „Freiheit“ ist reich an solchen Fingerzeigen, bei welcher sie nicht zu bedenken scheint, daß ihre Blätter auch von den Behörden und nament-

lich von Polizei, Staatsanwalt und Untersuchungsrichter gelesen zu werden pflegen.

Kupsch war also auf freiem Fuß und nicht in Untersuchung bis zum Frühjahr 1884. Erst dann, also nach einem halben Jahre, haben angeblich „ein paar Affiliirte der Elberfelder Anarchisten-Partei“ der dortigen Polizei den bis dahin unbekanntem Plan zu dem Attentat vom 28. September 1883 verrathen. Erst jetzt wurde Kupsch wieder verhaftet. Er gestand; und sein Geständniß erhielt durch das nachfolgende des Schriftsetzers Kückler die nöthige Vervollständigung und Beleuchtung. Erst nachdem dies geschehen, hat Reinsdorf, welcher außer den Attentaten in Elberfeld und auf dem Niederwald noch eine Reihe anderer Explosionen, z. B. bei einem Feste in Wiesbaden, bei der Sedanfeier, 2. September 1883 in Elberfeld, geplant hatte, sein System des hartnäckigen Leugnens aufgegeben, um es mit der heroischen Rolle eines Fanatikers zu vertauschen, der vor Begierde brennt, sein Haupt auf den Nichtblock zu legen, um „der guten Sache“ zu dienen und die Genossen zu entlasten. Walbert in seinem unten noch namhaft zu machenden Aufsatze nennt ihn einen „schwindbüchtigen Herostrat“, der „sich aus dem Leben seiner Genossen nicht viel macht, aber aus seinem eigenen auch nicht“.

So wurde denn durch die Geständnisse und durch die sie unterstützenden Beweise ermittelt, wie die Dynamit-Attentate in den Elberfelder Conventikeln geplant; wie der Dynamit angeschafft, vergraben und wieder ausgegraben wurde; wie man den Thäter für den Niederwald auswählte — zuerst nur den Kupsch — und wie man ihm dann in der Person des älteren Kückler eine Art Mentor noch beigab; wie leicht das Keisegeld für die zwei Attentäter aufgebracht wurde (wobei man an die oben erwähnte Aeußerung des Freiherrn von Stauffenberg über die Geldsammlungen erinnert wurde); wie die Dynamit-Apostel gen Hübdesheim fuhren, was sie dort trieben und wie sie am 28. September Abends wieder zurückfuhren.

Neben dem stark hervortretenden Zug einer blutdürstigen, haßerfüllten, grausamen und eiteln Großmannsucht tritt eine andere Eigenthümlichkeit zu Tage, die schwer zu beschreiben ist. Ich möchte sie als eine unüberlegte und unbeholfen-täppische puerile Unreife bezeichnen, welche indeß ein glücklicher Umstand ist, weil sie die Attentate in der Hauptsache vereitelt hat, ja vereiteln mußte, um dadurch Hunderten das Leben zu retten.

Reinsdorf, unter allen Darven der einzige denkende (aber leider falsch denkende) Kopf, giebt seinen Affassinen Kupsch und Kückler den Auftrag, für das Niederwald-Attentat eine tüchtige Zündschnur zu kaufen; es müsse eine Pickford'sche Schnur sein, mit einer wasserdichten Lantschul-Umhüllung. Statt dessen kaufte Kupsch einen einfachen Pulverfaden, der nur von getheertem Hauf umschlossen war. Dieser Pulverfaden war fünfzig Pfennige billiger, als jene Zündschnur. Das war der Beweggrund, warum sich Kupsch diese Abweichung von der Instruction seines Meisters



erlaubte; und an dieser Abweichung ist das Unternehmen gescheitert. Die Theerumhüllung wurde durch den Transport bruchig; und an der bruchigen Stelle drang das Regenwasser durch, indem es den Pulverfaden durchnähte.

Der Oberreichsanwalt Dr. Freiherr von Seckendorff, welcher in Gemeinschaft mit dem Ersten Staatsanwalt Treplin die Anklage vertrat, sagte, „die Hand der Vorsehung“ habe den Plan der Angeklagten vereitelt. Darauf antwortete Reinsdorf in seiner cynischen Weise:

„Nicht die Hand der Vorsehung war es, sondern die Dummheit des Kupsch.“

Es war ein eigenthümliches Verhältniß zwischen Reinsdorf und seinen Spießgesellen. Er behandelte dieselben sehr von oben herunter, und statt dies übel zu nehmen, brachten sie ihm die größte Untertwürfigkeit entgegen. Selbst auf der Bank der Angeklagten, — wo er sie anschnauzte wie dumme Zungen, und zu Kupsch gewandt mit dem Zeigefinger eine Bewegung nach der Stirn machte, als wollte er sagen: „Was bist Du ein Dummkopf.“

Jeder dieser Gesellen war auf seinen Wink „proclinus ad omne facinus“ bereit, jede Schandthat an jedem Ort zu begehen, — sei es auf dem Niederwald, sei es in der Kneipe, sei es bei der Sedanfeier. Zum Dank dafür sprach Reinsdorf in deren Gegenwart vor den Schranken des Gerichts und gleichsam Angefichts des Hentleibeles, von ihnen mit der äußersten Betachtung.

„Mit solchem Menschenmaterial mußte ich arbeiten,“ sagte Reinsdorf, als wenn die Leute dazu da wären, von ihm verbraucht zu werden. In ihm hatte sich jener häßliche Charakterzug, welcher früher den Deutschen ganz fremd war, — jener menschenverachtende Größenwahn, verbunden mit fanatischem Haß gegen jeden politischen Gegner — bis zum höchsten Gipfel gesteigert.

Und doch, als die drei Freigesprochenen, welche durch ihn in das Gefängniß und auf die Bank der Angeklagten und in die äußerste Gefahr gekommen waren, entlassen wurden, naheten sie sich vor ihrer Entfernung aus dem Gerichtssaal dem Reinsdorf mit einer gewissen Demuth, worauf sie dieser entließ, indem er Jedem mit einer Art Herablassung die Hand drückte. Dieser Händedruck schien ihnen reichliche Entschädigung zu gewähren für Alles, was sie erlitten. Wie ist das zu erklären?

Ich muß gestehn, ich vermag dies psychologische Räthsel nicht zu lösen, wenngleich ich wiederholt zu beobachten Gelegenheit hatte, daß eine große Anzahl von Menschen Den am meisten bewundern und verehren, der sie am meisten mißachtet und mißhandelt, und wenn auch nicht verkannt werden kann, daß Reinsdorf seinen Genossen geistig weit überlegen war.

Er sprach und schrieb Französisch und Englisch. Sein unruhiger Geist hatte ihn viel in der Welt herumgetrieben. Ich notire hier nur diejenigen Stationen, an welchen er, wie die Verhandlungen feststellten, in Arbeit

gestanden. Es sind: Leipzig, Frankfurt a. M., Nürnberg, Stettin, Berlin, Hannover, Mannheim, Freiburg im Breisgau, Genf, Paris, London, Brüssel, Buda-Pest, München, Nancy, Elberfeld, Hamburg. Und dies Verzeichniß ist bei Weitem noch nicht erschöpfend. Ueberall im Ausland hatte er seine Verbindungen: in Zürich, in Genf, in Paris, in London und in New-York. Er hatte ein haßerfülltes Herz; Haß gegen Alle beseelte ihn, aber am lebhaftesten der Haß gegen die deutschen Socialdemokraten, — und bekanntlich giebt es keinen grimmigeren Haß als der zwischen Possibilisten und Anarchisten, zwischen Opportunisten und Principmenschen (*hommes-principe*). Dieser Haß hielt ihn aufrecht in allen Leiden, im Gefängniß, in jeder Bedrängniß, in jedem Verhängniß und namentlich in seiner langsam, aber sicher vorschreitenden tödtlichen Krankheit, der Schwindsucht.

Auch sein einziger Trost ist der Haß. „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf,“ sagt der Dichter. Aber die letzte Hoffnung Reinsdors's ist einzig und allein darauf gerichtet, daß es seinen Gegnern möglichst schlecht ergehen möge; und durch alle seine Aeußerungen erklingt als Grundton:

*Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.*

## II.

### Die Begnadigung. Die Todesstrafe und deren Vollstreckung.

Der erste Abschnitt bezog sich auf die Straftthat, die Verhandlung und das Erkenntniß. Dieser zweite ist den Hergängen nach dem Urtheil gewidmet. Er beschränkt sich auf die drei zum Tode verurtheilten Angeklagten. Sprechen wir zunächst von der Begnadigung des Kupfsch. Ich muß einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Vielleicht wird man sich wundern, wenn man hört, daß der berühmte *Marchese Beccaria*, der Bekämpfer der Folter und der Todesstrafe, zugleich auch der entschiedenste Gegner des Begnadigungsrechtes ist. Allein seine Stellung zu der einen, wie zu der anderen Frage ist eine nothwendige Consequenz seiner Gesamtauffassung des Strafrechts seiner Zeit, dessen Mißbräuche und Härten er ansieht. Er will beweisen, daß jene barbarischen Grausamkeiten, welche seine Zeitgenossen noch für eine unbedingte Nothwendigkeit hielten, entbehrt und durch gelindere Strafen ersetzt werden können, vorausgesetzt, daß man die Einrichtungen so trifft, daß die Verbrecher nicht unentdeckt bleiben, daß in jedem Falle die Gewißheit und Unfehlbarkeit der Strafe eintritt, und eben so eine schnelle Vollziehung; — d. h. daß die Strafe und deren Vollstreckung stets dem Verbrechen auf dem Fuß folgt.

Uebereinstimmend mit diesem Grundgedanken seines reformatorischen Werkes „*Ueber Verbrechen und Strafen*“ sagt er darin (Cap. XX.) Folgendes:

„Je gelinder die Strafen werden, desto weniger sind Gnade und Verzeihung nothwendig. Glücklich wäre die Nation, bei welcher man die Begnadigung unter die schädlichen Einrichtungen zählen müßte! Die Begnadigung, — jene Tugend, die man manchmal bei den Regenten für einen Ersatz der Eigenschaften hielt, die ihnen zur Erfüllung aller Pflichten des Thrones mangelten, — sollte aus einer vollkommenen Gesetzgebung, wo die Strafen gelinde und die Proceßformen vernünftig und kurz wären, gänzlich verbannt sein. Wer unter einer verwirrten Criminalgesetzgebung lebt, wo Verzeihung und Begnadigung wegen der Ungereimtheit der Gesetze und der Grausamkeit der Strafen nothwendig sind, dem wird diese Wahrheit hart vorkommen.

„Er wird sagen:

„Das Recht zu begnadigen ist eines der schönsten Vorrechte des Thrones; es ist das begehrenswertheste Attribut der Souverainetät.“ Das ist wahr; es ist aber auch eine stillschweigende Mißbilligung, welche die wohlthätigen Vertheiler der öffentlichen Glückseligkeit gegen ein Gesetzbuch an den Tag legen, das bei aller seiner Unvollkommenheit das Vorurtheil vieler Jahrhunderte, das händereiche und blendende Gefolge zahlloser Ausleger, den ernstern Schmuck ewiger Formalitäten und die Beistimmung der kriechendsten und wenig gefürchteten Halbgelehrten für sich hat. Wenn man aber bedenkt, daß die Milde eine Tugend des Gesetzgebers und nicht des Gesetzvollziehers ist, so muß sie aus dem Gesetzbuch und nicht aus den besondern Urtheilssprüchen hervorleuchten. Läßt man den Menschen merken, daß Verbrechen Verzeihung erhalten können, und daß die Strafe nicht immer eine nothwendige Folge derselben sei, so nährt man in ihnen die Hoffnung auf Straflosigkeit und bringt sie auf den Wahn, daß die Strafen, welchen man keine Begnadigung angeheihen läßt, ob sie gleich erlassen werden können, vielmehr Gewaltthätigkeiten der Uebermacht als Wirkungen der Gerechtigkeit sind. Was soll man nachher sagen, wenn der Fürst Begnadigungen ertheilt, d. h. wenn er die öffentliche Sicherheit einem einzelnen Bürger opfert, und daß er durch eine Privathandlung einer unüberlegten Wohlthätigkeit einen öffentlichen Beschluß macht, daß die Verbrechen ungestraft bleiben sollen? Die Gesetze müssen unerbittlich sein, wie auch ihre Vollzieher, die sie auf besondere Fälle anwenden. Der Gesetzgeber aber sei milde, nachsichtig und menschlich! Als ein geschickter Baumeister errichtete er sein Gebäude auf den Grund der Selbstliebe, und ordne Alles weislich so an, daß allgemeine Interesse aus der Befriedigung der Vortheile eines Jeden entspringe! So wird er hernach nicht alle Augenblicke gezwungen sein, durch besondere Gesetze und durch unüberlegte Mittel das allgemeine Beste von den Vortheilen der einzelnen Bürger abzusondern und ein Schattenbild von öffentlicher Glückseligkeit auf der Grundlage von Furcht und Mißtrauen zu errichten.“

So Beccaria. Auch Immanuel Kant nennt in ähnlichem Sinne

das Begnadigungsrecht der Krone in Strafsachen das „schlüpsrigste“ aller Rechte.

In jener Zeit der großen reformatorischen Ideen gab man sich der Hoffnung hin, man könne das Strafrecht und den Strafproceß, sowie deren Handhabung, der Art vervollkommen, daß niemals ein Schuldiger der Strafe entgehe und daß niemals ein Unschuldiger derselben ver falle, sowie daß die Strafe, welche das Gesetz androht und das Gericht verhängt, stets die der strafbaren Handlung und der zu bestrafenden Person entsprechende sei. Und es kann wohl nicht bestritten werden: In einem solchen Zustande der Vollkommenheit der Gesetze und ihrer Vollziehung wäre das Begnadigungsrecht ohne Zweifel entbehrlich, und deshalb gefährlich.

Obgleich wir nun während der letzten beiden Menschenalter, namentlich auch in Deutschland, unablässig an der Verbesserung unserer Gesetzgebung und Rechtsprechung in Strafsachen gearbeitet und manche Reformen durchgeführt haben, so haben wir doch allen Grund daran zu zweifeln, daß jener Grad der Vollkommenheit unserer Einrichtungen erreicht sei, welche das Begnadigungsrecht ausschließt.

Im Gegentheil, wenn wir die Verurtheilung Unschuldiger betrachten, welche heut zu Tage „nichts Ungewöhnliches mehr zu sein scheint“ und so zu sagen das tägliche Brot ist, sollte man glauben, wir hätten enorme Rückschritte gemacht. Allein dieser Schein trügt. Die Wahrheit ist: Wenn früher Jemand unschuldig verurtheilt wurde, so pflegte in der Regel kein Hahn danach zu krähen. Die wenigen berühmten Fälle, in welchen ein Voltaire die Stimme zu Gunsten unschuldiger Verurtheilter erhob, waren seltene Ausnahmen. Dagegen enthalten die zweiundzwanzig Bände des Pitaval — ich spreche hier natürlich nicht von den Fortsetzungen oder Nachahmungen, welche in neueren Zeiten unter diesem Namen erschienen, sondern von dem ächten alten französischen Pitaval, dessen vollständigen Titel ich in der Anmerkung gebe\*) — eine beunruhigend große Anzahl von Fällen, in welchen die Strafsjustiz die blutigsten Mißgriffe begangen.

Noch vor hundert Jahren herrschte in Europa — und zwar in den kleinsten Staaten am schlimmsten — die Cabinetzjustiz, die gar nicht den Beruf und die Absicht hatte, gerecht zu sein; und man glaubte die Unbeholdenheit der Untersuchungsgerichte ersetzen zu können durch die Grausamkeit der Folter, welche entweder die Menschen zu Tode quälte, oder ihnen durch Qualen ein Geständniß entlockte, das den erwünschten Vorwand bot, sie hinzurichten. Die Gesetze waren schlecht und deren Handhabung noch schlechter. Das Verfahren hüllte sich in das Dunkel der Marterkammern

---

\*) Causes célèbres et intéressantes avec les jugements, qui les ont décidées. A Paris, au Palais (royal) chez Théodore Le Gras, 1740, 22 Bände. Der Verfasser ist auf dem Titel nicht genannt, wohl aber hat er die Widmungsepistel unterzeichnet: „Gayot Pitaval.“

und der Gerichtsstuben. Entscheidungsgründe, welche den Richter zwingen, Rechenschaft abzulegen, wurden entweder nicht verfaßt, oder strenge geheimgehalten, nicht nur vor dem Publikum, sondern auch vor dem Delinquenten. Wer der Justiz in die Hände gerieth, wurde „in Ausgabe geschrieben“; und sich eine Kritik der hohen Obrigkeit zu erlauben, war gefährlich. Nur ein Mann von der Stellung Voltaires durfte sich etwas der Art erlauben.

Heute verrichtet die Strafrechtspflege öffentlich ihre Arbeit. Jedermann kann und darf sie controliren. Die Nation wacht eifersüchtig über ihre Rechte. Man beginnt zu begreifen, daß wenn dem Einzelnen Unrecht geschieht, die Rechte Aller bedroht sind. Jeder Mißgriff, der geschieht, wird entdeckt; und wenn früher die Verurtheilung Unschuldiger häufig erfolgte, aber selten nachgewiesen werden konnte, jetzt aber ein solcher Fall selten vorkommt, aber häufig entdeckt wird, so ist die Verschlechterung doch nur scheinbar. In Wirklichkeit ist es ein Fortschritt.

Auch das Begnadigungsrecht hat sich seitdem ganz anders entwickelt. Früher bediente man sich desselben im Sinne der persönlichen Launen oder Interessen des Staatsoberhauptes, jetzt im Interesse des Staates, der Gesellschaft, der öffentlichen Wohlfahrt. Früher war gleichsam noch eine „Instanz bei Hofe“, wo die Strafe nicht bloß erlassen und gemildert, sondern auch geschärft werden konnte; wir haben das Beispiel einer regierenden deutschen Kleinfürstin aus dem vorigen Jahrhundert, welche bei Verurtheilungen wegen Verletzung der Sittlichkeit allemal in der Gnaden-Instanz die Strafen nicht milderte, sondern erheblich verschärfte, um ihre eigene Sittenreinheit damit zu beweisen; sie schien einen solchen Beweis für nöthig zu halten. Endlich war die Begnadigung, d. h. Straferlaß oder Straferwandlung, eine persönliche Angelegenheit zwischen dem Begnadigten und dem Begnadigten, gleichsam ein Pact, zu welchem wechselseitig Uebereinstimmung gehörte. Der Begnadigte konnte deren Ausnahme verweigern. So stand es geschrieben in dem bayerischen Codex Maximilianeus. So in der kurheffischen Verfassung von 1852 und von 1831. So steht es in der norwegischen Verfassung von 1814; und letztere Vorschrift gilt heute noch. Die Begnadigung machte die Strafen und die Strafthat erlöschen.

In der heutigen Rechtsanschauung nimmt das Recht der Gnade einen anderen Charakter an. Die Begnadigung (siehe Heintze in von Holtzendorffs Handbuch des deutschen Strafrechts Bd. II S. 630 u. ff.) beseitigt weder das Verbrechen noch das Urtheil, sondern hindert nur den Vollzug, soweit er in die Hände des Staates gelegt ist; und da allein der Staat auf den Vollzug der öffentlichen Strafen ein Recht und dazu auch die Macht hat, so kann die Begnadigung auch ohne ein Gesuch des Begnadigten eintreten und der Letztere kann dieselbe nicht republiiren. In Uebereinstimmung mit dieser deutschen Auffassung sagt der französische Jurist Fr. Hélie: „Les lettres de grace n'ont ni éteint le premier crime ni détruit la première condamnation et portent uniquement sur ses effets.“

Die sogenannte „Gnaden-Instanz“ ist also heute etwas ganz anderes, als damals. Sie ist nicht eine Wohlthat für den Verbrecher, wenigstens nicht in erster Linie. Sie ist eine Art Sicherheits-Ventil an der Maschine der Criminaljustiz, welches ausnahmsweise zuweilen geöffnet wird, nicht im Interesse des Delinquenten, sondern in dem des Gemeinwesens. Dies gilt namentlich, nach unserem heutigen deutschen Strafrecht, auch hinsichtlich der Todesurtheile. Früher bedurften dieselben einer ausdrücklichen Landesherrlichen Bestätigung, ohne welche sie nicht vollzogen werden konnten. Jetzt müssen dieselben zwar unter allen Umständen, auch wenn ein Gnadengesuch des Verurtheilten (oder einer dritten Person) nicht vorliegt, dem Reichs- oder Landes-Oberhaupt vorgelegt werden, allein ihre Vollstreckung erfolgt, sobald dies erklärt, es wolle von dem Begnadigungsrecht „keinen Gebrauch machen“. Früher durfte sich der Henker einen Delinquenten unter Umständen freibitten, z. B. eine Kindesmörderin, wenn er erklärte, sie lieber heirathen, als enthaupten oder lebendig begraben zu wollen. Auch hatten Privatpersonen das Begnadigungsrecht, z. B. die Ketzlerin von Lindau, wenn sie einem Delinquenten, der an ihrem Adlig-Fräulein-Stift vorbei zum Galgen geführt wurde, die Bande zerschnitt oder löste vermittelst ihrer Scheere. Heute ist das Begnadigungsrecht nicht mehr ein privates oder persönliches Vorrecht, sondern eine Institution des öffentlichen Rechtes, und mit Recht hebt Heinze a. a. Orte hervor, daß hierbei nicht die Interessen des Staats mit dem des jeweiligen Staatsoberhauptes identificirt werden dürfen. „Die Letzteren,“ fügt er hinzu, „können sehr wohl einen persönlichen oder privaten Charakter an sich tragen und, trotz ihrer Bedeutung für den Souverain, ungeeignet sein, einen Gnadenact zu rechtfertigen.“ Dies ist denn auch der Grund, warum der Ressortminister gehört werden muß und die Verantwortlichkeit trägt für die von ihm contrasignirte Verfügung, mag dieselbe Gnade gewähren oder verweigern. (Siehe auch Mewes in v. Holkendorffs Handbuch Bd. II. S. 493 u. ff.)

In Deutschland haben wir zur Zeit, nach Maßgabe unserer eigenthümlichen „föderativen“ Verfassung, eine große Mannigfaltigkeit von Begnadigungs-Instanzen. Obgleich das gemeinsame Reichs-Gericht die Revisions-Instanz in Strassachen bildet, hat doch derjenige Landesherr, dessen Gericht in erster Instanz zur Sache erkannt hat, im Gnadenweg über Erlass oder Abminderung oder Verwandlung der Strafe zu befinden; auch dann, wenn die Strafe in einem anderen Lande vollzogen; — auch dann, wenn die That in einem anderen Lande oder im Auslande verübt ist — der Begriff „Inland“ ist ja jetzt ein weiterer geworden —; und endlich auch dann, wenn in erster Instanz freigesprochen war und entweder das Berufungs-Gericht eines anderen Staats oder das Reichs-Gericht als Revisions-Instanz auf Strafe erkannt hat. Der deutsche Landesherr hat also heute im deutschen Reich ein persönlich und sachlich weit ausgedehnteres Begnadigungsrecht, als zur Zeit des vormaligen deutschen Bundes. Ein scharf-

sinniger deutscher Rechtsgelehrter meint, das sei Unsinn. Ich sage nur, es ist eine nothwendige Folge unserer gegenwärtigen Rechts- und Verfassungszustände, für deren Fortentwicklung seit sieben Jahren wenig geschehen ist. Von dem landesherrlichen Recht der Abolition oder Niederschlagung, das durch den § 484 der Straf-Proceß-Ordnung nicht berührt wird und das ebenfalls eine seltsame Anomalie in unseren öffentlichen Zuständen bildet, weil es auch in Reichssachen gilt, will ich gar nicht reden.

Neben diesem zweiundzwanzigsachen Begnadigungsrecht der Landesherren, das natürlich unter sehr mannigfaltigen Modificationen und nach sehr verschiedenen Traditionen geübt wird, existirt das Begnadigungsrecht des deutschen Kaisers. Und auch dieses hat einen etwas mannigfaltigen Charakter. Es greift, abgesehen von den Defraudationsfachen, die gegen den Reichsfiscus gerichtet sind, Platz:

1. Für die Strassachen in Elsaß-Lothringen (Reichs-Gesetz vom 7. Juni 1871 § 3);
2. für die Sachen, in welchen ein Consul oder ein Consular-Gericht in erster Instanz erkannt hat (Reichs-Gesetz vom 10. Juli 1879 § 42); und endlich
3. für die Strassachen, in welchen das Reichs-Gericht in erster Instanz auf Strafe erkannt hat, d. h. in Sachen von Hoch- und Landesverrath, der sich wider Kaiser und Reich richtet (Strafproceßordnung § 484).

In dem Hochverrathsproceß von 1884, wie gesagt, sind drei Todesurtheile ergangen und dem Kaiser vorgelegt worden. Bezüglich der Angeklagten Reinsdorf und Röchler hat sich Seine Majestät nicht veranlaßt gefunden, von dem Begnadigungsrecht Gebrauch zu machen. Den Dritten, Kupsch, hat der Kaiser zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Diese Entschließung wurde am 6. Februar 1885 den Verurtheilten kundgegeben. Das Urtheil war ihnen am 22. December 1884 gesprochen worden. Da die Reichsanwaltschaft, der Reichsstaats-Secretär der Justiz Herr Dr. von Schelling, und der Reichskanzler Fürst Bismarck gehört werden mußten, konnte die Entscheidung kaum früher erfolgen. Der begnadigte Kupsch war am wenigsten zufrieden. Er beharrte dabei, er habe ja die Bündelschnur durchschnitten, welcher Versicherung jedoch der Gerichtshof unter Angabe triftiger Gründe keinen Glauben geschenkt hatte. Auf Grund seiner Versicherung meinte Kupsch eher eine Belohnung als eine Bestrafung verdient zu haben, denn er habe ja eigentlich dem Kaiser das Leben gerettet; er begehrte in seiner dummdreisten Art dem Kaiser vorgeschürt zu werden, um diesen davon zu überzeugen und zu erwirken, daß er noch einmal procedirt und freigesprochen werde. Seinem Verlangen konnte natürlich nicht entsprochen werden. Er hat seine Strafe im Zuchthaus zu Halle angetreten.

Röchler empfing die Todesbotschaft mit Verzweiflung, Reinsdorf mit Ruhe, ja fast mit Hohn. Er gab seinem Galgen-Humor Ausdruck dadurch,

daß er in dem kurzen Zwischenraum zwischen der Verkündung der kaiserlichen Entschliebung und der Vollstreckung das ihm gestattete Cigarren-Rauchen accompagnirte durch Absingen eines Liedes, das sich durch eine gewisse Sinnlosigkeit hervorthut, und das ich mich erinnere vor etwa drei- und vierzig Jahren, als ich die Universität Göttingen besuchte, dort in der Studentenschaft wohl zuweilen gehört zu haben.

Es lautet:

„Stiefel, du mußt sterben,  
Bist noch so jung — Suche! —  
Stiefel du mußt sterben,  
Bist noch so jung.  
Wenn das der Absatz wüß',  
Daß der Stiefel sterben müß',  
Wüß' sich betrüben,  
Bis in den Tod — Suche! —  
Wüß' sich betrüben,  
Bis in den Tod!“

Ein charakteristisches Zeichen: Die Opfer der Revolution vor mehr als neunzig Jahren pflegten gemeinsam zu singen auf dem Wege zur Guillotine. Aber es waren Vaterlands- und Freiheits-Lieder. Heute bestrebt sich der anarchistische Weltverbesserer, dem Gefühle der absoluten „Wurstigkeit“ Angesichts des Todes Ausdruck zu geben. „Stiefel du mußt sterben“ lautet die Losung.

In der Zeit zwischen dem Urtheil und der Verfügung, welche übrigens — vollkommen correct — dieselbe Ueberschrift trägt, wie die reichsgerichtlichen Erkenntnisse, nämlich „Im Namen des Reichs“, beschäftigte sich die öffentliche Meinung in den juristischen und politischen Kreisen vielfach mit der Begnadigungsfrage. Allein ein „communis opinio juris-consultorum“ war nicht zu erzielen. Am häufigsten hörte man die Meinung, alle drei Verurtheilte müßten mit gleichem Maße gemessen werden. Die Anhänger dieser Meinung gingen jedoch dahin auseinander, daß die Einen alle Drei geköpft und die Andern alle Drei zu langer oder lebenslänglicher Freiheitsstrafe begnadigt sehen wollten. Gemeinsam war beiden Ansichten die Ueberzeugung, daß der Anstifter und seine Werkzeuge gleich strafbar seien. Die zur Strenge Geneigten weisen auf die unerhörte Grausamkeit des ziel- und zwecklosen Wüthens und des keine Grenzen kennenden Massenmord-Plans hin. Die zur Milde Geneigten auf die stümperhafte und jämmerliche Art der Ausführung und auf das, im Verhältniß zu dem kolossalen Project so winzige Ergebnis, das keinen Menschen beschädigt.

Wenn aber Einer begnadigt werden sollte, so meinten die Einen, müsse es Kückler sein; denn wenn er auch mit dem Mordplan einverstanden gewesen, auch im Auftrag des Reinsdorf mitgereist sei, um dem Kupfsch seine „Unterstützung zu leisten“, so habe er doch weniger Hand angelegt als Kupfsch und eine gewisse Zurückhaltung bewiesen; das aber, was Kupfsch



gegen ihn ausfrage, dürfe man nicht ohne Weiteres glauben; denn Rupsch habe sich überhaupt nicht in Allem glaubhaft erwiesen und außerdem werde er in seinen Aussagen gegen Röchler von der Absicht geleitet, sich selbst zu entlasten.

Die Anderen aber meinten, Röchler sei ein reifer Mann, der geruht habe, was er thue; Rupsch, ein junger und nicht sehr einsichtsvoller Mensch, habe unter dem faszinirenden Einfluß des Reinsdorf gestanden; er sei in Anbetracht seiner Jugend und seiner Unüberlegtheit gelinder zu beurtheilen.

„Was?“ wurde darauf erwidert, „den Hauptthäter begnadigen, und die Anderen hinstellen, das geht nicht. Die Gemeingefährlichkeit wird nicht durch die Jugend aufgewogen. Hat ja doch Reinsdorf als Grundsatz proclamirt, man müßte sich zu den Dynamitattentaten junger und lediger Menschen bedienen. Denn wenn dieselben verunglückten, habe man für keine Familie zu sorgen.“ Mit einer Begnadigung werde man dieser Praxis in die Hände arbeiten. Die Häuptlinge der Verschwörung würden sich zur Verübung ihrer Verbrechen noch jüngerer Leute bedienen, in der Hoffnung, daß solche wenigstens dem Tode entgingen. Außerdem sei die Jugend am Leichtesten zu haben, wegen ihrer Eitelkeit, ihres Leichtsinnes, ihrer Selbstüberhebung und wegen Mangels an Ueberlegung. Endlich sei Rupsch doch offenbar der wenigst wahrheitsliebende unter den Verurtheilten. Wenn er auch nur ein Werkzeug war in den Händen des Reinsdorf, so theilt er diese Stellung mit Röchler; und jedenfalls sind solche Werkzeuge gefährlich; in Ermangelung von Werkzeugen bleiben die Thaten ungeschähen; denn die Häupter der Verschwörung — das sagt ja auch Most in der „Freiheit“ vom 24. November 1883 — übernehmen nur selten in eigener Person die Ausführung ihrer Pläne. Sie sagen: „Wir sind die Denker, wir müssen unser Gehirn, welches die finsternen Pläne ausbrütet, den Genossen erhalten; die Werkzeuge kann man opfern; es werden sich stets andere finden. Aber wir, die starken Köpfe, die großen Geister, wir sind nicht zu entbehren.“

So schwirrten die Meinungen durcheinander. Einige Wenige aber glaubten, man dürfe diese Materie gar nicht discutiren, dies könnte sogar als ein Eingriff in die kaiserlichen Prerogative angesehen werden. Dies scheint mir ein Irrthum. Denn nachdem das Begnadigungsrecht, wie oben gezeigt, der privatsürstenrechtlichen persönlichen Sphäre entrückt worden, und da es nun einen Bestandtheil des öffentlichen Rechts bildet, auch seine Ausübung die Gegenzeichnung des verantwortlichen Ministers erfordert, unterliegt es der öffentlichen Erörterung, wenigstens in allen Cultur-, Verfassungs- und Rechtsstaaten; und ein solcher ist doch auch Deutschland.

Auf der anderen Seite ist es wohlbegründet, daß man der in der Gnaden-Instanz erlassenen Verfügung keine Entscheidungsgründe beigiebt, denn die Motive sind zuweilen der Art, daß deren öffentliche Kundgebung nicht opportun ist, z. B. in dem Falle, daß der Inhaber der Gnabengewalt Zweifel hegt in Betreff der Richtigkeit der richterlichen Entscheidung, oder

wenn die Begnadigung erfolgt wegen Mängel der Gesetzgebung. Endlich kann man nicht zugleich in solchen Fällen einmal die Erwägungsgründe verschweigen, und in anderen Fällen sie kund thun.

Bei der Begnadigung des Kupsch haben offenbar solche Gründe, wie sie zuweilen Mängeln der Gesetzgebung oder der Rechtsprechung entnommen werden, nicht mitgewirkt. Wahrscheinlich ist auch die Rücksicht auf die Jugend des Delinquenten nicht gerade allein maßgebend gewesen. Wohl aber die auf sein Geständniß.

Denn wohl niemals würde die Untersuchung wegen des Niedertwald-Attentates mit Erfolg geführt worden sein, oder die Erhebung einer Anklage zur Folge gehabt haben, wenn nicht Kupsch ein Geständniß abgelegt hätte. Erst sein Geständniß hat das des Rüdchler nach sich gezogen; und die Geständnisse des Kupsch und des Rüdchler zusammengenommen haben dahin geführt, daß schließlich auch Reinsdorf sein vorsichtiges Leugnen, als er sah, daß damit nicht mehr auszukommen war, mit der Rolle eines „rüdchaltlosen und opfermüthigen Heroismus“ vertauscht hat.

Wenn G. Walbert in seinem scharfsinnigem Artikel „L'attentat du Niedertwald“ in der Revue des deux mondes vom 1. Februar 1885 — Band LXVII. 3. Heft — es auffallend findet, daß man dem Kupsch glaubt, wo er sich anklagt, ihm aber nicht glaubt, wo er sich entlastet oder vertheidigt, so überfieht er den Unterschied zwischen den heutigen Beweisnormen und denjenigen der Vorzeit. Früher war bei der Hülflosigkeit, Verwahrlosung und Unbeholfenheit der Untersuchung der Richter auf das Geständniß des Inculpaten angewiesen. Man nannte dasselbe das oberste oder gar das einzige Beweismittel, die „Regina probationum“; und wenn es fehlte, dann glaubte man sich genöthigt und berechtigt, es mittels der Folter zu erzwingen. Damals kämpfte die Brutalität und Grausamkeit der öffentlichen Gewalt, siegreich aber nicht glorreich, gegen die Schwäche des unglücklichen Angeklagten. Heute ringt der Scharfsinn der Criminalpolizei und des Untersuchungsrichters mit dem Verbrecher, welcher versucht die Spuren seiner That zu verwischen; der Richter aber legt seinem Erkenntniß nicht die Angaben Jener noch die Angaben Dieses ausschließlich zu Grunde, sondern urtheilt nach dem gesammten Ergebniß der öffentlichen und mündlichen Verhandlung, welche sich vor seinen Augen und Ohren vollzogen. So kommt es denn, daß nicht mehr wie früher das Geständniß die alleinige Grundlage abgiebt, sondern der Richter das Recht hat, je nach dem sonstigen Sachverhalt dem Geständniß — mag es mehr zur Belastung oder mehr zur Entlastung gereichen — unter Umständen den Glauben ganz oder theilweise zu verweigern.

Und auch hier muß wieder betont werden, daß Kupsch keineswegs eine glaubhafte Person ist. Er unterwirft sich auf der einen Seite blindlings den Befehlen des Reinsdorf, wie ein Affassine den Winken des „Alten vom Berge“; und auf der anderen Seite sucht er doch auch wieder,

im Widerspruch damit, sein eigenes Interesse zu wahren und mit der Polizei seinen Separatfrieden zu machen. Sein Schaukelssystem erinnert gleichsam an jene alte Regel: „Man muß Gott eine Kerze anzünden, aber dem Teufel zwei, denn der Teufel ist schlummer.“ Sein Geständniß allein, lediglich geprüft mit dem Maßstabe der persönlichen Glaubwürdigkeit des Rupsch, würde zur Verurtheilung nicht hingereicht haben. Aber es wurde unterstützt und bestätigt durch alle anderen hinreichend erwiesenen Umstände, wie solche der Gerichtshof in seinen Entscheidungsgründen gebührend erwogen.

Rupsch ist also, wie mir scheint, auf Grund seiner Wahrheitsliebe — denn diese war durchaus nicht im Uebermaße vorhanden — weder verurtheilt, noch begnadigt worden, wohl aber mag bei der Strafverwandlung auf das Geständniß, welches der politischen Polizei und dem Untersuchungsrichter zuerst den Ariadne=Faden in die Hand gab, insofern Rücksicht genommen worden sein, als man es bei der furchtbaren Gemeingefährlichkeit solcher Verbrechen und solcher Verbrecher für angezeigt hielt, die Hoffnung, mit welcher sich der geständige Angeklagte trug, nicht zu täuschen und für ähnliche andere Fälle nicht abzuschrecken von einem die Zwecke der Untersuchung fördernden Geständnisse.

So viel von der Begnadigung.

An den beiden Anderen, an Reinsdorf und Kückler, war also die Todesstrafe zu vollziehen.

Nun fehlt aber in der deutschen Reichsjustizgesetzgebung, die überhaupt, wenn nicht in's Stocken, doch in ein, im Vergleiche zu früher, langsames Tempo gerathen, bis zur Stunde noch des Strafvollstreckungsgesetz. Namentlich fehlt es an den näheren Vorschriften, wie die von dem Reichsgericht ausgesprochene Todesstrafe zu vollziehen sei; und einer der Bertheidiger erhob gewissenhafte Bedenken, ob in Ermangelung einer jeglichen Vorschrift über die Vollziehung, die Todesstrafe, welche nicht ein Landes-, sondern das Reichsgericht erkannt hat, vollstreckt werden könne.

Preußen hat über die Vollstreckung der Todesstrafe in seiner Allgemeinen Criminalordnung und in der Cabinets-Ordre vom 17. October 1818 gesetzliche Vorschriften. Nach letzterer wird sie in dem Bezirke des Oberlandesgerichts Köln mit dem Fallbeil (Guillotinen), nach der ersteren in den übrigen preussischen Gebieten mit dem Beil und dem Bloche vollzogen. (Preuß. Justizministerialblatt vom 14. October, 1879, III. Nr. 4 S. 238.)

Nach der Deutschen Strafproceßordnung steht der Vollzug der von dem Reichsgericht erkannten Strafen dem Oberreichsanwalt zu, welchem die von ihm um Mitwirkung angegangenen Staatsanwaltschaften der Einzelstaaten verpflichtet sind Folge zu leisten. (§ 147, 2, § 483 der Strafproceßordnung.)

Der Ober-Reichsanwalt in Leipzig beauftragte die Staatsanwaltschaft in Halle, wo die Angeklagten Reinsdorf und Kückler im Zuchthaus aufbewahrt wurden, mit der Vollstreckung. Diese erfolgte also auf preussischem

Boden, und folglich nach den Vorschriften der Allgemeinen Criminalordnung. Auch das Verbrechen war ja auf preußischem Boden begangen worden. Zwar erfolgte die Verurtheilung in Leipzig. Aber das Reichs-Gericht ist keine territoriale Behörde und folglich kann sein rein zufälliger Sitz nicht maßgebend sein für die Vollstreckung.

Die Hinrichtung erfolgte am 7. Februar 1885 im inneren Hofe des Buchthauses in Halle. Die Nachfrage nach Eintrittskarten war groß. Allein der Erste Staatsanwalt gab sich nicht dazu her, der unpassenden Neugierde Befriedigung zu gewähren. Es waren im Ganzen nur etwa sechszig Personen, welche zur Anwesenheit bei dem traurigen Acte legitimirt erschienen, zugegen. Dagegen hatte sich schon von sieben Uhr früh ab eine große Schaar vor dem Buchthause angesammelt, welche gern selbst Zutritt gehabt hätte, und in Ermangelung dessen die zutrittsberechtigten oder -pflichtigen Personen mit neugierigen und zudringlichen Blicken Spiekrüthen laufen ließ. Ein neuer Beweis für die Zweckmäßigkeit der Intramuran-Execution.

Deun die vormaligen öffentlichen Hinrichtungen mit all jenen seltsamen geschmacklosen und grauenhaften Ceremonien, namentlich auch den Verbeugungen und Kunststückchen, welche der Scharfrichter mit seinem Nichtschwerte machen mußte und die nicht immer gelangen — man kann darüber das Nöthige in den „unehrlichen Deuten“ von Beneke finden, oder auch in dem „großen Malefizbuche“ von Wilhelm von Chézy — wurden von dem vornehmen und dem gemeinen, von dem wohlhabenden und dem armen Pöbel, wie weiland in Spanien die Autodafés, als eine Art öffentlicher Lustbarkeit betrachtet und mit Orgien begleitet. Sie haben ganz außerordentlich zur Verwilderung und Verrohung der Bevölkerung beigetragen und Denjenigen, welche die Todesstrafe bekämpften, Argumente geliefert.

Nach der früheren Praxis wurde die Todesstrafe gegen Mehrere in der Art vollzogen, daß Diejenigen, welche später an die Reihe kamen, der Hinrichtung ihrer Vorgänger auf dem Schaffot beiwohnen mußten, und man ordnete die Reihenfolge so, daß der Mindergravirte zuerst, und der Schwerstgravirte zuletzt getödtet wurde. So verfuhr man z. B. bei den Massen-Hinrichtungen der Räuberbanden am mittlern und-obern Rhein, z. B. gegen Schinderhannes und seine Bande, und gegen Hölzerlipß und Genossen. Hier war der Räuberhauptmann immer der Letzte und er mußte der vorhergehenden Execution der übrigen zusehen. Diese unnütze Grausamkeit ist ebenfalls — und mit Recht — außer Übung gekommen.

So wurde es auch in der Sache Reinsdorf gehalten. Dieser wurde zuerst enthauptet. Küchler wohnte diesem Act nicht bei. Er wurde so lange in dem Innern des Gebäudes zurückgehalten und betrat den Hinrichtungsraum erst, nachdem an ihn die Reihe gekommen. Gleichwohl muß er das Arm-Sünder-Glücklein gehört und ganz wohl vernommen und gewußt haben, was mit Reinsdorf vorging. Ein solches Warten wird als schrecklich betrachtet.

Die Türken ersparen dasselbe ihrem Delinquenten. Dieser wird unter dem Vorwand, er solle in ein anderes Gefängniß gebracht werden, abgeführt und dann unterwegs, gleichsam en passant, d. i. unversehens und ohne daß er darauf vorbereitet ist, gehenkt.

Umgekehrt machte es der berühmteste aller Scharfrichter, Samson, der während der Revolutions- und Schreckenszeit in Frankreich die in Permanenz getretene Guillotine handhabte. Der Abbé B. spie ihm auf der Guillotine in's Gesicht. Samson schnallte ihn an das Brett. Dann machte er sich ~~eben~~ an der Guillotine zu schaffen, als wenn da noch etwas in Ordnung zu bringen wäre; und dann erst ließ er das Fallbeil los. „Ich habe ihn zwei Minuten warten lassen; das war grausam, aber es war eine wohlverdiente Strafe für das Speien,“ sagte Meister Samson seinen Freunden.

Die Hinrichtung Reinsdorfs und Röchlers dauerte im Ganzen fünfzehn Minuten. Der größere Theil dieser Zeit wurde dadurch in Anspruch genommen, daß man, nachdem Reinsdorf geköpft war, Alles wieder in den früheren Stand zurückversetzen mußte, als wenn nichts geschehen wäre. Man mußte den Kopf und den Körper einsargen und wegtragen, das Schaffot, den Bloß und das Beil reinigen, Bekretes wieder in sein Futteral legen u. s. w. Erst dann konnte der Befehl, den zweiten Delinquenten, Röchler, vorzuführen, gegeben werden. Diese lange Pause machte auf alle Anwesenden einen unheimlichen und peinlichen Eindruck. Es scheint demnach, daß Samson den Charakter des „Warteulassens“ richtig aufgefaßt hat.

Der § 486 der Strasproceßordnung schreibt vor, daß der Hinrichtung zwei Mitglieder des Gerichts beizuhohnen müssen, das in erster Instanz in der Sache erkannt hat. „Also zwei Mitglieder des Landgerichts,“ sagt Herr von Schwarze in seinem trefflichen Commentar Seite 605, Note zu dem Absatz 2 des § 486. Ich schließe hieraus und aus anderen Umständen, daß man im Schoße der gesetzgebenden Körperschaften, insbesondere in der Justizcommission des Reichstags, bei dieser Vorschrift gar nicht an den Fall gedacht hat, daß auch das Reichsgericht in die Lage komme, die Todesstrafe zu verhängen, — „quandoque bonus dormitat Homerus“, — sonst würde man wohl das Reichsgericht ausgenommen haben. Denn meines Erachtens ist es unpassend und geschmacklos, Mitglieder des höchsten Gerichtshofs in Deutschland durch das Gesetz zu zwingen, Hinrichtungen beizuhohnen. Sie waren natürlich in Amtstracht erschienen, im Talar und mit der Mütze, beide von rothem Sammet. Die rothe Farbe erregte bei Unkundigen die irrthümliche Vermuthung, als wenn sie mit der Scharfrichterei irgend einen Zusammenhang hätten. Der Scharfrichter selbst aber, Meister Krautz, der zu diesem Zwecke von Berlin herüber gekommen war und seiner traurigen Aufgabe mit gewohnter Präcision und Schnelligkeit nachkam, trug einen schwarzen Frack und einen Cylinder, beide von untadelhafter Beschaffenheit.

Reinsdorf, welcher zuerst hingerichtet wurde im Widerspruch mit der

alten Gepflogenheit, den Hauptmissethäter bis zuletzt aufzusparen — zeigte bei der Vollstreckung die nämliche Haltung wie während der Verhandlung und bei Verkündigung des Urtheils.

Er stand während der ziemlich langen und peinlichen Vorlesung des Urtheils und der kaiserlichsten Verfügung aufrecht, ohne zu zucken, mit dem Ausdruck ungebrochenen Trostes. Nur in dem „Rollen seiner Augen“ wollte man ein Zeichen der Angst erblicken. Dies ist aber Irrthum. Denn während der reichsgerichtlichen Verhandlung vom 15. bis 22. December 1884 hatte man Gelegenheit, dasselbe unruhige Hin- und Hergehen seiner Blicke zu beobachten; und ein Zeuge wollte ihn sogar an diesem „besonderen Kennzeichen“ wieder erkannt haben.

Ehe er von den Henkerstuechten ergriffen wurde, richtete sich Reinsdorf noch einmal hoch auf und schrie:

„Nieder mit der Barbarei! Es lebe die Anarchie!“

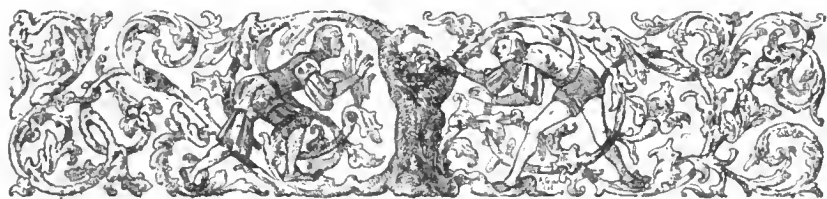
Einige behaupteten, er habe noch mehr sprechen wollen. In diesem Falle ist ihm durch den Zugriff der Scharfrichtergehilfen das Wort abgeschnitten worden.

Der zweite Delinquent, Röchler, erschien in Beistand des Geistlichen, welchen Reinsdorf abgelehnt hatte. Röchler war in einem vollkommen apathischen Zustand. Sein Gang war schwankend, seine Haltung gebrochen, sein Blick umflort. Man konnte ihn kaum wiedererkennen. Die Angst hatte dem Nichtheil vorgegriffen und ihn schon vor der Enthauptung halbwegs getödtet. Die Scharfrichtergehilfen hantirten mit ihm fast wie mit einem leblosen Wesen. *Prout cadaver.*

Unmittelbar nach der Hinrichtung wurde eine Bekanntmachung des ersten Staatsanwaltes, Herr von Moers, welche nach Vorschrift des § 549 der alten preussischen Criminalordnung die Vollstreckung des Urtheils vom 22. December 1884 an

1. Friedrich August Reinsdorf, Schriftsezer, geboren am 31. Januar 1849 zu Pegau im Königreich Sachsen, confessionslos, und
  2. Emil Röchler, Schriftsezer, wohnhaft zu Elberfeld, geboren am 9. Februar 1844 in Krefeld, evangelisch,
- öffentlich kundgab, an den Placatsäulen der Stadt Halle angeheftet.





## Jean Paul in Heidelberg.

Von

Karl Bartsch.

— Heidelberg. —

**U**nter den Reisen Jean Pauls nimmt der zweimalige Aufenthalt in Heidelberg wegen des Verkehrs mit einer Anzahl bedeutender Männer eine nicht unwichtige Stelle ein. Schon Ende des Jahres 1816 hatte der Dichter in einem Briefe an Heinrich Voß, den Sohn von Johann Heinrich, und Professor der Philologie an der Universität, seinen Besuch in Aussicht gestellt. Am 12. Mai 1817 schrieb er ihm bestimmt, er werde kommen und etwa von der Pfingstwoche an bis zum längsten Tage bleiben. „Ich brauche ein Stübchen zur Miethe (nicht einmal ein Kammerchen dazu), ferner ein Bett, ein schlechtes Kanapee, weil ich nur auf einem lese und schreibe, Jemand zum Kaffee- und Bettmachen und Getränkholen, gar keine Möbel außer den allerunentbehrlichsten. Nur liege das Zimmerchen nicht dem Sonnenbrande gegenüber, sondern lieber der Abendsonne oder dem Museum oder der Wirthstafel, wo ich esse; und wenn möglich ohne besonderen Lärm in der Morgenschlafstunde, die für mich mehr Gold im Munde hat, als die Wachstunde. Auch außer der Stadt kann mein (herrenhütisches) Seitenhöhlchen oder meine Brustzelle liegen. Ein Mittelpunkt braucht ja nicht groß zu sein, wenn nur der Umkreis es ist: dieser bildet jenen, nicht jener diesen. Durchaus muß ich Alles miethen und bezahlen dürfen. . . als Gast hätte ich nur halbe Freude, d. h. Freiheit.“ Am Schluß bemerkt er, er komme allein, aber seine Frau werde ihn vielleicht abholen.

Voß antwortete am 14. Juni, die Jubelnachricht habe sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet, er (Voß) gehe jeder von Würzburg kommenden Post entgegen. Er hatte Jean Paul ein Zimmer im „Goldenen

Hecht", dem jetzigen „Holländer Hof", an der alten Neckarbrücke bestellt. „Sie werden eine Aussicht genießen über den Neckar und nach dem Schloß. Sie wohnen hier ruhig und haben den schönsten Spaziergang Heidelbergs dicht vor der Hausthür."

Am Sonntag, den 6. Juli, traf Jean Paul in Heidelberg ein: der Bohnkutscher, der ihn gefahren und so gut gefahren, daß Extrapost dagegen Schneckenpost erschien, hob namentlich des Dichters immer richtigen prophetischen Wetterblick und seinen guten Wein rühmend hervor. Die erste Zeit wohnte er im Hecht, weswegen ihn sein Freund Emanuel Osmund in einem Briefe scherzend anredet: „Mein einzig geliebter Prophet im Fische!" So ganz einfach, wie er es gewünscht, scheint das von ihm bewohnte Zimmer aber doch nicht gewesen zu sein, denn er nennt es „fast zu gut".

Ueber seine Lebensweise im Hecht meldet ein drei Tage nach seiner Ankunft geschriebener Brief von Richard Nothe, der damals in Heidelberg studirte und, wie die damalige Jugend überhaupt, ein schwärmerischer Verehrer des Dichters war: „Was ich in meinem vorigen Briefe schrieb, daß man die Ankunft Jean Pauls erwarte, ist wirklich eingetroffen. Seit einigen Tagen hat er hier sein Lustlager aufgeschlagen und das Heidelberger Bier soll ihm sehr wohl munden. Gesehen habe ich ihn noch nicht, muß es aber auf jeden Fall, mag es mich kosten was es wolle. Das sicherste Mittel wird wohl sein, einmal einen Gulden und was darüber ist daran zu setzen und einmal im goldenen Hechte, wo er wohnt und speiset, Mittag zu essen. Was ich bisher von ihm gehört, kann ich mir noch gar nicht recht zusammenreimen, und ich will daher auch nicht früher über ihn urtheilen, bis ich mich näher und selbst unterrichtet. Nicht genug kann man hier von seinem gewaltigen Biertrinken sich erzählen, wie er immer 15 Krüge (der Krug ungefähr zu  $\frac{3}{4}$  Berl. Boutheille) voll dieses edlen Trankes um sich her stehen habe u. s. w. Einige, die ihn auf der Straße gesehen haben wollen, versichern, er gleiche unserm Professor Voss dem jüngeren sehr, der ihm freilich, wenn auch nicht im Biertrinken, wenigstens doch im Weintrinken nichts nachgäbe. Seine Wohlbeleibtheit könne man sich aus den guten Tagen, die er in poetischer Ruhe genießt, wohl allenfalls erklären. Doch, wie gesagt, auf alles dieses baue ich wenig oder gar nichts: es sehen die Menschen gar zu oft und zu gern schief."

Am 21. Juli siedelte Jean Paul in das Haus des Kirchenraths Schwarz (an der Ecke der Plöckstraße und Märzgasse, jetzt Plöckstraße Nr. 36) über, mit dem er von früher her befreundet war und bei dessen Tochter Lina er 1809 Pathenstelle übernommen hatte. Aber er machte die Bedingung, daß er auch hier Wohnung und Kost zahle, was freilich durch die reichen Geschenke des Gastgebers aufgewogen wurde. Erst jetzt schien ihm der Aufenthalt in Heidelberg wahrhaft behaglich. „Das einheimische Gefühl, in eine so gute Familie eingewebt zu sein, macht ordentlich, daß ich das Bierlein erst vom Tage des Einzugs datiere. . . In der ganzen Stadt hätt'



ich kein besseres und frömmeres Haus finden können als dieses, da die Schwarz eine Tochter von Stilling ist.“ Er nennt sie eine „wirklich treffliche Seele“.

Jean Paul bewohnte zwei Zimmer, von denen eines einen Altan hatte. „Er ging jeden Morgen nach dem gemeinschaftlichen Frühstück, sein Schreibzeug in einem ledernen Kasten, wozu man ihm ein zweites Frühstück steckte, in Begleitung seines Hundes Mert auf den Gaisberg an das weiße Häuschen, wo er den Altan in Auge hatte, von wo aus man ihn winkend oder schellend zum Mittagessen oder bei Besuchen rufen konnte.“ Er selbst schildert sein Quartier folgendermaßen: „Meine Stube, sonst eine kleine Gaststube (wiewohl ja jetzt wieder) mit einem Balcon gegen das nahe herrliche Gebirge — Bett und alles vortrefflich, sogar ein Wachslicht, das ich nur annehme, weil ich weiß, daß ich nur die Hälfte verbrenne. — Am Morgen um 7 Uhr der Orgelgesang der Böglinge; etwas später das Singen der schönen und frommen Tochter, zu Thibauts Akademie sich überg, und ihr Harfenspielen dazu. Gerade mir gegenüber liegt eine Bergstelle (in acht Minuten erstiegen), wo ich gestern arbeitete, und vor und unter mir hatte die zierliche Stadt — den Neckar bis nach Mannheim — die Gebirge, die an die Vogesen stoßen — neben mir das auf und ab sich hügelnde Wein- gebirge.“ Er nannte den Berg seinen „heiligen Berg“ und schrieb dort gewöhnlich auch seine Briefe an seine Frau und seinen Freund Emanuel, daher er sie auch die „Baireuther Briefe“ nennt. Das „weiße Häuschen“ ist das „Schützenhäuschen“, das unterhalb des Riesensteins lag und zu welchem man, da der Garten der Schwarz'schen Wohnung an den Pariser Weg (die heutige Anlage oder Leopoldstraße) stieß, über diesen in kurzer Zeit gelangen konnte. Professor Kayser, der am 1. August mit seiner Frau und einer anderen Dame ihn dort aufsuchte, schreibt darüber in sein Tagebuch: „Er pflegte des Morgens am Schützenhäuschen, unterhalb des Riesensteins zu sitzen und zu arbeiten. Mit dem Fernrohr konnten wir ihn von unserer Wohnung aus erkennen. Dort stellte ich ihm also, weil ich sonst keine schicklichere Gelegenheit wußte, die beyden Frauenzimmer als Verehrerinnen seiner Schriften vor. Er stand auf, empfing uns mit gewohnter Gutmüthigkeit, sprach über dies und das, confus und witzig. Wir hatten ihn eben verlassen, als er die begeisternde Bouteille an den Hals setzte und den letzten Schluck that. Er hob Papiere auf, die der Wind vom Tische geweht hatte. Was für ein Werk es wohl seyn mag, das von der Umgebung Heidelbergs gleichsam genährt, hervortreten wird! Denn wie Vieles hat er hier erlebt, gesehen, gehört, empfunden, gedacht, was er mit Andern Gesehenen und Empfundnen verbunden zu einem genialen Werke verschmelzen kann!“

Sieben Wochen (vom 6. Juli bis 23. August) blieb der Dichter in Heidelberg: es war eine frohe und glückliche Zeit, auf die er noch nach Jahren gern zurückblickte. Einer seiner ersten Besuche galt Heinrich Voss (die Eltern waren auf einer Reise in Norddeutschland abwesend), den er an

seiner Shakespeare-Uebersetzung arbeitend fand. „Ich fühlte mich,“ schreibt Boff später, „als Du mich diesen Sommer auf meinem Zimmer überraschtest und ich Dir zum erstenmal in das freundlich-helle Auge sah, bei aller Schüchternheit, die mich noch jetzt bei einem Wesen umfängt, das so hoch über mir steht, doch sogleich auf ewig an Dich gefesselt.“ Jean Paul, der sich als abgebrannten Studenten bei Boff eingeführt hatte, wurde bald innig vertraut mit ihm; schon nach Verlauf einer Woche bot er dem „herzigen, urdeutschen, lieb- und krafftreichen“ jüngern Freunde das trauliche „Du“ an.

Außerdem verkehrte er in Universitätskreisen mit dem Philologen Kreuzer, den Theologen Daub und Paulus, mit Hegel, Thibaut u. A. Mit Paulus war er schon bekannt geworden, als dieser noch der Universität Jena angehörte, genauer kennen lernten sie sich 1811, kurz ehe Paulus von Würzburg nach Heidelberg übersiedelte. Hier war er ein häufiger und gern gesehener Gast „im Empfangszimmer mit Vater, Mutter und Tochter im traulichen Gespräch am runden Tische“ („am runden Liebesmahltschchen,“ sagt er einmal), der „auch die Meinungen abrundet, etwa die magnetischen ausgenommen“, letzteres mit Bezug auf die Schwärmerei Jean Pauls für den Magnetismus, die Paulus nicht getheilt zu haben scheint. Frau und Tochter hingen mit inniger Verehrung an dem Dichter; die Frau (Karoline) hatte, wie Jean Paul schreibt, „gar nichts von dem Jenaischen Rufe einer vordringlichen Literaturkolette“, sondern war „eine klare, tiefe Hausfrau“; das Verhältniß zu der damals 25jährigen, schönen Tochter (Sophie), die fast nur Jean Paul und die Bibel las, war eine jener schwärmerischen Freundschaften, die, in jener Zeit so häufig, an der Grenze zwischen Freundschaft und Liebe standen. Die begeisterte Schilderung, die er in Briefen und dann mündlich von Sophie Paulus machte, scheint in der That eine kleine Eifersuchtszene mit der Frau hervorgerufen zu haben. „Sie haben,“ schreibt Karoline Paulus ihm zwei Tage nach seiner Abreise, „mir und meiner geliebten Tochter das Höchste, etwas Unvergängliches, ewig beglückend und beseligend Fortwirkendes gegeben. Sie waren schon seit Jahren ihr und mein einziger Lehrer. Sie nur einmal zu sehen, war Jahre lang unser heißer Wunsch. Und nun ist uns mehr geworden, mehr als wir je zu wünschen gewagt hätten. Der große Lehrer ist unser Freund, und alles vollendet Vortreffliche, was wir von ihm gelesen, ist uns durch seine Gegenwart gleichsam verwirklicht erschienen. Sophie hat gestern den ersten Sonntags-Sonnenuntergang im Andenken an Sie gefeiert; heute werden wir beide Ihr Arbeitsplätzchen besuchen und dort werden wir ohne Worte Gott unsern Dank darbringen.“ An Sophie richtete der Dichter bei dem Ausfluge an den Rhein, den er von Heidelberg aus machte, in Mainz „das erste geschriebene Wort“, wo es heißt: „Sie und der Rhein gehören nun in meinem Herzen zusammen und wo ich ihm auch begegne, wird Ihr Bild mir wie das eines Gestirns auf ihm schwimmen, wird ihn verschatten und überglänzen überall, wo er auch noch schöner ströme.“

Ueber Thibaut schreibt Jean Paul aus Heidelberg am 20. Juli: „Einer der wichtigsten Männer hier ist mir der Hofrath Thibaut, in der römischen Jurisprudenz noch größer als Savigny — voll Kraft und Troß und Ueber-sicht — sarkastisch — poetisch und witzig im Sprechen — und der Stifter einer donnerstägigen Singakademie in seinem Hause. Eine kleine Anzahl Weiber, Jungfrauen und Jünglinge tragen die Kirchenstücke der alten italienischen Meister, des Palestrina, Leo, Durante &c. &c. vor. Ohne Krankheit darf keine wegbleiben — niemand darf zuhören oder dabei sein, nicht einmal die Eltern, damit die Musik heilige und die Eitelkeit sie nicht entheilige. Ich gewann ihn durch meine Worte über die Musik, daß er mir nicht nur den einen Donnerstag mit italienischer Musik gab, sondern jezo für den zweiten mit Händel'scher mich mehrmal ordentlich bittet, als könnt' ich einen Himmel veräumen. . . Das Aushalten der Töne war oft wie das von Glocken und man glaubte durchaus verborgene Glocken zu hören. Aber ich werde ja einmal ein Blatt finden, welchem ich diese ewig tönende Ebedunde mit-gebe. „Diese beiden Thibaut-Abende waren demnach der 17. und 24. Juli; bei letzterem ließ Thibaut vor dem Cß-Thee durch seine Singakademie Stücke aus drei großen Werken Händels aufführen, die durch mein ganzes Leben klingen sollen.“ In einem anderen Briefe bezeichnet Jean Paul Thibaut als den „köstlichen Singakademisten und Kraftkopf“.

Unter den Frauen, mit denen er verkehrte, hebt Jean Paul selbst die Baronin von Ende „als eine der bedeutendsten“ hervor, an der er „nicht genug Güte, Ausbildung und Originalität loben kann“. An einer Stelle nennt er sie „meine Magnethadel, die mir immer den rechten Ort anzeigt“. Sie gab am 12. Juli Nachmittags „auf dem göttlichen Schloßgarten einen Thee“, zu welchem fünfzig Personen eingeladen waren.

Die Einladungen nahmen kein Ende, alle Abende war er aus, und nur selten hatte er einen Abend frei. Die Schwärmerei der Heidelberger, namentlich bei Frauen und Jungfrauen, streifte an's Excentrische. Kreuzer berichtet, daß, wenn Jean Paul länger geblieben wäre, weder er noch sein Spiz Alert eine Locke behalten hätte. „Man treibt's wirklich so närrisch,“ schreibt der Dichter selbst, „daß mir Thibaut lachend erzählte, es seien unter der Hand einige Haare nach Manheim geschickt worden von meinem Hund (der sich überhaupt keines ähnlichen Lebens erinnert, und den Viele für den Spizius Hofmann im Hesperus halten, in welchem Irrthum er sie auch läßt); an meine wagt man sich nicht, ausgenommen der treffliche Ditmar für seine Mutter in Diefland.“ Die Thibaut'schen Kinder halten den Hund so lieb, daß der eine Knabe sich Haare zum Andenken von ihm schnitt, und sie baten, ihnen den Hund auf einen Tag zu leihen zum Vieben. Heinrich Woff berichtet, daß 21 neugeborene Hündlein nach Jean Pauls Hunde genannt wurden, sogar ein Kählein.

In einer Gesellschaft „bei dem Pfarrer Dittenberger, der an 30 Mann zusammengebeten“, mußte der Dichter sich „von jungen Mädchen anfangen

und darauf be- und umkränzen lassen“. Aber beim Bekränzen blieb es nicht, von manchem jungen Munde erhielt der gefeierte Dichter einen Kuß, und eine würdige Matrone, Frau Kirchenrätthin Umbreit, hat es mir selbst kürzlich erzählt, daß Jean Paul sie geküßt habe. Sie war in der Pension, welche die Hofrätthin Dapping mit ihrer nicht mehr jugendlichen Tochter Sophie leitete, mit elf andern jungen Mädchen zusammen (mehr als zwölf wurden nicht 'aufgenommen); das Haus lag in der unteren Neckarstraße, jetzt Nr. 19 in derselben. Jean Paul zu Ehren wurde ein kleiner Ball veranstaltet, bei welchem der Dichter den jungen Mädchen Liqueur in den Thee goß und sie alle der Reihe nach küßte. In einem Briefe an Heinrich Voß läßt er der „guten Hofrätthin Dapping“ seinen „herzlichsten Dank sagen für den abendrothen Abend, und der guten Sophie für Suppe und Blumen und den übrigen lieben Wesen für das, was ich ihnen unter dem Tanze gestohlen. Du kannst sogar dieses Briefwinkelfchen für die Freundinnen heraus-schneiden, wenn Du Freude damit zu machen glaubst.“ Die jungen Mädchen machten ihm zum Abschied ein Geschenk in einem prachtvoll gebundenen Exemplar — des Titan! Auch beschenkten sie ihn oft mit Blumen, wofür er dann in Wendungen, wie „der großen Blume danke ich für die kleinen“, seinen Dank abstattete. Geküßt muß er auf der Reise viel haben, denn er schreibt am 20. August an seine Frau: „Ich habe seit zehn Jahren nicht so viel und so Viele und so jugendlich empfindend geküßt, als bisher.“ er fügt zur Beruhigung seiner Frau hinzu: „aber ich fühlte dabei das Feste und Hohe und Durchwurzelnde der ehelichen Liebe, die sich gegen jene Blumenliebe etwa verhält, wie das Umarmen eigener Kinder gegen das der fremden, oder wie die Trauer über der Einen Sterben gegen die über das der Andern.“

Da ist es denn begreiflich, daß Jean Paul Heidelberg „göttlich in Umgebung und schön im Innern“ fand. „Ich habe,“ schreibt er am 18. Juli an seine Frau, „hier Stunden erlebt, wie ich sie nie unter dem schönsten Himmel meines Lebens gefunden,“ und zwei Tage nachher an seinen Freund Emanuel: „So bin ich denn hier wider mein Verdienst so selig geworden, als ich kaum in einer Stadt gewesen, Berlin ausgenommen.“ „Wie soll ich die Liebe und Achtung malen, womit ich hier bis zur Uebertreibung gesucht werde.“ „Wären die Lebensmittel und die Miethen wohlfeiler, ich wüßte keinen bessern Ort als Heidelberg.“ Den geselligen Ton nennt er Leichtigkeit, Anstand und Freude; „vier ausgetrunkene Punschbowlen bei Voß und 100 ausgetrunkene Weinflaschen auf dem Schiff ließen doch diesen Ton bestehen.“ „Ueberhaupt scheint in dieser heitern, schönen Stadt weniger Unmoralität und mehr Häuslichkeit zu herrschen, als z. B. bei uns.“ „Scherze wie man sie im verdorbenen B(ayreuth) wohl gegen Weiber wagt, wären schon für Männer auffallend.“

Gleich nach seiner Ankunft, am 8. Juli, beschloßen die Studenten „ihm zu Ehren einen Fackelzug zu veranstalten“. „Ich freue mich,“ schreibt

Nothe, „daß ihm doch wenigstens diese gegen seine Verdienste so geringfügige Höflichkeit erzeigt wird. Freilich waren, als die Sache in Vorschlag kam, Viele darunter, die fragten, was denn das für ein Ding sei, der Jean Paul. Es ihnen auseinanderzusehen und in kurzen Worten deutlich zu machen, war eine schwere Aufgabe. Aber eine Schande bleibt's doch immer. Auch mich fragte Einer, von dem ich es gar nicht erwartet hätte, so.“

Am 12. Juli fand der Fackelzug statt, gebracht von der Burschenschaft. Auch hierüber berichtet Nothe ausführlich in einem noch am selben Abend 11 1/2 Uhr geschriebenen Briefe. „Der 12. Juli wird mir ewig ein denkwürdiger Tag bleiben und deshalb sehe ich mich auch noch so spät an den Schreibtisch, Dir zu schreiben, wie unaussprechlich glücklich ich heute Abend gewesen bin. Wie die Nähe eines großen Mannes auf den menschlichen Geist wirkt, in dem der Keim zu allem Großen liegt, weißt Du gewiß selbst. Ich habe es heute zuerst in aller seiner Stärke empfunden. Ich brauche Dir nicht mehr zu sagen, als daß die hiesige Burschenschaft (im engeren Sinne des Wortes) heute Abend um 9 1/2 Uhr Jean Paul unter Fackeln und Gesang ein Lebehoch gebracht. Die Heidelberger Burschenschaft hat gezeigt, daß sie eine deutsche und die geistig kräftigste in Deutschland ist. Die Hindernisse, welche sich diesem Fackelzuge entgegenstellten, kann ich Dir nicht deutlich machen, weil ich dazu erst eine weitläufige Auseinandersetzung der Verhältnisse unter den hiesigen Akademikern vorausschicken müßte, aber ich kann Dich versichern, daß sie groß und wahrhaft niederdrückend waren. Aber dadurch ließen wir uns nicht abschrecken und zeigten, daß uns ein herrlicher Geist mehr sei, als alle von außenher uns aufgedrungenen Verhältnisse. In unserem Festsaale in der Hirschgasse vor dem Medarthore versammelten wir uns, zogen still und feierlich nach dem dicht am Medarthore gelegenen goldenen Thore hinein, wo uns ein Kreis von Fackeln erwartete, sangen hier das auf Jean Paul anpassend abgeänderte „Heil Dir im Siegerkranz“ und brachten dem herrlichen Manne vielfache Lebehochs aus, zum Vergerniß der erbitterten Landsmannschaften, welche Alles ruhig mit ansehen mußten.“

„Jean Paul kam herunter zu uns: ‚Wo sind Hände,‘ war sein erstes Wort, ‚Kinder, gebt die Hände her, daß ich sie drücken kann: jede Hand ist ein Herz.‘ Und die Hände häuften sich so sehr, daß er oft sechs und mehr zugleich umfaßte. Die Rührung war wirklich von beiden Seiten außerordentlich; Jean Paul hatte so etwas nicht erwartet. Schwarz und der alte Boß\*) waren bei ihm oben und Schwarz hat sich auch bei dieser Gelegenheit wieder als den alten gezeigt. Sein Herz kann sich nie verleugnen. Aber, um wieder auf Richter zu kommen, so kann ich wohl sagen, daß ich nie eine so unaussprechliche Gemüthlichkeit gesehen wie in

\*) Dies ist ein Irrthum, da „der alte Boß“ damals nicht in Heidelberg war; es kann nur Heinrich Boß gemeint sein.

ihm. Mit der innigsten Deutlichkeit mischte er sich unter uns: ‚Wenn Sie mir,‘ sagte er, ‚dieses Bebehoch bringen, weil ich ein Deutscher bin, wohl, so nehme ich es freudigst an; aber wenn Sie es dem Dichter bringen, dann sei es fern von mir, mich dessen würdig zu achten. Doch wahrlich, einen solchen Abend erlebe ich in diesem Jahre, ja gewiß in diesem Leben nicht mehr; auch konnte eine solche Scene nur in Heidelberg erlebt werden; nicht in Jena, nicht in Göttingen, nirgends anders.‘ Dies waren seine Worte. Er erkundigte sich nun, wo wir hinzögen. Wir erwiderten, daß wir nach unserem Festhause zurückkehren würden. ‚Nun wohl,‘ sagte er, ‚so begleite ich Sie wenigstens ein Stück.‘ Wir nahmen ihn an die Spitze des Zuges, der, die Hölte mit Eichenlaub bekrönt, paarweise Arm in Arm einherschritt. Er selbst war im bloßen Haupte; es regnete sanft und mit der ersten besten Mütze bedeckten wir ihn. Bis auf die Mitte der Neckarbrücke zog er mit uns, dann lehrte er um; wir theilten uns und bildeten zwei Reihen, durch die er mitten hindurch ging. Habe ich je die Nührung einem Menschen auf dem heitersten Gesichte angesehen, so war es Jean Paul. Seine Herzlichkeit, verbunden mit der kindlichen Natürlichkeit, ist ganz unbeschreiblich: ich kann nicht mehr sagen als er war wahrhaft Jean Paul. Durch und durch und allgemein begeistert lehrten wir in unseren Festsaal zurück, und ein wahrhaft fröhliches Lustgelage beschloß den seltenen Abend. Wir sangen das rührende, durch Mark und Bein bringende Schweizerlied: ‚Wie wir so treu beisammen sitzen‘ u. s. w., und riefen uns immer wieder den Herrlichen, der uns diesen Abend bereitet, in’s Gedächtniß zurück.“

Jean Paul selbst schreibt über diesen Abend: „Eben so selig und fast zu schwer tragend an den Gaben des Unendlichen stand ich in der dunklen Nacht im Kreise der singenden Vivat-Studenten und gab hundert Händen meine Hand und sah dankend gen Himmel. Was ich gesagt, erfuhr ich erst später aus einem Briefe der v. Ende, die für den Abend im Höchst ein Zimmer gemiethet hatte, um den Fackelzug zu sehen.“ „Wie mich die Studenten lieben,“ schreibt er 14 Tage nachher, „zeigt: die, die bei dem Zuge unter dem Andränge keine Hand bekommen, erinnern daran und holen sie nach in der Gesellschaft. Es ist schön, geliebt zu werden und man lernt Liebe verdienen, wenn man sie geschenkt bekommt.“ Rothe hatte große Lust, Jean Paul zu besuchen, unterließ es aber aus Bescheidenheit, ebenso wie sich schriftlich an ihn zu wenden.

Der Tag nach dem Fackelzug, der 13. Juli, ein Sonntag, bildete einen Glanzpunkt in seinem Heidelberger Aufenthalte. Es fand eine Bootfahrt auf dem Neckar statt, an der 80 Personen, Männer und Frauen, theilnahmen. Das Ziel war Hirschhorn. Jean Paul hat uns in einem Briefe an Emanuel einen ausführlichen Bericht darüber gegeben.

„Wir war, als würden meine Romane lebendig und nahmen mich mit, als das lange halb bedeckte Schiff mit 80 Personen, — bekrönt mit Eichenlaub bis an die bunten Bänder-Wimpel — begleitet von einem Weisshiffchen

voll Musiker, vor den Burgen und Bergen dahin fuhr. — Der größte Theil der Frauen und Männer saß an den langen, von dem einen Ende des Schiffes zum andern langenden Tafel. Studenten — Professoren zc. zc. — schöne Mädchen und Frauen — der Kronprinz von Schweden — ein schöner Engländer — ein junger Prinz von Waldeck zc. zc. alles lebte in unschuldiger Freude. Meine Kappe und des Prinzen Hut (den aber die meisten nicht hinzu gewünscht hatten) wurden an's andere Ende der Tafel hinunter gefodert und zwei schöne Mädchen brachten sie mit Eichenkränzen umfaßt wieder zurück, und ich und der Prinz standen damit da. Der Ueberfluß an Essen und Wein konnte kaum in einem ganzen Tage aufgezehrt werden. Der Himmel legte eine Wolke nach der andern ab. Auf einem alten Burgfelscn wehte eine Fahne und Schnupftücher herunter, und junge Leute riefen Vivats. In unserem Schiffe wurden Lieder gesungen. Ein Rachen nach dem andern fuhr uns mit Musik und Gruß nach; Abends sogar einer mit einer Guitarre, wo ein Jüngling mein angebliches Leiblieb: „Namen nennen Dich nicht“ sang. — Im fortziehenden Schiffe wurde gegessen und seltsam schiffen die himmlischen Ufer und Thäler vor uns vorüber, als ob wir ständen. Die Freude der Nührung ergriff mich sehr; und mit großer Gewalt und mit Denken an ganz tolle und dumme Sachen mußte ich mein Uebermaß bezwingen. Nach dem Essen spielten wir jungen Leute Spiele (die Wittve u. s. w.) auf einer Wiese, woraus ich für eine Goulon aus Weimar einen langen Scherz spann. Darauf tanzte man eine Stunde lang in einer Ritterburg. Und so zog denn am schönen Abend die ganze kleine Freudenwelt ohne das kleinste Stören, Mißverständnis und Abbruch mit unerschüttetem Freudenbecher nach Hause.“ Der Burgfelscn, von welchem die Fahne und Tücher wehten, wird eine der Neckarsteinacher Ruinen, die Ritterburg, in der getanzt wurde, wohl die mittlere der Burgen in Neckarsteinach gewesen sein. Ob der Rachen, auf welchem ein Jüngling zur Guitarre jenes Lied sang, derjenige war, in dem sich Kayser mit seiner Frau und Freunden befand, wird sich nicht ermitteln lassen. Kayser hatte die Fahrt nicht mitgemacht. „Aber wir wollten,“ schreibt er, „doch etwas thun, was die Feyer des Tages erhöhen könnte. Wir gingen also mit Gaib, der Frau Henking, Maurer, Carl Moré und unsern Pensionären nach Schlierbach, Ziegelhausen gegenüber, und mietheten dort einen Rachen, um, wenn das große Fahrzeug, worauf sich Jean Paul befand, den Neckar herabschwimme, zu ihnen zu stoßen und einige schöne Lieder singend (Gertrude, die Henking, Maurer und Moré hatten einige einstudirt) ihnen zur Seite zu bleiben, bis er aussteige. Da wir die Zeit der Rückkehr des Zuges nicht bestimmt wußten, vertrieben wir uns die Zeit mit Spiel und Gesang. Endlich, als es fast zu dunkeln anfang, gegen 8 Uhr, schwamm das schwerbeladene Fahrzeug heran. Wir begaben uns also eilig zu Schiffe, hießen unsern tauben Schiffmann nah herzusteuern, brachten ihm ein Lebehoch! und die Sängcr stimmten ihren Gesang an. Das Schlimmste bey der Sache

war, daß man nicht ganz nahe an den großen Nachen fahren konnte und daß die Schwarzianer (die Böglinge im Schwarz'schen Institut, die mit auf dem Schiffe waren) durch Abplärren von allerley und zwar ganz gemeinen Commerc-Viedern unsre Sängler nicht aufkommen lassen wollten und so wie diese aufhörten, gleich wieder ein neues Lied anstimmten und nicht aufhören wollten zu singen. Doch soll der Gesang dem, welchem es galt, nicht entgangen seyn und er seine Zufriedenheit darüber geäußert haben. Späterhin sahen wir ihn zwischen Sulpiz Boisseree und Dittenberger nachlässig, die Mütze auf dem Kopf, einherschlendern, um sich in den Hecht zu verfügen, wo er anfangs wohnte, ehe ihn Schwarz nöthigte, bey ihm Einkehr zu nehmen!"

Eine besondere Auszeichnung war es, als die Univerſität ihn durch Ertheilung des Diploms als Doctor der Philosophie honoris causa ehrte. Die Anregung hatte H. Voß gegeben, der gerade Defan war. Das Diplom ist vom 18. Juli. Hegel und Creuzer, mit den Bedellen hinter sich, brachten ihm das pergamentne Diplom in einer langen rothen Kapsel. Es bezeichnet ihn u. A. als „unsterblichen Dichter“, als „Licht und Zierde des Jahrhunderts“, als „Principem ingenii doctrinae sapientiae“, als „eifrigsten Verfechter der Freiheit Deutschlands“, als „stärksten Bekämpfer der Schlechtigkeit, Mittelmäßigkeit und Ueberhebung“, als „virum qualem non candidiorem terra tulit“. Diesen letzteren horazischen Ausdruck über Virgil nahm ein kurländer Prediger übel, er meinte, Jean Paul werde dadurch höher gestellt als die lautersten Menschen vor ihm, und ein solches Prädicat müßten Christen keinem Menschen geben. Jean Paul soll über die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung, die ihn wahrhafter ehre, „als die LegationsrätHEREI“, eine fast kindische Freude gehabt haben. Den Doctorſchmaus richtete Creuzer aus.

Am 23. Juli wurde mit zwölf Professoren „eine Lustreise nach Schwetzingen“ unternommen, „der größere Theil zu Fuß“, Sonntag, den 27. Juli, „mit großer Gesellschaft“ eine Partie nach Weinheim zu der „liebeüberfließenden Fall“. „Der Weg dahin, die Bergstraße, ist weniger schön, als man mir sie vorgemalt; bloß die Anhöhe vor dem Städtchen, umzingelt mit Fern-Paradiesen. Darauf nach dem Effen durchgingen wir ein Tempelthal (das Birkenauer genannt), worin uns am Sountage die zurückkehrenden Kirchweihleute in langen Reihen begegneten.“

Am Sonnabend, den 2. August, fand zu Ehren des Dichters im goldenen Hecht ein Effen der Univerſität statt, zu welchem ihn der Prorektor, Zachariae, abholte; es waren über 60 Personen anwesend (nur Männer). „Den Toast des Prorectors in lateinischer Sprache erwiderte er witzig, bezüglich auf die allgemein verbreitete Nachricht von der Aufhebung der Univerſität, welche bald nachher durch Cabinets-Rescript niedergeschlagen wurde. (Der General) von Dörnberg, dessen Tochter Abegg in diesen Tagen confirmirt hatte, war auch zugegen und konnte in seinem Toast nicht fertig werden mit



Dank, daß Heidelberg seine Familie zu einer Zeit, wo sie nirgends einen Zufluchtsort fand, aufgenommen habe.“

Der weiteste Ausflug wurde am 7. August angetreten. Der Dichter begab sich zunächst mit Paulus nach Mannheim, wo er zum ersten Male den Rhein sah. „Wie soll ich Dir,“ schreibt er seiner Frau, „den offenen Himmel malen, in welchen ich sah, als sich mir der erhabene Rhein aufthat — er strömt nun ewig vor mir!“ Am 10. August fuhr er nach Mainz, wo er mit dem „edlen Jung“ verkehrte; dann noch den Rhein hinab bis Bingen. In Mannheim wollten seine Freunde bei seiner Rückkehr die Aufführung von Spontinis Oper „Die Bestalin“ veranstalten, „welche die Madonna unter den Opern (die andern sind dagegen nur Nonnen) sein soll“. Sie fand auch wirklich statt. Jean Paul sagte, daß die Oper ihn „durch ihre Schönheiten ordentlich auflösete und entkräftete. Ich hätte auf den Tönen davonschwimmen mögen aus dem Leben.“ Er hatte Sophie Paulus den Vorschlag gemacht, daß sie mit den Ihrigen nach Mannheim käme, am Sonntag, den 17. „Bis 9 Uhr hörten wir Sphärentöne (wahrscheinlich eben die Oper) — nachher führ' ich mit Ihnen nach Heidelberg zurück und die Sphärentöne klangen fort und in der Geisterstunde stiegen wir mit Herzen voll Töne und Geister aus. Ich hätte freilich des Guten zu viel; aber Gott hat mich auf meiner Reise daran gewöhnt.“ Auch Heinrich Wozz, scheint es, kam ihm bis Mannheim entgegen und lud ihn ein, die Nacht bei ihm zuzubringen, vermuthlich weil er so spät nicht in das Schwarz'sche Haus gehen wollte.

Einen hohen Kunstgenuß gewährte Jean Paul die Betrachtung der altdeutschen Bilder Sammlung, die die Brüder Boisseree und ihr Freund Vertram zusammengebracht hatten. Es wird berichtet, daß der herrliche Christuskopf von Hemming dem Dichter Thränen entlockt habe.

Am Tage vor seiner Abreise, den 22. August, war bei Schwarz noch eine große Gesellschaft eingeladen, der auch Ludwig Tieck, der den Tag vorher zu kurzem Aufenthalt eingetroffen, beizohnte. Am 23. August reiste Jean Paul ab; schon ein paar Tage vorher war er voll lauter Abschiedsgefühle. „Von all den schönen Tagen ist nun bald nichts mehr da, als ein schöner Traum und ich werde zu weich scheiden.“ Die Sehnsucht nach dieser Zeit klingt in den nächsten Briefen vernehmlich durch. „Wie wird mich,“ schreibt er an H. Wozz am 5. September, „nach einem halben Jahre oder im Frühling das Sehnen nach euern Strömen und Bergen und Herzen quälen!“ Und an Sophie Paulus an demselben Tage: „Unser ganzer Schauplatz, unsre Berge, unsre Thäler und unser Nectar — alles hat sich nun in dürftiges Postpapier verwandelt und es giebt keine Stimme und kein Auge mehr. Am Sonntag vor 8 Tagen (24. August) gieng eben die Sonne unter, als ich in Würzburg einfuhr und ich blickte lange in sie, aber sie gieng allein unter und unsre Tage nicht. So bleib' es! Außer uns ist ohnehin ewiges Weitergehen; desto fester sei in uns das Bestehen der Stunden, die sich von

Außen in's Innre geflüchtet . . . Und so lebe denn wohl, unbergeliche Sophie, und schreibe mir vor allen Dingen jeden Schmerz, den Du hast; denn Deine Freuden kenn' ich. Nichts kann uns scheiden, kein körperlicher Abschied, auch das größte Glück nicht, das ich Dir so innig wünsche."

In seinem ersten Briefe an die Familie Schwarz schrieb er: „Unbergeliches Heidelberg, willst du mir weit und breit und unverwelkt vorkommen! mit deinen Blüten, mit deinen Bergen, mit deinen Herzen, und mit Allem, womit du noch beglückst und belohnst!“ Die Kirchenrätthin Schwarz schrieb unter diese Worte: „Den 23. August reiste Freund Jean Paul Richter von uns ab. Klarheit und Wahrheit treten so herrlich aus dem herrlichen Mann hervor.“

Kayser hatte sich bei dem Besuche, den er Jean Paul an dem Schützenhäuschen abstattete, gefragt, welches Werk es wohl sei, „das von der Umgebung Heidelberg's gleichsam genährt“.

Unter Jean Paul's Aufzeichnungen zum Jahre 1817 über seine literarische Thätigkeit findet sich: „Im Juli Ergänzung=Levana vollendet. Ende August's und Anfang September Immergrün der Empfindungen.“ Jene steht in seinen Werken und wurde am Tage vor seiner Abreise von Heidelberg, am 22. August abgeschlossen, aber schon am 19. Juli schrieb er daran; denn er sagt: „Da gegenwärtige Vorrede (zur zweiten Auflage) das erste ist, was ich für die Welt ausarbeite, seitdem ich (gestern den 18. Jul. 1817) Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste in Heidelberg geworden,“ und macht dazu folgende Anmerkung, die zeigt, wie sehr diese Auszeichnung ihn erfreute: „Der Verfasser dieses bekennet gern seine stolze Freude, daß Männer von anerkannten eignen philosophischen Verdiensten ihn für frühere und für zukünftige zugleich zu belohnen gesucht, welche letzten nur leider noch als eine starke Schuldenlast auf dem schönen Doktorgute haften. — Und seine Freude ist um so inniger, da er das Geschenk in einer Stadt empfing (er sieht eben in sie von dem Berge hinein, auf dem er die Vorrede schreibt), welche seine alten Tage zu jungen gemacht, weil sie so freundlich gegen ihn war wie die Natur gegen sie. Er sagt ihr freilich jetzt einigen Dank für seinen ganzen und einen halben Wonnemonat in ihr; aber er wünschte wohl, er könnte sich sogleich im ersten Feuer an das Kapitel in seiner Lebensbeschreibung machen, in welchem die Stadt natürlich vorkommen muß.“ Und am Schlusse der IX Thesen, welche diese „Vorrede“ enthält, heißt es: „Hiemit hätt' ich einige der Sätze angeschlagen, welche ich sammt unzähligen andern als jeziger Doktor versetzte, meiner neuen Pflicht und Würde gemäß und mit dem Versprechen, im Nothfalle den philosophischen Doktorring sogar als einen bairischen Schlagring an der Hand zu gebrauchen, und ihn Leuten auf's Auge zu setzen, die etwa streiten wollen und die Sache besser sehen. Sonst aber bleib ich, wie gewöhnlich, der Friede selber und falle unaufhörlich bei Heidelberg — auf dem Berge neben dem Turnplatze.“ An Heinrich Voss schreibt er am 31. März 1818:

„Für Deine gute Mutter ließ ich einen Aufsatz abschreiben, der in Heidelberg gezeugt und in Bayreuth geboren wurde, sogleich als ich da angekommen war und welcher im Sommer in einer Aufsatzsammlung von Spazier erscheinen wird. Damit ist der oben erwähnte „Ueber das Immergrün unserer Gefühle“ gemeint, der 1819 in Spaziers „Sinngrün“ erschien. Der warme Hauch, der ihn durchdringt und ihn mit Recht zu einer noch heute gelesenen Schrift macht, verräth die glückliche, jugendfrische Stimmung des Dichters während seiner Heidelberger Zeit.

Es war begreiflich, daß nach einem so schönen Aufenthalt Jean Paul die Sehnsucht empfand, Heidelberg bald wiederzusehen. Als er am 12ten Januar 1818 an Kirchenrath Schwarz seine gypsene Nase schickte, zum Ersatz der an der früher ihm geschenkten Büste abgebrochenen, schrieb er dazu: „Ordentlich als sollt' ich immer bei Ihnen im Quartier liegen, muß ich meinem Kopfe meine Nase — nach der rhetorischen Figur *pars pro toto* — nachschicken. Irgend ein Künstler wird sie ja wohl dem zerbrochenen Gesicht so gut aufzusetzen wissen, als ein neuer Tagliacozzo eine lebendige einem Lebendigen, und sie darf gerade in dem Zimmer nicht fehlen, wo das Urbild täglich unter neuen Blumen gelebt. Wo sind nun deren Stäubchen geblieben? In meiner Seele als Blumenstaub der Zukunft. In meinem Alter thut alles Verwelken wehe. Darum lieb' ich das Palingenesiren und komme im künftigen Frühling oder Sommer wieder, obwohl nicht als fester Plaggerist, sondern als flüchtiger Zugwind oder als Zugzephyr.“ Und am 6. März an Heinrich Wosß: „Im Frühling komm' ich und will mit Euern Bergen blühen, Ihr Geliebten, wenn auch nur mit meiner Nachsommerblüthe. Aber nach Mannheim geh' ich noch dem Rheine nach; übrigens von Euch nach Stuttgart, oder umgekehrt; höchstens nach Frankfurt noch. Wenige Tage heißen bei mir, wenn ich von Heidelberg spreche, mindestens 14 Tage, wenn nicht darüber. Ach, ich habe so viel Natur-Aussichten und so viele Belehrungen nachzuholen.“ „Gott gebe nur,“ schreibt er am 10., „daß Ihr Alle geliebet und bleibet, damit ich mich nicht zu vergeblich auf meinen Frühling gefreut.“ Paulus hatten ihn aufgefordert, diesmal bei ihnen zu wohnen; aber er lehnte es ab. „Der seelenguten Sophie Paulus und ihrer Mutter,“ schreibt er schon am 12. Januar an H. Wosß, „sage grüßend meinen Dank für die Zukunft: aber je größer ihre Güte, desto stärker ist mein Nein; jedoch will ich mich bei ihnen einquartieren und zwar ganze Eden-Stunden lang, nur nicht Tage.“ Und am 3. Februar an Sophie Paulus: „Für das angebotene Geschenk einer Wohnung bei Ihnen und den Ihrigen sei der Dank eines gerührten Herzens, das schon von der Wohlthat, nicht erst zu ihr kommt, gesagt. Ihr rundes Tischchen, mit der Familiendreieinigkeit besetzt, ist ja mehr als Alles, was Sie mir von Ihrer Wohnung geben können. Und an diesem Tischchen werd' ich bei der Kürze meines Aufenthaltes nicht lange bleiben dürfen.“

Diesmal kam Jean Paul von Frankfurt her, wo man ihn, ähnlich

wie das Jahr vorher in Heidelberg, außerordentlich feierte, so daß er „dieses sogenannte Verehren“ doch satt wurde. Namentlich waren es wieder die Frauen, die ihm schwärmerisch huldigten. „Ich gewinne alles,“ schreibt er aus Frankfurt am 11. Juni, „Jünglinge und Männer drängen sich an mein Herz und die Weiblein heb' ich Nestertweise aus.“ Am 31. Mai schrieb er aus Frankfurt an Sophie Paulus: „Nun brauch' ich nur noch einen Schritt von 6 Meilen zu meiner Frühlingsfreude. Wie viele himmlische Stunden werden in der ersten Minute stecken, die ich mir vereiligen will, damit sie immer frisch bleibt!“ Aber erst am Dienstag, 14. Juni, traf er in Heidelberg ein; der treue Heinrich Voss war ihm zwei Stunden weit entgegengegangen. Er wohnte zugleich mit August Wilhelm Schlegel, der schon seit Anfang des Sommers in Heidelberg war, im „Karlsberg“, einem der ersten Gasthöfe der Stadt, dem jetzigen Rochenburger'schen Haus, welches der Familie Roch, den Eltern von Frau Kirchenrätthin Umbreit, gehörte. Er fühlte sich aber diesmal nicht so glücklich in Heidelberg wie das erste mal. „Ich bin hier nicht halb so froh als früher, aus vielen Gründen. Die guten Menschen sind noch die alten; aber das Neue kann nicht zweimal kommen, und manche alte fehlen auch, die Ende, die Piatoli, Sophie Dapping, die Hegel u. s. w. Das Familienleben fehlt mir auch im prächtigen Gasthose.“ „Ich gehe dieses mal ganz anders von Heidelberg fort, als das vorige mal. . . Fast gar zu prosaisch seh' ich jetzt Alles an und die poetische Blumenliebe des vorigen Jahrs ist leider! (denn sie war so unschuldig) ganz und gar verflogen, eben weil sie ihrer Natur nach keine Dauer und Wiederholung kennt.“ In Heidelberg hatte er, schreibt er nach seiner Rückkehr in die Heimath, „fast zu nichts Lust, als zur — Abreise.“ Er fürchtete sich, noch ehe er herkam, ordentlich vor Heidelberg und dessen Abend-Trink-Runds. „Frankfurt hat mir Heidelberg verfaßten. Es drückt ihn seine „alte Melancholie“ und die „Sehnsucht nach Hause und nach Stille“. Diese gedämpfte Stimmung steht in merkwürdigem Gegensatz zu der freudehoffenden, die aus dem Briefe an Sophie Paulus am 31. Mai athmet. Wenn wir erwägen, wie gerade zu dieser das Verhältniß im vorigen Jahre ein besonders inniges war, daß aber jetzt August Wilhelm Schlegel sich um ihre Liebe bewarb und sie Anfang August sich mit ihm verlobte, so darf wohl angenommen werden, daß dies veränderte Verhältniß wesentlich zu seiner veränderten Stimmung beitrug und daß die „poetische Blumenliebe“ hauptsächlich auf Sophie Paulus geht. Sophiens Benehmen gegen Schlegel in der Zeit wurde sehr mißbilligt. Melchior Boisseree schreibt am 27. Juli an Sulpiz: „Uebrigens ist es wirklich arg, wie die Sophie Schlegel die Cour macht. Da ich jetzt mehreremale da war, habe ich es zu meinem größten Erstaunen bemerkt. Wenn sie ihn förmlich zum Narren hielte, könnte sie es nicht anders machen: sie geht und spricht nur mit ihm, schenkt ihm, wie sie selbst sagt, ihre schönsten Blumen und schickte ihm vorgestern, wo er bei mir aß, durch ihren kleinen Bruder die ersten reifen Trauben, wobei der

Junge immer wiederholte, daß die Schwester ihn schicke.“ Wie unglücklich die am 30. August geschlossene Ehe endete, ist bekannt. Am 17. August schreibt Boisseree an Goethe: „Ich darf doch nicht vergessen zu melden, daß Sophie Paulus, die launenhafte Klavierspielerin, sich mit A. W. Schlegel verlobt hat. Wir anderen brauchen uns nicht zu beklagen, wenn Einundfünfzigjährige (so alt war Schlegel) solche Schäflein nach Hause führen!“ Boisseree hat auch eine Stelle über Jean Pauls Aufenthalt von 1818 in einem Briefe an Goethe vom 29. Juni. „Daß Jean Paul und Wilhelm Schlegel hier sind, wird Ihnen Hofrath Meyer erzählt haben, ersterer brachte schon voriges Jahr einige Zeit hier zu. Sie kennen beide, wozu also viele Worte. Mit aller Achtung für ihren Geist finden wir eben mehr an ihnen zu ertragen, als uns zu erfreuen.“

Ein Hauptzweck des zweiten Besuches war, den alten Woz und seine Frau, die treffliche Ernestine, kennen zu lernen, die er im Jahre vorher verfehlt hatte; er scheint bei Wossens auch am häufigsten gewesen zu sein, siebenmal zu Mittag und mehrmals zu Abend. Schon im November 1817 hatte er der frohen Hoffnung, sie im nächsten Jahre kennen zu lernen, in einem Briefe an den Sohn Ausdruck gegeben. „Im künftigen Frühling, wenn mich nicht der Ewige auf- und weggezogen, drück' ich gewiß zwei theuere, warme und reiche Hände an mich, die Deiner Eltern: und dieses helle Zwillingsgestirn soll mir noch mit in den Heidelberger Sternhimmel aufsteigen . . . Wie werd' ich das zweitemal in den Heidelberger Herzen schmelzen, da gar zwei neue schönste dazu kommen! Gott gebe mir diese Freude zum zweitenmale: zum dritten verlang' ich's nach meinem Dualis-Glauben ohnehin nicht.“

Er schreibt über Beide am 19. Juni: „Wossens Mutter stößt Anfangs mit dem kalten Gesicht und Blicke ab, aber ihr ganzes Betragen zeigt die altdeutsche Hausfrau, die ohne Rede und Widerrede den Mann beglückt und befolgt und Alles um sich her erfreuen will. Woz hat Kraft und Stolz des starken gebogenen Nackens, wie ein kühner Pegasus. Aber beide lieben mich.“

An Festlichkeiten fehlte es auch diesmal nicht; am 17. Juni gab man ihm und einigen Professoren, unter denen auch Schlegel, ein Mittagmahl.

„Mir wurde eine Blumenrose, aus lauter Konfituren gebacken, vorgefetzt und sie steht jetzt unberührt neben meinem Spiegel.“ Am 20. wurde ihm und Schlegel ein „Bivat“, wahrscheinlich also von den Studenten, gebracht.

Interessant war ein Abend, an welchem er bei Woz mit Schlegel zusammen war. Nach einer halben Stunde sagte Jean Paul zu Heinrich Woz: „Komm, Bruder, wir wollen in den Garten gehen, ich halt' es nicht länger aus. Das geschah. Nach einer Viertelstunde waren ihnen alle gefolgt bis auf Schlegel, der den alten Woz über etruskische Monumente und über Metrik belehrte. Endlich kam als dritter noch Paulus hinzu. Als

man sich um halb neun zum kalten Abendbrod versammelte, ließen die Andern die Drei sitzen und setzten sich an einen andern Tisch. Seitdem war Schlegel auf Jean Paul sehr böse.

Von einem Gesellschaftsabend in dem Bidford'schen Hause hat die Tradition bis auf den heutigen Tag sich erhalten. Jean Paul, der gern trank, aber nicht viel, namentlich nicht viel Wein vertragen konnte, da er mehr an das Bayreuther Bier gewöhnt war, ging auf dem Heimwege etwas unsicher. Galant gegen Damen, bot er Frau Dr. Wecher den Arm an. Diese, eine kräftige, energische Frau, nahm ihn, führte aber mehr den Dichter als er sie. Als sie an ihrer Wohnung (am Markte) angekommen, stüsterten ihr die Begleiter zu, sie solle Jean Paul nicht sagen, daß sie schon zu Hause sei, und so brachte sie ihn bis an seinen Gasthof. In diesen hatte er sich von Frau Paulus sechs Flaschen Wein schicken lassen, die dieselbe in der Vorausicht, daß er diesmal bei ihnen wohnen werde, für ihn verschrieben. „Fürchtam dankend“, sendet er vor seiner Abreise „den ungesägten Betrag“, da dies „kein Gegenstand zum mündlichen Besprechen“ für sie beide sei.

Am 19. Juni wohnte er einem „magnetischen Gottesdienste“ bei Professor Schelver, dem Botaniker und Naturphilosophen bei, von 11—2 Uhr. Ein Brief von demselben Tage enthält einen ausführlichen Bericht, worin ein Blinder Namens Aut eine Hauptrolle spielt. Jean Paul interessirte sich, wie wir aus einer früheren Aeußerung sahen, sehr für den Magnetismus und er glaubte selbst die Fähigkeit zum Magnetisiren zu besitzen. „Ich habe vorgestern,“ schreibt er während seines ersten Aufenthaltes in Heidelberg, „am 20. August, in einer großen Gesellschaft eine Frau v. R. durch bloßes fest wollendes Anblicken, wovon niemand wußte, zweimal beinahe in Schlaf gebracht und vorher zu Herzklopfen, Erblichen, bis ihr G. (Schelver) helfen mußte, was manche Scherze gab.“

Der Bericht Jean Pauls ist für ihn selbst wie für die ganze Britirichtung von Interesse. „In einem Saale,“ schreibt er, „versammelten sich an 27 Menschen beiderlei Geschlechts — im Kreise auf Stühlen sitzend, alles durcheinander. Mädchen von 13 Jahren und alte Mütterchen, gemeine arme Bittgerweiber, daneben ein kräftiger Student, ein fetter Landamtmann, Offiziere, vornehme Frauen — Alles sitzt zufällig durcheinander, Alter und Blüte und Stand und Geschlecht, und saßt sich rechts und links an der Hand — der blinde Aut sitzt in der Saalecke des Kreises und saßt auch. Schelver magnetisirt mit wenigen Strichen, jeden Einzelnen im Kreise umgehend — dann wieder mit dem Eisenstäbchen — dieß wird manchmal wiederholt — so sinkt ein Kopf nach dem andern in Schlaf, nur einige Neuangekommene bleiben wach. — Ich war im Tempel des Weltgeistes. Wie der Kirchhof und die Kirche alles gleich macht, so hier der Saal. Beschaauer sind auf dem Kanapee oder unter der Thüre. Nach zwei Stunden stehen die Schlafenden wieder auf, die bloß vorbereitet werden. Der Blinde

in der Ecke bleibt in seinem Schlafe. Dann kommt Mad. Schelver mit Papier und Dinte und allmählig fängt er an, für die Kranken, die er wählt, oder die ihm genannt oder verbunden werden, die Recepte zu dictiren mit der höchsten Pünktlichkeit der Dosen, aber mit schrecklichen, herauswürgenden Gebehrden; im Wachen immer freundlich, aber im Schlafen wild und alles hervorknirschend, und doch mit frommen Aeußerungen überall. Gewöhnlich verschiebt er die volle Entscheidung auf den kommenden Tag. Die Schelver hält er für seine Frau und sagt ihr, sie solle alles dem Herrn Professor sagen, er habe nicht das Herz; denn er weiß dessen Danebensitzen nicht. Sein Aufwachen ist fürchterlich krampfhaft und langsam; alsdann ist er un- gemein freundlich und bescheiden, was er alles im Schlafe nicht ist. Und doch halten einige Aerzte hier alles für Betrügerei, trotz der auffallenden Heilungen. Ich stand vor dem Abgrunde der Geisterwelt. Von 12 $\frac{1}{2}$  bis 2 Uhr, wo der Blinde zu reden anfängt, füllt sich der Saal. Nicht sein Ton und seine Aussprache, aber seine Sprache erhebt sich, z. B. „Gott ist der allgemeine Weltarzt“ u. s. w. Schelver machte die Sache auch zum Gegenstande akademischer Vorträge und las ein Colleg über den animalischen Magnetismus. Ein unbefangener Zeuge, S. Boissière, schreibt 10 Tage nach jenem Gottesdienste, dem Jean Paul bewohnte, an Goethe: „Er (Schelver) bildet sich ein und will die Welt glauben machen, ein Hellsehender könne das Innerste der Natur durchdringen und für jede Krankheit das wahre Heilmittel finden. Wirklich hat auch der blinde Mann, der es seit drei Monaten zum Hellsehen gebracht, schon einen ganzen Hergenessel voll verordnet. Alle Unheilbaren kommen von nah und fern und jedem wird Hoffnung gegeben; zuverlässige Wirkung zeigt sich nirgend. Unterdessen schreit der eine Theil Wunder, der andere Betrug. Auf jeden Fall muß so unsinniges Treiben ein schlechtes Ende nehmen und Schelver wird dann selbst gewiß der Betrogene seyn. Die Zeitungen fangen bereits an in dem widerwärtigsten Tone Lärm zu blasen, darum schreibe ich Ihnen von dieser ärgerlichen Sache, sonst hätt' ich lieber ganz davon geschwiegen.“ Goethe in seiner Erwiderung sagt: „Betrachte ich diesen Fall und den Wahnsinn des guten Schelvers, so sehe ich freilich die Welt von der Nacht- und Rebel- seite, die ich leider auch längst kenne.“ Es dauerte auch nicht lange, so erregte das Treiben die Aufmerksamkeit der Behörde. „Der arme Schelver,“ meldet Boissière am 17. August, „hat sich mit seinen Tollheiten, wie vorher zu sehen war, eine vom Ministerium verordnete Obermedicinalcommission über den Hals gezogen, man kennt den Erfolg der Untersuchung noch nicht, aber es verlautet, der Wundermann (nämlich der blinde Aut) sey nicht eigentlich somnambule gefunden worden.“

Beim Abschiede schenkte Jean Paul Frau Koch einen Ring und seinen eben damals (1818) bei Engelmann in Heidelberg neu erschienenen Siebenkäs, der unter der Aufsicht von H. Wob gedruckt war, aber auch Sophie Paulus hatte es sich nicht nehmen lassen, die Correcturbogen durchzusehen, wofür

ihr Jean Paul am 3. Februar dankt und dabei bemerkt: „Ich kann Ihnen wenig vergelten, da ich höchstens der Corrector des mündlichen Druckfehlers net zu werden vermag“, offenbar eine Anspielung auf Sophiens Heidelberger Aussprache.

Reichlin-Melbegg in seinem Buche über Paulus giebt an, daß Jean Pauls zweiter Aufenthalt von Mitte Juni bis Ende Juli 1818 gedauert habe. Vielmehr nur bis Ende Juni, im ganzen 15 Tage. Am 29. war er noch da, denn an diesem Tage schickt er das Geld für den Wein an Frau Paulus, fügt aber hinzu: „Morgen hab' ich nicht nur die Freude, Sie zu sehen, sondern auch den Schmerz! denn es ist die letzte.“ Also ist er am 30. Juni oder 1. Juli von Heidelberg abgereist. Am 13. Juli war er schon wieder in Baireuth und begann am 14. nach seiner eigenen Angabe seine Lebensbeschreibung.

Seitdem ist Jean Paul nicht mehr nach Heidelberg gekommen, aber seinen Sohn Max ließ er dort studiren. Am 14. October 1820 empfahl er ihn an Paulus mit folgendem Briefchen: „An meinen geliebten und liebenden Paulus! Vor Ihnen steht nun mein glücklicher Sohn! Ich wollte, ich stände nicht weit von ihm. Wüßen Sie von der Liebe, die Sie für den Vater gehabt, so viel für den Sohn abfließen lassen, als er verdient!“ Eine alte Dame hier erinnert sich noch des jungen Max Richter als eines ihrer Tänzer; er hatte etwas Stilles, Gedrücktes in seinem Wesen, wie die Söhne berühmter Väter nicht selten. Gustav Parthey in seinen Jugenderinnerungen gedenkt seiner, er studirte mit ihm hier zusammen. „Er zeigte ein überaus gutmüthiges, etwas besangenes Wesen. Seine schwache Körperbeschaffenheit erregte schon jetzt Besorgnisse für sein Leben.“ Und wirklich, er sollte die Heidelberger Zeit nicht lange überleben; noch ehe ein Jahr seit seiner Ankunft hier verging, starb er im elterlichen Hause in Baireuth — für den Vater ein schmerzlicher Nachklang der Erinnerung an Heidelberg, wo ihm eine neue Jugend des Geistes und Herzens aufgegangen war, der er in jenem Aufsatz über das Immergrün unserer Gefühle einen so warmen und innigen Ausdruck gegeben hat.







## Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth während des siebenjährigen Krieges.

Von  
Karl Koberstein.

— Dresden. —

**T**rommeln ist mir lieber als Blumen!" hatte Kronprinz Fritz erwidert, als ihm seine Schwester, des sinnbetäubenden Lärmens und Marschirens müde, ihre duftigen Blüthenschätze zum Tausch für das rassende Kalbfell geboten, und Friedrich Wilhelms Soldatenherz war übergeflossen von väterlichem Stolz.

Den beglückenden Moment, dieses erste kriegerische Aufwallen seines Erben, zu Ruß und Frommen kommender Geschlechter festzuhalten, überwand sich der rauhe Verächter der Musen, die bei Seite geschobene Kunst in einem ihrer berufensten Jünger um Beistand anzugelen.

Wie Antoine Pesne die gestellte Aufgabe gelöst, das können wir noch heute im Schlosse zu Charlottenburg bewundern.

Dort sucht Prinzessin Wilhelmine, deren zierlich aufgeschürztem Fürstenmantel eine Fülle farbenbunter Blumen entquillt, die beflügelte Gast des jüngeren Spielgefährten zu mäßigen, der unter schallenden Trommelwirbeln aus umschränkter Zimmerenge in die weitgedehnten Gassen grüner Tagushecken drängte.

Ein herzerquickendes Bild, mehr werth als eine ganze Galerie von mythologischen Nacktheiten und blutrünstigen Heiligen!

An dieser reizenden Knabengestalt im blausammetnen Polströckchen mit Band und Stern des schwarzen Adlers klebt nichts Sagen- und Legendenhaftes. Eine derbe Wirklichkeit schreitet sie daher, von der wir wissen, wie sie wurde und wuchs; eine Wirklichkeit, deren Erbenspuren die Stürme von anderthalb Jahrhunderten nicht verwehten. Manchem zum Verdruß. Unzähligen zur

hellen Freude. — Wie trotzig der dreijährige Tambour den Kopf in den Nacken wirft, wie herrlich die kleine Faust mit dem Trommelsköppl nach dem Garten weist! Gebieterisch schaut nicht der ehernen Vorfahre auf der Langen Brücke drein. Es ist, als wäre hier der Künstler zum Seher geworden, als hätte sein gottberührtcs Auge die Wahrzeichen künftiger Heldengröße auf der heiteren Kinderstirn gelesen.

Schulter an Schulter, wie auf dem Charlottenburger Wilde, sind die Geschwister auch weiter durch das sonnen- und liebeleere Elternhaus gegangen, so Freud' als Leid kameradschaftlich theilend. Und als später ihre Wege sich trennten, Wilhelmine dem aufgezwungenen Gatten in die Fremde folgte, Friedrich ein neues Leben in Ruppin und Rheinsberg begann, konnte räumliche Entfernung den Gleichklang nicht mehr stören, den ihre Herzen unter den Hammerschlägen des Schicksals gewonnen hatten. Nach wie vor blieben die beiden Königskinder im regsten geistigen Verkehr. Briefe kamen und gingen, dem Einen vollen Einblick in das Außen- und Innenleben des Andern erschließend. Wie Wilhelmine dem Entwicklungsgange des Bruders die hingebende Theilnahme bewahrte, so folgte Friedrich mit liebevollem Verständniß den krausen Gedankensprüngen der Schwester, die je nach Augenblick und Laune von den erhabensten Fragen der Philosophie zu dem Kleinram rein weiblicher Interessen hinübertändelten. Es war ein wechselseitiges Geben und Empfangen, ein Wettstreit, die alte Auhänglichkeit in immer neuen, bald ernstern, bald heiteren Wendungen auszusprechen und durch sinnige Aufmerksamkeiten zu bekräftigen.

Gleichwohl blieb diesem anmuthigen Verhältniß eine Trübung nicht erspart. Vorzeitig alternd und kränklich, durch ehelichen Kummer mißtrauisch gegen alle Welt, wurde Wilhelmine auch an dem Bruder irre. In dem zum Mann und Herrscher Herangereiften wollte sie den Jugendgespielen nicht mehr erkennen. Sein gehalteneres Wesen machte sie frösteln, die Verschlossenheit des Politikers galt ihr für Mangel an Vertrauen, die Rathschläge des klugen Hausverwalters für ungarte Eingriffe in ihren ohnehin beschränkten Wirkungskreis.

Als ein Ergebniß dieser tiefgehenden Entfremdung sind ihre vielberufenen „Denkwürdigkeiten“ zu betrachten, welche um die Zeit des zweiten Schlesiſchen Krieges entstanden und von einer krankhaften Ueberreiztheit gegen Friedrich zeugen.

Hatte sich in dem letzteren wirklich eine Wandlung zu ihren Ungunsten vollzogen, so war die Schuld daran nur ihr, der ehemals Ausermählten, beizumessen. Denn nicht genug, daß sie aus persönlicher Vorliebe für Maria Theresia österreichische Zettelungen am Baireuther Hofe geduldet, auf ihren Betrieb und gegen Friedrichs ausdrückliches Verbot hatte sich sogar die Bevorzugteste ihrer Hofdamen mit dem Leiter jener geheimen Ränke in einem Augenblicke vermählt, wo ein Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen Preußen und Oesterreich nach Minuten zu berechnen war.

Je unverbohlener sich Friedrichs Unwille äußerte, um so höher stieg Wilhelminens Verbitterung, um so zweideutiger wurde ihre Stellung zu den kriegführenden Parteien. Sie beeiferte sich, der zur Krönung des Gatten nach Frankfurt reisenden Königin von Ungarn als ihrer zukünftigen Kaiserin aufzuwarten; ja, sie ließ den arglosen Friedrich ungewarnt, als im Spätherbst 1745 General Grimm ein Corps der kaiserlichen Rheinarmee durch das Bairuthsche nach dem Vogtlande führte, einen überraschenden Stoß des vereinigten österreichisch-sächsischen Heeres gegen Berlin zu unterstützen. Des Königs kühner Vormarsch über Naumburg am Hoher und des alten Dessauers Winterschlacht bei Kesselsdorf zerrissen noch in letzter Stunde die bedrohliche Umarmung. Es folgte der Dresdener Frieden und Wilhelmine durfte sich über unverdiente Härte nicht beklagen, wenn der getränkte Bruder spottend meinte, diese glückliche Lösung werde sie hoffentlich um so angenehmer berühren, als ihre Sympathieen für die Königin von Ungarn nun nicht mehr so Gefahr liefen, mit dem Rest von Freundschaft zu collidiren, den sie ihm vielleicht erhalten habe.

Nach Monden stillen Grolls gelang es den Bemühungen des Prinzen August Wilhelm, die Weiden einander wieder zuzuführen. Guter Wille und freimüthige Aussprache von Angesicht zu Angesicht thaten dann das Beste, auch die letzten Spuren des unholben Zwistes zu verwischen. Keiu Mißton stahl sich fürder in das schöne Einvernehmen. Hatte sich Wilhelmine dem Bruder gegenüber noch vor Kurzem in einer trozigen Selbstständigkeit gefallen, von nun an setzte sie ihren Stolz darein, sich ihm anzuschmiegen, sich eins mit ihm zu fühlen im Denken und Empfinden, ein treues Echo seines großen Herzens. Und so sollte es bleiben bis an's Ende, bis die Erschütterungen eines tragischen Geschicks die Kraft und den Adel dieses Seelenbundes zur vollsten Reife brachten.

Die Markgräfin war kaum von ihrer italienischen Reise zurückgekehrt, als im fernen Westen England und Frankreich zusammenprallten. Es handelte sich um den Besitz wüßliegender canadischer Ländereien. Noch vor einer förmlichen Kriegserklärung hatte England Gewaltmaßregeln ergriffen. Daß es zum offenen Bruche kommen müsse, unterlag keinem Zweifel; es blieb nur die Frage, wie sich die europäischen Cabinete zu dem Kampf der beiden Seemächte verhalten würden.

Wilhelmine war von trüben Ahnungen erfüllt. Die Sorge wollte nicht weichen, der heranstuhende Krieg möchte auch den Bruder in seine Strudel reißen; Friedrich dagegen glaubte den unwillkommenen Gast noch nicht vor der Thür des eigenen Hauses, und es war auch, wie die Dinge im Herbst 1755 lagen, kaum vorauszusehen, daß jene amerikanischen Händel nach Deutschland hinüberspielen und ihre Entscheidung auf preußischen Schlachtfeldern finden könnten. Heiteren Muthes also tröstete er die Bekümmerte: „Du äußerst Befürchtungen hinsichtlich des Krieges; indessen, meine theure Schwester, ist es ziemlich weit vom Ohio bis zur Spree und

von dem Fort Beau-Sejour bis Berlin. Der Krieg reißt wie eine vornehme Dame. In Amerika hat er angefangen, jetzt ist er im Ocean und im Canal angelangt. Noch hat er sich nicht ausgeschifft, und wenn er im künftigen Frühjahr das Festland betritt, dann zieht er vielleicht in einer Sänfte daher, so daß man ihn von Weitem wird kommen sehen."

Das besorgte Schwesterauge sollte sich jedoch schärfer als der Blick des Staatsmannes erweisen. Nur wenige Monde, und das für undenkbar Gehaltene war zur vollendeten Thatsache geworden, der zweihundertjährige Faden der Häuser Habsburg und Bourbon hatte in dem Vertrage von Versailles seinen unnatürlichen Abschluß gefunden. Jetzt erkannte Friedrich den ganzen Umfang der Gefahr: eine Verschwörung continentaler Mächte stand wider ihn, wie sie seit Menschenaltern nicht gesehen worden.

Furchtbarer als die Liga, welche einst das meergewaltige Venedig bedroht, furchtbarer selbst als der Bund, welcher den stolzen Raden Ludwigs XIV. gebeugt. Nur einen Ausweg gab es für ihn: mit kluger Verwegenheit den ersten Streich zu führen.

Daß er bei einem letzten Versuch, den wankenden Frieden aufrecht zu erhalten, sich nicht mit eiteln Hoffnungen schmeichelte, vielmehr einzig bestrebt war, das erneute Blutvergießen den Gegnern zuzuwälzen, beweist sein Brief vom 28. Juli 1756: „Ich habe eine Unterhandlung mit meinen Feinden angeknüpft, daß sie ihre Absichten darlegen und daß dadurch mein Verhalten im Angesicht der ganzen Welt gerechtfertigt sei. Wenn sie sich gegen diese Versuche unzugänglich zeigen und in ihrer Trunkenheit taub sind gegen die Stimme der Vernunft, dann werde ich thun, was Jeder an meiner Stelle thun würde, aber mit reinem Gewissen und mit vollem Vertrauen in die Gerechtigkeit meiner Sache. Laß Dich durch die Zukunft nicht beunruhigen, liebe Schwester, sie ist ungewiß und glücklicherweise unseren Augen verbüllt. Die Ereignisse sind unabhängig von unseren Hoffnungen und Befürchtungen; als Menschen sind wir für das Glück und für das Unglück geboren; wir müssen uns vorbereiten, mit gleichem Antlitze anzunehmen, was uns Jupiter aus seinen beiden Urnen spenden will.“

Vier Wochen später überschritt er an der Spitze seiner Gardes die sächsische Grenze, wie eine Windsbraut die Wolken auseinanderzufegen, die sich verderbenschwanger über seinem Haupte ballten. Wilhelmens heißeste Segenswünsche begleiteten ihn bei diesem Gange auf Tod und Leben, recht im Gegensatz zu den Brüdern, die nicht verstehen wollten, weshalb der König von Neuem den Degen zöge, und sich nur widerwillig zu ihren Regimentern stellten. Mit fieberhafter Spannung folgte sie dem Verlauf der Begebenheiten und dachte vor Ungebuld zu vergehen über die unvermutheten Hemmnisse, die sich einem Durchbruch aus Sachsen nach Böhmen entgegenstimmten, bis ihr Friedrich am 4. October aus Lomozitz melden konnte: „Dein Wille ist erfüllt, meine theure Schwester. Der sächsischen Zögerungen müde, setzte ich mich an die Spitze meiner böhmischen Armee

und marschirte von Auffig nach — einem Namen, der mir von guter Vorbedeutung schien, da er der Deinige ist — nach dem Dorfe Welmina. Hier fand ich die Oesterreicher und zwang sie nach siebenstündigem Kampfe zur Flucht.“

Wilhelmine athmete auf: noch also war der Gott des Krieges den Adlerfahnen hold!

Unter günstigen Zeichen brach der Frühling des nächsten Jahres an. Die Kunde von Prag durchflog die staunende Welt. Ein blutiger, aber voller Sieg. Noch ein Schlag solcher Art, und der Mann, über dessen Krone und Habe die Feinde schon das Loos geworfen hatten, dictirte den Frieden in der Hofburg zu Wien. Wie frohlockte Wilhelmine, als sie gerade jetzt die Ufer der Regnitz von heimathlichen Klängen widerhallen hörte, als sie die vaterländischen Feldzeichen von den Culmbacher Höhen niederflattern sah! Mit fünfzehnhundert stinken Gefellen war einer der verwegensten Parteigänger König Friedrichs in die Oberpfalz gefallen und, unter sorglicher Schonung des Baireuther Gebiets, nach Franken vorgebrungen. Gleich einem Bürgen glücklichster Verheißung begrüßte ihn die enthusiastische Fürstin, schmückte seine Brust mit ihrem Orden der Aufrichtigkeit und Treue und ließ die Erlanger Zeitungen seinen und seiner Tapfern Ruhm in das Reich hinaus verkünden.

Es war der letzte flüchtige Sonnenblick, der den Rest ihres armen Lebens streifte.

Mit dem Tage von Kolin schien Alles verloren. Friedrich hatte sich seit Anbeginn des Krieges in einer Lage befunden, daß ihn nach menschlichem Ermessen nur eine ununterbrochene Reihe glücklicher Erfolge vom Untergange retten konnte. Jetzt war die Hoffnung dahin, den Hauptfeind überrennen und entwaffnen zu können, bevor seine Helfershelfer auf dem Plane erschienen. Der allezeit Angreifende sah sich auf die Defensibe, der Feldherr eines tief erschütterten Heeres auf einen verzweifelten Kampf mit allen Mächten des Festlandes zurückgeworfen. Der Zauber der Unbesiegbarkeit war von seinen Fahnen gewichen, gebrochen das Vertrauen auf seinen Stern, und durch die Zeltgassen seines Lagers schlich der Geist verdrossenen Widerspruchs, genährt und groß gezogen von den eigenen Blutsverwandten.

Damit an seiner Noth nichts fehle, gesellte sich zu den Sorgen des Krieges auch häusliches Weh. Wenige Tage nach der erlittenen Niederlage erreichte den König die Nachricht vom Tode der Mutter. Das war ein Stoß, der ihm an's Innerste des Lebens ging.

Hatten die Erregungen des schwankenden Spiels, die unerbittlichen Forderungen von Tag und Stunde das Bild der Schwester in ihm zurückgedrängt, jetzt, in seiner Trübsal, unter den Schauern trostloser Verlassenheit, trat es ihm wieder entgegen, liebebeisend wie in alter Zeit und nun doppelt liebenswerth. Seine Befürchtungen, Schmerzen, Entschlüsse, Alles, was ihm den Busen bis zum Springen füllte und was er doch streng in

sich verschließen mußte, wollte und durfte er einem Herzen anvertrauen, das sich treulich um ihn grämte und sehnsüchtig eines aufrichtigen Wortes harrete. Vermochte er auch keinen Trost zu spenden, die volle Wahrheit, die geheimsten seiner Gedanken sollte Wilhelmine erfahren, und so schrieb er ihr am 13. Juli aus Leitmeritz: „Aus Deinem Briefe, meine theuerste Schwester, ersehe ich Deinen Schmerz über den unerseßlichen Verlust der besten und würdigsten aller Mütter, den wir erlitten. Ich bin so erschüttert von all' diesen Schlägen, daß ich mich in einer Art von Betäubung befinde. — Die Franzosen haben sich soeben Friedlands bemächtigt und werden über die Weser gehen. Sie haben die Schweden angestiftet, mir den Krieg zu erklären; dieselben senden siebzehntausend Mann nach Pommern. Die Russen belagern Memel. Lehwaldt hat sie vor der Front und im Rücken. Die Reichstruppen sind gleichfalls im Begriff zu marschiren. Alles das wird mich zwingen, Böhmen zu räumen. Ich bin fest entschlossen, das Aeußerste zu thun, um mein Vaterland zu retten, und lasse es darauf ankommen, ob das Glück sich anders besinnen oder mir gänzlich den Rücken kehren wird. Glücklicher Augenblick, da ich mich der Philosophie befreundet habe! Nur sie vermag die Seele in einer Lage, wie die meinige, aufrecht zu erhalten. Ich setze Dir, theure Schwester, meine Leiden umständlich auseinander: beträfen diese Dinge nur mich persönlich, so könnte ich sie mit Ruhe tragen; aber ich muß über die Sicherheit und das Glück eines Volkes wachen, das mir anvertraut ist. Das ist die Hauptsache, und ich werde mir den kleinsten Fehler vorzuwerfen haben, wenn ich durch Zögerung oder Uebereilung den geringsten Unfall verursachte, um so mehr, da im gegenwärtigen Augenblicke jeder Fehler tödtlich werden kann. Die Freiheit Deutschlands und des Protestantismus, für den so viel Blut geflossen ist, diese beiden großen Interessen stehen auf dem Spiele, und die Krise ist so gewaltig, daß eine unglückliche Viertelstunde für immer die tyrannische Herrschaft des Hauses Habsburg im Reiche begründen kann! Ich gleiche einem Wanderer unter einer Bande von Bösewichtern, die ihn zu ermorden und seine Habseligkeiten zu theilen gedenken. — Hat man je gesehen, daß drei große Fürsten sich verschwören, einen vierten zu verderben, der ihnen kein Leid gethan? Weder mit Frankreich, noch mit Rußland, noch weniger mit Schweden habe ich den mindesten Streit gehabt. Wenn drei Mitslieder der bürgerlichen Gesellschaft sich unterfingen, über ihren lieben Nachbar räuberisch herzufallen, so würden sie, wie gebühlich, von Rechtswegen gerädert werden. Was! Sollen Monarchen, die Hüter von Ordnung und Gesetz, ihren Unterthanen mit solchem Beispiel vorangehen?! — Glückselig, meine Schwester, ist der unbekannt Mann, der von Jugend auf jeglichem Ruhme entsagte, der keinen Reider hat, weil er im Dunkeln lebt, und dessen Reichthum nicht die Habgier der Verbrecher stachelt! Aber diese Betrachtungen nützen nichts. Wir müssen das sein, wozu die Geburt, welche darüber entscheidet, uns beim Eintritt in die Welt gemacht hat. Ich habe geglaubt, daß es mir, einem

Könige, gezeime, königlich zu denken, und habe es zum Grundfatz erhoben, daß einem Fürsten sein Ruf höher als das Leben gelten müsse.“

Auf Wilhelminen wirkte dieser düstere Erguß um so beklemmender, als sie Augen- und Ohrenzeugin der lärmenden Rüstungen war, die in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft zu des Bruders Herberben betrieben wurden. Zwischen Fürth und Farrenbach, auf denselben Gefilden, wo noch jüngst die preussische Streiffchaar scharmuzirte, suchte der Prinz von Hildburghausen die buntscheckigen, von einigen hundert reichsunmittelbaren Ständen aufgebrachten Contingente zu einem geregelten Heerkörper zusammen zu schweißen. Wie wenig ihm das gelingen, wie Recht jener lustige Druckfehler behalten sollte, der aus einer „eilenden“ eine „elende Reichsexercutionsarmee“ gemacht, konnte die Kriegsunkundige nicht ermessen. Sie zählte nur die Tausende neugeschaffener Bajonette und zählte sie immer wieder, angstvoll der Stunde gedenkend, da diese Massen, mit den Schlachthausen Soubises vereint, auf Friedrichs decimirte Bataillone stoßen würden.

Um dem bedrängten Bruder wenigstens auf einer Seite Luft zu schaffen, griff sie zu diplomatischen Künsten. Während sie durch den am baireuther Hofe beglaubigten Chevalier Foland, durch Voltaire und den Cardinal Toncin auf König Ludwig und dessen Minister einzuwirken suchte, reiste ihr Oberkammerherr, Graf von Mirabeau, mit dem Auftrage nach Paris, der Marquise von Pompadour für Vermittelung eines billigen Friedens fünf- und hunderttausend Thaler zu bieten. Kurze Zeit gab sich Wilhelmine wirklich dem beglückenden Traume hin, Friedrichs Haupt vor dem Vernichtungsschlage wahren zu können, wie sie es einst vor der Faust des zürnenden Vaters beschloß; bald aber ließen die langsam fortschreitenden Unterhandlungen sie auf's neue erzittern.

Die zarte Frau durfte wohl kleinmüthig werden, wo selbst der wetterharte König an eine Wendung zum Bessern verzagte. Oder hätte sie in den Worten Beruhigung finden sollen, die seinen Abmarsch nach Sachsen meldeten? „Das schlechte Verhalten meines Bruders von Preußen nöthigt mich, Leitmeritz zu verlassen: ich hoffe, seine Dummheiten wieder gut zu machen, wenn dies menschenmöglich ist. — Ich spotte der Reichstruppen, der Franzosen, der Schweden, der Oesterreicher, sobald sie einer nach dem andern folgen wollten; aber hätte ich auch so viele Armee wie Briareus, so könnte ich doch nicht ausreichen, diese wiedergebärende Hydra abzutun, die sich tagtäglich vervielfältigt und mich von allen Seiten umlagert.“

Friedrich hatte die schweren Verluste dieses Rückzuges noch nicht verwunden, als ihn das verhängnißvolle Zerwürfniß mit dem Bruder, das vergebliche Bemühen, in der Lausitz eine Entscheidungsschlacht zu erzwingen, Cumberlands Niederlage bei Hastenbach und der bis jetzt verzögerte Aufbruch der Reichstruppen in ein Meer von neuen Sorgen stürzte. Kein Zweifel, das Trauerspiel eilte dem Ende zu; aber der Demüthigung, seine Ehre oder den Untergang des Staats überleben zu müssen, mußte er sich

enthoben. Schon schwelgte seine allezeit fertige Muse im Vorgenuß naher Grabesruhe, denn nur ein Griff, und der Tod, den die feindliche Kugel versagte, war so rasch als sicher in der Kapsel zu finden, die er verborgen unter den Kleidern trug.

Doch für's erste galt es, der Pflicht zu genügen und dem Verhängniß bis auf's Aeußerste Stand zu halten. Zum Zug nach Thüringen schon den Fuß im Bügel, richtete er an Wilhelminen einen poetischen Scheidegruß. Nicht viele seiner früheren oder späteren Dichtungen dürfen sich mit dem „Sendtschreiben an meine Schwester von Vaireuth“ vergleichen. In leidenschaftlich bewegten Rhythmen, wie im lautgeführten Selbstgespräch, schildert hier der Schwergeprüfte das Hoffnungslose seiner Lage, führt alle feindlichen Mächte vorüber, welche die „höllenenstiegene Zwietracht“ wider ihn entfesselt, schmilzt dann nach kurzem heroischen Aufschwunge in Wehmuth um die Mutter dahin und schließt, „an der Vorsehung und seinem Geschick“ verzweifelnd, mit dem düsteren Bekenntniß, daß ihm einzig der Tod die ersuchte Freistatt gewähren könne.

Diese greifbare Andeutung, freiwillig und für immer vom Schauplatz abtreten zu wollen, fiel auf empfänglichen Boden. Auch Wilhelmine war müde geworden. Das Gefühl ihrer Ohnmacht, das solternde Bewußtsein, dem Bruder nichts als Thränen bieten zu können, hatte ihre Widerstandskraft erschöpft. Was auch sollte sie in einer Welt des Aberglaubens, wo tollmüthige Weiberrache über den zu triumphiren drohte, der ihr das Theuerste auf Erden, der Inbegriff aller Ehre und Seelengröße war? Die hochgemuthete Tochter Brandenburgs spürte etwas vom Geiste Portias in sich, auch sie gedachte altrömisch zu enden.

Den Dichter im Voraus zu dem „schönen Tragödienstoff“ beglückwünschend, vertraute sie sich zunächst Voltaire an: „Mir bleibt nichts übrig, als dem Schicksal meines Bruders zu folgen, wenn dies unglücklich ist. Ich habe mir nie etwas darauf zugute gethan, Philosophin zu sein; aber ich habe mir Mühe gegeben, es zu werden. Die geringen Fortschritte, die ich darin gemacht, haben mich gelehrt, Glanz und Reichthum zu verachten: doch für die Wunden des Herzens habe ich in der Philosophie kein anderes Heilmittel gefunden, als durch Verzicht auf das Leben unsere Leiden los zu werden. Der Zustand, in dem ich mich befinde, ist schlimmer als der Tod! Ich sehe den größten Mann des Jahrhunderts, meinen Bruder, meinen Freund, in der entseßlichsten Lage. Ich sehe meine Familie Noth und Gefahren preisgegeben, mein Vaterland von unveröhnlichen Feinden zerrissen, das Fleckchen Erde, wo ich lebe, vielleicht von gleichem Unglück bedroht. Wolte der Himmel, ich allein wäre mit all dem Weh beladen, das ich Ihnen geschildert habe. Ich würde es und gewiß mit Festigkeit ertragen!“

Dem König selbst aber antwortete sie zwei Tage später: „Welche verhängnißvollen Entschlüsse! Großer Gott! Ach, mein theurer Bruder, Du sagst, daß Du mich liebst, und Du drückst mir den Dolch in's Herz. Ueber



Dein „Sendschreiben“ habe ich Ströme von Thränen vergossen. Jetzt schäme ich mich dieser Schwäche. Mein Unglück würde so groß sein, daß ich ein würdigeres Auskunftsmittel als Thränen finden werde. Dein Loos entscheidet das meinige; ich werde weder Deinen noch unseres Hauses Sturz überleben. Du kannst darauf rechnen, daß dies mein unerlöschlicher Voratz ist.“

Und doch war die Schale des Unheils erst zur Hälfte geleert! Als ob es an den Jammerberichten aus Preußen und Pommern nicht genug gewesen wäre, mußte Friedrich auf seinem Marsche gegen die vereinigten Franzosen und Reichsvölker auch noch den Abschluß der Convention von Kloster Zeven, Richelieus Einbruch in das Halberstädtische und den traurigen Ausgang des Gefechts bei Moyß erfahren. Westfalen war verloren, der Weg nach Magdeburg den Franzosen, die Straße nach Berlin den Oesterreichern offen, und Winterfeldts Tod ließ den Verlust des schwachbesetzten Schlesiens befürchten.

Fürwahr, die Aufgabe, in solcher Bedrängniß an Thatkraft nicht zu ermatten, niemals entmuthigt zu erscheinen, vielmehr durch eine geflissentlich zur Schau getragene Zuversicht das Heer und seine Führer frischen Sinnes zu erhalten, stieg über menschliches Maß hinaus. Aber Friedrich war ihr gewachsen. Ihn schien das Mißgeschick nur größer und stolzer zu machen. Im preussischen Hauptquartier wußte Niemand von seinen durchseufzten Tagen und schlummerlosen Nächten; nur wenigen Vertrauten in der Ferne waren die Tiefen seiner ringenden Seele erschlossen.

Denn nach wie vor blieb es ihm Bedürfniß, Alles, was ihn innerlich bewegte, in Vers oder Prosa auszusprechen; und vielleicht war der Trieb, seine Empfindungen in Worte zu kleiden und womöglich zum Kunstgebilde zu formen, das heilsame Gegengift, das ihn vor dem letzten, unwiderruflichen Schritt bewahrte. Während er dem Marquis d'Argens gestand, daß es eiserner Eingeweide und eines Herzens von Stahl bedürfe, die Qualen der Gegenwart zu ertragen, klagte er der Schwester: „Seit meinem letzten Briefe hat sich mein Unglück nur noch gesteigert. Es scheint, als wollte das Schicksal seinen ganzen Born, seine ganze Wuth auf den armen Staat entladen, den ich zu regieren hatte. Die Schweden sind in Pommern eingefallen, die Franzosen im vollen Marsche, um das Halberstädtische und Magdeburgische zu überschwemmen. Aus Preußen erwarte ich täglich die Nachricht von einer Schlacht: das Zahlenverhältniß ist fünfundzwanzigtausend gegen achtzigtausend. Die Oesterreicher stehen in Schlesien, wohin ihnen der Prinz von Bevern gefolgt ist. Ich bin nach dieser Seite vorgegangen, um auf das Corps der verbündeten Armee zu fallen, welches entflohen ist und sich im Thüringer Walde verschanzt hat, wohin ich nach allen Kriegsregeln nicht folgen darf. Ich bin fest entschlossen, mich auf dasjenige Heer des Feindes zu stürzen, das mir am nächsten kommt, werde daraus, was da

wolle. Ich will noch Gott für seine Barmherzigkeit danken, wenn er mir die Gnade gewährt, mit dem Degen in der Hand zu sterben.

„Sollten mir diese Hoffnungen fehlschlagen, so wirst Du mir zugeben, daß es zu hart wäre, einer Rottte von Verräthern zu Füßen zu kriechen, denen gelungene Verbrechen den Vortheil gewähren, mir Gesetze vorzuschreiben. — Wie kann ein Fürst seinen Staat, den Ruhm seines Landes, seinen eigenen Ruf überleben?! Sollte die Freiheit, dieses kostbare Vorrecht, Fürsten im achtzehnten Jahrhundert minder theuer sein, als sie es ehemals Roms Patriziern war? Und wo ist gesagt, daß Brutus und Cato die Großherzigkeit weitertreiben müßten, als Fürsten und Könige? Die Festigkeit stemmt sich dem Unglück entgegen, und nur Feiglinge beugen sich dem Joch, tragen geduldig ihre Ketten und schmiegen sich unter den Druck. Niemals, meine theure Schwester, könnte ich mich zu solcher Schmach entschließen! Die Ehre, die mich getrieben hat, im Kriege hundert Mal mein Leben auf's Spiel zu setzen, hat mich geringerer Ursachen wegen als diese dem Tod in's Antlitz blicken lassen.

„Die Dankbarkeit, die zärtliche Liebe, die ich fühle, jene festsichere Freundschaft, die sich nie verleugnet, zwingt mich, offen mit Dir zu sein. Nein, meine göttliche Schwester, ich werde Dir keinen meiner Schritte verbergen, werde Dich von Allem benachrichtigen; meine Gedanken das Innerste meiner Seele, meine Entschlüsse, Alles soll Dir rechtzeitig offenbar und bekannt sein. Ich werde nichts übereilen, aber es wird mir auch unmöglich sein, meine Gesinnungen zu ändern.

„Was Dich betrifft, meine unvergleichliche Schwester, so habe ich nicht das Herz, Dich Deinen Entschlüssen abwendig zu machen. Wir denken gleich, und ich kann die Gefühle nicht verübeln, die ich täglich selbst empfinde. Das Leben ist uns von der Natur als eine Wohlthat verliehen; sobald es aufhört, das zu sein, erlischt der Vertrag, und jeder Mensch hat das Recht, sein Unglück in dem Augenblicke zu endigen, den er dafür geeignet hält. Man zischt den Schauspieler aus, der auf der Scene bleibt, wenn er nichts mehr zu sagen hat. Im ersten Momente beklagt man die Unglücklichen, indessen wird das Publikum seines Mitgeföhls bald müde; die menschliche Bosheit kritisiert. Man findet, daß sie selbst Alles verschuldet haben; man verdammt sie und endet damit, sie zu verachten. Wenn ich dem gewöhnlichen Laufe der Natur folge, so werden Gram und schlechte Gesundheit meinen Tagen in Kurzem ein Ziel setzen. Das aber hieße, mich selbst überleben und feige hinnehmen, was zu vermeiden in meiner Macht steht. Ich habe nur noch Dich, die mich an das Leben fesselt. Meine Freunde, meine liebsten Verwandten ruhen im Grabe; kurz, ich habe Alles verloren. Wenn Du den Entschluß fassst, den ich gefaßt habe, so enden wir gemeinschaftlich unser unglückseliges Geschick. Diejenigen, die auf der Welt bleiben, müßen dann die Sorgen zu Ende bringen, die auf ihnen lasten, um die Bürde zu tragen, die so lange unsere Schultern bedrückt. Dies, meine anbetungs-

würdige Schwester, sind traurige, aber meiner gegenwärtigen Lage angemessene Betrachtungen. Wenigstens soll man nicht von mir sagen können, daß ich die Freiheit meines Vaterlandes und die Größe meines Hauses überlebt habe, und von meinem Tode wird man die Tyrannei des Hauses Habsburg datiren.“ —

Mitte October war herangekommen, als neue Schrecknisse Wilhelminens Gemüth bestürmten.

Durch Ueberraschung hatte sich der österreichische General Saddingt Berlins bemächtigt, war aber nach Verlauf weniger Stunden auf das Gerücht: Friedrich kommt! Hals über Kopf wieder davongeeilt. Der Ruf dieses Husarenstreichs verbreitete sich unter allerhand schmückenden Thaten rasch über das Reich, und kam in wahrhaft ungeheurer Gestalt der geängstigten Markgräfin zu Ohren. Nicht nur Oesterreicher, so hieß es, sondern auch Schweden und Franzosen wären in hellen Haufen von Osten, Norden und Westen gegen die Höhle des europäischen Störenfrieds gezogen, der irgendwo in Thüringen verwundet oder krank darnieder liege, jeden Augenblick des Gnadenstoßes von Soubise gewärtig. Man wollte von unerforschlichen Brandschätzungen wissen, von Gewaltthaten graufiger Art. Ueber dem wirren Gerede verlor Wilhelmine die mühsam behauptete Fassung. Schon sah sie die Heimat zur Wüstenei verwandelt, das Schloß ihrer Väter in Schutt und Asche. Die Königin, ihre Schwester Amalie, den ganzen Hof gefangen fortgeführt!

Ihre Erregung bekunden die hastig hingeworfenen Zeilen, die sie am 15. des Monats dem Bruder sandte: „Der Tod und tausend Qualen, kommen nicht dem entseßlichen Zustande gleich, in dem ich mich befinde. Es laufen Gerüchte um, die mich schauern machen. Einige sagen, Du wärst schwer verwundet, andere, krank. Vergebens habe ich mich gequält Nachricht von Dir zu erhalten — ich kann nichts erfahren. O mein theurer Bruder, möge Dir, was da wolle begegnen, ich werde Dich nicht überleben. Bleibe ich länger in dieser grausamen Ungewißheit, so unterliege ich, und dann wird mir wohl sein! Ich war im Begriff, einen Eilboten an Dich zu senden, habe es aber nicht gewagt! Um Gotteswillen, laß mir ein Wort schreiben! — Ich weiß nicht, was ich geschrieben habe. Mein Herz ist zerrissen, und ich fühle, daß ich durch Unruhe und Schrecken den Verstand verliere. O mein theurer, mein anbetungswürdiger Bruder, habe Mitleid mit mir! Gebe der Himmel, daß ich mich irre, und daß Du mich ausschiltst; aber das Mindeste, das Dir widersährt, durchbohrt mir das Herz und bereitet meiner Liebe unerträgliche Pein. Möchte ich doch tausendmal zu Grunde gehen, wenn Du nur lebst und glücklich bist.“

„Ich vermag nichts mehr zu sagen. Der Schmerz erstickt mich, und ich kann Dir nur wiederholen, daß Dein Schicksal auch das meinige sein wird.“

Seine Hauptstadt zu verlassen, war Friedrich in der Nähe von Torgau angelangt, als er die zwiefache Meldung erhielt, daß sich Saddingt bereits aus dem Staube gemacht, Soubise aber sammt der Reichsarmee die granitenen

Schanzen des Thüringer Waldes verlassen und den Weg nach Sachsen eingeschlagen habe. Augenblicklich machte er kehrt, denn ihm gelüstete darnach, Abrechnung mit denen zu halten, an deren maßlosen Zumuthungen Wilhelminens Friedensmühen gescheitert waren. Der Druck auf Herz und Hirn war plötzlich verschwunden, sein ganzes Wesen athmete wieder Heiterkeit und Unternehmungslust. „Ich bin jetzt in Bewegung,“ — schrieb er am 17. October aus Eilenburg — „und da ich einmal darin bin, so darfst Du darauf rechnen, daß ich nicht eher an Ruhe denken werde, als unter guten Vorzeichen. Wenn der Schimpf selbst die Feigen empört, welche Wirkung muß er auf die muthigen Herzen machen?! — Es giebt keine Krone, keinen Thron, den ich durch die Niedrigkeit erlaufen möchte. Lieber hundertmal zu Grunde gehen, als mich nur einer solchen während meines Lebens schuldig machen. Wenn denn die Franzosen so stolz sind, so überlasse ich sie ihrer Verkehrtheit und bin jetzt im vollen Marsche, um zwischen hier und December das Geschick zu zwingen, daß es mir ein anderes Gesicht zeige. Die Franzosen sollen nichts weiter von mir hören — ich gedenke jedoch durch Thaten zu ihnen zu reden, daß sie ihre Ungebühr und ihren Hochmuth bereuen sollen.“

Und durch Thaten hat er zu ihnen geredet, kurz und verständlich.

Eine frühe Novembernacht hatte sich bereits über das Blachfeld von Roßbach gebreitet, als noch ein preussischer Feldjäger mit der Botschaft gen Franken preschte: „Siehe da, nach so vielen Unfällen, Dank dem Himmel, ein glückliches Ereigniß! Und man wird davon sagen, daß zwanzigtausend Preußen fünfzigtausend Franzosen und Reichstruppen geschlagen haben. Nun werde ich in Frieden in's Grab steigen, da der Ruf und die Ehre meines Volkes gerettet sind. Wir können Unglück erfahren, aber wir werden nicht entehrt sein.“ —

Am 5. December, gerade vier Wochen nach dieser Schlacht „en douceur“, gab es ein heißeres Ringen. Siegreich an der Saale, hatte Friedrich seine Waffen gegen Schlesien gewandt, wo die Dinge so übel wie möglich standen. Bavern war geschlagen und gefangen, Breslau in Feindes Hand. Carl von Lothringen, auf eine dreifache Uebermacht trohend, spottete des Königs und seiner „Potsdamer Wachtparade“, bis ihm der Tag von Leuthen die weinselige Laune verdarb. Siebenundzwanzigtausend Oesterreicher wurden getödtet, verwundet oder gefangen genommen. Fünfzig Fahnen und Standarten, mehr als hundert Kanonen, viertausend Kriegsfahrzeuge fielen in Friedrichs Hände. Breslau öffnete seine Thore — Schlesien war zurückerobert.

Wundervolle Wendung des Geschicks! Als das Jahr 1757 zur Rüste ging, sah sich der König, der noch im Herbst am Rande des Abgrundes gestanden, wieder im Vollbesitz aller seiner östlichen Provinzen. Die Russen hatten Preußen geräumt, die Franzosen mußten sich mit einigen westfälischen Gebieten begnügen, die Reichsvölker waren in alle Winde gestoben, die Schweden nach Stralsund und Rügen getrieben, und von der Elbe bis zum Pregel sang ein erlöstes Volk:

Es lebe durch des Höchsten Gnade  
Der König, der uns schützen kann,  
So schlägt er mit der Wachtparade  
Noch einmal achtzigtausend Mann!

Und nicht nur auf Preußen blieb dieser Enthusiasmus beschränkt; all-  
überall, wo deutsche Herzen pochten, wurde Friedrichs Ruhm ein Gegen-  
stand wechselseitiger Beglückwünschung. Dem knorrigen Sohne der nörd-  
lichen Tiefebene, wie den fröhlichen Kindern des Nedars und Rheins, dem  
Protestanten wie dem Katholiken schwellte die Brust vor stolzer Freude, sich  
eines Stammes und Bluts mit dem Sieger von Rossbach zu wissen, mochten  
auch die Truppen des Landesherrn in den Gliedern der Reichsarmee gefochten  
haben. Friedrichs Bild schmückte jede Hütte, sein Name war in Aller Munde,  
an seinen Thaten richtete sich das Selbstgefühl von Millionen auf.

Aber nur gedämpft halte das allgemeine Jauchzen in den Räumen  
der „Eremitage“ wider. Fern der Welt, siechte Wilhelmine langsam dahin.  
Was jahrelange Angst und Sorge ihr an Lebenskraft gelassen, das hatte  
der herzstreuende Jammer der letzten Woche zerstört. Wohl wußte sie von  
den großen Ereignissen des Tages und lauschte ihnen mit innigem Ent-  
zücken, aber in die brütlende Stille ihres Krankenzimmers drang kein heller  
Auf der Begeisterung, der sie hätte ahnen lassen, daß endlich auch Deutsch-  
land den langersehnten nationalen Helden gefunden.

Nach trüber Winterruhe brachte ihr der andbrechende Frühling noch  
eine letzte Freude. Auf Baireuther Gebiet, gleichsam unter ihren Fenstern,  
hatte sich schon seit Ende April der Prinz von Zweibrücken, Südburghausens  
würdiger Nachfolger, mit der Neubildung der zerschellten Reichsarmee ge-  
plagt, als plötzlich der preußische Schrecken zum zweiten Male über die  
Oberpfalz und Franken brauste. Eilends entwich Zweibrücken nach Böhmen  
unter General Haddicks schützende Flügel, freiwillig seinen Platz dem Prinzen  
Heinrich räumend, der von Bamberg her die kranke Schwester zu begrüßen  
kam. Hochbeglückt hieß Wilhelmine den Unerwarteten willkommen; aber,  
war es die Ueberraschung, war es das bange Vorgefühl, daß dies ein  
letztes Wiedersehen sei, der Ausbruch ihrer Freude mischte sich mit einem  
Strom von Thränen.

Inzwischen hatte sich Friedrich nach verschiedenen ergebnislosen Ope-  
rationen in Mähren und Böhmen gen Schlesien aufgemacht, den Russen  
Einhalt zu gebieten, die, sengend und verheerend, bis in das Herz seines  
Staates vorgedrungen waren. Einen Brief des Prinzen Heinrich, der ihn  
unterwegs erreichte und von dem hoffnungslosen Zustande Wilhelminens in  
Kenntniß setzte, beantwortete er von Skalitz, der ersten Station seines Marsches,  
aus: „Was Ihr mir über meine Schwester von Bayreuth geschrieben, macht  
mich zittern. Nach unserer Mutter habe ich sie am zärtlichsten auf Erden  
geliebt. Sie ist eine Schwester, die mein ganzes Herz, mein ganzes Ver-  
trauen besitzt, deren Charakter alle Kronen dieser Welt überwiegt. Von

meinem zartesten Alter an wurde ich mit ihr erzogen. Ihr könnt also begreifen, wie uns ein unauf lösliches Band gegenseitiger lebenslänglicher Liebe und Ergebenheit verknüpft, dergleichen unter allen andern Umständen, sei es auch nur wegen Verschiedenheit des Alters, unmöglich ist. Möchte es doch der Himmel fügen, daß ich vor ihr sterbe, — und daß nicht schon dieser Schrecken allein mir das Leben raube, ohne daß ich sie wirklich verloren.“

Hatte er hier seiner ersten Bestürzung Ausdruck verliehen, so redete er wenige Tage später mit der Schwester selbst. Aber welch ein Unterschied zwischen diesem und den vorhergegangenen Briefen! Vor dem drohenden Verlust des Lieblings ist seine ganze Philosophie zu Schanden geworden. Jetzt ergeht er sich nicht mehr in erhabenen Aussprüchen, in Beispielen römischen Heroenthums, jetzt zagt und klagt er wie eine Mutter um ihr rankes Kind und sucht durch zärtliches Kosen die im Leben zurückzuhalten, mit der vereint er noch vor Kurzem eines antiken Todes zu sterben gedachte. Von Kloster Grüßau aus beschwört er sie: „O Du, die Liebste mir von meiner Familie, Du, die ich von Allen in dieser Welt am meisten im Herzen trage, — um Alles, was Dir theuer ist, erhalte Dich und laß mir wenigstens den Trost, Thränen an Deinem Busen zu vergießen. Fürchte nichts für uns; so verzweifelt Dir unsere Lage auch erscheinen mag, gieb acht, wir werden uns schon herauswickeln. Daß ich so lange nichts von Dir gehört, macht mich für Dein Leben zittern. Um des Himmels willen, laß mir durch einen Deiner Leute schreiben: „Die Markgräfin befindet sich wohl“ oder — „dieselbe war leidend“ — das wird mir wohlher thun als die gegenwärtige tödliche Ungewißheit. Beruhige mich durch ein flüchtiges Wort und sei versichert, daß mein Dasein untrennbar von dem Deinen ist.“

In und um Wilhelminen war es still und stiller geworden. Langsam zwar, fast zögernd, aber unabwendbar nahte der Tod. Seit Monaten hatte sie das Bett nicht mehr verlassen, ihre kurzen Liebesgrüße an die Geschwister nicht mehr eigenhändig niederschreiben können. Kein Hauch der Außenwelt durfte sie berühren, er hätte denn eine Freudenkunde wie die von Borndorf gebracht. Das trübselige Ende ihres Bruders August Wilhelm, der im Juni an gebrochenem Herzen gestorben war, blieb ihr sorglich verschwiegen, bis der bleiche Gott sie selbst in der Nacht des 14. Octobers von hinnen führte, zu derselben Stunde, da Daun, die Lausitzer Berge niedersteigend, das schlaftrunkene Hochkirch beschlich.

Friedrich, größer in Noth, Flucht und Gefahr als auf den Feldern seiner strahlendsten Siege, nahm Dauns „glücklichen Streich“ mit beinahe heiterer Gelassenheit hin. Verstand er doch wie kaum ein Zweiter vor oder nach ihm, eine Niederlage wieder gut zu machen, indessen der Mann mit dem geweihten Hut und Degen keinen seiner Erfolge auszunützen wußte. Im Handumdrehen war die preußische Armee wieder so schlagbereit, daß der König an eine Umgehung des Gegners und einen Gewaltmarsch nach Schlesien zum Entsatz der Festung Meisse denken konnte. Inmitten der dazu

nöthigen, voll Feuereifers betriebenen Vorbereitungen fand er noch Zeit zur Vollendung eines rührenden Gedichts, worin er die Gottheit beschwor, sein eigenes Leben als Opfer für der Schwester Genesung anzunehmen; wo nicht, doch zu gewähren, daß sie beide gemeinsam stürben, daß eine Gruft ihren Staub umschlöße. Dieses Gedicht lag zur Absendung fertig auf seinem Schreibtisch, als er Wilhelminens Heimgang vernahm.

Obchon durch Heinrichs Berichte auf eine nahe Katastrophe vorbereitet, traf ihn der Eintritt derselben doch mit betäubender Wucht. Diesmal schien es, als müsse er erliegen. Das alte Trost- und Heilmittel, sein Leid poetisch zu verklären, wollte nicht mehr versagen; sein Bedürfniß nach vertraulicher Mittheilung war für den Augenblick erloschen. Nur ruckweise, wie ein verhaltenes Schluchzen, brach die innere Qual hervor. „Großer Gott, meine Schwester von Baireuth!“ — blieb Alles, was er dem Prinzen Heinrich zu schreiben vermochte. Es war das Stammeln unfählichen Schmerzes, ein Aufschrei der gequälten Creatur, markerschütternd in seiner beredtsamen Kürze.

Die einsamen Tage, die er hier durchlebte, rührten ihm auch die finsternen Gedanken des vorigen Jahres wieder auf. Sein Vorleser, Le Catt, fand ihn eines Abends in Bourdaloue's berühmte Kanzelreden vertieft. Einen darauf bezüglichen Scherz würdigte der König keiner Antwort, überreichte jedoch dem am nächsten Morgen Wiederkehrenden eine Rolle schwarzgeränderten Papiers. Es war eine von ihm selbst verfaßte Predigt, die Anwendung einer Bibelstelle über das jüngste Gericht auf seine gegenwärtige Lage. Le Catt versuchte den Gebieter zu trösten. Der dankte ihm für seine Theilnahme und versicherte, daß er nichts verabsäumen werde, die Scharte wieder auszuwezen, fügte aber dann bedeutungsvoll hinzu, wie er auf alle Fälle gerüstet sei, die Tragödie mit Ehren zu beschließen.

Der Wunsch, seiner Schwester ein weithin leuchtendes, alle Zeiten überdauerndes Denkmal zu errichten, bewog ihn, sich an den Genius des Jahrhunderts, an Voltaire, zu wenden; und Dieser, der Freundschaft eingedenk, die ihm die Verblichene unverbrüchlich gehalten, flocht gleich seinem nächsten Briefe ein Klage lied von acht Strophen ein. Friedrich wollte aber davon nichts wissen, weil er selbst darin lobend erwähnt worden war. Er müsse sich nicht deutlich ausgedrückt haben, schrieb er dem Dichter zurück; er wünsche etwas Erhabenes, für die Oeffentlichkeit Bestimmtes; ganz Europa sollte mit ihm weinen. Sein eigener Name dürfe Wilhelminens Ruhm nicht theilen. Wie nur Apelles würdig gewesen wäre, Alexander den Großen zu malen, so sei auch Voltaire allein dazu berufen, der geliebten Todten die verdiente Unsterblichkeit zu sichern.

Angespornt durch die Hoffnung, die verscherzten Ehren und Würden am Hofe von Sanssouci zurückzugewinnen, ging der geschmeichelte Poet so gleich an's Werk, um dem König schon nach wenigen Wochen eine langathmige Ode zu schicken. Friedrich war entzückt, so matt auch diese prunkhaft

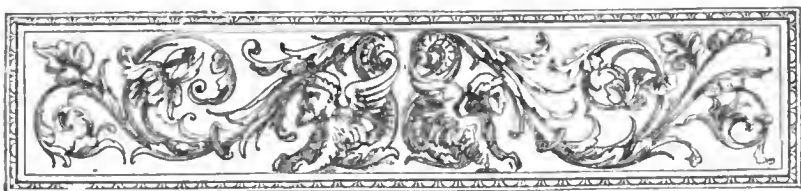
einherstolzirende Trauer neben den ächten Herzenstönen wirkte, die er selbst in einem gleichzeitigen Briefe an seine mütterlichen Freundin, die Gräfin Cannas, angeschlagen. „Ich danke Ihnen“ — heißt es da — „für Ihre Theilnahme bei dem Verluste, der uns betroffen hat. Es ist ein Verlust für alle gute Menschen; denn meine Schwester war eine wahrhaft tugendhafte Frau. Ich habe es längst erfahren, daß die Erdenkinder sterblich sind, aber darum fühle ich nicht minder lebhaft den Verlust meiner Schwester, die der Tod mir gleichsam aus den Armen gerissen hat. Die Bande der Natur, zärtliche Liebe, wahre Hochachtung, alle diese Gefühle fordern ihre Rechte, und ich spüre, gute Mama, daß ich mehr empfinde als denke. Meine Thränen, meine Klagen sind vergeblich, doch kann ich sie nicht unterdrücken. Unsere Familie gleicht mir einem Walde, dessen schönste Bäume vom Sturm gebrochen sind; wo man nichts erblickt, als hier und da eine entzweigte Tanne, welche nur noch an den Wurzeln zu haften scheint, um den Sturz ihrer Gefährten, die Verwüstungen des Elements mitanzusehen.“ — — —

Fünf blutige Sommer, fünf sorgenschwere Winter mußten noch kommen und gehen, bevor der König heimkehren konnte, in Frieden seinem Volke zu leben. Aus dem Gewühl der Schlachten folgte ihm der Schwester Bild in die Waldeinsamkeit von Sansfouci, und verklärt, wie es ihm vor der Seele stand, hat er es in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges der Nachwelt hinterlassen. „Die Fürstin“ — sagt er — „besaß einen ausgebildeten, mit den schönsten Kenntnissen geschmückten Verstand, einen Geist zu Jeglichem geschickt und ein seltenes Talent für alle Künste. Indessen durfte sie sich noch ganz anderer Eigenschaften als dieser glücklichen Naturgaben rühmen. Ihre Herzengüte, ihr Wohlthätigkeitstrieb, der Adel und die Hoheit ihrer Gesinnung, die Sanftmuth ihres Charakters vereinigten in ihr die glänzendsten Vorzüge des Geistes mit einer tiefeingewurzelten, sich niemals verleugnenden Tugend. Die zärtlichsten, die festesten Bande der Freundschaft umschlangen den König und diese würdige Schwester. Diese Bande hatten sich von ihrer Kindheit an geknüpft; gleiche Erziehung und Denkungsart hatten sie enger zusammengezogen, und eine nie verletzte gegenseitige Treue machte sie unauflösbar. Diese Fürstin nahm sich die Gefahren, welche ihre Familie bedrohten, so sehr zu Herzen, daß der Gram ihre an sich schon schwache Gesundheit vollends zerstörte. Sie starb mit einem Muth und einer Standhaftigkeit der Seele, welche des unerforschtesten Weltweisen würdig gewesen wäre.“

Die Jugendgepielin, die Genossin seiner geistigen Freuden, die Vertraute seiner dunklen Stunden immer von Neuem in Rede und Reim zu feiern, blieb ihm fortan ein schmerzlich süßer Genuß, und der müde Greis wallfahrtete oft nach dem runden Tempel des Parks, zu Füßen ihrer Statue der Zeiten zu gedenken, da sie noch Glanz und Wärme über sein herbes, an Frauenhuld verödetes Dasein goß.







## Beim Reichskanzler zu Gast.

Don

H. T.

— Berlin. —

**W**enn ich mich nicht über mich selbst täusche, so darf ich mich zu den Naturen zählen, welchen ein ausgebildeter Unabhängigkeits-sinn eigen ist, und die sich deshalb vor echtem Verdienst, aber auch nur vor solchem gern beugen. Ererbte Rechte und Vorrechte, welche ohne eigenes Verdienst besessen werden, sind für solche Naturen interesselos. So oft ich Gelegenheit habe, den drastischen Effect zu beobachten, welchen das Erscheinen eines Prinzen oder Herzogs an den Mienen, den Rückenmuskeln, der ganzen Körperhaltung niederer Sterblicher hervorruft, drängt sich mir die Betrachtung auf, wie seltsam gegliederte und gekünstelte Formen der Staat zur Geltung bringen muß, um die menschliche Gesellschaft in Zucht zu halten. Je mehr Vorrechte vererblicher Art aber geschaffen werden, von desto mehr Unfreiheit wird der Wille der werdenden und kommenden Geschlechter eingeengt, in desto ausgebehnterem Maße wird der eine Theil der künftigen Generation künstlich auf eine Höhe gehoben, der andere künstlich niedergehalten. Wer zu des Staates Schutz und Trutz Gewaltiges geleistet hat, oder wer ein Fürst ist im Reiche des Geistes, der soll auch ein Fürst sein dürfen im Staat. Aber daß die Leistungen des Vorfahren dem spätesten Enkel ein unumstößliches Vorrecht verleihen, welches ihn heraushebt aus den Millionen der übrigen Unterthanen, ist mir aus sich selbst nie verständlich gewesen. Für ein Staatsrecht solchen Inhalts giebt es nur die eine Logik, daß die Monarchie um ihres festeren Bestandes willen eines Geburtsadels bedarf, und man, da sie selbst auf einem heilsamen Compromiß beruht, die Einsetzung eines Geburtsadels als notwendiges Zubehör

dieses Compromisses betrachten darf. So hilft politisches Raisonnement zu einem gewissen Verständniß für diese Institution, jedoch keineswegs zur Begeisterung für dieselbe. Wahrhaft bewegen und ergreifen kann nur die Berührung mit geistiger Größe; nur ihr gebührt es, auf der Menschheit Höhen zu wohnen.

Da mir eine solche, vielleicht in vieler Augen tabelnswerthe, aber nichtsdestoweniger unausrottbare Sinnesart eigen ist, so wird man begreifen, daß ich mich in einem Zustande freudigster Erregung befand, als ich an einem Winterabend vor drei Jahren Punkt  $\frac{3}{4}$ 6 Uhr in einen Wagen stieg, um in Gemeinschaft mit meinem Freunde B. nach dem Palais des deutschen Reichskanzlers zu fahren. Jedem von uns war für diese Stunde die Einladung zur fürstlichen Tafel im kleinsten Kreise zu Theil geworden, mir dadurch die erste Gelegenheit einer persönlichen Berührung mit dem Fürsten und seinem Hause. Ich hatte den Fürsten Bismarck bis zu jenem Abend nur dann und wann aus gemessener Entfernung gesehen; am häufigsten im Parlament, d. h. von der Tribüne. Daß er während vieler Stunden meines Lebens ein Gegenstand meines Nachdenkens war, ist weder eine Besonderheit an mir, noch ein Verdienst, zumal wenn ich in Betracht ziehe, daß ich ein Altersgenosse seiner politischen Thätigkeit bin.

Bei Beginn meiner Studentenzeit hörte ich einmal, es gebe unter den preussischen Diplomaten einen Mann, der sich mit ähnlichen Ideen für Deutschland trage, wie sie Cavour zur Zeit für Italien verwirklicht hatte; dieser Mann sei der bisherige Bundestags-Gesandte Herr von Bismarck-Schönhausen, den seine Gegner aus eben diesem Grunde zur Zeit als Gesandten in St. Petersburg kalt zu stellen verstanden hätten. Es gab für mich kein Mittel, mich über die Authenticität dieser Mittheilung zu unterrichten, die mir indeß niemals aus dem Gedächtniß entschwand. Und als zwei Jahre später unter den telegraphischen Depeschen in der Zeitung meiner heimatlichen Provinzialstadt zu lesen war, daß Herr von Bismarck-Schönhausen aus Paris in Berlin eingetroffen sei, um das Ministerium des Aeußeren zu übernehmen, gab ich im Angedenken an jene Version der hoffnungsvollen Meinung Raum, daß die Uebernahme dieses Ministeriums durch den dem Volke zur Zeit wenig bekannten Diplomaten eine Wendung in der Geschichte Preußens bedeute. Der Lebenspfad Bismarcks ist seit jenem Tage unter den Augen seiner zuerst erbitterten, dann erstaunten und seit lange bewundernden Zeitgenossen zu einer so stolzen, großartigen Bahn geworden, wie die Weltgeschichte seit dem Ende des Alterthums unter Staatsmännern kaum noch ein Beispiel aufweist. Bivin der Kurze mag ein gewaltiger Fürst und Staatengründer gewesen sein; er hatte aber den Vorzug, sein neues Reich auf einem Boden zu errichten, der ihm nicht durch die Eifersucht fest gegründeter nachbarlicher Staatengebilde bestritten werden konnte. Die politische Kraftlosigkeit der Nationen des frühen Mittelalters war sein Schuß. George Washington hat Unsterbliches geleistet, indem er

die amerikanischen Freistaaten schuf; aber nachdem einmal mit dem Mutterlande Friede geschlossen war, gab es keinen äußeren Feind mehr, der auf amerikanischem Boden zu fürchten gewesen wäre; und es hat keinen gegeben bis in die neueste Zeit. Richelieu war ein hoch bedeutender Staatsmann; aber es giebt keine große Schöpfung, die sich durch Jahrhunderte fortbauend an seinen Namen knüpfte. Bismarck hat ein neues Reich geschaffen an der gefährlichsten Stelle von ganz Europa, im Herzen des Erdtheils, in der nächsten Nachbarschaft und unter den eifersüchtigen Augen großer festgegliederter Reiche, auf einem Boden, den die europäischen Großmächte sich seit Jahrhunderten gewöhnt hatten, als Spielball und Kampfspreis ihrer Interessen zu betrachten und zu behandeln, innerhalb von Grenzen, welche nur an sehr wenigen Stellen durch die Natur unterstützt sind. Und kaum hat es jemals, solange die Welt steht, einen Staatsmann gegeben, dem für ein so großes Werk so knappe Mittel zur Verfügung gewesen wären. Die Wehrkraft des schmalen Preußens war seine Waffe. Die altpreussische sparsame Finanzwirtschaft versperrte ihm vom ersten Tage an eine Verwendung von Geldern, wie sie selbst in dem streng constitutionellen England den Leitern des Staates zu Gebote stehen. Die Führung der Waffen in den drei Einigungskriegen lag in anderen Händen; aber die meisterhafte Schmiedung der Situationen für jeden der drei Kriege war ebenso wie die Ausnutzung der militärischen Leistungen in den Friedensschlüssen sein Werk. Und hat er diese Aufgabe in jedem Falle unübertrefflich gelöst, so ist seine Politik, seitdem der letzte Friede geschlossen worden, fast noch bewundernswerther. Unter seinen Händen ist Deutschland der gesürchtete Beschützer des Friedens gemorden und er selbst in allen politischen Conflicten, über wie entlegene Länder sie immer entstehen mögen, der unbestrittene Schiedsrichter.

Dies Alles ist nicht neu und oft genug in der ganzen civilisirten Welt ausgesprochen worden. Ich könnte Weiteres hinzufügen durch Betrachtungen über seine Thätigkeit auf dem Gebiet der inneren Politik, insbesondere über die ruhelose Bereitwilligkeit, sich jederzeit den größten Aufgaben, den schwierigsten Problemen, sobald das Interesse des Staates es fordert, zu unterziehen, zumal über seine heldenhafte Anstrengungen, jene gefährliche Krankheit der modernen Staaten zu heilen, welche man in Deutschland „Socialdemokratie“ nennt. Es genügt mir aber, anschaulich gemacht zu haben, aus welchem Grunde mir das Herz höher schlug, als ich meine schon erwähnte Fahrt antrat.

Wer sich gleich manchen Zeitgenossen darin gefällt, in Bismarck vornehmlich den unerträglichen Dictator zu sehen, oder wem die politische Gegnerschaft den Blick getrübt hat, der nimmt dieses Bekenntniß wohl mit Kopfschütteln und Geringschätzung auf. Wer sich aber zu einem Urtheil aufzuschwingen vermag, das, über der Parteien Gunst und Haß stehend, die Erscheinung Bismarcks im Rahmen der weltgeschichtlichen Entwicklung

betrachtet, und wer stolz ist im Gedanken an die errungene sieghafte Größe des Vaterlandes, der darf sich auch tief bewegt fühlen in der Nähe Desjenigen, welchem die Fülle dieser großartigen Errungenschaften in erster Linie zu danken ist.

Wir fuhren in den Hof des Palais ein, stiegen die bekannte Privat-  
treppe rechts hinauf und befanden uns pünktlich um 6 Uhr im Empfangs-  
salon des Fürsten, einem großen Raum mit einer Einrichtung von durchaus  
conventionellem Charakter. Man muß sich nicht einbilden, in den  
Wohnräumen des Fürsten Luxus und modernen Geschmack finden zu wollen;  
wer das thut, erlebt eine vollkommene Enttäuschung. Der Eindruck ist  
ungefähr so, als ob ein Landadelmann mit seiner Familie im Winter auf  
einige Wochen nach der Hauptstadt gekommen wäre und sich dort ohne über-  
triebene Ansprüche, so gut es angeht, eingerichtet hätte. Die Mitglieder  
der Fürstlichen Familie, nämlich die Fürstin, das gräflich Kanizsauer'sche Ehe-  
paar und Graf Wilhelm Bismarck erschienen gleichzeitig im Salon, un-  
mittelbar vor der Fürstin der Fürst selbst, von dem bekannten Lieblinge-  
hunde begleitet. Wir wurden vorgestellt und mit freundlichen Worten will-  
kommen geheißten. Die Erscheinung des Fürsten, welcher auch im Hause den  
bekannten Interimsroß seines Kürassier-Regiments trägt, ist trotz seiner  
imposanten Haltung und seines eisgrauen Schnurrbartes nicht eine streng  
militärische, sondern hat hervorragend das Gepräge des vornehmen Land-  
edelmannes.

Es wurde sofort zur Tafel gegangen; die Gäste durften den beiden  
Damen des Hauses den Arm reichen, und zu den beiden Seiten des Fürsten  
Platz nehmen. Die ganze Tischgesellschaft bestand aus nur sieben Personen.  
Das Gespräch kam rasch in Gang, und verbreitete sich über alle möglichen  
Dinge. Die vornehme Gewandtheit aller Familienmitglieder versteht es,  
ihre Gäste sehr rasch von dem Drucke der ungewohnten Situation zu be-  
freien. — Man fühlt sich nach wenigen Minuten als ob man ein lang-  
jähriger Gast des Hauses wäre; und selbstverständlich ruft diese Empfindung  
der zunehmenden Sicherheit, gepaart mit dem Bewußtsein von der unmittel-  
baren Nähe des Fürsten, einen unbeschreiblichen Reiz hervor. Der Fürst ist  
im geselligen Verkehr ein vollendet lebenswürdiger Mann. Schweninger  
war zu jener Zeit noch nicht bis zu ihm selbst vorgedrungen; er fungirte  
vorerst als Arzt des Grafen Wilhelm. Der Fürst kannte also die Schranken  
noch nicht, welche ihm künftig in Bezug auf Essen und Trinken gezogen  
werden sollten. Er leistete in jeder Beziehung bei Tische sehr schätzens-  
werthes; dabei vergaß er aber keinen Augenblick die Sorge um seine Gäste,  
denen sein alter Diener mit schon zitternder Hand die Gläser stets von  
Neuem füllte. Mein Freund P. und ich haben uns später bekannt, daß  
wir kaum jemals in unseren Leben auf ein Niedersitzen so viele und schwere  
Weine getrunken haben, als an der Tafel des Fürsten Bismarck. Wir  
würden es auch da nicht vermocht haben, wenn nicht unser auf's Höchste

gespanntes Interesse und die dadurch provocirte innere Erregung als consumirender Factor mitgewirkt hätte.

Der Zufall brachte die Rede auf einen besonders edlen spanischen Wein, welchen der Fürst kürzlich bezogen hatte; und diese zufällige Erwähnung war ihm ein ausreichender und, wie er selbst sagte, ganz willkommener Anlaß, den Wein sofort austischen zu lassen und ihm dann tüchtig zuzusprechen, wobei wir ihm angemessen secundirten. Zwischen durch genoß der Fürst ansehnliche Quantitäten eines Getränkes, das er sich bereitete, indem er ein großes Glas mit Sauerbrunnen füllte und eine mit einem silbernen Gefäß abgemessene Dosis Champagner hinzusetzte. Den warmen Braten verschmähte er und concentrirte sich seiner Gewohnheit nach auf die kalten Bratenreste des vorangegangenen Tages.

Der Eindruck der Familie ist hervorragend patriarchalisch. Sohn und Schwiegersohn machen in ihrem Verhalten zum Familienoberhaupt den Begriff des *filii familias*, des Haussohnes, anschaulich. Aus allen Kindern redet eine tiefgewurzelte, ehfurchtsvolle Liebe zu dem Elternpaare. Die Gesamtheit erscheint als eine echt deutsche Familie in ihrer schlichtesten und besten Form. Dem Fürstlichen Hause Bismarck hat von jeher neben der Neigung auch die Möglichkeit gefehlt, gleich anderen Mitgliedern der hohen Aristokratie ein Leben der Schwelgerei und des Müßigganges zu führen. In Rang und Würden ist die Familie bis zu den höchsten Höhen gestiegen. Selbstverständlich fehlte auch zum Fürstenhut der fürstliche Besitz nicht. Aber in ihrem häuslichen Leben sind Alle geblieben, was sie waren: preußische Landbediente, die Kinder erwachsen in christlicher Zucht, voll Pietät, Verehrung und Zuneigung zu den Eltern, diese voll hingebender Liebe zu den Kindern, welche auch an der gigantischen Erscheinung des Fürsten äußerlich zum lebhaften Ausdruck kommt, wenn er den Blick auf der einzigen Tochter ruhen läßt, oder wenn er auf die Bemerkungen seiner Gemahlin verständnißvoll eingeht, oder wenn er seinen Kopf dem kleinen Enkel zuwendet, der, von der Kinderfrau zum Großpapa emporgehoben, ihm mit einem Kusse gute Nacht wünscht.

Fürst Bismarck hat in seinem Leben der Politik so grenzenlose geistige Opfer gebracht, daß, wer ihn nicht in der Nähe gesehen hat, glauben könnte, er sei ganz und gar nur von Politik erfüllt. Um so interessanter ist es, im außeramtlichen Verkehr mit ihm zu beobachten, daß die Politik nicht das unterste Fundament ist, auf welchem die Richtung seines Denkens sich erbaut; dieses ist vielmehr die Landwirtschaft. Der Fürst ist mit Leib und Seele Landwirth, und zwar einer von echt preußischem Schlage.

Er liebt es auch sehr, von der Landwirtschaft zu reden, und es ist charakteristisch, daß er seine Beispiele, seine Bilder, seine Parallelen im Gespräch mit Vorliebe der Landwirtschaft, insbesondere der Forstwirtschaft entlehnt. Selbstverständlich besitzt er als praktischer Landwirth die genaueste Kenntniß des Landlebens, der Landbewohner, ihrer Verhältnisse und Eigen-

thümlichkeiten, und entwickelt einen reizenden Humor, wenn er auf diese Dinge zu sprechen kommt.

Das Tischgespräch bewegte sich, wie gesagt, ohne Auswahl auf den verschiedensten Gebieten. Auch auf Angelegenheiten der eigenen Wirthschaft kam die Rede. Der Fürst stellte einige bezügliche Fragen an seinen Schwiegersohn, wobei er sich, vielleicht um diese intimen Dinge ein wenig zu verschleiern, des plattdeutschen Dialects bediente; und in demselben Dialect wurden auch die Antworten gegeben. Es versteht sich, daß Bemerkungen und kurze Anweisungen über Staatsgeschäfte zwischendurch lisen, und daß auch hin und wieder einmal eine schleunige Dienstsache präsentirt wurde. Fürst Bismarck ist bekanntlich stets im Dienst, und immer von einer kleinen Adjutantur umgeben, zu der insbesondere Graf Bill und Graf Rantzau gehören.

Ein ebenso interessanter wie wohlthuerender Gegenstand der Beobachtung war mir die Fürstin. Auch auf sie paßt ganz genau dasjenige, was sich zur Charakteristik der ganzen Familie sagen läßt. Sie ist eine schlichte Edelfrau von ungemein gewinnendem Wesen, bei aller Einfachheit von vollendeten Formen, offenbar herzensgut, voll Bärtlichkeit für jedes einzelne ihrer Kinder, stolz auf ihren Gemahl und voll von Liebe zu ihm. Sie hat das unvergleichliche Schicksal gehabt, an der Seite desjenigen, welcher der Mann ihrer Wahl war, bis zu den höchsten Würden hinaufzusteigen, und weit hinaus über alle denkbaren Würden in ihm den Stolz des Vaterlandes, den größten Staatsmann, welchen Deutschland je seit seinem Urbeginn besessen hat, erstehen zu sehen. Es ist selbstverständlich, daß diese Erlebnisse in ihr eine vollendete Sicherheit entwickelt haben, die indeß der Regel nach von der ihr eigenthümlichen Schlichtheit verschleiert wird. Sie macht nicht den Eindruck, daß sie unmittelbaren Antheil an allen Bewegungen der hohen Politik nehme. Will sie sich über einzelne Fragen informiren, so wendet sie sich an ihren Gemahl, welcher die Beantwortung mit liebevoller Sorgfalt ihrer weiblichen Denk- und Anschauungsweise anpaßt. Dennoch scheint sie über die Fragen, welche den Fürsten vornehmlich bewegen, genau unterrichtet zu sein, vielleicht gar nicht in Folge umständlicher Mittheilungen, sondern eher jenes eigenthümlichen Instinctes, dessen eine feinfühligere Frauenseele in so hohem Grade fähig ist.

Das Diner hatte eine knappe Stunde in Anspruch genommen; man erhob sich, um in den Salon zurückzukehren, wo die Cigarren und der Kaffee gereicht wurden, und woselbst man dann um den großen Tisch — was die Herren betrifft, rauchend und einem außerordentlich feinen Cognac zusprechend — Platz nahm. Das Werner'sche Congressbild war gerade fertig geworden und eine große Photographie davon war im Salon aufgestellt. Dem Fürsten gefiel seine eigene Erscheinung auf dem Bilde nicht und er sprach sich in höchst humoristischer Weise über den Eindruck aus, den seine Gestalt ihm zu machen schien. Sehr bald wendete sich dann das Gespräch auf die Politik. Der Fürst hatte behaglich und mit einer langen

Pfeife bewaffnet in einem Sessel Platz genommen. Wir saßen um ihn herum. Die Damen hatten sich an der andern Seite des Tisches placirt und durchmusterten die eingegangenen Abendblätter. Der Fürst war vortrefflicher Laune und liebenswürdig genug, seinen Gästen das Reizvollste zu bieten, was als Nachtmahl zu denken war, indem er die Bereitwilligkeit zu erkennen gab, sich ein wenig politisch vernehmen zu lassen. Selbstverständlich blieben alle schwebenden Fragen außer Betracht. Dagegen glaubten wir zwanglos einzelne Erlebnisse aus der Vergangenheit in Angriff nehmen zu dürfen. Mein Freund P. entwickelte hierbei eine wundervolle Unverfrorenheit; er gab dem Gespräch die entscheidende Wendung, indem er den Fürsten, als dieser seiner Begegnung mit Napoleon nach Sedan Erwähnung gethan hatte, mit unbefangener Miene fragte, ob Turchlaucht denn mit Napoleon schon vor Sedan einmal in Berührung gekommen wäre. Es lag darin eine Compromittirung der eigenen historischen und politischen Kenntnisse des Fragestellers, die zu stark war, um glaubhaft zu sein. Der Fürst ließ sie aber freundlichst passiren und nahm sofort Gelegenheit, sich in einer Reihe der interessantesten Einzelheiten über seine vielfachen Berührungen mit Napoleon, deren erste schon bald nach dem Pariser Congreß von 1856 stattgefunden hatte, zu verbreiten. Es zeigte sich, daß die bekannten Versionen, welche über diese Begegnungen bestehen, nicht zutreffend sind. Napoleon hatte gleich von Anfang an für den damals noch wenig bekannten preussischen Diplomaten ein gewisses Interesse gefaßt. Er entwickelte ihm gelegentlich einen politischen Plan, dessen Spitze sich gegen Oesterreich richtete, welches der Kaiser mit Hilfe der Seemächte zweiten Ranges attackiren wollte. Bismarck wies ihm das Ungeheuerliche und Unausführbare dieses Projectes nach, und machte ihm dabei die ihn frappirende Bemerkung, er möge dasselbe nicht etwa dem derzeitigen preussischen Gesandten in Paris mittheilen, da dieser es sogleich nach Berlin melden würde; er selbst verspreche zu schweigen. „Vous vous embourbez, Sire,“ sagte er wörtlich zum Kaiser, indem er, der ein klassisches Französisch spricht, gegen die Derbheit des angewendeten Ausdrucks zugleich mit der Frage Deckung suchte, „ob dieses Wort gut französisch sei.“ „Parfaitement,“ erwiderte Napoleon, den die Bemerkung um ihrer sachlichen Bedeutung willen sehr nachdenklich zu machen schien. Bei späteren Besuchen hat sich Napoleon dann auch öfter über Angelegenheiten der inneren französischen Politik mit ihm unterhalten, wobei ihm Fürst Bismarck sogar einmal den Rath ertheilte, er möge doch dem Constitutionalismus in Frankreich eine etwas breitere Grundlage geben, freilich unter dem Vorbehalt, daß er sich einer leistungsfähigen Militärmacht in Paris stets versichert halten müsse. Die oft erwähnte Unterredung über den preussischen Verfassungsconflict hat wirklich stattgefunden. Napoleon betonte gegenüber Bismarck die Gefahr des Ausbruchs einer Revolution in Preußen, worauf Bismarck ihm die Antwort gab: „Revolutionen machen in Preußen nur die Könige.“ Dieses Wort rief bei Napoleon ein vom

französischen Standpunkte allerdings begreifliches ungläubiges Erstaunen hervor. Im Ganzen bekundete der Fürst in Bezug auf den französischen Kaiser ein aufrichtiges Wohlwollen. Seinem Urtheil nach war Napoleon ein Mann von unleugbarem Verstand und ein vollkommener Gentleman. Die Begegnung nach Sedan ist für den Fürsten eine überaus peinliche Stunde gewesen.

Das Gespräch — wenn ich die durch unsere grenzenlose Fragelust immer auf's Neue provocirten Erzählungen des Fürsten so nennen darf — drehte sich dann noch um eine Reihe anderer höchst interessanter Dinge, von denen ich bei dem vertraulichen Charakter dieses Familienabends hier nicht sprechen mag.

Mit großer Klarheit prägten sich an den Mittheilungen des Fürsten gewisse Züge seines eigenen inneren Bildungs- und Entwicklungsganges aus. Sein vornehmstes Studium ist die Geschichte gewesen; diese Beobachtung liegt obenauf. Der Fürst ist ein ausgezeichnete Kenner der Geschichte, und entwickelte in vielen Momenten Specialkenntnisse, die an einem Professor imponiren müßten. Seine Auffassung der politischen Erscheinungen erhebt sich überall auf historischem Fundament; und dabei sieht er die Vergangenheit nicht, wie der Gelehrte, mit dem Staube des Studierzimmers bedeckt, sondern lebendig, wie sie thatsächlich zu durchleben gewesen ist.

Es versteht sich, daß er ein absolut genauer Kenner der preussischen Geschichte ist, wie er denn auch die preussischen Verhältnisse stets mit den Augen des Staatsmannes und zugleich des Historikers betrachtet. Uebrigens ist dies ein Vorzug, den der Adel im Allgemeinen bei uns zu Lande vor anderen Bevölkerungsklassen hat. Es giebt in Preußen viele Politiker, für welche die preussische Geschichte erst mit dem Jahre 1847 beginnt, und denen mit der historischen Kenntniß auch das Verständniß für die Entwicklung der Staatseinrichtungen mangelt. — Ein anderer hell hervorleuchtender Zug ist die Vorliebe des Reichskanzlers für den persönlichen Muth. Wer ein wirklich muthiger Mann ist, hat bei ihm schon halb gewonnen; gegen Feigheit oder feige Bedenklichkeit nährt er einen gründlichen und unauslöschlichen Widerwillen.

Später, als es im Hause des Reichskanzlers nach eingenommenem Diner sonst der Fall zu sein pflegt, schlug uns die Stunde des Aufbruchs. Wir sagten unsern Dank, so gut es mit wenigen Worten anging, weniger gut, als wir gewollt hätten. Dann empfahlen wir uns, nicht um uns sogleich zu trennen, sondern um im lebhaftesten Gespräch den empfangenen unauslöschlichen Eindruck bis spät in die Nacht zu genießen.







## Ein Humorist wider Willen.

Von  
A. Crinius.

— Berlin. —



Ein Freund ist Humorist. Nicht im geselligen Verkehr, aber mit der Feder. Unter seinen Artikelüberschriften prangt niemals der Mißtrauen erweckende Fingerzeig: „Humoreste von A. A.“ Dafür ist er wirklich humoristisch. Aus seinen heiteren Schöpfungen blüht die munterste Schelmenlaune, hallt das leise Richern zahlloser neckischer Kobolde und durchtriebener Witzteufelchen. Sein Humor ist nicht ganz frei von leisem Spott und wehmüthiger Selbstironie, aber er belebt und erfrischt, überzeugt, ohne zu verletzen. Er weiß so aufrichtig zu lachen, so stürmisch alle Herzen zu gewinnen, seine Heiterkeit wirkt so ansteckend und erschütternd, daß kaum Einer es wohl merkt, wenn ihm zuweilen eine dumme Thräne dabei heimlich über die Wange rinnt. Gleich einem Springbach, so sprudelt es aus seinem tiefen Innern. Wie weiß er die trefflichsten Lichter aufzusetzen, die widerstrebendsten Farben geschickt aneinander zu reihen, die kleinen und großen Thorheiten dieser eiligen Welt zu zeichnen. Tausende und Aber-tausende haben sich daran ergötzt, haben sie beklatscht und belacht, ohne zu begreifen, daß sie sich Alle nur selbst auslachen. Denn das sonderbarste Mysterium hierorts bleibt nun einmal, daß wir die Größe der eigenen Schwächen niemals zu erkennen vermögen. Lachen ist ebenso gesund für Magen als auch Schicksalsbeschwerden und so lange es noch nicht festgestellt ist, ob Derjenige, welcher am meisten, oder Derjenige, welcher am wenigsten lacht, der echte Narr ist, so lange ist es besser und ratsamer, man hält es mit dem Lachen, bis es von selbst verstummt. Wolken ziehen sich schnell zusammen.

Mein Freund ist, wie gesagt, Humorist. Ich bin nicht schuld daran. Ich habe ihm niemals meine Balladen vorgelesen, noch auch sonst für eine Verminderung meines Ansehens ihm gegenüber gewirkt. Seine Schnurren und übermüthigen Purzelbäume, seine launigen Offenbarungen und frappanten Silhouetten der modernen Gesellschaft, die bei aller schneidigen Realistil doch eines leisen Hauches sonniger Poesie nicht entbehrten, sie hatten mich schon längst ergötzt, ehe ich ihn selbst sollte kennen lernen. War dieser schweigsame, ernste Mann wirklich derselbe, welcher so sicher, so fröhlich die Pritsche des Humors schwang? Ueber den Autor hatte ich so oft gelacht in seinen Schöpfungen, mit dem Freunde zu lachen, blieb jetzt immer nur das Geschenk einer flüchtigen Stunde. Aber doch sprach so viel von dem Humoristen! Dieses offene warme Auge, dieser fast melancholische Mund, der sich nur manchmal etwas bitter lächelnd kräuselte, wenn ich auf die seltene Gabe seines humoristischen Talentes zu sprechen kam. Gewöhnlich suchte er dann stumm die Achseln und gab dem Gespräch eine andere Wendung. Glaubte er selbst nicht daran? Fast schien es so. Zum mindesten war ihm jede Berührung dieses Themas peinlich und unbequem.

Er lachte aber auch so wenig. Nur manchmal, wenn aus dem Nebenzimmer das Lallen seines drei Monate alten Bubens herüber tönte. Da brach er wohl mitten im Satze ab und vorgebeugt lauschte er still lächelnd auf das junge Glück seines Hauses. Und dann auch noch, wenn sein blondes, junges Weib zuweilen durch das Zimmer schritt oder sich daselbst etwas zu schaffen machte. Wie ein heller Sonnenschein flog es da jedes Mal über sein Antlitz und mit inniger Freude folgten seine Augen jeder Bewegung der geliebten Gestalt. Es war das Lächeln einer reinen, dankbaren Kindesseele, das sein Gesicht verklärte.

Aber auch sonst mußte er nach meiner philiströsen Meinung eigentlich furchtbar glücklich sein. Seit anderthalb Jahren hatte eines treuliebenden Weibes, hatte er sich bereits, Dank seines Talentes und seines eisernen Fleißes, ein geachtetes und angenehmes Dasein geschaffen. Seine Arbeiten wurden nicht nur gelobt, sondern auch gelesen und was das vernünftigste dabei war, auch hoch bezahlt. Die sich wiederholenden Wettkämpfe seiner Verleger bei jedem neuen Bande aus seiner Feder konnten unmöglich wirkungslos an ihm vorübergehen. Er besaß ein ebenso traulich als künstlerisch eingerichtetes Heim, in welchem sein Arbeitszimmer mit Buchenscheiben, geschnittenen Eichenholzmöbeln, Bronzen und Maratrbouquets jedesmal das so verwerfliche Empfinden stillen Reides in mir wach rief. — — —

Eines Spätnachmittags saß ich wieder in seinem Arbeitszimmer und ließ geduldig die Blicke über die Bilder an den Wänden gleiten, während er die letzte Hand an eine bringende Arbeit legte. Endlich warf er die Feder hin, faltete das Manuscript und schob es in ein Couvert, das er versiegelte und dann adressirte. Dann drehte er sich in seinem Armstuhl nach mir um und reichte mir die Hand.

„So,“ sagte er, „nun steh' ich ganz zu Deiner Verfügung, alter Freund!“ Und aufathmend setzte er zu: „Das Tagelohn hätten wir uns also auch einmal wieder verdient.“

„Und was darüber ist, ist auch nicht vom Uebel,“ warf ich ein.

„Handwerk! Handwerk!“ lachte er, „weiter nichts! Meinetwegen magst Du sagen, es hat goldenen Boden, ich darf's wohl nicht leugnen. Sonst aber — —“

Er stand auf und zündete sich eine Cigarre an. Die Stelle war wieder berührt, welche ihn augenscheinlich schmerzte. Aber zwischen Freunden soll es klar sein. Unbehindert fuhr ich fort:

„Den Ruhm und die eigene Freude am Gelingen achtest Du also für nichts?“

„Wenn man beides genießen darf, ja! Es ist das Höchste, was ein kurzes Menschenleben bieten kann.“

„Nun, beides ist Dir im vollsten Maße beschieden.“

„Mir?“ Er sah mich groß an. „Ist das Dein Ernst? Meinst Du wirklich, daß diese elende Federfuchserci, dieses Schaffen für den Tag und seine launischen, schalen Interessen mein Dasein ausfüllen' könnte? Begreifst Du es nicht, was es heißt, Idealen mit glühendem Verlangen nachzuhängen und dabei Tag für Tag um elenden Erwerbes willen seine Kräfte, sein bißchen Können in das verhasste Joch einer Schicksalsthranei zu spannen? Lachen zu müssen, während die Seele weint?“

„Tausende bewundern und beneiden Dich!“

„Mögen sie immerhin, sie wissen nicht, wie öd' und leer es hier drinnen auszieht.“

„Ideale erreicht man nie,“ wandte ich ein, „aber man nähert sich ihnen. Du bist auf dem besten Wege. Was willst Du mehr? Deine Anerkennung wächst von Tag zu Tag, Deine Schöpfungen sind die Quelle des Trostes, der Erheiterung unendlich Vieler geworden. Tausende haben mit Dir gelacht und jubelt, haben es Dir innig gedankt, wenn Du ihnen zu böser Stunde Mißmuth und Schmerz verschuechtest, Einsamkeit und Wehmuth mit der Kraft Deines göttlichen Humors lindertest. Du bist ihnen ein Freund geworden, dem sie im Geiste so oft dankbar die Hand schütteln, den sie willkommen heißen, so oft er wieder anpocht, den sie ehren und hochachten, nicht weil es die Kritiker vorschreiben, sondern — weil er es verdient.“

Er maß mit großen Schritten das Zimmer, dann blieb er vor mir stehen. „Jetzt glaubst Du natürlich, Du hast allein Recht? Meinetwegen! Aber ich habe auch Recht. Wenn mich eins über mein verfehltes Leben tröstet, so ist es, daß ich dem liebsten Wesen eine sorgenlose Zukunft denke zu erschließen. Das ist aber auch Alles. Nein, Freund,“ fuhr er fort und ein wehmüthiges Lächeln flog über sein Antlitz, „wenn man auch Ideale niemals erreicht, denn sie gleichen Sternen, so freut man sich doch, so lange sie einem noch voranleuchten. Mein Stern ist im Erblaffen. Als

ich noch arm war und Trauerspiele schrieb, da hat es Stunden gegeben, wo ich mit keinem Könige getauscht hätte. Ja, lächle nur! Es ist so. Aber das Leben besteht auf sein Recht und die Liebe besiegt die erhabensten Vorsätze, wenn sie auch Riesen gleichen. Nun stümpere ich mich so durch und diene dem Tag und seinen Forderungen. Nenn' Du es göttlichen Humor, was meiner Feder entquillt, mich dünkt, 's ist leichte Waare. Den Schleier, der mir die wahre Kunst verhüllt, habe ich noch nicht gehoben. Vielleicht aber kommt der Tag noch einmal, wo ich mir wieder selbst darf angehören. Denn sag', was Du willst, Mensch sein, heißt Egoist sein. Das Wohlbefinden Hunderttausender macht uns das arme, kleine eigene Ich nicht vergessen. Davon läßt Keiner. Komm' zünde Dir eine Cigarre an, ich will Dir erzählen, wie ich ein Stümper geworden bin. — — —

„Ich schrieb, wie gesagt, einstmals Trauerspiele, die Niemand lesen noch aufführen wollte, da Niemand den jungen Autor kannte. Ich schrieb so lange Trauerspiele, bis mein eigenes Dasein nur noch einem Trauerspiele gleich. Denn ich liebte und das ist eine Sünde, so lange man selbst noch nicht weiß, was der nächste Tag bringen kann. Daß ich meiner Wirthin kein pünktlicher Zahler war, grämte mich damals wenig. Aber das Bild des Mädchens, das auf meinem Tische stand, mahnte mich immer dringlicher, täglich, stündlich, so oft ich ausblühte, was ich ihr alles schulde. Jeder Tag schien eine neue Linie in diese reine Stirn zu graben und immer trauriger dünkte mir ihr Lächeln. Da entließ ich eines Tages die tragische Muse.“

„Um der leichtgeschürzteren nun fröhlichen Einzug zu gewähren!“ schaltete ich ein. Er schüttelte den Kopf.

„Noch nicht. Ich begann Feuilletons zu schreiben, Stimmungsbilder, ernst, melancholisch, ganz der Wahl meiner Stoffe angemessen. Ich wollte wenigstens einen Schimmer höheren Strebens mir bewahren. Wie lange aber dauerte es, ehe ich Eingang fand. Wenn ich schon manchmal glaubte, nun ist deine Arbeit angenommen, nun kehrt sie nicht mehr zurück, gewiß nicht — da klingelte der Briefträger und Traum und Hoffnung war zerstoßen. Keinen Tadel, keine Kritik, nur ein Achselzucken, ein verbindliches Lächeln, höfliches Ablehnen. So ging es wochenlang fort. Endlich ward der erste Artikel angenommen. Ein zweiter folgte. Ich begann wieder aufzuleben. Nun war ich ja eingeführt, beglaubigt, berechtigt. Es sind dann auch noch mehr behalten worden, abgedruckt und ich glaube auch gelesen worden. Aber wie langsam ging das alles. Monatelang mußte ich warten, ehe ich zu Worte kam. Jeder Reporter hat ja das Recht, uns arme Feuilletonisten bei Seite zu schieben, und willst Du endlich den Mund öffnen, so kommt der Reichstag und schwagt Dich nieder. Wie viele Feuilletonisten hat so manch Abgeordneter auf dem Gewissen! So ging's ein Jahr, oder besser, es ging nicht. Es war im November, ein bitterkalter Tag. Ich saß daheim, vor mir ein eben vollendeter Artikel: „Das Campo santo der Hohen-

zollern.“ Mir war's, als hätte ich niemals etwas Tiefersinnigeres seit meinen Trauerspielen geschaffen. Die Weltgeschichte selbst schien mir aus den Blättern entgegenzuwehen. Dabei fror ich, hungerte, lief alle Stadien, welche ein echter Poet zu durchkosten hat, regelrecht durch. Den Artikel muß Jeder nehmen! rief ich, griff nach meinem Hut, der Ueberzieher befand sich noch in Sommerpension, und stürzte die Treppe hinunter. Untertwegs träumte ich von Vorfuß, warmer Stube, warmem Mittagbrot, ich fühlte mich so wohlthig, bis ich an der Thür der ersten Zeitungsredaction stand. Merkwürdig, da faßte mich ein leiser Schüttelfrost. Sollte wirklich — —

„Bald darauf saß ich drinnen auf einem Stuhl und lauschte mit gezwungen lächelnder Miene auf mein Todesurtheil.

„Unterschätzen Sie nicht Ihre Feder, verehrter Herr, es wäre zu schade, solche Arbeit einem Blatte anzuvertrauen, das mit dem Tag kommt und geht. Ihre Artikel verdienen ein besseres Schicksal, als in einer Tageszeitung, zwischen Schwurgericht, Vereinsitzungen und Stadtklatz ein kümmerliches Dasein zu fristen. Ich denke zu hoch von Ihnen, um diese Verantwortung auf mich zu laden. Es wird Ihnen sicherlich nicht schwer fallen, bei einem belletristischen Wochenblatt anzukommen, das mehr als wir es vermögen, künstlerischen Zielen nachstreben darf. Das Publikum verlangt nun einmal leichte Kost, was der Tag mit sich bringt. Bedauere unendlich! Jedenfalls aber haben Sie besten Dank für Ihre Mittheilung.“

„Er stand auf, das Zeichen war gegeben. Leicht sich verbeugend, lächelte er, da lächelte ich auch verbindlich und verbeugte mich. Er geleitete mich noch höflich bis zur Thüre, dann fiel sie in's Schloß. Da stand ich wieder draußen, das „Campo santo der Hohenzollern“ unter'm Arm. Es wird ihm an Raum fehlen, dachte ich bei mir, weiter nichts. Wah! die nächste Redaction mit ihren zehn Zeitungsbeilagen greift sicherlich mit beiden Händen darnach. Ich werde mir einen Vorfuß geben lassen, ich werde wieder einmal warm zu Mittag essen, — ich werde — was werde ich nicht alles — — da stand ich wieder vor der Thür des Gewaltigen und dann nach einer halben Stunde Wartens vor ihm selbst. Er ließ mich weder sitzen noch überhaupt ausreden. Er maß mit großen Schritten das Zimmer und die Hände auf dem Rücken gekreuzt, sprach er mit hastigen, lauten, kategorischen Worten:

„Unfinn. Unfinn! lieber Herr! Was soll unsere Zeitung mit solchem Zeug! Actuell, actuell müssen Sie sein! Mehr Rückgrat, lieber Freund! Die Wahlen sind vor der Thür, Partei steht gegen Partei auf der Mensur. Da haben wir andere Dinge im Kopf. — Wahl ist Kampf, bitterer Kampf! Es ist ohnehin noch nicht aufgeklärt, welcher von den beiden Parteiführern eigentlich gelogen hat. Das kann sich noch drei Wochen durch unsere Zeitung hinziehen. Da fragt das Publikum viel nach Ihrem Campo santo — — vielleicht nächstes Jahr — im Juli — da wollen wir einmal weiter sehen.

Schreiben Sie für den Tag — was gefällt — was Jedem ansteht — guten Morgen — meine Zeit — — —“

„Er schwang sich auf seinen Pultsessel und überließ mir die Entscheidung zu bleiben oder zu gehen. Ich zog das letztere vor. Als ich die Thüre öffnete, wurde ich durch ein Individuum mit roth und weiß gestreifter seidener Cravatte und sattem Gesichtsausdruck, welches sich an mir laut schreiend vorüberdrängte, fast umgerannt.

„Mornn, mornn, mornn! Brillante Artikel wieder heute! Allein drei Unglücksfälle, Mastviehausstellung, Gerichtsverhandlung, ein Selbstmord mit entsetzlichen Nebenumständen, ein neuer Chimpanse, das Jubiläum des Stadtverordneten — — —“ Ich klopfte die Thür zu. Unten stand eine Droschke erster Klasse, welche den bald darauf wieder herauseilenden Entensfabrikanten aufnahm, um ihn von Redaction zu Redaction mit den heftographischen Abzügen seiner schriftstellerischen Meisterwerke zu tragen. — Es war inzwischen beinahe Mittag geworden. Die Sonne war durch die Wolken gebrochen und da ich froz, kam mir diese himmlische Güte sehr zu statten. Noch war mein Muth ungebrochen. Jetzt lächelt gewiß Dein Stern, frohlockte es in mir. Wer selbst Feuilletons schreibt, wird Dich auch verstehen. Ach, ich vergaß nur zu leichtfertig, daß mein Mann auch Lustspiele bereits verfaßt hatte, die belkatscht, belacht worden waren; daß man wohl mit der Feder als Apostel der Humanität und einer schönen Freiheit leuchten kann, ohne es doch praktisch bethätigen zu müssen. Ich vergaß — — doch ich will mich beeilen.

„Ich hatte den Lustspieldichter und Redacteur noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen und — — ich habe es bis heute auch noch nicht, trotz meines Besuches. Als ich eintrat, saß er mit dem Rücken gegen mich über ein Manuscript gebeugt. Mein höflicher Gruß blieb unbeantwortet. Ich wiederholte ihn. Pause. Dann endlich rief er, ohne sich umzudrehen, noch zu danken:

„Sie wünschen?“

„Ich begann mein Anliegen vorzubringen.“

„Bedaure sehr,“ unterbrach er mich, „Ihre Arbeit ist nicht im Tone unseres Blattes gehalten.“

„Aber Sie haben ja noch nicht einmal den Titel gelesen? Noch überhaupt etwas von mir jemals erhalten?“

„Bedaure — stören Sie mich nicht länger — ich muß es am besten wissen, was ich zu thun habe.“ — —

„Siehst Du, Freund, mein Anstand verließ mich auch da noch nicht. Ich grüßte den Rücken des Lustspieldichters und Feuilletonredacteurs und wandte still hinaus. Ich mochte wohl die Gesichtsfarbe gewechselt haben, nun wechselte ich auch die politische. Ein knurrender Magen schlächtet allen Parteihaber. Ich wandte mich also in das conservative Lager.

„Gewiß, es gereicht uns zur Ehre, aus Ihrer geschätzten Feder einmal

etwas bringen zu können. Besonders dieser Stoff! Er wird geradezu Begeisterung bei unseren Lesern erwecken.' — — Freund, Freund, ich zitterte an allen Gliedern vor Freude. Ich hätte mögen dem Mann um den Hals fallen und küssen, trotzdem ich sonst stets Mädchenküsse vorzog. Gott sei Dank, ich hielt an mich. Als ich bescheiden von Honorar, etwaigem erwünschten Vorschuß begann, fiel er mir freundlich in's Wort, indem er mir wohlwollend auf die Schulter klopfte:

„Honorare zahlen wir principieell nicht für Feuilletons. Unsere Abonnentinnen überschütten uns täglich mit einer Fülle stimmungsvoller und kostenfreier Arbeiten, daß wir, um nicht ungalant erscheinen zu müssen, auf die Mitarbeiterschaft von Berufsschriftstellern leider unter solchen Umständen zu verzichten gezwungen sind.“

„Sprachlos starrte ich ihn an, mechanisch empfing ich mein Manuscript aus seinen Händen, noch eine hastige Verbeugung und ich entfernte mich, um ihn nicht zum Zeugen meiner Schwachheit zu machen. Was soll ich Dir noch weiter erzählen? Die Mittagsstunde war längst vorbei. Für einen Groschen, den ich noch in meiner Westentasche entdeckt hatte, kaufte ich mir etwas Weißbrot, das ich hinter der „Neuen Wache“ zu den Walserklängen einer concertirenden Militärkapelle verzehrte. Dann ging's weiter, von Redaction zu Redaction, bis der Abend hereinbrach. Ueberall dasselbe Losungswort: „Schreiben Sie für den Tag, leichte Kost, pikant, amüsan, belustigend.“ Als ich aus dem letzten Redactionslocal heraustrat, hatte es inzwischen zu regnen begonnen. Das Manuscript in der Brusttasche, den Sommerrock bis an den Hals zugeknöpft, taumelte ich nach Hause. Ich hatte am Morgen vergessen, um Heizung zu bitten. Als ich in die Stube eintrat, wehte es mir kalt und dumpf entgegen. Der Wäsche wegen hatte meine Wirthin außerdem noch während meiner Abwesenheit die Gardinen herabgenommen und dadurch noch den Eindruck über Trostlosigkeit erhöht. Monoton klatschte der Regen an die Fenster. Das unbestimmte Flackerlicht der Straßenlaternen fiel herein, gerade auf meinen Schreibtisch — auf ihr Bild. Da kam es über mich. Ich warf das „Campo santo der Hohenzollern“, den Kirchhof meiner Hoffnungen, auf den Tisch und mich dann auf das Sopha. Ich heulte wie eine Memme. — — —

„Wie lange ich dalag, weiß ich nicht. Als ich mich emporrichtete, die fieberheißen Augen zu trocknen, da hatte auch der Himmel aufgehört zu weinen. Nur hin und wieder schlug noch ein Tropfen an die Scheiben und in den Blechrinnen an den Häusern rieselte und gluckerte es hinab. Ich wurde ruhiger. Ich sah hinunter auf die Straße, sah in das auf- und abfluthende Menschengewühl und ein sonderbares Empfinden beschlich mich. Wie das da unten hastete und durcheinander trippelte, Menschlein an Menschlein vorüber. Wie viele Hoffnungen, Wünsche und Pläne kreuzten sich da! Ein Jeder ängstlich bemüht, das kleine bescheidene Lebenslicht, das ihm verliehen, weiter anzufachen, heller und höher anzupusten, daß es

des Nachbarn Lichtlein überstrahle und in den Schatten stelle, ohne doch daran zu denken, daß schon die Zugluft der nächsten Straßenecke ihm den Garaus machen könne, daß ein einziger Sturmwind ganze Tausende zum Verlöschen bringe.

„Und dann sah ich hinüber zu einem stillen Fenster, wo seit Jahren ein einsames Licht bis tief in die Nacht glimmt, wo der alte Herr sitzt und mit Roman auf Roman das deutsche Volk beglückt, Schöpfungen der Treitmühle, die längst kein Kritiker mehr liest noch lobt und die doch verschlungen werden und bezahlt, gut bezahlt werden. Ich dachte an das große Narrenhaus, das wir Welt nennen. Schreiben Sie für den Tag und seine Interessen! Pilant, amüfiant, leichte Kost, klang es mir in den Ohren. Da überkam mich ein Lächeln, ich mußte wieder lächeln und endlich habe ich laut gelacht. Mein Lebenslicht, das schon auszugehen schien, schlug wieder heller empor. Die Hände lösten sich auseinander, es wurde weit und warm mir in der Brust. Ich setzte mich nieder und schrieb. Es floß keine Bitterkeit mir in die Feder, doch Mitleid, Spott, Humor, was Du willst. Aber ich schrieb, und als ich fertig war, da mußte ich selber darüber lachen. Auch Andere haben dann darüber gelacht und jemehr ich schrieb, je lauter scholl das Lachen rings um mich. Ich habe sie Alle ausgelacht und Keiner hat es mir übel genommen. Es hat mir Anerkennung und ein treues Weib eingebracht, es hat mich reich — aber auch zum Stümper gemacht.“ — — —

„Nicht zum Stümper,“ rief ich, „sondern zu dem, was Du werden mußtest, worauf Dich Deine Anlagen, Deine Talente unverrückt hinweisen. Preise lieber ein Schicksal, das gegen Deinen Willen Dir den rechten Weg erschloß, den Du allein zu wandeln hast. Wohl dem, der so bescheiden denkt und soviel Schönes im Gewande einer heiteren Kunst der Welt gab, wie Du es gethan.“

Er war aufgestanden und hatte meine beiden Hände gefaßt. Groß sahen seine warmen Augen auf mich und wehmüthig klang es von seinen Lippen: „Du überzeugst mich nicht von meiner erfüllten Mission. Es lebt ein Etwas in mir, das lauter und gewaltiger mit jedem Tage auf sein Recht pocht. Lobt immerhin, was ich Euch gab, was ich Euch geben konnte, vermögt Ihr nicht zu erkennen. Aber die Stunde wird vielleicht auch kommen, wo ich wieder darf Selbstachtung vor meinem Schaffen genießen.“

Er war an's Fenster getreten und hatte es geöffnet. Der laue, balsamische Luftstrom eines Maiabends strömte in das Zimmer. Im Garten blühten die ersten Rosen und im Gebüsch schlug eine Nachtigall. Hinter den Bäumen aber, am Horizonte der fernen dunklen Haide, sank soeben die Sonne still verglühend hinab. „Sieh hinaus, sprach er, der Tag geht schlafen. Wie schön! Wie groß! Wer wollte sich vermessen, solche Farben zu mischen? Und wo wäre ein Dichter, der diesem Empfinden Worte leihen



könnte? Das ist Poesie, die keinen Wandel kennt, welche kein Tageslärm verschlingt.“ —

Sinnend blieb er am Fenster stehen. Da ging die Thür auf. Im lichten Frühlingskleide, mit Hut und einem leichten Mantel über den Arm, das heiterste Lächeln auf dem blühenden Antlitz, trat seine blonde Gattin in's Zimmer. Mein Freund blickte auf. Wie Sonnenstrahl flog es über sein Gesicht.

„Ich denke, meine Herren,“ lachte sie, „nun ist genug gearbeitet und disputirt worden und die arme Frau vergessen. Ich schlage vor, wir genießen den schönen Abend lieber draußen. Keinen Widerspruch, Heinrich, Du weißt, wer hier das Regiment im Hause hat.“

Er sah sie innig an und wie plötzliche Nührung schoß es in seinen Augen auf. Ihre Hände ergreifend, sagte er treuherzig:

„Da heißt es wohl gehorchen, Emilie?“ Sie nickte schalkhaft. „Ja, ja, lieber Freund,“ wandte er sich bedeutungsvoll zu mir, „vor den Frauen müssen wir Alle schließlich die Waffen strecken.“ — Dann gingen wir Drei hinaus in das Freie. — — —

Mein Freund ist Humorist. Die Noth wies ihm einst den rechten Weg; die Liebe, wie die rechte Verantwortlichkeit für seine Familie, wird ihn auch noch lange darauf ausharren lassen, bis er eines Tages glaubt mit freiem Gewissen die lästigen Fesseln abschütteln zu dürfen. Dann wird er die Pritsche des Humors an die Wand hängen und zu der ernstern Maste greifen. Ein sorgenfreies Alter soll ihm nun die schillernden Träume seiner Jugend erfüllen. Dann wird der ideale Humorist wahrscheinlich Trauerspiele schreiben, über welche Niemand weint — als er allein. Denn Keiner wird dem posthumen Ernst des lachenden Philosophen jetzt noch Glauben schenken wollen. Unzählige Tausende haben seine Schöpfungen belacht, nun werden sie ihn auslachen. Der Thorheit, welcher er bisher den Spiegel vorgehalten, ist er endlich selbst verfallen. Der Apostel des göttlichen Humors beugt sich vor einer höheren Macht. Denn auch das Schicksal liebt es zuweilen, in grimmer Laune tieftragische Töne des Humors anzuschlagen.





## Illustrierte Bibliographie.

### Die Hohenzollern und das Reich.



Die Hohenzollern und das Reich. Von der Gründung des Brandenburgisch-Preussischen Staates bis zur Wiederherstellung des Deutschen Kaiserthums. Von Fedor von Ruppen. Verlag von Carl Flemming in Glogau. Lief. 1—12.

Schon mancher Autor hat es mit Bitterkeit empfunden, daß nur die Ungunst der Zeit, die mit andern Aufgaben beschäftigt war, als er selbst, seinem Buche nicht die verdiente Verbreitung verschafft hat. Wie anders dagegen, wenn ein Buch zu gelegener Zeit sich einstellt. Und dies ist bei dem Ruppen'schen Werke der Fall. Die beiden Tage, die zu feiern wir im Begriffe stehen, der 88. Geburtstag unseres Kaisers und der 70. des treuesten und größten Dieners, den je ein Hohenzoller gehabt hat, sie rufen in uns die Erinnerung an die glorreichen Ereignisse wach, welche unser Volk zu einem großen und einigen gemacht haben. Und von diesen Ereignissen wendet sich der Blick rückwärts und sucht den stetigen Gang einer so bedeutamen Entwicklung zu verfolgen, bald bei den Personen verweilend, welche die Geschichte des Landes geleitet, bald die Zustände ergründend, unter deren Einflüssen sich Land und Leute gebildet haben.

Die moderne Geschichtsforschung hat eine Reihe von Einzeluntersuchungen und zusammenhängenden Darstellungen, von Urkundenpublicationen und ähnlichen Sammlungen zu Tage gefördert, auf deren Grundlage sich eine streng wissenschaftliche Geschichte des preussisch-brandenburgischen Staats wird aufbauen lassen.

Unter den Auspicien der preussischen Archivverwaltung ist erst jüngst ein Buch erschienen, welches ein glücklicher Zufall aus einer Masse von Papieren aus der Zeit Friedrichs des Großen hervorgezogen hat, die tagebuchartigen Aufzeichnungen des Franzosen de Catt, der einige Jahre hindurch als Vorleser die trefflichste Gelegenheit hatte, den großen König in seinem Privatleben zu beobachten. Wir zweifeln nicht,

daß noch ähnliche wichtige Documente eines Tages aus dem Staube der Archive an's Licht treten werden. Aber hätte man mit der Darstellung der Geschichte des preußisch-brandenburgischen Staates warten sollen, bis das Material auch nur in annähernder Vollständigkeit vorliegt? Niemand wird das im Ernste bejahen wollen. Was Voigt, Stenzel, Pirsch, Droysen, Dunder und andere auf diesem Gebiete geleistet haben, genügt vollkommen, um eine Geschichte der Hohenzollern und ihre großen Verdienste um das Reich in anschaulichster Weise vorzuführen. Aus diesen Vorarbeiten ist das Werk Fedors von Köppen erwachsen, welches in erster Linie einem patriotischen Zwecke dienen will. Die Jugend vor Allem soll an der Hand eines echt national gesinnten Führers durch alle Kreuz- und Querwege von der Gründung des Staates an

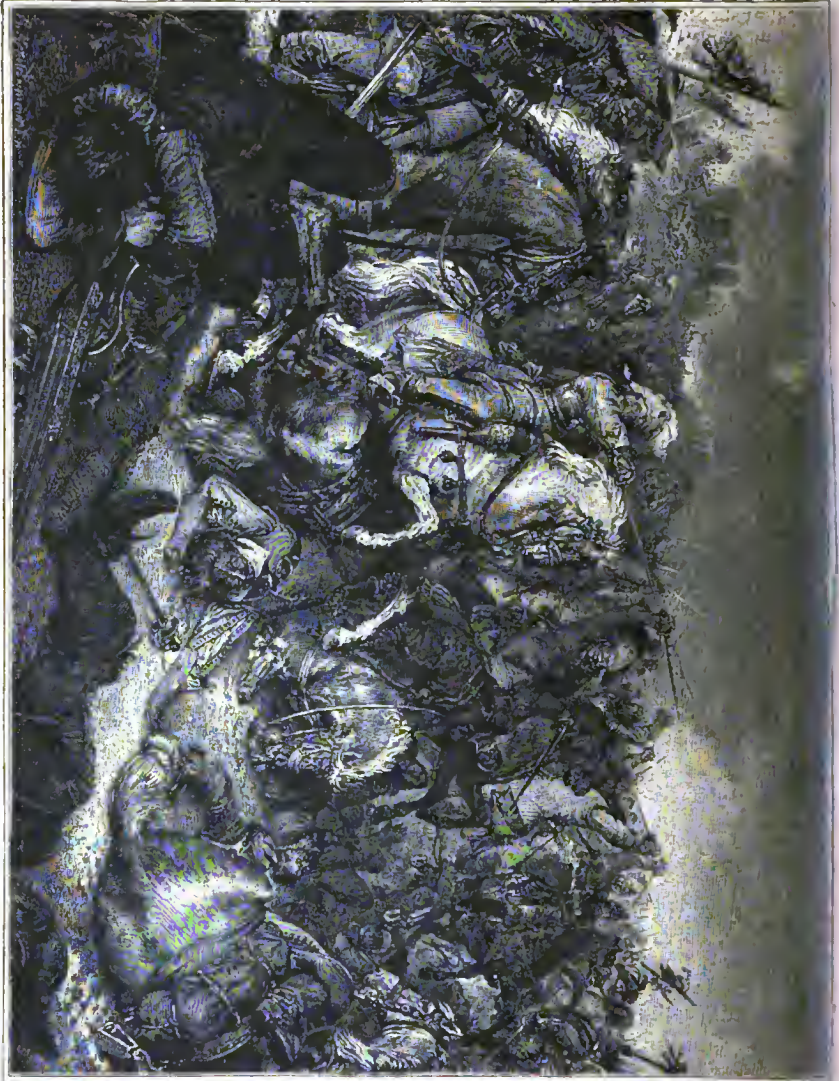


Das Schloß zu Königsberg.  
Aus: Fedor von Köppen. Die Hohenzollern und das Reich.  
Verlag von Carl Flemming in Stogou.

bis zur Aufrichtung des Kaiserreichs geführt werden. Und als einen solchen Führer hat sich Köppen durch mehr als ein Buch bewährt. Sein frischer Styl, seine Art die Thatfachen zu gruppieren, seine Beschränkung auf das der Mittheilung Werthe, seine Charakteristik der bedeutenden Persönlichkeiten können als Muster einer populären Darstellung gelten.

Köppen verweilt nicht lange bei der mittelalterlichen Geschichte der Mark Brandenburg, sondern wendet sich nach einer kurzen Einleitung bald den Ereignissen zu, welche zur Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg geführt haben. „In der Urkunde vom 30. April 1415, welche Sigismund über die Belehnung ausfertigen ließ, führt er an, daß er, aus eigener Bewegung und aus besonderer Liebe zu dem Kurfürstenthum Brandenburg, den Burggrafen Friedrich in Betracht seiner Neblichkeit, Vernunft, Macht, Festigkeit und sonstigen Tugenden, womit der allmächtige Gott seine

Person reich gezieret, dazu berufen habe, die Herrschaft dieses Landes zu übernehmen, damit es wohl regiert und, nachdem es jahrelang in Unfrieden geblieben, der Wohl-



Schlacht bei Fehrbellin.  
 Aus: Gebet von Köppen. Die Hohenzollern und das Reich.  
 Verlag von Carl Stemming in Slogau.

thaten des Friedens und der rechtlichen Ordnung wieder theilhaftig werde.\* Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Hohenzollern haben niemals aus

bloßer Eroberungssucht nach dem Schwerte gegriffen, sondern immer nur dann, wenn eine unabweißbare Nothwendigkeit sie dazu aufforderte. Gewiß, bei der eigenthüm-



Friedrich der Große nimmt die Huldigung der schlesischen Stände entgegen.  
Aus: Feder von Köhper. Die Huldigungen um das Reich.  
Krieg von Carlisle in Orléans.

lichen Lage des Landes in der Mitte Europas trat dieser Fall nicht allzu selten ein aber man vergaß selbst über dem Lärm der Waffen nicht, auch die Künste des Friedens

zu schützen und zu pflegen. Nur daher erklärt es sich, daß mit der bedeutenden politischen die geistige Entwicklung des Volkes gleichen Schritt hielt. In voller Würdigung dieser Verhältnisse hat Köppen den Kulturbestrebungen der Hohenzollern einen weiten Raum in seinem Buche zugewiesen.

Eines der interessantesten Capitel beschäftigt sich eingehend mit dem geistigen Leben des Berliner Hofes unter König Friedrich I.



Kurfürstin Luise Henriette.

Aus: Feber von Adppen, Die Hohenzollern und das Reich.  
Verlag von Carl Flemming in Glogau.

„Den großen Fragen der Europäischen Politik gegenüber zurückhaltend, seine Vertriebigung in einer glänzenden Hofhaltung suchend, hatte Friedrich doch den Ruhm, zu der äußeren Pracht des neuen Königthums auch den Schmuck der Wissenschaften und Künste zu fügen und seinen Staat zu einem Hort derjenigen geistigen Bestrebungen zu machen, welche zu dieser Zeit Deutschland bewegten. . . Da war es von Bedeu-

tung, daß in der Hauptstadt des nördlichen Deutschlands und an dem Hofe des prachtliebendsten unter den deutschen Fürsten das geistige Leben einen neuen Aufschwung nahm nach dem Ziele, das Leben zu vertiefen und den Geschmack zu veredeln. Mochte es immerhin der Eitelkeit des Fürsten schmeicheln, Gelehrte und Künstler von europäischem Ruf an seinem Hofe zu sehen, Wissenschaft und Kunst sind Mächte, die da, wo sie sich einmal niederlassen, ihre eigene Herrschaft und ihr göttliches Recht behaupten. Und was Friedrich nur als Mittel betrachtete, um den Glanz seines Thrones zu erhöhen, das gehörte bei seiner Gemahlin, der geistreichen Sophie Charlotte von



Fürst Leopold von Anhalt-Deschau.  
Aus: Fedor von Adppen. Die Hohenzollern und das Reich.  
Verlag von Carl Flemming in Slogau.

Hannover, zu ihrer eigentlichen Lebenssphäre.“ Jedermann weiß, daß auf ihre eigenste Initiative die Gründung der Berliner Akademie zurückzuführen ist. Mit den wissenschaftlichen Bestrebungen ihres großen Enkels in Rheinsberg schließt die 12., die letzte der uns vorliegenden Lieferungen.

Einen besonderen Schmuck erhält das Buch durch die von hervorragenden Künstlern entworfenen Bilder, unter denen die von Adolf Menzel das größte Interesse erwecken werden. Eine Anzahl geographischer Karten soll das allmähliche Wachstum des preussisch-brandenburgischen Staates veranschaulichen. S. I.



## Bibliographische Notizen.

**Wilhelm Busch-Album.** Humoristischer Hauschat. Sammlung der 12 beliebtesten Schriften mit 1400 Bildern von Wilhelm Busch. München, Verlag von Fr. Wassermann.

Gestalten der heiteren Muse Wilhelm Buschs sind uns Allen liebe Bekannte, seine prägnanten Verse citiren wir, ohne an ihren Ursprung zu denken, ja ohne ihn zu kennen oder nur zu vermuthen. Ein solches Verhältniß pflegt stets da einzutreten, wo ein eigenartiges Talent eine große Wirkung auf ein zahlreiches Publikum ausgeübt hat — und das ist auch wirklich bei Busch der Fall. Busch ist Dichter und Zeichner zugleich; in Wort und Bild drückt er gleich treffend seine heiteren Einfälle aus und regt durch derben, aber ungesuchten Witz unser Lachen an. Die Wassermann'sche Verlagshandlung hat nunmehr unternommen, Buschs humoristische Werke in einer billigen Lieferungs- ausgabe dem Publikum gesammelt vorzulegen — ein Unternehmen, welches des empfehlenden Geleitbriefs der Kritik gut entbehren kann. Bisher sind 5 Lieferungen erschienen, welche „Die fromme Helene“ — „Blisch und Plum.“ — Pater Filucius als „Erstes Buch“ der Sammlung umfassen, das zweite Buch wird die drei Abtheilungen des „Tobias Knopp“ enthalten.

**Die Schmetterlinge Europas.** Von D. Ernst Hofmann. Verlag der C. Hoffmann'schen Verlagshandlung (N. Bleil), Stuttgart. Lieferung 1.

Obwohl die Literatur auf dem Gebiete der Schmetterlingskunde eine sehr umfangreiche ist, ist es kaum zweifelhaft,

daß dieses Werk, dessen erste, geschmackvoll ausgestattete Lieferung uns vorliegt, sich trotzdem die Gunst der Schmetterlingsfreunde erwerben wird. Durch naturgetreue Abbildungen ist es dem Sammler leicht möglich gemacht, die Schmetterlinge zu bestimmen und zu ordnen; die Vortreflichkeit der Zeichnungen ermöglichte es, den begleitenden Text möglichst kurz zu halten und sich vollkommen als Ergänzung an die Tafeln anzuschließen.

### **Captain Jacobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas 1881 bis 1883.**

Für den deutschen Leserkreis bearbeitet von N. Woldt. Mit Karten und zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Max Spohr.

Vor einigen Jahren gelang es Herrn Professor Bastian, dem Leiter des Berliner Museums für Völkerkunde, eine Anzahl bemittelter und munificenter Männer zur Begründung eines „Hilfs-Comités zur Beschaffung ethnologischer Sammlungen für das Berliner Königl. Museum“ zu veranlassen. Diese Herren, unter denen sich u. A.: Richter, Gerson von Bleichröder, M. L. Goldberger befanden, schossen die Mittel zu der drittehalbjährigen Reise vor, welche Captain Jacobsen nach Britisch Columbia und Alaska ausführte und die großartige, jetzt bereits geordnete Sammlung von 6—7000 ethnologischen Gegenständen ergab. Die Direction des Museums für Völkerkunde hat auch schon eine höchst werthvolle Abhandlung: „Amerikas Nordwestküste Nordamerikas. Neueste Ergebnisse ethnologischer Reisen“ bei N. Ascher u. Co. in Berlin erscheinen lassen (Preis



50 Mart); eine zweite Abhandlung wird demnächst folgen. Das vorliegende Werk des bekannten geographischen Publicisten N. Wolbt stellt dagegen den Inhalt der von Jacobson geführten Tagebücher zusammen; er läßt den Reisenden selbst erzählen, ein Umstand, der die Anschaulichkeit der Schilderungen wesentlich erhöht. Jacobson ist kein Gelehrter, vielmehr ein einfacher Sammler, der Alles, was er fand, und was zu haben war, aufkaufte und eintauschte. Bewunderungswürdig sind aber seine Kühnheit und seine Kraft, mit der er z. B. die Strapazen einer 180tägigen Schiftenreise in Alaska ohne größere Beschwerden auszuhalten vermochte. Wir können das gut und anziehend geschriebene Buch wohl empfehlen. hj.

**Filippo Strozzi.** Historischer Roman von M. Duednow. Gotha, Friedrich Andreas Berthés. 1884.

Der Roman spielt im Zeitalter der Reformation in Florenz; in die leidenschaftlichen politischen Kämpfe dieses Staatswesens, sowie in das gesellschaftliche Leben der höchsten und niederen Kreise als auch in die Werkstätten der in voller Blüthe stehenden Kunst läßt uns der Verfasser tiefe Blicke thun. Der Inhalt des Romans gruppirt sich um zwei Hauptgestalten, um diejenige Filippo Strozzi's, einen der edelsten und angesehensten Bürger der Stadt Florenz, und um Gerhardt Lautenschläger, einen deutschen Maler, der von mütterlicher Seite italienisches Blut in seinen Adern hat und im Heimatslande seiner Großmutter Studien für seine Kunst machen will. Durch die mütterliche Abstammung mit den Strozzi's verwandt, wird er lange Zeit in das tragische Geschick dieser Familie verflochten, denn zu dem losen verwandtschaftlichen Bande gesellt sich die leidenschaftlich aufblühende Liebe zu der schönen, geistvollen Maddalenna Strozzi, aber der Künstler erkennt bei Zeiten, wie wenig die feurige, italienische Patrizierin in sein bürgerliches deutsches Heim passen würde, er widmet seiner schönen stolzen Base, an deren

Reizen sich sein Künstlerauge immer von Neuem berauscht, nur die treuesten, uneigennützigsten Dienste, und bewahrt sein Herz dem blonden, deutschen Mädchen, seiner Jugendgeliebten, die in der Heimat seiner in Treue wartet. Der Contrast des deutschen und italienischen Elements ist hier besonders wirksam und für den Leser interessant. Auch die religiöse Bewegung, in ihren schroffen Gegensätzen der damaligen Zeit, greift zuweilen in den Gang der geschilderten Ereignisse ein; wir werden in ein Kloster geführt, in dem Savonarola wirkte, wir lernen in Gerhardt Lautenschläger und dessen Familie eifrige Bekenner der neuen Lehre Luthers kennen und gewinnen Einblicke in die Hohlheit und Verderbtheit des damaligen römischen Glaubens. — Das uns vorliegende Werk gewährt in seiner Gesamtheit ein anschauliches Bild des vielgestaltigen, nach jeder Richtung interessanten Lebens dieser Zeit, welche klassische Bildung und höchste Blüthe der Kunst uns ebenso anziehend machen, als die sittliche Verderbtheit derselben, in der die niedrigsten Leidenschaften ungezügelt ihr Wesen treiben, uns abstößt. Sprache und Stil sind durchweg edel und feinsinnig, die Anlage klar und übersichtlich, und somit sei der Roman allen Freunden einer guten Lectüre empfohlen. mz.

**Deutscher Literatur-Kalender für das Jahr 1885.** Herausgegeben von Jos. Kürschner. Siebenter Jahrgang. Berlin und Stuttgart, B. Spemann.

Dieses nützliche Nachschlagebuch hat auch in diesem Jahre eine Bereicherung erfahren. Es enthält diesmal die deutsch-belgische und deutsch-italienische Literatur-Convention, eine Anzahl neuer Namen, und, was ganz besonders erfreulich ist, auch aus gelehrten Kreisen, ferner eine Städtechau. Als Titelschmuck dient ein schönes Portrait Gotfried Kellers. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, die Nützlichkeit des Literaturkalenders in seiner praktischen Thätigkeit so oft erprobt hat, wird Herrn Kürschner den Dank für seine Mühe nicht vorenthalten.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Aristophanes' Werke.** 1. Die Wolken. — Die Frühsche. Uebersetzt von Jakob Mühly. Stuttgart und Berlin, W. Spemann.
- Aus den Mysterien des russischen Nihilismus.** Aufzeichnungen eines ehemaligen Nihilisten. Leipzig und Berlin, W. Friedrich.
- Broch, Karl,** Lebensweisheit der Alten in Sentenzen aus Aeschylus, Sophokles, Euripides. Minden i. Westf., J. C. C. Brunns.
- Franco-Ballia,** Kritisches Organ für franz. Sprache und Literatur. Her. von Dr. Adolf Kressnor. Heft 1 (Januar) Heft 2 (Februar). Wolfenbüttel, Julius Zwißler.
- Friedrich, Friedrich,** Mit den Waffen. Roman in 3 Bänden. Leipzig u. Berlin, W. Friedrich.
- Ganser, Anton,** Aus drei Decennien. Gedichte. Wien, Carl Konegen.
- Gawalowski, Carl W.,** Ramphold Gorenz. Ein dantesches Lied aus der Hassitenzeit. Graz, Friedrich Goll.
- Gedanken eines Jades.** Berlin, Walther und Apolant.
- Heltrichs, E.,** Dr. phil., Der Jugend Lust und Leid. Epos in vier Gesängen. Hannover, Schmori & von Seefeld.
- Höfer, Dr. Paul,** Der Feldzug des Germanicus im Jahre 16 n. Chr. Bernburg und Leipzig, J. Bacmeister's Hofbuchhandlung.
- Immergrün,** Klassische Denksprüche in Poesie und Prosa für alle Tage des Jahres. Cannstatt, L. Boshenyer's Buchhandlung.
- Kolb, G. Fr.,** Culturgeschichte der Menschheit. Dritte völlig umgearb. Auflage. Leipzig, Arthur Felix. Lief. 6.
- Kolzow, Alexei,** Gedichte. Deutsch von Friedrich Fiedler. Leipzig, Philipp Reclam jun.
- Kralik, Richard, Maximilian,** Schauspiel in fünf Aufzügen. Wien, Carl Konegen.
- La Mara,** Musikalische Studienköpfe. Erster Band: Romantiker. Sechste umgearbeitete Auflage.
- Lange, Friedrich, Harte Köpfe,** eine Geschichte. Leipzig n. Berlin, W. Friedrich.
- Leonardo da Vinci,** Urtheile über fünf Bände mit Handzeichnungen. München.
- Lippert, Julius,** Die Culturgeschichte in einzelnen Hauptstücken. I. Abtheilung. Des Menschen Nahrungsgorge, Kleidung und Wohnung. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky.
- Mädler, Dr. J. H. v.,** Der Wunderbau des Weltalls oder Populäre Astronomie. Achte verm. und dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechend umgearbeitete Auflage. Mit 24 astronomischen Tafeln und Tabellen, Abbildungen und Sternkarten. Straßburg, R. Schults & Co. Lief. 5. 6. 7. 8.
- Mephisto, Anti-Heureka.** Gesammelte Bruchstücke. Zürich, J. Schabelitz.
- Müller, Wilhelm,** Reichskanzler Fürst Bismarck 1815-1885. Jnbißlams-Ausgabe. Stuttgart, Carl Krabbe.
- Nuova Rivista internazionale.** Periodico di lettere, scienze ed arti. Anno Quarto. No. 23-24. Dicembre 1884. Firenze, Successori Le Monnier.
- Schäffle, Dr. Albert C. Fr.,** Die Aussichtslosigkeit der Socialdemokratie. Drei Briefe an einen Staatsmann. Tübingen, H. Laupp
- Schiller-Stiftung.** Fünfundzwanzigster Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schiller-Stiftung. Ausgegeben durch den Verwaltungsrath. Vorort Weimar. December 1884.
- Schmidt-Cabanis, Richard.** Auf der Bacillen-Schau! Zeitgeistliche Forschung durch's satyrische Mikroskop. Dresden und Leipzig. F. W. Steffens.
- Schweitzer, Dr. Ph.,** Island, Land und Leute. Gesch., Literatur und Sprache. Leipzig und Berlin, W. Friedrich.
- Sievers, Dr. Otto.** Akademische Blätter. Organ für wissenschaftliche Behandlung der neueren deutschen Nationalliteratur. 1. Jahrgang Heft 11-12. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn).
- Stern, Dr. M. L.,** Philosophischer und naturwissenschaftlicher Monismus. Ein Beitrag zur Seelenfrage. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).
- Stüber, August,** Neue Alsatia. Beiträge zur Landeskunde, Geschichte etc. Mühlhausen i. E., S. Petry.
- Tagesfragen,** sogenannte. Erwiderung auf einen Artikel der Revue des deux mondes „Torpilleurs et Canonnières“ von einem Seeoffizier. Braunschweig, Goeritz und zu Futiliz.
- Vergleichenlicht.** Christliche Denksprüche und Liederverse für alle Tage des Jahres. Cannstatt, L. Boshenyer's Buchhandlung.
- Wider den Trunk.** Dresden, Heinrich Minden.
- Winkelmann, J. J.,** Gedanken über die Nachahmung griechischer Werke in der Malerei und Bildhauerkunst. Heilbronn, Gebr. Henniger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

# CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1885<sup>er</sup>. Frische Füllung 1885<sup>er</sup>.

Täglicher Versand

Quellen

und  
deren Wärmegrade.

—

Sprudel . . .	53 <sup>20</sup> R.
Mühlbrunn . .	44 <sup>50</sup> R.
Schloßbrunn . .	44 <sup>50</sup> R.
Theresienbrunn .	43 <sup>30</sup> R.
Neubrunn . . .	49 <sup>30</sup> R.
Marktbrunn . .	39 <sup>00</sup> R.
Ross. Kronquelle	23 <sup>90</sup> R.
Felsenquelle . .	47 <sup>00</sup> R.
Kaiser Karls-Qu.	34 <sup>70</sup> R.

—

Carlsbader  
**TRINKKUR**  
im  
**Hause**

Quellen-  
Producte.

—  
CARLSBADER  
Sprudel-Salz.

—  
CARLSBADER  
Sprudel-Seife.

—  
CARLSBADER  
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte  
sind zu beziehen durch die

**Carlsbader Mineralwasser-Versendung**

Löbel Schottlaender, Carlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

# Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.  
 APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.  
**DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)**  
 Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

N. O. 7r

Band 33. — Heft 98

**Nord und Süd.**

Eine deutsche Monatschrift.

Mai 1885.

Verlag von  
F. Schottlaender.

Mai 1885.    

**Inhalt.**

	Seite
Paul Lindau in Berlin.	
Helene Jung. Erzählung. (Schluß).....	145
Carl Vogt in Genf.	
Streifblicke auf das Universitätswesen im deutschen Reich .....	180
Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.	
Der Derbytag .....	199
Hans Dechend in Marburg.	
Ein doppelter Friedensschluß Napoleons I. ....	224
Isidor Soyka in Prag.	
Colonisation und Klima.....	235
George Allan in Bukarest.	
Margarethe .....	249
Bibliographie .....	270
Geschichte des römischen Kaiserreichs von Victor Duruy. — Märkische Streifzüge von A. Trinius.	
Bibliographische Notizen .....	276

Hierzu ein Portrait von Carl Vogt.

Kadirmg von W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

**Beilagen zu diesem Hefte**

von:

**Institut, Bibliograph. in Leipzig. (Conversations-Lexikon.)**

Handwritten text in a stylized font, possibly a signature or a specific script, located in the upper right quadrant of the page.

BRUNNEN



M. Franz Skizze 85

Wagner

Wagner wie S. Schwabender in Prozess



# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

XXXIII. Band. — Mai 1885. — 98. Heft.

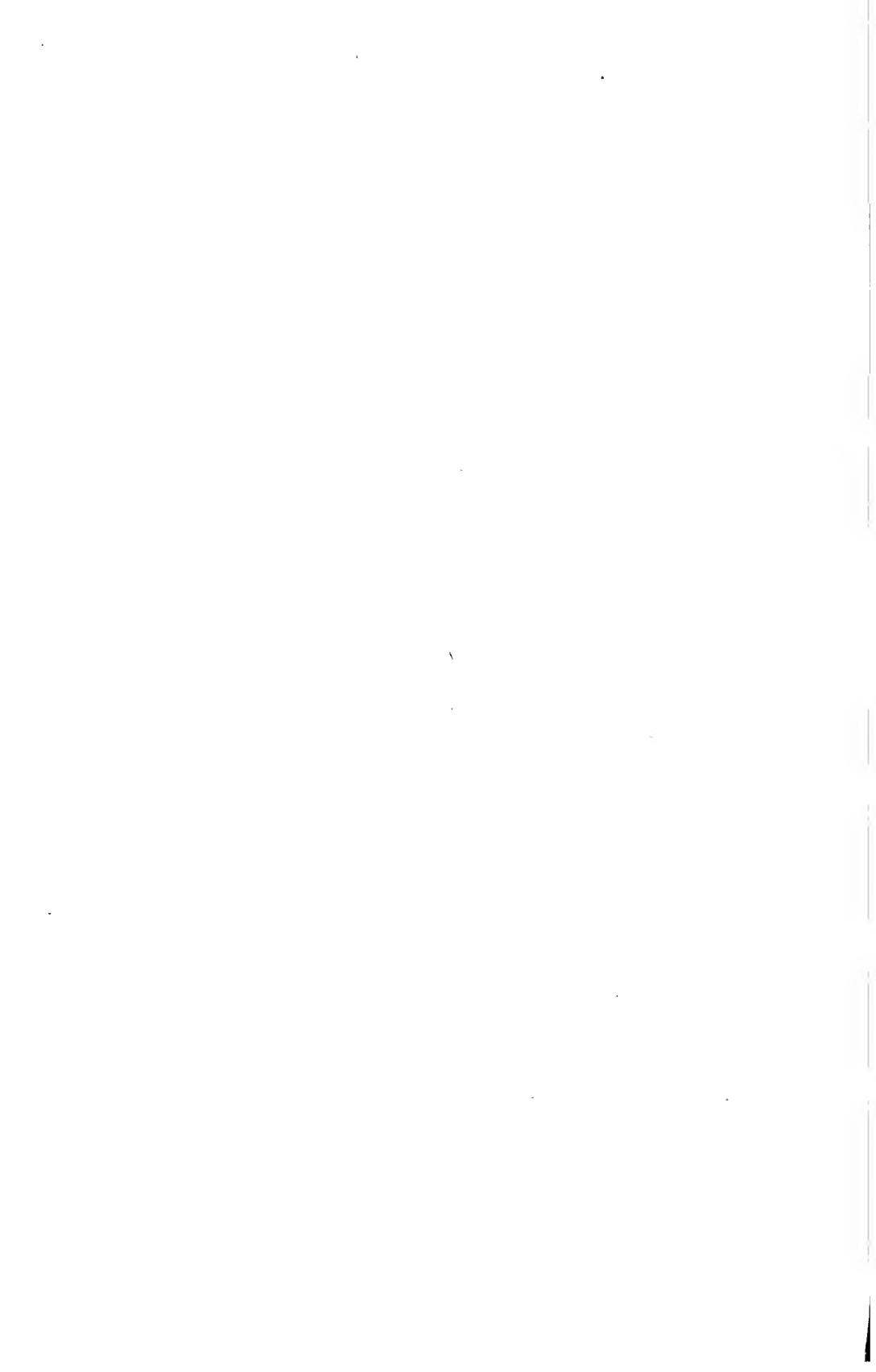
(Mit einem Portrait in Radirung: Carl Vogt.)

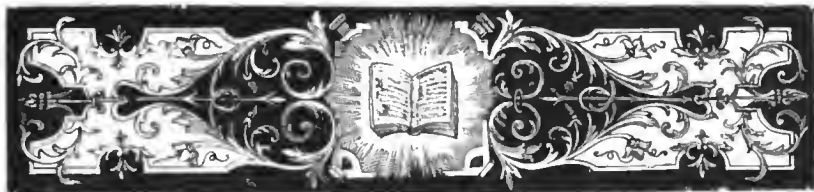


1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





## Helene Jung.

Erzählung

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

(Schluß.)



Helene hatte den Brief gerade versiegelt und, um ihn selbst zur Post zu bringen, in den Schreibtisch verschlossen, als der Prinz eintrat.

„Ah, Reinhard!“ rief sie freudig aus, indem sie ihm entgegen ging und die Hand reichte.

„Ich bin recht verstimmt, Helene,“ sagte Reinhard, während er die schmale Hand mit seinen Lippen berührte; „mehr als verstimmt, ich bin traurig!“ Sie sehten sich. „Das längst Gefürchtete ist nun eingetroffen,“ sagte er ernst. „Ich muß abreisen. Ich habe meinen Berliner Aufenthalt mit der wahren Motivierung, daß ich gern zu Kaisers Geburtstag hier sein möchte, schon um vierzehn Tage über die ursprünglich angenommene Frist verlängert. Nun schreibt mir heute mein Vater, daß er die Ostertage mit mir verbringen wolle, und daß schon übermorgen andere Verwandte und die Familie des Fürsten Walbau-Roggenheim bei uns eintreffen, Vater, Mutter und Tochter! Ich habe eben meine Abschiedsbesuche gemacht und nach Hause telegraphirt, daß ich heute mit dem Nachtzuge abreise. Die Trennung von Ihnen wird mir sehr schwer!“

Helene's Gesicht hatte während der Worte des Prinzen einen starren Ausdruck angenommen. Keine Muskel bewegte sich. Ihre Lippen blieben fest geschlossen, ihre Augen unverwandt auf eine kleine Bronzefigur gerichtet, die sie zufällig angesehen, als der Prinz zu sprechen begonnen hatte. Es trat eine längere Pause ein.

„Das ist allerdings sehr traurig!“ sagte sie endlich, ohne den Blick zu wenden, und mit etwas tieferer Stimme als gewöhnlich.

„Ich weiß gar nicht, wie ich es ohne Sie aushalten soll,“ nahm Reinhard nach einer abermaligen Pause das Wort. „Ich komme mir hülflos vor wie ein Kind. Wir wußten ja Beide, daß es nicht dauern konnte; es war zu schön! Aber wir mochten nicht an das Ende denken. Und es darf auch kein Ende sein! Wir müssen uns wiedersehen, gleich nach dem Feste! Ich finde schon einen Vorwand, um mich von Hause zu entfernen. Die Nothwendigkeit macht erfinderisch. Und der Verkehr mit Ihnen ist mir nothwendig wie der Sauerstoff zum Athmen. Seit drei Wochen habe ich an nichts anderes denken können als an Sie; des Morgens bin ich mit dem Gedanken erwacht: wann werde ich Sie sehen? Ich habe nur die Stunden gezählt, die ich mit Ihnen verbringen durfte; was ich sonst noch gethan habe, ist wie ein langweiliger Traum verflüchtigt. Und nun soll ich den Meinigen ein freundliches, harmloses Gesicht zeigen, soll ein aufmerksamer Wirth für die lieben Freunde und Verwandten sein, soll der Prinzessin Marianne womöglich den Hof machen . . . und soll Sie Tage lang nicht sehen! Ich hätte es ja nie für möglich gehalten, daß zwei Menschen so vollkommen harmoniren und so wunderbar schnell in innige, herzliche Beziehungen zu einander treten könnten wie wir! Heute vor vier Wochen habe ich Sie zum ersten Mal gesehen, es stimmt auf den Tag! Ich muß es Ihnen sagen, die reinsten genußreichsten Stunden meines Lebens — in diesem Raume habe ich sie verbracht, und Ihnen danke ich sie. Ich werde es Ihnen nie vergessen!“

Er hatte ihre Hände ergriffen und hielt sie fest umschlossen. Sie ließ ihn ruhig gewähren. Sie war wie betäubt. Sie schloß die Augen, als ob sie das beständige Starren auf die Bronzefigur geschnitten hätte; langsam schlug sie die Lider wieder auf und richtete den Blick mit tiefer Schwermuth auf Reinhard.

„Da hilft nun Alles nichts,“ sagte sie schleppend, während sie sich zum Lächeln zwang. „Wir müssen eben vernünftig sein! Ich gebe noch mehr auf als Sie, denn ich bin nun wieder ganz allein. Sie finden die Ihrigen, Sie haben Verstreuungen . . .“

„Ich mag mich nicht zerstreuen!“ rief Reinhard mit starker Betonung, während er ihre Hände, die er noch immer in den seinigen hielt, fest drückte. „Was sind denn das für Verstreuungen, die mich erwarten! Was soll ich der Prinzessin Marianne sagen, das ich nicht schon gesagt, was kann ich von ihr hören, das ich nicht schon gehört hätte! Für eine Stunde mit Ihnen verzichte ich willig auf Alles, was mir die Anderen bieten können! Umsonst sogar! Könnte ich nur allein sein!“

„Ach, Sie wissen nicht, was Sie sagen, Reinhard! Sie sind nie so recht allein gewesen.“

Reinhard antwortete nicht. Es trat wieder tiefes Schweigen ein.

Ruhig zog Helene ihre Hände zurück. Reinhard erhob sich und ging in heftiger Erregung auf und ab. Sie blieb sitzen und blickte wieder unverwandt auf die kleine Figur, die sie früher kaum bemerkt hatte.

„Riese mich wenigstens eine ernste Pflicht von hier! . . .“ sagte Reinhard nach einer Weile halb für sich. „Das würde mir . . .“ Er vollendete den Satz nicht. Wieder hatte er das Zimmer einige Male durchschritten. „Ich hätte beinahe Lust, meinem Vater zu telegraphiren . . . Er brach wieder ab. „Schließlich haben die Pflichten der Geburt doch auch ihre Begrenzung, und es ist unverantwortlich . . .“ Er stockte wiederum und setzte seinen Spaziergang in dem mäßig großen, behaglich vollen Räume fort. Brütend blieb er vor einem Tischchen stehen und nahm gedankenlos auf, was darauf lag. Helene, die sich nicht geregt hatte, und die ihm nun den Rücken wandte, konnte es nicht bemerken.

Es war ein kostbares Brevier aus dem fünfzehnten Jahrhundert, auf Pergament von einer Meisterhand geschrieben, mit Randzeichnungen und reich verzierten Initialen in sauberster Ausführung, an denen sich die Kunst eines gebulbigen Mönches vielleicht ein Jahrzehnt geübt hatte. Der Einband war nicht minder prächtig. Der Deckel aus getriebenem Edelmetall war mit wundervollsten Steinen wie besät. An den vier Ecken war in eigenartigem Schnörkelwerk der Buchstabe P. herausgearbeitet, darüber die Fürstenthrone, deren Bügel gleichfalls mit Edelsteinen in allen Farben besetzt waren.

„Was ist denn das für ein herrliches Buch?“ fragte der Prinz, während er es bewundernd betrachtete.

Helene hatte sich gewandt.

„Das Gebetbuch meiner Mutter,“ sagte sie, „das einzige Andenken, das ich hier von ihr besitze. Ich muß heute sehr zerstreut gewesen sein, daß ich es da habe liegen lassen. Ich hüte es sonst sorgfamer.“

„Ich begehe doch keine Indiscretion . . .“ sagte der Prinz, der das Buch wieder auf den kleinen Tisch legen wollte.

„Durchaus nicht! Es ist sehr schön. Sehen Sie sich's nur an!“

„Wundervoll!“ wiederholte er. „Es würde jedem Kunst-Cabinet Ehre machen. Es muß einer fürstlichen Familie gehört haben. Da die Krone . . .“

„Jedenfalls. Ich glaube, meine Mutter hat es vor langen Jahren bei einem Antiquitätenhändler gekauft. Ich weiß es nicht genau. So weit meine Erinnerung reicht, ist es immer im Besitze meiner Mutter gewesen. Und das ist es, was es für mich vor Allem werthvoll macht. Nach den früheren Besitzern habe ich mich nie erkundigt.“

„Daß so etwas verkauft wird!“ sagte der Prinz mit dem Ausdruck des Bedauerns, während er das Buch aus der Hand legte.

„Es war vielleicht ein ungerathener Sohn,“ bemerkte Helene mit einer Absichtlichkeit, die dem Prinzen nicht entging.

„Wie meinen Sie das?“ fragte er.

Helene hatte sich erhoben. Die Weiden standen sich gegenüber von Angesicht zu Angesicht.

„Reinhard,“ sprach Helene mit bewegter Stimme, „ich will sehr offen mit Ihnen sprechen. Sie sollen es nie bereuen, daß wir Freunde geworden sind. Von Ihren Selbstgesprächen habe ich gerade genug erfaßt, um verstanden zu haben, daß Sie in diesem Augenblicke es vielleicht darauf ankommen ließen, sich mit Ihrer Familie zu überwerfen, um unsere Gemeinsamkeit aufrecht zu erhalten. Das darf nicht sein! Hören Sie wohl, was ich Ihnen sage — und Sie wissen ja, daß ich nur die Wahrheit sage — eine dauernde Verbindung zwischen uns, eine Verbindung, die die Kirche segnen und die Welt anerkennen würde, ist unmöglich! Und wenn Sie sich in leidenschaftlicher Unbesonnenheit über Alles hinwegsetzen wollten, wenn Sie den Namen, den Sie von Ihren Vätern geerbt haben, und auf den Sie stolz sein dürfen und müssen, wie etwas verhältnismäßig Geringsüdiges wegtwerfen wollten, und wenn Sie vor mir knieten als unabhängiger Mann und mir Ihre Hand böten, ich würde niemals einschlagen. Glauben Sie mir, und fragen Sie mich nicht mehr!“

Sie hatte das mit beinahe feierlichem Ernste gesagt. Der Prinz war ganz betroffen.

„Ich soll nicht fragen!“ rief er. „Sie verlangen viel von mir, übermenschlich viel! Sie wissen ja gar nicht, wie lieb ich Sie habe!“

„Mein Gott!“ entgegnete Helene mit leichtem Tone, die das Gespräch von dem bedenklichen Ziele, dem es zusteuerte, ablenken wollte, „nehmen Sie doch die Sache nicht gar so schwer! Wir müssen uns auf einige Zeit trennen. Das thut auch mir in der Seele leid, denn unser Beisammensein hat mich beglückt, und es wird mir Schmerz bereiten, darauf, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu verzichten. Aber es ist doch keine Trennung für's Leben. Wir werden uns ja wiedersehen, bald! Wann Sie wollen! Und wo Sie wollen! Ich bin frei! Kufen Sie mich, so komme ich!“

„Ihre Hand darauf!“

„Meine Hand darauf!“

Reinhard führte dieselbe so leidenschaftlich an seine Lippen und küßte sie so stürmisch, daß Helene erzitterte.

„Ich will Ihnen etwas vorspielen,“ rief sie beinahe heiter, indem sie sich schnell abwandte, um ihre Augen nicht zum Verräther ihrer inneren Erregung werden zu lassen, „das wird Sie auf andere Gedanken bringen.“

Sie hatte sich an den Flügel gesetzt und präsubirte — so munter, wie sie scheinen wollte; aber unwillkürlich ging sie zu einem Chopin'schen Nocturn über, das so schwermüthig klang, wie sie war. Reinhard hatte, die Rechte auf die Lehne ihres Stuhles stützend, sich dicht neben sie gestellt und lauschte ihrem klagenden Spiele. Sie saß wie entgeistert da, den Blick über den Flügel hinweg in die Leere gerichtet, mit fest geschlossenen Lippen; ihr

Busen hob und senkte sich langsam. Wahrhaft ergriffen neigte Reinhard den Kopf und streifte fast das schöne, schwarze Haar. Sie fühlte es, es überlief sie, aber sie ließ es geschehen. Alles Blut wich ihr aus den Wangen, sie war wie entrückt, ihre Finger spielten die sehnfüchtig melancholische Weise, und ihr Blick irrte noch immer über das Instrument hinweg in die Weite. Reinhard hörte ihre Athemzüge und fühlte ihren Hauch. Da streiften seine heißen Lippen ihre unheimlich kalten Wangen. Sie zitterte. Lieblosend legte er leise seine Hand um den kleinen, runden Kopf und wandte ihn mit eigenthümlichem Lächeln zu sich. Sie folgte wie willenlos. Jetzt berührten sich ihre Lippen, und er küßte sie. Sie ließ die Finger von den Tasten gleiten, ihre Hände sanken auf die Kniee, und sie neigte den Kopf wie ein verwundeter Vogel.

Er flüsterte ihr etwas zu, etwas Bärtliches, Beschwichtigendes, Unverständliches, und küßte sie nochmals. Sie sprang auf und bedeckte, den Kopf mit einem Tuche hintenüber werfend, ihre Augen mit ihren beiden Händen. Sie bedurfte der gewaltsamen Bewegung; ihr war, als müsse sie ersticken. Reinhard umschlang, wie um sie zu stützen, ihre schmiegsame Hüfte. Da nahm sie die Hände von den Augen und strahlte ihn an mit einem Blicke voll innigster Bärtlichkeit, mit dem Lächeln ungetrübten Glücks.

\*

\*

\*

In dem kleinen Zimmer war es schummerig geworden. Die Weiden hatten es nicht bemerkt; sie hatten gelacht und geschertzt und Zeit und Raum vergessen. Sie hätten wohl noch Stunden lang so gefessen, Kopf an Kopf traulich geschmiegt, wenn nicht das ungeduldige Hausmädchen in dem anstoßenden Speisezimmer durch andauerndes und höchst auffälliges Klappern mit den Tellern an die Wirklichkeit gemahnt hätte.

„Herr des Himmels! Ein Viertel auf Acht!“ rief Reinhard mit einem Blick auf den Regulator in komischer Verzweiflung. „Und ich habe drei Herren um sieben Uhr zu Tisch geladen! Und ich habe mich um meine Sachen noch nicht gekümmert, und um zehn Uhr geht der Zug! . . . Ich werde schon eine Ausrede finden! Und nun Adieu! Also es bleibt dabei: Sie bekommen morgen eine Depesche, telegraphiren mir morgen früh und schreiben mir ausführlich! Adresse: Kammerdiener Karl Zacharias, Lohenburg. Nichts weiter. Im Briefe ein geschlossener Umschlag mit einem Kreuze, bei der Depesche der Buchstabe R. vor dem Namen. Zacharias ist treu wie Gold. Ich erhalte Depeschen und Briefe uneröffnet auf der Stelle. . . Und nun nochmals, Adieu! Wir sehen uns bald! Auf Wiedersehen!“

Reinhard küßte Helene noch ein letztes mal und stürmte hastig davon. Sie sah ihm lächelnd vom Fenster aus nach, ohne Schmerz, ohne Reue; sie war glücklich, sie liebte ihn und wußte sich geliebt.

Leichtfüßig und mit leichtem Herzen eilte Reinhard zur nächsten Straße, wo er den Hotel-Wagen hatte warten lassen, und gab dem Kutscher mit

einem ungewöhnlichen Trinkgelbe die Weisung, draufloszufahren, was die Pferde nur laufen könnten. Er, der vor wenigen Stunden so verzagt und tief verstimmt in demselben Wagen gefessen hatte, lachte nun übermüthig und piff den Marsch aus „Gatiniča“ vor sich hin. „Meine Helene!“ sagte er einigemale und lachte seelenfroh dabei.

Die Gäste, die eine halbe Stunde mit langen Gesichtern auf ihren Wirth gewartet hatten, wurden von der untwiderstehlichen Feiterkeit des Prinzen, der mit der Wahrheit, daß er im Geplauder mit einer hübschen jungen Dame die Zeit versäumt habe, seine Verspätung zwar nicht entschuldigte, aber doch erklärte, halb entwaffnet. Die fröhlichste Stimmung herrschte bei Tisch. Karl Zacharias hatte Alles besorgt. Ehe der Prinz in den Wagen stieg, warf er selbst noch einen Rohrpostbrief in den Kasten.

Um zehn Uhr grüßte Prinz Reinhard vom Coupéfenster aus, während sich der Zug in Bewegung setzte, die drei Herren, die ihn zur Bahn begleitet hatten.

\* \* \*

Der wetterwendische April machte seinem Rufe alle Ehre. Sonnenschein und Regenschauer hatten während der letzten Tage beständig gewechselt. Gestern hatte sich das junge Leben der Natur vertrauensvoll geregt, im hellen, warmen Lichte hatten sich an Bäumen und Sträuchern die ersten grünen Zeugen der geheimnißvollen verjüngenden Triebkraft hervorgewagt, und heute war der ganze Himmel mit einem leuchtenden Grau überzogen, aus dem in schrägen, langgezogenen Strähnen, von wirbelnden Flocken umtanzt, der Schnee herniederfiel. Ein scharfer Wind piff aus Osten und beugte die kahlen Zweige der Laubbäume, die jetzt wieder dürftig und kläglich aussahen und vor Kälte zu zittern schienen. Dazwischen erhoben sich, wie aus grauem, zerfasertem Gestrüpp, das widerstandslos zerzaust wurde, großartig die mächtigen Edeltannen, in ihrem üppigen, immergrünen Schmucke die mächtigen Arme ausbreitend. Während die dürren Nester zappelig hin und her flogen neigten sich die Wipfel der herrlichen Tannen mit würdevoller Ruhe, und die starken Arme am unteren Stamme, auf die sich zusammengeballte Schneeflocken wie auf ein grünes Bett gelagert hatten, folgten der Bewegung kaum merklich. Auf Weg und Feld lag frisch gefallener Schnee in handbreiter, loserer Schicht. Auf der Fahrstraße hatten die schweren Wagen ihre Furchen und die Hufe der starken Pferde ihre Spuren schwärzlich in die weiße Decke eingebrückt. Von den Bergen konnte man heute nicht viel sehen.

Zu dieser frühen Jahreszeit und bei dem Wetter eine Reise durch Tyrol!

Es wollte den braven Wirthsleuten zur „Post“ in Sanct Valentin auf der Haib, dem wohlgenährten Ignaz Gögglbacher und seiner kugelrunden Frau Josepha gar nicht einleuchten. Aber schließlich, was ging sie's an?



In einer sechsſitzigen Chaiſe, mit ſechs Pferden beſpannt, waren ſie geſtern Nachmittag von Landed herausgekommen und hatten ſchon von da aus telegraphirt, die drei beſten Zimmer im erſten Stock und zwei Stuben für die Dienereſchaft beſtellt. Heute Morgen hatten ſie weiterfahren wollen über Malſ auf das Stiſſer Joch zu, aber das ſchlechte Wetter hatte ſie zurückgehalten. Um ſo beſſer! Mochte es ſchneien, was es vom Himmel wollte, und Tage lang! Das war ein glückverheiſſender Anfang für die kommende Reiſezeit. Solche Gäſte konnte man überall brauchen — auch in St. Valentin auf der Haide.

Keine Herrſchaften waren es unbedingt! Der Kutſcher Franz Malzinger ſagte es ja auch! Der Herr hatte den vom Fuhrherrn in Landed geforderten Preis ohne zu feilschen gezahlt. Und der Herr verſtand ſich auf Fuhrwert und Pferde. Er hatte ſogleich den beſten Wagen und unter den zwanzig Gäulen, die im Stall ſtanden, auf der Stelle die ſechs kräftigſten herausgefunden. Und die großen, mächtigen Lederkoffer mit ſchweren Metallbeſchlägen und das elegante Handgepäck, das ſie bei ſich führten! Und wie ſie ausſahen! Und der Diener, den man für einen feinen Herrn, und das Kammermädchen, das man für eine feine Dame halten konnte — die Göglbacher hatten einen geübten Blick und der Franz Malzinger mit feinen pfiffigen, wasserblauen Augen auch.

Nun ſaßen die Drei vor dem aufgeschlagenen, dicken, etwas abgetriſſenen und befetteten Fremdenbuche und ſtudirten langſam die vier Namen, die da eingeſchrieben waren: die erſten vier Nummern des Jahres. Sie wollten die Streitfrage, die ſich unter ihnen erhoben hatte, ob die Herrſchaften Geſchwister auf einer frühen Vergnügungsreiſe oder ein junges Paar auf der Hochzeitsreiſe ſeien, durchaus zur Entſcheidung bringen.

Frau Joſepha ſprach ſich mit Entſchiedenheit für das blutsverwandſchaftliche Verhältniß aus — man dürfe ihr ſchon trauen, Eheleute ſchauten ganz anders aus; aber wie denn? anders! — während der Poſtwirth ebenſo beſtimmt die Anſicht vertrat, daß der Bund zwiſchen den Weiden durch die Liebe geſtiftet ſei. Malzinger hielt ſich neutral. Er ſchmauchte tüchtig aus ſeiner kurzen Weiſe, nahm darauf einen gehörigen Schluck, wiſchte ſich den ſtarken, tief über den Mund hängenden Schnauzbart, ſah ſehr klug aus und meinte dann, es könne wohl ſo ſein und auch anders.

Mit einiger Mühe entzifferten ſie die noch friſchen Eintragungen. „Mr. M. Young. Aſtoria. Oregon. U. S. — Miß Ellen Young. — Karl Zacharias, Kammerdiener. — Auguſte Schwebt, Kammerjungfer.“

Die Wirthin triumphirte. Sie wußte ganz genau: „Miß“ war engliſch und bedeutete ſo viel wie unverheirathetes Fräulein. Sie war ja in Innsbruck als Stubenmädchen mit ſo viel Engländerinnen zuſammekommen; und wenn die engliſchen Damen nicht verheirathet waren, wurden ſie immer „Miß“ angeredet; die verheiratheten Frauen hießen ganz anders. Der Göglbacher hatte zwar von der Bildung ſeines Weibes gehörigen Re-

spect, diesmal traute er aber dem Frieden doch nicht; und Franz Malzinger erklärte wiederum mit besonderer Wichtigkeit, die Postwirthin könne schon Recht haben, oder auch der Göglbacher.

Das „Gasthaus zur Post St. Valentin“, wie auf dem großen Schilde zu lesen stand, war ein sehr stattliches Gebäude. Eine steinerne Treppe, die hoch genug war, um in ihrer Mitte einen Thorweg für die Wagen frei zu lassen, führte von außen, von rechts und links, zu der Hausthür und den im hohen Erdgeschoß gelegenen Wirthshausräumen auf. Ueber der Thür war das Schild der Posthalterei angebracht. Vom Hausflur führte eine breite Treppe in den obern Stock; da befanden sich die Wohnräume für die Gäste. Im zweiten Stock waren die Böden und die Schlafstuben für das Gesinde. Im Giebel, der sich in der Mitte über der Thür aufstürzte, waren noch drei einsenstrige Stuben angebracht. Rechts an der Front auf mittlerer Höhe hing unter einem Schirmdach die mit entschiedenem Sinn für stark sinnliche Wirkung, aber ziemlich roh geschnitzte, mit schreienden Farben bemalte überlebensgroße Gestalt des Getreuzigten.

Am Mittelfenster des Oberstocks standen in heiterster Laune Helene und Reinhard und blickten auf das fröhliche Schneegestöber, das ihnen die Aussicht auf die gegenüberliegenden Berge nahm und sie zu einer Unterbrechung ihrer Fahrt genöthigt hatte. Es belustigte sie aufs Aeußerste, hier eingeschneit zu sein. Sie hatten ja nichts zu versäumen, sie waren hier so gut wie irgendwo anders, und sie brauchten keinen Sonnenschein.

Schon fünf Tage waren seit ihrer Wiedervereinigung verfloßen — fünf lange Tage! Wie die Stunden geflogen waren! Sie hatten beständig geschertzt, und wie wenig hatten sie sich doch gesagt, wie viel hatten sie sich noch zu sagen! Beide waren in der rechten Fest- und Ferienstimmung. Sie nahmen Alles von der leichtesten Seite. Die schmutzigen Kinder, die sie angebettelt hatten, waren in ihren Augen herrliche Modelle für einen Murillo, die grauen, verwinkelten Dörfer mit ihren engen, luftleeren Gassen und den haufälligen, alten Baraden erschienen ihnen wunderbar malerisch, und sie hatten die zähe Schweinscarbonnade, die ihnen unter der trügerischen Vorspiegelung eines Kalbscolelettes soeben zum Frühstück aufgetragen war, mit ausgezeichnetem Appetit verzehrt.

Sie lachten über all die Künste, die sie hatten anwenden müssen, um überhaupt das zu ermöglichen, was ihnen so einfach erschien: daß zwei Menschen, die sich gern haben, zu ihrem Vergnügen auf ein paar Tage einen Ausflug machen, um von der gewöhnlichen Umgebung unbelästigt zu bleiben und sich nebenbei einen schönen Fleck Erde anzusehen. Hätten sie ein schweres Verbrechen begangen, das sie bei Lebensgefahr geheim halten mußten, sie würden nicht mehr Scharffinn und ängstliche Vorsicht zu bewahren, nicht mehr Winkelzüge haben zu erfinden brauchen, als sie zur Ausführung ihres sie so erklärlich düntenden Vorhabens bedurft hatten.

Reinhard hatte seinem Vater eine Räubergeschichte erzählen müssen, um vor diesem seine plötzlich erwachte Reiselust zu rechtfertigen. Auf einmal hatte er auch die Wahrnehmung gemacht, daß sein Name, unter dem er um die Erde gereist war, die Freiheit seiner Bewegungen in Tyrol hemmen würde. Er hatte also seinen Vater gebeten, ihm nur unter der Adresse seines Kammerdieners, Karl Zacharias, zu schreiben. Helene, die sonst nicht mittheilsam war, hatte doch bei guter Gelegenheit der Majorin und ihrer Gesellschafterin erzählen zu müssen geglaubt, daß sie nächstens auf einige Tage zu einer Verwandten reisen werde. Als sie schon unterwegs waren, hatte Helene ihrer Hofe Auguste, und der Prinz seinem Diener Karl so ganz beiläufig anempfohlen, von der Reise und von dem, was sie sehen und hören würden, nicht viel Aufhebens zu machen; es habe sich ja Niemand darum zu kümmern und könne auch Niemanden interessieren. In München waren sie in verschiedenen Hôtels abgestiegen. Am Abend hatten sie sich ganz zufällig in der Loge bei einer Aufführung der „Meisterfinger“ getroffen, für die sie Beide schwärmten. Der Prinz war am nächstfolgenden Tage schon mit dem ersten Frühzuge nach Innsbruck gefahren, Helene erst mit dem Mittagzuge. Da begegneten sie sich auch ganz zufällig im „Tyroler Hof“. Sie hatten sich hier wie in München unter ihren Namen, als Prinz Reinhard von Lohenburg und Helene Jung eingeschrieben. Für den folgenden Tag hatte Helene Fuhrwerk nach Landeck bestellt. Zwei Stunden darauf that der Prinz ein Gleiches. Da hörte er denn zu seiner Ueberraschung von dem gefälligen Wirth, daß die amerikanische Lady, mit der Durchlaucht bei Tisch gesprochen, ebenfalls nach Landeck fahren wolle. Der Wirth gab zu verstehen, daß es nicht bloß ökonomischer, sondern auch viel angenehmer sei, wenn die Herrschaften die schöne Fahrt zusammen machten; und auf diese Anregung hin hatte es denn der Prinz gewagt, der amerikanischen Dame, die mit ihrer Begleiterin gerade die Treppe herabstieg, um sich in der Stadt ein wenig umzusehen, in discretester Weise den Vorschlag zu machen, sich ihr bis Landeck anschließen zu dürfen. Fr. Jung war ganz damit einverstanden gewesen, und der Wirth freute sich, daß er den guten Einfall gehabt hatte.

Auf dem Wege nach Landeck hatte sich dann in der Person des Prinzen die Wandlung zum Mr. R. Young vollzogen, und Helene war Miß Ellen Young aus Astoria geworden. Bei jungen Amerikanern vom Strande des Stillen Oceans war es ja weniger auffällig, daß sie zu dieser ungewohnten Zeit, in der ersten Hälfte des April, sich in die Berge hineinwagten. Außerdem konnten sie in Gegenwart Dritter englisch sprechen, und sie legten keinen Werth darauf, daß die biederen Tyroler ein jedes ihrer Worte verstanden. Von Löh waren sie zu Fuß nach Landeck gegangen, den Wagen hatten sie vorangeschickt. Und nun erst feierten sie in Wahrheit das Wiedersehen. Hatte sie das bisherige Versteckspiel belustigt, so genossen sie jetzt die vollste reinste Freude des ungezwungenen gemüthlichen Beisammenseins.

Gestern hatten sie bei klarem, entzückend frischem Frühlingswetter den herrlichen Weg von Vanded nach St. Valentin zurückgelegt. Im Pelz und Decken eingehüllt, waren sie in offenem Wagen gefahren, in staunender Bewunderung der großartigen Natur, in glücklicher Vertraulichkeit, während Karl und Auguste, die sich befreundet hatten, im geschlossenen Coups sich behaglich warm fühlten und mit der beschränkteren Aussicht ganz zufrieden waren.

Die etwas scharfe, wunderbar reine und kräftige Luft hatte alle ihre Poren durchdrungen. Sie zogen sie wie ein köstliches Getränk in langen Zügen schlürpfend ein und erfüllten sich ganz damit. Sie empfanden ein himmlisches Wohlgefühl, als sie auf der guten Straße langsam bergan fuhren und auf die gewaltige Landschaft ringsum ihre Blicke schweifen ließen. Die Wiesen prangten im hellsten Grün, das zu dem ernsten Dunkel der Nadelhölzer, die an den Bergen hinaufkletterten, einen merkwürdigen Gegensatz bildete. In der Tiefe schäumte der Inn, der, von den Felsen eingequetscht, hier brausende Stromschnellen bildete, und dort die in lichtgrünen Schaumsfällen herabstürzenden Gletscherbäche brausend und zischend in sich aufnahm. Und im Hintergrunde ragten die blendend weißen Schneehäupter der Berggipfel auf. Die Straße war fast ganz verlassen. Nur selten und war nur in unmittelbarer Nähe der Flecken und Weiler begegneten sie einem menschlichen Wesen. Dagegen starteten ihnen überall die furchterregenden Schreckensbilder des Gekreuzigten entgegen, die längs des Weges angebracht waren, die hagern Glieder und klaffenden Wunden, die eher ein Grauen als eine andächtige Stimmung hervorzurufen geeignet waren. Aber sie waren so froh, so glücklich, so dankbar, daß sie auch an diesen grobstämmlichen Darstellungen Vergnügen fanden.

Und nun waren sie eingeschneit, hoch da droben, in St. Valentin auf der Haib, und sie waren gerade so vergnügt wie Tags zuvor. Kein sentimentalischer Gedanke beschlich sie, sie wurden nicht geplagt von der unerbittlichen Gewißheit, daß ihnen die Stunde der Trennung schlagen werde; es regte sich nicht einmal in ihnen der unerfüllbare Wunsch, „daß es doch immer so bliebe!“ Sie waren vollbeglückt und befriedigt von der Empfindung, daß es so war.!

Der Schneefall hatte im Laufe des Vormittags aufgehört; in der Mittagsstunde troch eine Einzelheit nach der andern aus dem grauen Hintergrunde hervor, und in den ersten Nachmittagsstunden hatte die Sonne die Wollenschichten durchdrungen und zerstreut. In leuchtendem Lichte lag die Landschaft da. Der Göggbacher sah das mit unverhohlenem Anmuthe. Wenn die Herrschaften wollten, konnten sie noch heute aufbrechen und ohne Mühe zu guter Stunde bis Spondinig kommen. Aber die Herrschaften dachten gar nicht daran. Sie saßen vertraulich neben einander in dem großen häßlichen Zimmer, das ihnen als gemeinsamer „Salon“ diente, und plauderten so angelegentlich, daß sie den günstigen Umschlag der Witterung gar

nicht beachtet hatten. Wenigstens bis jetzt nicht. Aber nun rief Helene auf einmal ganz überrascht aus:

„Die Sonne scheint ja!“

„Wahrhaftig!“ sagte Reinhard ebenso verwundert.

Sie erhoben sich und traten beide an das Fenster. Sie blieben stumm. Wie herrlich hatte sich das Bild gewandelt! In wundervoll schimmernder Klarheit lagen die Berge vor ihnen, das dunkle Grün der Tannen vom Schnee weiß verbrämt; und da unten glänzte der glatte Spiegel des schönen, von der Etsch durchflutheten Haider Sees unter dem reinen Himmel in tiefem Blau. In der Ebene über dem See erhob sich ein mächtiges Gebäude, ein Herrenschloß in großen Verhältnissen, und darüber, auf mäßiger Höhe schimmerte in blendendem Weiß ein zweites, nicht minder ansehnliches, mit zahlreichen Fenstern, das nach dem Glockenthurm zu schließen, geistlichen Zwecken geweiht zu sein schien. Es hatte etwas ungemein reizvolles, Friedliches, Freundliches, Sauberes. Auf dem in Farben und Form jetzt etwas unruhigen Hintergrunde der beschneiten Tannen des Berges hob es sich so sonderbar ruhig und beruhigend ab; vertraulich und einladend sah es aus. Die zwischen diesen beiden bedeutenden Bauten eingestreuten ärmlichen Häuschen und Hütten steigerten die Wirkung des kunstgerechten Gegensatzes. Der Hintergrund wurde durch die Kette der gewaltigen Schneehäupter abgeschlossen, die unter dem blauen Himmel im Sonnenscheine in strahlender Reinheit erglänzten.

„Ist das schön!“ rief Helene nach langem Schweigen bewundernd aus.

„Wunderschön!“ sagte Reinhard kaum hörbar.

Sie wechselten geraume Zeit kein Wort. Ihre Blicke schweiften über die Niederung, das Wasser, die Höhen und Berge und blieben immer wieder an dem blendend weißen Bau mit dem kleinen Glockenthurme haften.

„Es muß ein Kloster sein,“ nahm Reinhard endlich das Wort. „Man begreift schon, daß ein Schiffbrüchiger aus den Stürmen des Lebens sich hierher rettet und hier die überstandene Pein vergessen lernt.“

„Man braucht nicht einmal Schiffbruch erlitten zu haben, um sich nach dem Alleinsein mit seinem Gotte zu sehnen,“ versetzte Helene. „Ich habe in meiner Kindheit und Jugend von meinen geistlichen Lehrern immer gehört — und ich habe es nie vergessen, — daß es eine Feigheit sei, sich hinter die hohen Mauern eines Klosters zu flüchten, um da die Wunden ausheilen zu lassen, die das Leben uns geschlagen hat. Ich traue mir den Opfermuth und die Glaubensstärke zu, daß ich aus dem Vollenusse des Lebens mit freiem Blicke auf die Zukunft an die Pforte des Klosters klopfen könnte, daß ich da glücklich sein würde, im vollbewußten Verzicht auf alle Freuden, welche die Welt bietet, in der Erfüllung der mir auferlegten Pflichten, Kranke zu pflegen, Arme zu unterstützen, Kinder zu lehren — Sie lächeln? Ich traue es mir zu!“

„Ich rathe Ihnen doch, es lieber nicht darauf ankommen zu lassen. Das Dasein da oben mag sehr schön sein . . . hier ist es schön, das wissen wir. Lassen wir es uns daran genügen!“ Er schmiegte ihren Kopf liebevoll an seine Wangen, wandte ihn ein wenig und berührte mit seinen Lippen zärtlich ihre Stirn.

„Wir müssen doch einigermaßen erfahren, wo wir eigentlich sind,“ flüsterte er ihr zu, „wie der Flecken da drüben heißt . . . wie wär's, wenn wir einen Spaziergang machten? Oder ist Ihnen der Boden zu feucht?“

„Ich habe starke Sohlen unter den Schuhen, ich schürze mein Kleid auf, in fünf Minuten bin ich marschfertig.“

Oben auf der hohen Treppe, über das Geländer gelehnt, standen die Postwirthin und sahen besorgt und verdrießlich auf den klaren Himmel. Sie wandten sich, als sie Schritte auf dem Hausflur hörten, und setzten sich, sobald sie die hohen Gäste erkannten, in ehrerbietige Positur. Mit eifriger Zuorkommenheit gaben sie auf die Fragen, die an sie gestellt wurden, Bescheid. Das da unten sei die Etzh, die unweit von hier entspringe, erst den Mittersee, hier den Haider See durchlaufe und dann nach Italien hinunterfließe. Da drüben in der Tiefe sei das Schloß Fürstenberg, das jetzt zu einem Armen- und Siechenhause hergerichtet sei; es sei da auch eine Abtheilung für „narrische Frauen“. Oberhalb das weiße Haus, das sei das Kloster Mariahöhe . . .

„Mariahöhe!“ wiederholte Helene.

Da wohnten die Grauen Schwestern, die die Armen und Kranken im Siechenhause pflegten und überhaupt im Lande viel Gutes thäten. Und da links führe der Weg nach Mats und zum Stillfer Joch, da beim Ortler vorbei, der jetzt so schön weiß leuchte. Aber der Weg sei jetzt wegen des Schneefalls noch nicht rathsam. In Sponbinig oder Trafoi, — und weiter würden die Herrschaften kaum kommen — sei nur Sommerwirthschaft; da würden sie nicht gut untergebracht sein; die Herrschaften könnten also gar nichts besseres thun als hier zu rasten; die Post in St. Valentin auf der Haid sei das beste Wirthshaus weit und breit!

Aber alle Verebtsamkeit half dem ehrsamem und wohlgenährten Gögwbacher'schen Ehepaare nichts. Am folgenden Vormittage fuhr die sechsspännige Chaise von St. Valentin auf das Stillfer Joch zu.

Die Postwirthin hatten ihren Gästen übrigens die volle Wahrheit gesagt. In Sponbinig war das Gasthaus für den Verkehr eigentlich noch geschlossen, und Reinhard hatte große Mühe, die Wirthsleute zu bewegen, einige Zimmer für das Nachtquartier nothdürftig herrichten zu lassen. Und da es auf den Bergen in der letzten Nacht wieder stark geschneit hatte, erklärte der Kutscher Franz Malzinger, daß er nicht weiter kommen könne. Bis Trafoi möchte es allenfalls gehen, aber da sei für Stallung jetzt gar schlecht gesorgt.

Mit bester Laune schickten sich die Reisenden in das Unabänderliche. Sie durchstreiften am Nachmittage die liebliche Umgebung zu Fuß, nahmen am Abend mit den Wirthsleuten, mit Auguste und dem Kammerdiener Karl gemeinsam das Nachtmahl in der niedrigen Gaststube ein und waren in dem jetzt so ungemüthlichen, kalten und öden Wirthshause so übermüthig lustig, daß sich die Wirthin nun doch darüber freute, für die fremden Herrschaften so viel Umstände gemacht zu haben.

\* \* \*

Zu früher Stunde brachen Reinhard und Helene am nächsten Morgen auf; ihre Begleitung und den Wagen ließen sie in Spondinig zurück. Es war ein heller und verhältnißmäßig warmer Frühlingstag. Gemächlich wie geübte Spaziergänger und Bergsteiger schritten sie die erstaunliche Kunststraße hinan, die über das Stülfer Joch zur Ferdinandshöhe steigt und dann nach Bormio und dem Veltlin hinabführt. Sie hatten sich vorgenommen bis zur Franzenshöhe zu kommen und hofften, nach genügender Rast unterwegs, vor Einbruch der Dunkelheit in Spondinig zurück zu sein. Aber sie hatten sich von vornherein darüber geeinigt, daß das Programm den Umständen entsprechend abgeändert werden könne.

In heiterstem Geplauder gingen sie nebeneinander her, bald in zärtlicher Umschlingung, bald muthwillig von einander losgelöst, immer um sich schauend, hinauf- und hinablickend zu den ehrwürdigen und ergreifenden Schönheiten, die das wahrhaft gewaltige Alpenbild ihnen darbot.

In tiefen Windungen schlängelt sich die kühnste aller Alpenstraßen an den steil abfallenden Abhängen der Glurnser Alp zur Jochhöhe hinauf; daß diese Straße zur Sommerzeit von den schweren Landauern mit schwerem Gepäc bequem und ohne die geringste Gefahr befahren werden kann, vermochten sie kaum zu fassen. Blickten sie aufwärts, so dünkte es sie eine Unmöglichkeit, daß man da oben, wo eingerammte Pfähle die Straße wiesen, mit einem schwerfälligen Wagen hinaufkommen könne, blickten sie abwärts, so erschien es ihnen traumhaft, daß sie ohne irgendwelche Beschwerde, fast unmerklich, die Höhe genommen hatten. Aber das kümmerte sie nur nebenbei.

Von dem Augenblicke an, da sie Trafoi, etwa um die zehnte Morgenstunde, verlassen hatten, blieben alle ihre Sinne von der erdrückenden Majestät der Natur gefangen. Immer mußten sie bewundernd aufstaren zu den ungeschlachten Bergriesen des Ortler, der Geisterspize, der Eiszwand und den in der Sonne glänzenden Eiszefeldern des Madatschferners, die sie nun nicht mehr aus den Augen verloren. Gewaltig erhob sich vor ihnen die unvergleichliche Ortlergruppe, unten mit dem finstern Gewande überjähri gen, schmutziggrauen Schnees angethan, auf den sich in strahlend blendendem Weiß der heurige aufschichtete. Da hatten sich Höhlen und Löcher zu allerhand wildphantastischen Figuren gebildet, zu komischen Fratzen und ungeheuerlichen

Thieren. Ueber die höchsten Höhen aber schien sich ein riesiges Sinnen, ein kolossales Segeltuch zu spannen, das die Schärfe der Abrißlinien abstumpfte und, nur eine ungeheuere Fläche von Eis und Schnee in sanften Hebungen und Senkungen bildete, blendend weiß mit grünlichleuchtenden Stellen. Daraus rieselten kleine schaumige Minnsale hervor, zunächst so harmlos und bescheiden, daß die Reisenden das Fluthen kaum bemerkten und sie für Furchen im Schnee hielten. Es waren die Anfänge der brausenden und verheerenden Gießbäche. So auch begann der Trafoier Wildbach, der jetzt als ihr schäumender und tosender Begleiter in der Tiefe rauschte. Da quetschte sich das merkwürdig grünlich grauweiß schaumige Gletschermasser durch das zu enge Felsenbett und stürzte, von allerlei Geröll und abgebröckelten Felsstücken beständig geneckt und gequält, unwillig in die jähe Tiefe; es bäumte sich, in die Enge getrieben und zerrissen, unbändig auf, in wilder Wuth weiße wollige Schaummassen aufspritzend und den Wasserstaub in Millionen kleiner in der Sonne glitzernder Perlen aufjagend. Und dabei war der Himmel nun so blau, das Licht so goldig, die großartige Gewalt berückte, die frische Lieblichkeit der Landschaft entzückte die Weiden.

Sie schwärmten und lächelten und lachten. Ihre Fröhlichkeit hatte sich zur Ausgelassenheit, zum Uebermuth ge steigert. Sie sprachen seit einer Weile viel lauter als von nöthen. Sie machten viel lebhaftere und viel mehr Bewegungen als gewöhnlich. Bald trennten sie sich in größeren Abständen von einander, nur um sich etwas zuschreien zu können, bald näherten sie sich wieder, und küsterten sich Gleichgültiges in's Ohr. Bald blieben sie ohne besondere Veranlassung stehen, bald liefen und sprangen sie voran wie Schulkinder, die beim Beginn der großen Ferien mit einem guten Zeugnisse dem elterlichen Hause zuerufen.

„Reinhard!“ rief Helene mit glänzenden Augen, „ob es wohl viele Menschen giebt, die in ihrem langen Dasein auch nur eine so glückliche Stunde durchlebt haben wie wir sie jetzt seit langen Tagen verbringen?“

„Nicht berufen!“ antwortete Reinhard mit herzlichem Lächeln. „Ich bin etwas abergläubisch!“

„Mag kommen was da will!“ erwiderte Helene. „Ich will mir mein gegenwärtiges Glück klar machen, will es mit vollem Bewußtsein genießen, will die Erinnerung daran tief in meine Seele prägen. Das Schicksal hat jetzt viel bei mir zu gut, und ich will ihm nicht zürnen, wenn es mich etwa unsanft behandelt! Und nun . . . versuchen Sie, ob Sie mich einholen!“

Sie hatte sich losgemacht und lief, so schnell sie laufen konnte, die sanft aufsteigende Straße hinan. Reinhard, der seines schließlichen Sieges gewiß war, ließ ihr als galanter Mann einen gewissen Vorsprung und folgte ihr dann. Sie lief trotz der hemmenden Kleider schneller, als er angenommen hatte, und er merkte, daß er wirkliche Anstrengungen machen müsse, um sie zu erreichen. Athemlos stürmte sie weiter, sie wandte den Kopf und bemerkte zu ihrem Schrecken, daß sich der Abstand zwischen ihr



und ihrem lächelnden Verfolger schon erheblich vermindert hatte. Sie wollte ihm aber den Sieg nicht leicht machen; sie nahm alle ihre Kräfte zusammen, und es gelang ihr in der That, wieder einige Meter zu gewinnen. Da stolperte sie plötzlich über einen Stein am Wege und schlug zu Boden.

„Um Gottes Willen!“ schrie Reinhard entsetzt auf, der im nächsten Augenblicke neben ihr kniete.

„Es ist nichts, gar nichts!“ sagte sie lächelnd. „Ich habe mir gar nicht weh gethan!“ Sie leuchte von der Anstrengung des Laufens, ihre Wangen flammten. Reinhard wollte ihr beim Aufstehen behülflich sein. Sie wehrte ihm freundlich.

„Hier ist es ja wunderhübsch. Segen Sie sich zu mir!“

„Wird Ihnen das Aufstehen schwer?“ fragte Reinhard, noch immer etwas beunruhigt.

„Aber ganz und gar nicht!“ bekräftigte sie mit freundlichem Lächeln. „Es gefällt mir hier. Ich will nur etwas zu Athem kommen. Dann marschiren wir weiter. Also segnen Sie sich nur!“ . . . „Was ist denn das für ein Kreuz?“ fragte sie, indem sie den Kopf ein wenig wandte.

Zwei Schritte von der Stelle, auf der sie gefallen war und nun, ihre Kleider behaglich ordnend, saß, war am Saume des Weges ein rohgefügttes, schlichtes hölzernes Kreuz errichtet, auf dem Etwas geschrieben stand. Reinhard bückte sich und entzifferte die einfache, in kindisch unbeholfenen Buchstaben abgefaßte und sehr unorthographische Aufschrift, die er langsam mit lauter Stimme las:

*„Hier ist Ferunglückt  
die Frau von Tourville 1876.“*

„Hier ist Jemand verunglückt?“ sagte Helene ernst.

„Die unglückliche Frau de Tourville ist hier erschlagen,“ entgegnete Reinhard.

„Erschlagen?“

„Sie werden doch von dem Tourville'schen Morde gehört haben! Ich wußte auch nicht, weshalb mir der Name Spondinig so vertraut klang! Jetzt fällt's mir ein: in Spondinig hat ja Henri de Tourville die letzte Nacht mit seiner Frau verbracht. Sie haben denselben Weg genommen wie wir heute. Also hier hat er sie mit Steinen erschlagen und in den Abgrund hinabgeschleift.“

„Der Mann seine Frau?“ fragte Helene, die sich schnell erhoben hatte.

„Aber haben Sie denn nie davon gehört? Der Proceß hat ja seiner Zeit ungeheueres Aufsehen gemacht, noch mehr als der Proceß Mlodzinski, der unsere Bekanntschaft vermittelt hat!“

Es durchlief Helenen eisig kalt, und ihre eben noch hochrothen Wangen entfärbten sich kreidig grau.

„Kommen Sie!“ stieß sie fast tonlos hervor. „Hier ist es unheimlich.“ Sie legte ihren Arm in den Reinhard's. „Wir wollen lieber umkehren.“

Wir brauchen nicht noch einmal hier vorüber zu kommen. Und es wird mir auch zu anstrengend.“

Reinhard hatte die sehr auffällige Veränderung in ihrem Gesichtsausdruck, in ihrer Stimme, in ihrer Haltung wohl bemerkt. Er sah sie ernstlich beunruhigt an.

„Sie verheimlichen mir etwas!“ sprach er mit eindringlicher Wärme. „Ist der Fall doch nicht so gut abgelaufen, wie Sie mich haben glauben machen wollen? Leiden Sie?“

„Ich habe Kopfschmerzen. Nichts weiter! Ich versichere Sie. Es geht schon vorüber! . . . Weshwegen hat denn dieser Tourville seine Frau ermordet?“ fragte sie zögernd.

„Aus Habsucht, um sie zu beerben. Haben Sie denn nie davon gehört?“

„Kein Wort! . . . 1876? Da war ich im Westen von Amerika!“

„Ach so! Nun an sich ist die Ermordung nicht sehr interessant. Mlodzinski wurde zu seiner That doch wenigstens durch eine starke Leidenschaft, durch eine unselige Liebe getrieben. Bei Tourville fehlt jedes mit dem Idealen irgendwie zusammenhängende Nebenmotiv. Er hat seine Frau getödtet, um von ihrem Gelde flott zu leben. Interessant war nur die Feststellung des Thatbestandes. Denn es konnte nur ein allerdings überzeugender Indicienbeweis geführt werden. Bei seinem hartnäckigen Leugnen und bei dem Mangel an Augenzeugen hat der Monarch Bedenken getragen, das von den Geschworenen gesprochene Todesurtheil zu bestätigen. Tourville sitzt jetzt irgendwo im Zuchthause.“

„Schredlich!“ sagte Helene ganz leise. „Der Mann seine Frau . . .“ Sie war wie umgewandelt. Alle Lust und Freude war in ihr erkloschen. Sie sprach nicht mehr, sie lächelte nicht mehr, sie bewunderte nicht mehr die Herrlichkeiten um sich, die sie soeben noch entzückt hatten; mit matten Augen blickte sie vor sich hin, bleich und verstört.

Reinhard wurde durch die tiefe Verstimmung seiner Begleiterin angefaßt. Auch er verstummte, als er bemerkte, daß alle seine Versuche, Helenen aufzuheitern, scheiterten. Ruhig und stumm gingen sie den weiten Weg nebeneinander her. Quälende Gedanken bestürmten die Eine, Mitleid erfüllte den Andern.

So kamen sie zu ungewohnt früher Zeit, schon um die vierte Stunde des Nachmittags, nach Spondinig zurück. Da war es warm und sonnig. Die Wirthin saß auf der Bank vor dem Hause und strickte an einem dicken Wollstrumpfe.

„Wie weit sind die Herrschaften gekommen?“ fragte sie artig, indem sie sich zur Begrüßung der Gäste erhob.

„Bis zu dem Holzkreuz hinter Trafoi,“ gab Reinhardt unbefangen zur Antwort.

„Da sind die Herrschaften aber gut ausgeschritten! Bis zum Tourville-Kreuz! Ja, der Herr von Tourville!“ fuhr die Wirthin behäbig fort, und man hörte ihr an, daß sie ein ihr geläufiges Thema behandelte. „Es war ein feiner Herr! Ich habe ihn wohl gekannt. Ich habe ja auch nach Bozen gemußt, vor's Gericht. Hier bei uns haben sie übernachtet, just in dem Zimmer der Gnädigen!“ Sie deutete hierbei auf Helenen.

Helene trat mit Reinhard abseits.

„Ich beschwöre Sie, lassen Sie anspannen! Wir kommen noch vor Einbruch der Nacht nach St. Valentin. Da oben, ängstige ich mich todt! Ich bitte Sie, Reinhard!“

Herr Ignaz und Frau Josepha Göglbacher waren ebenso überrascht wie erfreut, als am Abend zu vorgerückter Stunde eine sechsspännige Chaise vor der Post zu St. Valentin auf der Haide vorfuhr, und die feinen Amerikaner wieder die drei „Prachtzimmer“ des oberen Stock's bezogen.

Um zehn Uhr war das ganze Haus in tiefen Schlaf versunken. Nur Helene saß völlig angekleidet am Fenster ihres Schlafzimmers und blickte, vom Mondeslicht gespensterhaft bleich beleuchtet, auf das glänzend weiße, fensterreiche Kloster Mariahöhe hinüber. Sie sann und seufzte, und ihre dunkeln, weit geöffneten Augen waren feucht.

Mitternacht war längst vorüber, als sie sich zur Ruhe begab. Sie las im Bette noch eine Stunde lang mit Andacht und tiefem Ernst in dem kostbaren Gebetbuche ihrer Mutter. Der Morgen graute, als der wohlthätige Schlaf ihr endlich das Bewußtsein raubte.

\* \* \*

Berlin W., Ahornstraße,  
den 25. November 1880.

Liebste Anjela!

Dein Brief hat mich recht traurig gestimmt. Es thut mir aufrichtig leid, daß Du den bösen Husten nicht los werden kannst. Du hast jedenfalls sehr Recht gehabt, den Winter im Süden zu bleiben. Die warme, weiche Luft wird Deinen armen Lungen wohl thun. Hier ist es kalt und trübe. Schreibe mir jetzt öfter! Ich möchte so gern der Besserung Deiner Gesundheit in allen Stadien folgen. Daß Du an Deinem Manne einen liebevollen Pfleger hast, weiß ich. Sollten ihn aber Verpflichtungen auf kürzere oder längere Zeit abrufen, so telegraphire mir; am selben Abende reise ich ab und lasse mich von Dir als Krankenträgerin engagiren! Du weißt, ich habe Talent dazu.

Ich soll die dunkeln Andeutungen in meinen letzten Briefen etwas deutlicher machen? Ich muß mich recht ungeschickt ausgedrückt haben, wenn Du mich bei Deiner Feinfühligkeit nicht verstanden hast. Nun will

ich Dir also in den klarsten Worten sagen, daß ich mich in einen liebenswerthen Mann verliebt habe, und ganz nach der rechten Art, wie ich glaube; und daß auch er mir von Herzen zugethan ist. An eine dauernde Verbindung zwischen uns ist nicht zu denken aus tausend Gründen. Du kennst den einen Grund, und der macht es überflüssig, daß ich die übrigen 999 aufzähle. Wir haben in diesem Frühjahr einige unvergeßlich schöne, himmlische Tage verbracht, für die ich dem Himmel in tiefster Seele dankbar bin. Die Erinnerung daran wird alle, auch die trübsten Stunden, die mir das Leben noch bringen mag, wie mit Sonnenschein aufhellen. Unser Beisammensein wurde unerwartet gestört. Eine Depesche rief ihn an das Krankenbett seines Vaters. Monatlang hat er nicht von der Seite des Kranken weichen dürfen. Wir haben uns viel geschrieben, zuerst unvernünftig viel, dann etwas weniger oft, und jetzt schreiben wir uns selten. Der Vater hat die schwere Krankheit glücklich überwunden. Ich habe den Sohn nicht wiedergesehen. Es ist ganz natürlich, denn er wird von seinem Berufe und seiner Lebensstellung stark in Anspruch genommen. Zufällig ist mir das Gerücht zu Ohren gekommen, daß sein Vater ihn mit einer sehr schönen, sehr anmuthigen, sehr reichen und vornehmen jungen Dame verheirathen wolle. Aus Gründen, die Niemand errathen könne, widerstrebe er aber der Erfüllung dieses Lieblingswunsches seines Vaters. Ich habe darauffhin meinen immer kürzer werdenden Briefen einen kühleren Ton gegeben, und lebiglich aus Artigkeit hat er darüber nicht ganz aufrichtige Klage geführt.

Du wirst meinen Heroismus bewundern. Aber es ist weder heroisch noch bewundernswerth. Da ich ihm vor der Welt doch niemals angehören darf, habe ich mir den heiligen Eid geleistet, daß ich ihm auf seinem Lebenswege niemals hindernd entgegentreten werde. Und es wird mir gar nicht schwer, den Eid zu halten. Die Vergangenheit gehört mir, die kann mir Niemand rauben. Die Zukunft muß ich preisgeben. Das habe ich gewußt, als ich ihm zum ersten Mal die Hand gereicht habe. Ich habe mich mit dem Gedanken völlig vertraut gemacht, er erschreckt mich nicht. Ich glaube, ich werde ihn nicht wiedersehn. Ich sage das ohne Bitterkeit — nicht ohne Schmerz, aber gefaßt. Wenn man, wie ich, auf sich selbst entsagen gelernt hat, welche Opfer können da noch sprechen?

Und was nun aus mir werden wird? Ich weiß es selbst noch nicht. Vielleicht amüsire ich mich, wie es die Leute nennen, vielleicht nicht. Vielleicht gehe ich nach Amerika zurück, vielleicht nicht. Einstweilen bleibe ich jedenfalls noch hier. Mit der Majorin von Zettwitz habe ich mich beinahe befreundet. Wir sehen uns täglich, wir besuchen gemeinsam Concerte, Theater, fahren und gehen zusammen aus, kurzum die liebenswürdige Dame chaperonnirt mich in der freundlichsten Weise. Sie hat

mir auch ihren Neffen, einen hochaufgeschossenen, blutjungen Offizier, vorgestellt, der mir natürlich rasend den Hof macht.

Ich wollte, ich könnte Dir etwas von meiner Gesundheit abgeben! Schreibe mir bald, liebste Anjela! Schreibe mir, daß es Dir besser, daß es Dir wieder gut geht.

Deine Dich herzlich liebende Cousine

Helene.

P. S. Eben finde ich in der Zeitung eine Notiz, die ich für Dich ausschneide. Das erinnert mich daran, daß ich Dir den Dank für Deine Auskunft auf eine vor längerer Zeit gestellte Frage schuldig geblieben bin. Also wir sind mit den Lohenburgs wirklich verwandt, und Du und Prinz Reinhard verkehrt mit einander wie cousins à la mode de Bretagne? Da kommt mir beim Schreiben ein übermüthiger Einfall. Könntest Du mir unter Deinem Namen von unserm Herrn Vetter eine Einladung zu dem Maskenfeste verschaffen? Es müßte Dir natürlich gar keine Umstände machen. Daß ich Dir keine Angelegenheiten bereiten werde, weißt Du. Ich würde mich vor der Demaskirung aus dem Staube machen, und die Herrschaften könnten sich über die geheimnißvolle Fremde vergeblich die Köpfe zerbrechen. Ich denke es mir ganz lustig, und es würde mir Spaß machen, mir das Fest anzusehen. Hoffentlich ist Dein körperliches Unbehagen nicht so stark, daß Du für den Scherz keinen Sinn hast. Nochmals herzlichst

Deine

H.

Diesem an „Son Altesse Madame la Princesse Anjela de Pratecka, Cannes, Département des Alpes maritimes“ gerichteten Briefe lag folgender Zeitungsausschnitt bei: „Am 21. December d. J. feiert eines unserer Fürstenhäuser ein seltenes Fest: den urkundlich nachweisbaren achthundertjährigen ständigen und ununterbrochenen Besitz seines Stammschlosses. Im Jahre 1080 „drei Tage vor dem heiligen Christfeste“, wie es in der Chronik heißt, hat Herr Rinard die starke Feste Lohenburg gestürmt und diesen Namen dem feinigem beigefügt. Zur Feier dieses denkwürdigen Tages werden nun großartige Vorbereitungen getroffen. An die vornehmsten Familien des Landes sind Einladungen ergangen, fünf regierende Fürsten haben, wie man uns schreibt, ihr Erscheinen bereits fest zugesagt. Alle deutschen Höfe werden durch Abgesandte vertreten sein. Den Höhepunkt der Feier soll ein großes Maskenfest bilden, zu dem die Kostümzeichner der verschiedenen Akademien schon seit Wochen die Vorlagen entwerfen. Ebenso sind auf Lohenburg selbst jetzt alle Hände thätig, um den Festsaal zweckentsprechend zu decoriren. Aus Berlin, München und Düsseldorf sind die hervorragendsten Künstler nach Lohenburg beschieden. Alle hohen Theil-

nehmer, denen völliger Maskenschuß und unbeschränkte Maskenfreiheit gewährleistet werden, erscheinen in den Trachten des XI. und XII. Jahrhunderts. Die Zeit ist vorgeschrieben, die Wahl der Nationalität steht im Belieben der hohen Gäste. Bei der allgemeinen Beliebtheit, deren sich Fürst Erich und Prinz Reinhard von Lohenburg erfreuen, wird die Feier auf dem ehrwürdigen Stammschlosse in ganz Deutschland freudigen Widerhall finden.“

\* \* \*

Cannes, Alpes maritimes,  
26. November 1880.

Lieber Cousin!

Ist es unbescheiden, wenn ich Sie um eine Einladung zu Ihrem Feste bitte? Sie dürfen mir um so ruhiger einen Korb geben, als es sehr fraglich ist, ob es mir meine Gesundheit überhaupt gestattet, bei dem jetzigen rauhen Wetter die beschwerliche Reise zu unternehmen. Haben Sie in Ihrem übervollen Saale aber noch Platz für meinen Mann und mich, und fühle ich mich wohl genug, so komme ich, eigens um Sie zu intriguiren; und ich wette, Sie werden mich nicht erkennen. Tausend Grüße von uns Weiden.

Ihre Ihnen freundschaftlich gesinnte  
Cousine  
Anjela Pratecla.

An Se. Durchlaucht  
den Prinzen Reinhard von Lohenburg.  
Lohenburg.

\* \* \*

Der Herr Schloßhauptmann Baron von Witting auf Lohenburg — diese Würde hatte sich aus der Zeit der Souveränität erhalten — war seit acht Tagen kaum noch zurechnungsfähig. Alles ging durch seine Hände, alle Welt wandte sich an ihn, Jedermann hatte eine besondere Bitte vorzubringen, die der Berücksichtigung durchaus werth erschien; der arme, geplagte Mann sollte das Unmögliche möglich machen. Aus zwanzig Meilen im Umkreise waren alle Equipagen und Pferde requirirt. Mächtige provisorische Remisen und Stallungen waren errichtet. So geräumig das alte Schloß auch war, auf die Aufnahme von fünf regierenden Herren, einem Duzend Abgesandten der deutschen Höfe, und so und soviel hohen und höchsten Anverwandten und erlauchten Gästen — von dem Gefolge und der Dienerschaft gar nicht zu sprechen — darauf war es doch nicht eingerichtet. In dem kleinen, an der Bahn liegenden, vom Schlosse etwa eine halbe Stunde entfernten Städtchen waren alle irgendwie brauchbaren Privatwohnungen

der Honoratioren längst mit Beschlag belegt. Ebenso selbstverständlich die beiden Gasthöfe. In dem besten aber, dem „Girschen“ — und das war es, was den Schloßhauptmann außer sich brachte — waren schon vor drei Wochen die beiden schönsten Zimmer des ersten Stockes für den ganzen Monat December fest gemiethet und im Voraus bezahlt. Von wem? Der Gastwirth konnte keine Antwort darauf geben. Ein Berliner Agent hatte die Wohnung für eine Dame, die zu dem Feste geladen war, und deren Begleiterin bestellt. Mehr wußte er selbst nicht. Wer konnte die Dame sein? Die meisten Gäste waren schon eingetroffen, die beiden Zimmer im „Girschen“ waren noch unbefetzt. Der Schloßhauptmann durchmusterte aufmerksam die Liste der Geladenen und verglich sie mit der Präsenzliste; er konnte nicht auf die richtige Fährte kommen. Die Zimmer waren und blieben noch leer am Nachmittage des 21. December; und zwei junge Prinzen hatten die letzte Nacht in elenden Dachstübchen verbringen müssen! Zum Glück waren die hohen Gäste durchaus anspruchlos. Sie zeigten für die Schwierigkeiten, die ihr Unterkommen in dem kleinen überfüllten Neste machte, das freundlichste Verständniß, verlangten nichts „Standesgemäßes“, nahmen gern fürlieb und schickten sich mit guter Laune in das Unabänderliche.

Am 20. Abends war im Schlosse große Soirée mit Aufführungen und musikalischen Vorträgen gewesen. Für den Festtag selbst, den 21., war die Tagesordnung so festgestellt, daß sich dem Gottesdienste um 1 Uhr ein déjeuner-dinatoire anschloß, das etwa bis 3 Uhr währte. Für die Nachmittagsstunden war nichts Besonderes angesetzt. Sie sollten den Gästen zur Erholung dienen und ihnen die bequem genügende freie Zeit zur Kostümierung für das Abendfest, das pünktlich um 8 Uhr beginnen sollte, gewähren. Mit großer Umsicht waren alle Anordnungen so getroffen, daß den Festtheilnehmern, wenn es ihnen um den Maskenschuß ernstlich zu thun war, die Möglichkeit, unerkannt zu bleiben, in umfassendster Weise geboten wurde. Die Damen und Herren benutzten gesonderte Einfahrten. Es waren auch besondere Zimmer frei gehalten, die zu momentanen Veränderungen in den Kostümen benutzt werden konnten. Als Lösungswort war ausgegeben, daß die Maskenfreiheit bis Mitternacht, der Stunde der Demaskierung, auf das strengste respectirt werden solle. Um aber einem immerhin möglichen Mißbrauche, wie er vor Kurzem auf einem kostümirten Fußball in einer großen Residenz vorgekommen war, zu begegnen, waren die hohen Gäste gehorfsamst gebeten worden, die Einladung bei sich zu führen, um sich dem zur Verschwiegenheit verpflichteten Herrn Schloßhauptmann Baron von Büttling gegenüber im Nothfalle ausweisen zu können. Dieser Vermerk war in ganz feinen Diamantlettern auf die Einladung gedruckt worden.

Um 6 Uhr — es war schon vollkommen finster — fuhr eine Extrapoß, die in der drei Meilen entfernten Hauptstation genommen war, vor

dem „Hirschen“ vor. Dem Wagen entstieg eine ziemlich große, in einen langen Pelzmantel gehüllte Dame, die sich offenbar nicht zeigen wollte, denn sie hatte ihr Gesicht mit einem schwarzen Doppelschleier verhüllt. Ihr folgte ein junges Mädchen, das kein Interesse daran zu haben schien, sich zu verstecken. Augustens Gesicht war von der Kälte hochroth gefärbt. Sie trug die ziemlich schwere Handtasche ihrer Herrin, die sie dem herbeigesprungenen Hausdiener nicht anvertrauen wollte. Der Hausknecht lud den gewaltigen Koffer auf seine Schultern und beförderte ihn in die behaglich durchwärmten Räume des ersten Stocks. Auguste bestellte etwas kaltes Fleisch und Thee, gab die Weisung, daß der Postwagen pünktlich um 1/28 vorfahren solle, und verabschiedete dann den Kellner mit dem Bemerkten, daß Weiteres nicht gewünscht werde. Helene hatte sich inzwischen im Nebenzimmer aus ihrer dichten Verhüllung herausgeschält.

\* \* \*

Auf beiden Seiten tiefrothe Flammen aus qualmenden Pechpfannen und hell auflobernde Holzflöße, in denen der Kien knisterte und knackte, wiesen den Weg, der von dem Städtchen zur Lohenburg hinführte, beleuchteten wunderbar die hart gefrorene Straße und verbreiteten einen kräftigen harzigen Geruch. Das in beständig wechselnden bengalischen Flammen leuchtende Schloß mit den hellen Fenstern, wirkte in seiner eigenartigen Silbermischung mit dem dicken runden Thurm aus der Feudalzeit und dem prächtigen Hauptgebäude aus der Spätrenaissance zauberhaft in dieser tiefschwarzen Decembernacht.

Der gewaltige Festsaal, der zu einem Burghofe mit aufsteigenden Treppen und breiten Galerien hergerichtet war, machte jetzt, da er sich mit der bunten, glänzenden, charakteristischen Menge ganz gefüllt hatte, einen unbeschreiblich schönen Eindruck. Bischöfe und Landstreicher, in stählernem Harnisch stark bewehrte Ritter und schlichte Bauern, Edelfrauen und Mägde, Sendlinge aus dem fernen Orient und dem hohen Norden, Byzantiner und Langobarden, — Alles das wogte unter den schwellenden Klängen der Zinken und Trompeten und dem Wirbeln der Kesselpaulen durch den herrlichen Raum; ein wunderbares Gemisch von Stoffen, Farben und Formen, einheitlich schön in seiner willkürlichen Buntheit, harmonisch in seiner merkwürdigen Verschiedenartigkeit.

Es bildeten sich überall wechselnde Gruppen. Man musterte sich, sich gegenseitig bewundernd, die Unterhaltung begann zunächst etwas zaghaft, stockend und ward dann leichtflüssiger und lecker, sobald der Eine oder der Andere irgend eine Wahrnehmung gemacht zu haben glaubte, die ihn auf die rechte Fährte zu bringen schien, wenn sie ihn auch auf eine falsche brachte. Das reiche, lustige, farbige Gewühl belebte sich von Minute zu Minute. Es herrschte die rechte und echte fröhliche Feststimmung, eine reizende Freiheit



unter der schützenden Larve, eine frische Ungezwungenheit unter dem lebenswürdigen Zwange des gemüthlichen Duzens. Die Pracht und der Geschmack der einzelnen Trachten waren wundervoll. Professor Strüber aus Düsseldorf, der den künstlerischen Theil des Programms geleitet, den Raum vertheilt hatte, und nach dessen Skizzen der festliche Schmuck ausgeführt war, schüttelte einmal um das andere den Kopf vor staunendem Entzücken und versicherte Jedermann, so etwas sei noch nie dagewesen; da höre einfach Alles auf!

Es dauerte lange, sehr lange, bis sich aus dem farbig fluthenden Wirrsal einzelne Gestalten durch den besonderen Glanz, die besondere Kleidsamkeit oder die besondere Echtheit ihrer Kostüme hervorhoben. Am schnellsten wurden außer dem Herold, hinter welchem sich der Festordner Baron von Bütting gar nicht zu verbergen trachtete, die Wirthe: Fürst Erich und Prinz Reinhard, erkannt — der Fürst an der alten historischen Rüstung, die ein bekanntes Prachtstück seiner Waffensammlung war, und an den kostbaren echten Waffen; der Prinz an seiner auffallend großen Gestalt und an der ungewollten Sicherheit in seinem Auftreten. Reinhard hatte sich nach der aus dem Jahre 1080 stammenden Bronzeplatte im Dom von Merseburg, welche Rudolf von Schwaben darstellt, ein Kostüm fertigen lassen: lange, faltenreiche Tunica mit reich gemustertem griechischen Stoff, langwallenden, durchweg mit Goldverzierungen gestickten Schultermantel aus rothem Sammet, beide Gewänder mit Steinen reich besetzt, goldgesticktes Schuhwerk mit daran gefchnallten mächtigen Goldsporen, das Diadem auf dem Haupte.

Im Allgemeinen war der Mummenschanz vollkommen gelungen. Die nächsten Verwandten und vertrautesten Freunde gingen an einander vorüber, ohne sich zu erkennen und scherzten übermüthig mit Wildfremden, die sie für gute Bekannte hielten. Man sagte sich kleine Bosheiten, die nicht verstanden wurden, weil sie an die falsche Adresse kamen; ehrwürdigen Matronen wurden Zärtlichkeiten zugeflüstert, junge Mädchen mit verstrühter Ehrerbietung behandelt, alle Welt amüsirte sich köstlich.

Aus dem farbenreichen Chaos wurden nach dem maßgebenden Urtheile des Künstlers, das bald ein allgemeines wurde, zwei weibliche Erscheinungen als die schönsten unter allen hervorgehoben: die eine sehr große, in der Tracht einer vornehmen Deutschen aus dem Anfange des XI. Jahrhunderts, mit kurzem Obergewand und Hängeärmeln, das Untergewand aus Goldbrocat. Das eng anschmiegende Oberkleid war reich umsäumt und mit einem breiten, prächtigen Besatz verziert, der sich auf den Hängeärmeln wiederholte; es war von einem glänzenden Gürtel umschlossen und von goldenen Kleiderspangen, die in Schlangenköpfen ausliefen, gehalten. Ihr Kopf war mit einer himmelblauen, mit Perlen und bunten Steinen dicht besetzten Rundklappe bedeckt. An der hohen, schlanken, mädchenhaften Gestalt glaubte man mit Recht oder Unrecht die berühmte schöne Prinzessin Marianne von Walbau-

Hoggenheim zu erkennen, die seit einem halben Jahre ein sich beharrlich behauptendes Gerücht als die künftige Gemahlin des Prinzen Reinhard bezeichnete.

Ueber die Persönlichkeit der Andern waren die Meinungen sehr getheilt, einstimmig war man jedoch in der Anerkennung, daß sie die glänzendste und schönste Erscheinung des Festes sei, daß ihre Tracht an echter Kostbarkeit alle Andern in den Schatten stelle.

Helene trug das Kostüm einer slavischen Fürstin. Ein langes, wallendes Obergewand von purpurfarbiger Seide mit weiten Ärmeln umfloß in sanften Falten die anmuthige Gestalt. In der Mitte und am Saume zog sich in reichen Goldornamenten ein breiter Besatz von herrlicher Arbeit und großartiger Wirkung. Am prächtigsten und kostbarsten aber war der Kragen, der bis zum Brustansatz reichte. Es war ein Kunstwerk der Stiderei, und auf dieses war ein Reichthum von buntem Edelgestein und Perlen gestreut, bei dessen Blitzen und Funkeln dem Beschauer die Augen übergingen. Das war kein blendender Theaterprunk! Es waren echte Brillanten, Saphire, Smaragden, Rubine, Türkise, es waren echte Perlen; man brauchte kein besonderer Kenner zu sein, um es auf den ersten Blick zu erkennen. Ein fürstliches Vermögen glitzerte und blitzte da auf dem Scharlachroth des Sammettragens. Ein alter, durch Vererbung erhaltener und von Geschlecht zu Geschlecht vermehrter Familienschmuck war offenbar aus den alten Fassungen herausgenommen und zu diesem einzigen Festgeschmeide hier kunstvoll vereinigt. Ihr Haupt zierte eine eigens gestaltete Krone, die mit den allerschönsten Steinen besetzt war, und unter der eine schleierartige Haube, das Gesicht einhüllend und die Haare verdeckend, auf Schultern und Nacken herabfiel. Die Gürtelkette mit dem herabhängenden Crucifix war ein Kunstwerk von seltenem Werthe, ebenso das daran befestigte Täschchen, das offenbar ein echtes Stück aus dem frühen Mittelalter war.

Professor Ströber war wie gebannt. „Das ist die Schönste!“ sagte er zu Jedem, der ihm in den Weg lief; er wich nicht von ihrer Seite und wiederholte beständig: „Da hört Alles auf!“ Der Enthusiasmus des Künstler's wurde bald von der ganzen Gesellschaft getheilt. Wer mochte die Slavin sein? Der Kreis Derer, die ein solches Kostüm tragen konnten, war doch ein ziemlich eng gezogener; man brauchte sogar nur in dem allerkleinsten Kreise zu suchen! Und doch wollten die Vermuthungen nicht zutreffen. Entzückt waren Alle. Ein Jeder, der mit ihr ein paar Worte hatte sprechen können, rühmte ihre Schlagfertigkeit, von der sie eigentlich kaum Beweise hatte geben können, ihren Witz, den sie durchaus nicht verschwendet hatte, ihr elegantes Französisch. Sie tanzte natürlich wie eine Gise, obwohl gerade zum Tanz des herrliche Kostüm nicht sehr geeignet war.

Jetzt hatte Fürst Erich sie angesprochen. Er bot ihr den Arm. Der ganze Saal blickte auf die Beiden. Der Fürst schien sie zu erkennen. Ihre Unterhaltung machte nicht den Eindruck des harmlosen Neckens und Ländelns, sie sprachen vertraulicher, wie es schien, und von ernsthafteren

Dingen mit einander Sie stiegen langsam zu der Galerie auf, auf der sie etwas ungestörter plaudern konnten, und blickten von da aus auf das krause, grellfarbige, lustige Treiben im Saale.

„Ich appellire an Deine Galanterie, Herr Ritter!“ sagte Helene. „Verzichte auf den Versuch, meine Persönlichkeit zu ermitteln. Es würde mir peinlich sein und Dir keinen Gewinn bringen.“

„Ich kenne aber Deine Stimme . . . ich habe sie schon gehört . . . vor Jahren . . . wüßte ich nur, wo?“

„Gleichviel! Betrachte mich einstweilen als die gute Fee Deines Hauses, die Dir zum Feste das Beste und Liebste bringt: Deinen Sohn!“

„Was meinst Du?“

„Ich weiß viel, sehr viel! Ich sagte Dir ja: ich komme aus dem Feenlande. Ist es richtig, daß es Dein Lieblingswunsch wäre, Reinhard mit der schönen Prinzessin Marianne zu vermählen, und daß Reinhard unter allerlei Vorwänden die Entscheidung hinauschiebt? Und weißt Du den Grund seiner Zögerung? Ich will ihn Dir sagen: ein Weib steckt dahinter.“

„Ich verstehe Dich nicht!“

„Ich kenne die Dame. Er hat sie um die Osterzeit kennen gelernt — in Berlin, und ist gleich nach Ostern wieder mit ihr zusammen getroffen. Du erinnerst Dich, daß er zu jener Zeit, ohne einen Grund anzugeben, plötzlich verreist ist?“

„Sawohl! das ist richtig. Gleich nach Ostern!“

„Nun, Reinhard glaubt, daß er dieser Dame Rückfichten schulde, und deswegen zaudert er! Ich spreche die Wahrheit. Weißt Du nun, was ich für Dich, für Deinen Sohn, für Euer aller Glück thun werde? Ich schaffe die Person bei Seite. Auf meine Veranlassung verschwindet sie und wird nie wieder auftauchen! Das verspreche ich Dir mit einer Feierlichkeit, die heute allerdings ein bißchen seltsam sein mag. Aber es wird geschehen, verlaß Dich darauf!“

„Auf welche Weise und mit welchen Mitteln?“

„Das mußt Du mir überlassen, das bleibt mein Geheimniß! Denke an diesen Abend! Und nun sage ich Dir einstweilen Lebewohl; unser langes Gespräch wird auffällig, Du schuldest Dich auch anderen Gästen.“

Der Fürst sah ihr kopfschüttelnd nach.

„Es wird ein Scherz sein, aber es klang so ernst!“ sagte er. „Wenn ich nur wüßte, wo ich die Stimme schon gehört habe!“

Das Gespräch war allerdings bemerkt worden, von vielen Gästen, ganz besonders aber von Reinhard und der Prinzessin Marianne, die unter der dichten Epheulaube, welche sich an die gegenüberliegende Freitreppe lehnte, mit einander geplaudert und dabei keinen Blick von den Weiden auf der Galerie gelassen hatten. Jetzt stieg die Dame, um die sich sogleich

wieder Ritter und Knappen, geistliche Herren und weltliche Gefellen drängten, langsam die Stufen wieder hinab, entzog sich den artigen Bewerbungen und schritt auf die Laube zu, in die der Prinz und Marianne sich zurückgezogen hatten.

„Ich höre doch hoffentlich kein vertrauliches Gespräch?“ sagte Helene, während sie sich ihnen näherte.

„Leider haben wir uns nichts Vertrauliches zu sagen,“ antwortete Reinhard. „Und Du würdest uns in jedem Falle willkommen sein!“

„Ja, wir sprachen gerade von Dir,“ nahm Marianne das Wort, „und wir zerbrachen uns den Kopf, wer Du wohl sein möchtest.“

„Ich bin Deine gute Freundin, Marianne!“ entgegnete Helene mit großer Herzlichkeit. „Mehr brauchst Du nicht zu wissen, und mehr sollst Du nie erfahren.“

Der Prinz horchte auf.

„Kennen wir uns?“ fragte er.

„Jawohl!“

„Deine Stimme erinnert mich so merkwürdig an die einer Dame, . . . die nicht hier sein kann!“

„Wenn sie hier nicht sein kann, werde ich es wahrscheinlich nicht sein.“

„Eigenthümlich! . . . Wahrhaftig, man glaubt mitunter Gespenster zu sehen und zu hören!“ versetzte der Prinz nachdenklich.

„Ich bin aber sehr leibhaftig hier, wie Du wohl merken wirst.“

„Du nanntest mich vorhin bei meinem Namen,“ fiel Marianne wieder ein. „Kennen wir uns persönlich?“

„Nein. Ich habe Dich nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, und Du kannst auch nie errathen, wer ich bin, und wirst es auch nie erfahren. Aber ich habe viel Liebes und Gutes über Dich gehört, und Du bist mir sympathisch geworden, ohne daß ich je mit Dir gesprochen hätte. Warst Du nicht im vorigen Frühjahr auf einem galizischen Gute zu Besuch?“

„Bei Prateckis; jawohl! Kennst Du Anjela?“

„Sehr genau.“

„Anjela Pratecka!“ rief der Prinz verwundert. „Sie wollte ja kommen, sie wollte mich intriguiren . . . solltest Du am Ende? . . . Aber nein! Die Fürstin ist ja viel kleiner und spricht das Deutsche mit dem scharfen slavischen Accent. . . .“

„Wenn Du mit Anjela befreundet bist,“ fuhr die Prinzessin fort „dann habe ich Deinen Namen auch sicher schon gehört.“

„Das ist sehr wahrscheinlich.“

„Aber so bringe mich doch ein wenig auf die rechte Spur! Ich bin sehr neugierig, und wenn ich Dir wirklich sympathisch bin, kannst Du mir den kleinen Gefallen schon erweisen. . . .“

„Ich gedenke Dir für meine Sympathie stärkere Beweise zu geben.“

Höre mich an, und folge mir, wenn Du mich auch nicht verstehst: sage dem, der Dich heut zu Tisch führen wird, er dürfe jetzt ungestraft unter Palmen und Ahorn wandeln, Helene sei verschwunden auf Nimmerwiedersehen.“

Reinhard prallte einen Schritt zurück. Helene hatte sich, während sie die letzten Worte sprach, schon abgewandt und war mitten im Gemühle verschwunden, als der Prinz seine Fassung wiedergewonnen hatte. Marianne, die die Wirkung dieser Worte auf Reinhard wohl bemerkt hatte, stand ganz betroffen da.

„Palmen? Ahorn? Helene? Was meint sie nur damit?“ fragte sie.

„Ich habe es nicht verstanden,“ entgegnete der Prinz, der sich unter dem Schutze der bergenden Mäste wieder sicher fühlte. Er hatte nur noch Augen für Helenen und spähte ungeduldig auf den Augenblick, da er ihr wieder begegnen und mit ihr unbelauscht sprechen könne. Wie hatte sie es wagen können hier einzubringen? Oder war sie gar befugt, hier zu erscheinen? Wer war sie? Woher dieser kostbare Schmuck, der den bewundernden Reiz der Bornehmsten und Reichsten erregte? Er mußte die Wahrheit erfahren, heute, auf der Stelle! Und sollte er einen Gewaltstreich verüben. Reinhard war in starker Erregung, seine Pulse hämmerten, und unter der heißen Larve brannte sein Kopf. Da war sie! Sie sprach mit dem Schloßhauptmann, der ihr gerade etwas Artiges zu sagen schien, denn er neigte den Kopf auf die rechte Seite, was er immer that, wenn er schönen Damen Complimente machen wollte. Baron v. Bütting trat discret bei Seite, als Reinhard mit der offenbaren Absicht, die Slavin anzusprechen, an sie herantrat.

„Ich bitte um Deinen Arm,“ sagte Reinhard leise. Sie durchschritten den großen Saal. Reinhard konnte kein Wort hervorbringen. In der Eheulaube waren sie allein.

„Helene!“ rief Reinhard, und seine Stimme zitterte. „Was um des Himmelswillen führt Sie hierher?“

„Ich wollte Ihnen Lebewohl sagen, Reinhard! Nichts weiter!“

„Lebewohl?“

„Erinnern Sie sich meiner Worte, daß Sie mich auf Ihrem Lebenswege nicht mehr finden werden, wenn mein Dasein Ihnen hinderlich sein könnte? Das ist jetzt der Fall. Ich halte mein Wort. Sie werden mich nicht wiedersehen.“

„Ich verstehe Sie nicht . . . und jetzt ist auch nicht die rechte Stunde und hier ist nicht der rechte Ort, um uns zu verständigen. Lassen wir das! Sagen Sie mir nur Eines! Haben Sie, sonst so kluges, jetzt so unüberlegtes Mädchen denn nicht bedacht, welche ernsthaften Ungelegenheiten Ihnen Ihre Anwesenheit bereiten kann? Ich selbst wäre ohnmächtig, Sie davor zu schützen! Können Sie sich nicht denken, was ich dabei leiden müßte, wenn ein eifriger Beamter Sie auffordern würde, das Fest zu verlassen, ohne daß

ich dazwischen fahren dürfte? Ich kenne Sie nur als Helene Jung. Und Helene Jung ist nicht geladen!”

„Machen Sie sich meinethalben keine Sorge,“ entgegnete Helene mit leichtem Tone. „Dem Hofbeamten gegenüber könnte ich mich legitimiren . . .“

„Womit?“

„Mit dieser Einladung,“ fuhr Helene ebenso ruhig fort, indem sie aus dem goldenen Täschchen an der Kette die große Karte halb hervorzupfte. Der Prinz hatte einen flüchtigen Blick darauf geworfen und die in dicker Kundschrift geschriebenen letzten Buchstaben des Namens gelesen: „ocka“.

„Aber die Einladung ist nicht an Sie gerichtet! Wie haben Sie sie sich verschafft? Die Fürstin Pratecka hatte nicht das Recht . . .“

„Ah, jetzt entdecke ich an Ihnen einen Fehler, den Sie bisher verborgen hatten: Sie sind nicht galant!“

„Verzeihen Sie mir, Helene! Ich will gewiß nichts sagen, was Sie im mindesten verletzen, oder gar kränken könnte. Aber ich kann mich jetzt schlecht beherrschen. Alles Blut ist mir zu Kopf gestiegen, und es schwirrt mir vor den Augen. Sagen Sie mir: wer sind Sie? Ich beschwöre Sie! Es ist ja nicht thörichte Neugier. Ich muß wissen, wer Sie sind! Ich muß es wissen! Wahrhaftig, ich verlicre den Verstand. Welche Beziehungen knüpfen Sie an diese Gesellschaft, die die Ihrige ist, obwohl Sie einer andern, nicht minder guten, aber doch einer andern anzugehören behaupten? Wie haben Sie sich den Weg zu diesem Feste zu bahnen gewußt? Auf Ihren Schultern, auf Ihrem Haupte prangt ein fürsilicher Reichthum. Woher das Alles? Weshalb verbergen Sie sich, da Sie sich doch der ungebundensten Freiheit rühmen dürfen? Woher alle diese Widersprüche, die ich nicht zu lösen vermag? Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir: wer sind Sie?“

„Ich darf es Ihnen nicht sagen! Und so dringlich Sie mich bitten, ein Geheimniß zu offenbaren, das ich mit mir zu begraben mir geschworen habe, so dringlich bitte auch ich Sie: lassen Sie uns die letzten Augenblicke, die wir noch zusammen verbringen dürfen, nicht damit verlieren, daß Sie Unmögliches von mir begehren. Es ist keine kindische Laune, kein Eigensinn. Mein Geheimniß ist mir Pflicht. Ich bin nur gekommen, um Ihnen Lebewohl zu sagen, Reinhard! Ich mochte, ich konnte nicht von Ihnen scheiden, ohne Ihnen noch einmal die Hand gedrückt zu haben. Aber ich durfte Sie auch nicht wiedersehen — nicht allein. Hier unter dem Zwange der Gesellschaft und unter der Freiheit der Maske — hier ist's gerade recht. Hier will ich Ihnen sagen, daß um meinethalben niemals eine Regung von Reue, niemals ein Wortwurf Ihr Gewissen belasten soll, daß ich Ihrer in Dankbarkeit gedenken werde, denn unser Beisammensein ist das ungetrübteste Glück meines Lebens gewesen. Ja, in Dankbarkeit! Und in Treue und in wehmüthiger Freude . . . Und nun reichen Sie mir die Hand! Zum letzten Male. Wir sehen uns nicht wieder!“

Ihre Stimme war bewegt, und ihre Hand zitterte. Reinhard ergriff sie leidenschaftlich und wollte sie an seine Lippen führen, aber sie mehrte ihm sanft.

„Aber warum muß es denn geschieden sein?“ rief Reinhard in wahrer Ergriffenheit. Hatte die lange Trennung, die Sorge, die ihm qualvolle Monde lang die schwankende Gesundheit seines Vaters bereitet hatte, und der Zwang, den seine Lebensbedingungen ihm auferlegten, die seltsam zauberhafte Gewalt, die dieses räthselhafte Mädchen auf ihn geübt, auch vermindert, jetzt, da er neben ihr saß, da er ihre bebende Hand fühlte, ihre Stimme hörte und ihre Schönheit unter der schwarzen Maske ahnte und mußte, fühlte er sich wieder widerstandslos, wie unter dem Darme einer höheren Macht; dieselbe Stimmung, die sich seiner damals in dem gemüthlichen Zimmer der Hornstraße bemächtigt hatte, als er, um Abschied von ihr zu nehmen, zu ihr gekommen war, beherrschte ihn auch jetzt. Ihm war, als müsse er sie jetzt an seine Brust schließen, hier vor aller Welt, und unter den Fanfaren der Trompeten und Paukengewirbel mit erhobener Stimme verkünden: „Seht her! Das ist mein Weib!“

„Es muß sein!“ sagte Helene mit ernster Bestimmtheit. „Mein Entschluß ist unerschütterlich; unviderrücklich. Ich könnte Ihnen ja etwas vorspiegeln, Sie im Zweifel lassen und mich ebenso unbemerkt, wie ich hierher gekommen bin, von Ihnen heimlich wegstehlen. Aber ich meine: ein ehrlicher Abschied ziemt uns besser und ist unser würdiger. Also noch einmal ein letztes Mal: Leben Sie wohl, Reinhard! Und gedenken Sie meiner mit derselben Herzlichkeit, wie ich Ihrer gedenken will!“

Reinhard war sprachlos. Er war wie im Traume. Er fühlte einen innigen Händedruck. Er sah ein buntes Gewühl. Er hörte verworrene Stimmen, fröhliches Lachen, rauschende Musik. Und als er recht zur Besinnung kam, war er allein in der Laube. Er ging im Saale suchend umher. Er wurde angesprochen. Er mußte Antwort geben. Er spähte nach allen Seiten. Er fragte auch diesen und jenen, ob man die schöne Slavin mit dem kostbaren Geschmeide nicht gesehen habe. Vor einiger Zeit, ja. Aber jetzt war sie verschwunden. Nach einer Weile meldete Baron von Büttling, der Nachforschungen angestellt hatte, daß die Dame etwa vor einer Viertelstunde das Schloß verlassen habe. Ihre Kose, die am Ausgang gewartet, hatte sie in einen langen Pelzmantel gehüllt. Der Wagen war schnell davon gefahren. Die geheimnißvolle Slavin, die bei der Demaskirung allgemein vermißt wurde, bildete noch lange Zeit den hauptsächlichsten Gegenstand des Gesprächs. Die tollkühnsten, abenteuerlichsten und unsinnigsten Vermuthungen wurden ausgesprochen. Einige gute Beobachter wollten eine auffällige Veränderung in dem Benehmen des Prinzen bemerken, dessen Heiterkeit ihnen nach dem Verschwinden der räthselhaften Dame gezwungen erschien.

Helene hatte, sobald die Wagenthür hinter ihr und ihrer Begleiterin geschlossen war, die Maske abgenommen. Langsam und unaufhaltsam rollten die Thränen über ihre Wangen, während die Postkutsche auf der phantastisch beleuchteten Straße dem Städtchen zufuhr. Auguste saß ihr stumm gegenüber.

Nachdem sich Helene im „Hirschen“ umgekleidet hatte, fuhr sie in der ersten Morgenstunde der finstern Winternacht weiter und erreichte noch den Nachtcourierzug, der um 3 Uhr in der Frühe an der Hauptstation hielt. Auguste schlief bald in einer Ecke ein. Helene aber wachte. Das wunderbar farbige Gewirr tanzte noch vor ihren Augen, sie hörte noch den festlichen Lärm. Es bildete einen seltsamen Gegensatz zu dem monotonen Rollen der Bahn und dem trüben Lichte, das die tiefrothen Polster des Coupés matt beleuchtete. Sie war unheimlich ernst, tief nachdenklich und traurig.

\* \* \*

Cannes, Alpes maritimes,  
3. Januar 1881.

Lieber Cousin!

Vom Krankenlager muß ich diese Zeilen dictiren. Leider darf ich Ihre Frage nicht beantworten. Ueber Eines kann ich Sie jedoch beruhigen: ich habe Ihre Einladung keiner Unwürdigen anvertraut. Wenn sie sich hätte nennen wollen, würden Sie ihr dieselbe Freundlichkeit erwiesen haben wie mir. Mich bindet ein heiliges Wort. Wenn man so schwer krank ist, wie ich es bin, sagt man nicht die Unwahrheit. Ihre Wünsche zum neuen Jahr erwidere ich aufrichtig. Es wird Ihnen sicherlich mehr Freude bringen als mir. Ich muß aufhören; sogar das Klüstern mit halber Stimme strengt mich an.

Ihre

Ihnen freundlich gefinnte, schwer leidende Cousine  
Anjela Pratecla.

An Se. Durchlaucht  
den Prinzen Reinhard von Lothenburg.

Lothenburg.

\* \* \*

Berlin, 23. Februar 1881.

Liebste Anjela!

Weshalb hast Du meinen Brief vom 25. December nicht beantwortet? Weshalb hast Du der Einsendung des Briefes, den Prinz Reinhard von Lothenburg an Dich gerichtet hat, keine Zeile beigefügt? Es beunruhigt mich. Du bist so liebevoll. Dein Schweigen muß einen



ernsthaften Grund haben. Auch Deine Handschrift auf der Adresse sieht weniger fest aus als gewöhnlich. Laß mir recht bald einige Zeilen zukommen. Bist Du ernstlich krank? Ach, könnte ich Dir nur helfen! Schreibe mir gleich: München, Postlagernd. Da werde ich in vier Tagen nachfragen, und jedenfalls eine Adresse angeben, unter der ich Dein Schreiben erhalte.

Meinen Entschluß, den ich in meinem letzten Briefe Dir angedeutet hatte, habe ich nun ausgeführt. Ich habe Alles geordnet. Alles abgeschlossen. Am 26. gedenke ich abzureisen.

Gleich nach den Weihnachtstagen, die ich ruhig und freudig in der Gesellschaft der liebenswürdigen Majorin verbracht habe, habe ich die gemüthliche Wohnung in der Ahornstraße verlassen müssen, weil man sich nach mir mit größerem Interesse erkundigte, als mir lieb war. Der Abschied von der Majorin und von meinen Leuten ist mir nicht leicht geworden. Ich habe dafür gesorgt, daß meine Gesellschafterin und mein Kammermädchen, die mir lieb geworden waren, nicht in Verlegenheit kommen und sich meiner gern erinnern. Sie Alle glauben, daß ich nach Amerika zurückgekehrt sei. In Wahrheit bin ich aber nur bis London gekommen. Dort habe ich mein auf der Bank von England deponirtes Vermögen erhoben, und bin am 1. Februar hierher zurückgekehrt und in einem großen Hotel abgestiegen, wo sich Niemand um mich kümmert. Ich habe den ganzen Tag zu thun gehabt, um meine Angelegenheiten, obwohl sie ganz und gar nicht verwickelt waren, zu ordnen. Man glaubt nicht, wie viel zu bedenken, zu erlebigen ist, wenn man einmal gründlich aufräumen will.

Mein Vermögen habe ich zu drei gleichen Theilen milden Stiftungen in meiner polnischen Heimat, in Deutschland, das mir eine zweite Heimat geworden ist, und dem Kloster, das mich aufnehmen will, geschenkt. Unfern Schmuck, der, wie Du weißt, der Stolz unserer Familien ist, habe ich Dir vermacht, „Deinen Erben oder Rechtsnachfolgern“, wie es in dem notariellen Actenstücke heißt, das ich gestern unterzeichnet habe. Es wird Dir in den nächsten Tagen die Urkunde zugehen, die Dich ermächtigt, den hier auf der Bank niedergelegten eisernen Kasten in Besitz zu nehmen. Wundere Dich nicht über die eigenthümliche Form, in der Du die Steine erhältst; sie sind fast allesammt aus den alten Fassungen, die in den Etwis liegen, herausgebroschen und auf dem Kragen, der Krone, dem Kleidbesaße, dem Gürtel und Täschchen befestigt. Die Adresse des Pariser Juweliers, der diese Veränderung vorgenommen, der Alles genau notirt hat und Alles wieder in guten Stand setzen wird, liegt in dem Täschchen. Ich habe ihn benachrichtigt, als ich ihm die Bestellung gab. Ich selbst habe nun aber keine Zeit mehr gefunden, mich um diese Angelegenheit zu kümmern. Der Schmuck ist ganz vollständig bis auf zwei Stücke: das Crucifix, das ich seit meiner Firmelung nicht von mir gelassen habe, und

das ich bis an mein Ende behalten möchte, und das Gebetbuch meiner Mutter, das ich verschenkt habe.

Ich besitze nun nichts mehr, aber ich brauche auch nichts mehr. Ich fühle mich völlig beruhigt. Bis gestern bin ich vor lauter Geschäften mit Zahlen und in schwerfälligen Formeln, vor Berathungen mit meinem Rechtsbeistande und Notar gar nicht zur Besinnung gekommen. Als ich endlich gestern unter die letzte Urkunde meine Unterschrift setzte, athmete ich wie befreit auf. Stundenlang habe ich dann allein in meinem kleinen Zimmer gefessen und Alles noch einmal überdacht. Bisweilen stürmte es wohl in mir auf, aber die hochgehenden Wogen beschwichtigten sich. Ich fühle es, daß das, was ich thue, wohlgethan ist. Ich weiß, ich werde es nie bereuen. Ich sehne mich aus dieser Welt heraus, in die ich nun einmal nicht taue. Zwischen mir und dem Glücke, das mir diese Welt bieten könnte, erhebt sich fürchterlich die Schuld eines Andern; überall tritt sie mir unerbittlich entgegen. Was hat es mir geholfen, daß ich durch die Gnade unseres Kaisers einen bürgerlichen deutschen Namen habe führen dürfen? Helene Jung war vereinsamt, ohne Anhang, ohne Verwandte, die sie einzugesehen wagte. Mein Dasein war räthselhaft, ungewöhnlich, dunkel und forderte die Neugier heraus. Ich zitterte beständig bei dem Gedanken, daß irgend ein tückischer Zufall meine Herkunft verriethe. In den Augenblicken der arglosesten Freude durchzuckte mich plötzlich ein furchtbares Angstgefühl und machte mich schauern. Die Sünde des Vaters wird an mir heimgesucht; ich muß mich beugen.

Ich trage mein Schicksal ohne Murren. Es hat meinem Leben ja auch der Sonnenschein nicht gefehlt. Ich bin so glücklich gewesen, wie man sein kann. Heute Morgen, nachdem ich den Brief von der Oberin empfangen hatte, der mir die Aufnahme in das Kloster zusagt, habe ich gebeichtet. Ich habe dem milden und nachsichtigen Beichtvater Alles gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, nur den Namen des Geliebten nicht. Im Beichtstuhle selbst ging mir auf einmal ein Lied durch den Kopf, das ich in meiner glücklichen Kindheit von meiner armen Mutter habe singen hören — ein deutsches Lied, an das ich seit langen, langen Jahren nicht gedacht hatte:

„Mit wem ich mich traute, das sag' ich Euch nicht.  
Mein Schatz ist lieb und gut,  
Trägt er eine goldene Kett' am Hals,  
Trägt er einen strohern Hut.

Soll Spott und Hohn getragen sein,  
Trag' ich allein den Hohn.  
Ich kenn' ihn wohl, Er kennt mich wohl,  
Und Gott weiß auch davon.“

Unwillkürlich flossen in meine Rede einige Wendungen, die mit diesem Liede wörtlich übereinstimmten. Und seitdem will es mir nicht

aus dem Sinn, und es summt mir beständig in den Ohren. Auch vor Dir, geliebte Anjela, will ich ihn verschweigen. Du wirst mich nicht mehr fragen.

Und nun sage ich Dir herzlich, schwesterlich Lebemohl! Für Deine Liebe und Treue, für Deine Herzlichkeit und Verschwiegenheit kann ich Dir nicht so danken, wie ich möchte. Aber Du weißt, was Du mir gewesen bist, — meine einzige wahre Freundin, meine einzige Vertraute. Lebemohl, Anjela! Ich bitte zu Gott, daß er Dich bald wieder gesund mache.

Schreibe nichts, das nicht Jedermann lesen könnte. Wenn ich Deinen Brief in München verfehle, lasse ich ihn an die Oberin des Klosters nachsenden. Ich glaube, die Briefe werden geöffnet. Und so scheide ich denn aus dieser Welt ruhig und gefaßt, mit liebevollstem Gedenken an Dich. Ich küsse Dich als Deine beste Freundin, die Du nun nicht mehr zu beklagen hast, als Deine Dich innig liebende Cousine, die einst Helene Młodzinska war, die heute noch Helene Jung ist und in wenigen Tagen sein und bis an ihr Ende bleiben wird

Schwester Reinholde.

A Son Altesse

Madame la Princesse Anjela Pratecka

Cannes.

Alpes maritimes.

Privée.

\*

\*

\*

Berlin, 23. Februar 1881.

Heute vor einem Jahre haben wir uns zum erstenmale gesprochen. Heute spreche ich zum letztenmale zu Ihnen. Ich bitte Sie herzlich, nehmen Sie das beifolgende Buch, das mir einst theuer war, und das auch Ihnen gefallen hat, mit freundlicher Gefinnung auf zur Erinnerung an Ihre Freundin

Helene Jung.

An Se. Durchlaucht

den Prinzen Reinhard zu Lohenburg.

Lohenburg.

In dem Pakete, das gleichzeitig mit diesem Briefe eintraf, lag jenes kostbare Andachtsbuch aus dem fürstlich Młodzinski-Pratecki'schen Familienschatze, das früher Reinhard's Bewunderung erregt hatte. Auf der ersten Seite standen folgende von Helenen geschriebenen Worte: „Matthaeus 15. 4. Nam Deus praecepit, dicens, honora patrem tuum et matrem, et qui maledixerit patri aut matri, morte moriatur. 1875.“

Reinhard war aufrichtig gerührt, als er das schöne Buch aufschlug. Er las die Bibelstelle, die Helene schon vor Jahren hier eingeschrieben hatte: „Denn Gott hat geboten: Du sollst Vater und Mutter ehren; wer aber Vater oder Mutter flucht, der soll des Todes sterben.“ Er las sie wieder und schüttelte den Kopf. Weshalb hatte sich Helene gerade dieses natürlichste und leichtest zu erfüllende Gebot besonders einprägen wollen? Es blieb ihm unerklärlich, wie Alles, was mit Helenen zusammenhing.

Sein letzter Brief war uneröffnet an ihn zurückgelangt; die Majorin hatte auf dem Umschlage die Bemerkung geschrieben: „Fräulein S. J. ist nach Amerika gereist. Gegenwärtiger Aufenthalt unbekannt.“ Andere Versuche, auf anderm Wege etwas über den Verbleib Helenens zu erfahren, waren gescheitert. Die Passagierlisten der deutschen Dampfer enthielten nicht den Namen der Gesuchten. Sie war und blieb verschwunden.

Aber nun stand der Geburtstag des Kaisers vor der Thür. Reinhard durfte sich wieder nach der Hauptstadt begeben, und an Ort und Stelle hoffte er mit Bestimmtheit, über Helenens Näheres zu ermitteln. Am ersten Morgen nach seiner Ankunft — es war wieder ein milder Frühlingstag, gerade wie vor einem Jahre — schlug Reinhard denselben Weg ein, den er früher täglich genommen hatte. Frau v. Zettwitz empfing ihn mit derselben vollkommenen Höflichkeit wie ehedem, und sie berichtete ebenso gemessen, klar und genau.

Fräulein Helene Jung, die sich Aller Herzen erobert, hatte sich kurz vor Neujahr verabschiedet, ihr selbst, der Majorin, ein kostbares Andenken ausgenüthigt, ihre Gesellschafterin und Jose fürstlich beschenkt und war nach London gefahren, um über Liverpool oder Southampton, in die neue Welt zurückzukehren. Fräulein Jung hatte die Majorin darauf vorbereitet, daß auf lange, lange Zeit kein Brief von ihr ankommen werde, und wenn sie gar nicht mehr schreiben könne, solle die Majorin nicht Unrechtes von ihr denken und sie nicht der Undankbarkeit zeihen. Fräulein Jung sei beim Abschied sehr gerührt gewesen. Sie habe seitdem in der That kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben.

Unberichteter Sache mußte sich Reinhard empfehlen. Aber seine Anstrengungen, das Räthsel zu lösen, erschafften nicht. Er setzte alle Hebel in Bewegung, er verwerthete alle seine Beziehungen, um die Wahrheit zu erfahren. Er sprach auch mit dem ihm persönlich befreundeten Polizeipräsidenten über diese Sache, und dieser schien sich lebhaft dafür zu interessieren und glaubte einen baldigen Erfolg in Aussicht stellen zu können. Indessen auch die eifrigen und umsichtigen Nachforschungen der Behörden brachten kein neues Licht. Der Polizeipräsident konnte nach einiger Zeit zu seinem Bedauern Sr. Durchlaucht eben nur melden, daß Frä. Helene Jung bei Frau Majorin von Zettwitz in der Ahornstraße gewohnt, Berlin im December verlassen habe, im Januar zurückgekehrt, in einem großen Hôtel

abgestiegen, am 26. Februar mit der Anhalter Bahn abgereist und seitdem spurlos verschwunden sei. Der Präsident fühlte sich ein wenig beschämt darüber, daß es ihm trotz aller seiner Bemühungen nicht gelungen war, dem Wunsche des Prinzen zu genügen, und er verfolgte die Sache noch längere Zeit.

Im Hochsommer stand in den Blättern eine vom Polizeipräsidium angeregte Notiz, daß es von Wichtigkeit sei, den gegenwärtigen Aufenthalt einer Dame zu erfahren, die aus Amerika herübergekommen sei und sich im Frühjahr 1880 unter dem Namen „Helene Jung“, den auch ihre Reisedocumente trügen, in Berlin aufgehalten habe. Personen, die über die Dame und ihren jetzigen Aufenthalt Auskunft geben könnten, möchten gefällige Mittheilungen an die Redaction der „Nationalzeitung“ unter den Buchstaben H. J. gelangen lassen.

Auch diese Notiz hatte kein Resultat. Es liefen zwar zahlreiche Briefe ein, aber keiner enthielt einen brauchbaren Hinweis.

\* \* \*

Im „Bureau für unbestellbare Briefe“ des Haupt-Postamtes saß der Bureauchef und betrachtete nachdenklich einen Laufzettel, auf dem er den amtlichen Bemerk schon mehrere Male gelesen hatte. Er stand auf, nahm die im Fach P gesammelten Briefe heraus und legte einen derselben vor sich. Dieser trug den Poststempel „Berlin, 23. Februar 1881“, war als „persönlich“ an die Fürstin Pratecka nach Cannes adressirt und von da als unbestellbar mit der lateinischen Aufschrift: „Adressatin am 23. Februar verstorben“ an den Ausgabe-Ort zurückgesandt worden. Der Chef hatte den Brief, um den Absender zu ermitteln, amtlich geöffnet. Er enthielt keine Adresse. Der Chef hatte ihn durchlesen müssen, um in demselben vielleicht einen Fingerzeig zu finden. Der Name Mlodzinski war ihm nicht unbekannt. Der Inhalt des Briefes hatte seine besondere Theilnahme hervorgerufen. Er richtete daher in amtlicher Eigenschaft an die Oberpostdirection zu Posen die Anfrage, ob sie über den Aufenthalt der Familie Mlodzinski Auskunft geben könne. Darauf war nach längerer Zeit soeben die Antwort eingetroffen: „Gräfin Mlodzinska 1875 ermordet, Graf Mlodzinski durch Selbstmord geendet, Name ausgestorben, Aufenthalt der Tochter unbekannt.“

Am Vormittag hatte er in seiner Zeitung die vom Polizeipräsidium veranlaßte Notiz gefunden. Er las Helenens Brief noch einmal und mit einer menschlichen Rührung durch, die seine Dienstpflichten gewöhnlich nicht aufkommen ließen, schloß ihn mit dem amtlichen Siegel und überlieferte ihn mit seiner Verfügung der Papierstampe.

Er schüttelte abermals sinnend den Kopf und sagte still vor sich hin: „Ja, wenn unsereins plaudern wollte!“

Er war unter den Lebenden jetzt der einzige, der um Helenens Geheimniß wußte.

\* \* \*

Täglich zu früher Morgenstunde, im heißen Sommer und im kalten Winter, bei Regen und Sonnenschein, steigt Schwester Reinhilde von Mariahöhe zum Siechenhause, zum Schlosse Fürstenberg hinab, und erst zu später Abendstunde lehrt sie in das Kloster zurück. Sie trägt das schlichte graue Kleid aus grobem Tuch und die mächtige, haubenartige, weiße, fleise Kopsbedeckung, die ihr edles, ruhiges Gesicht umrahmt. Die Oberin, die ihr die Pflege der unglücklichen Irren anvertraut hat, ist ihr von Herzen zugethan. Erst vor einigen Tagen hat sie an den Herrn Dompfarrer Nepomuk Möllinger zu Bozen geschrieben: „Ich danke stündlich dem Herrn, daß er uns Schwester Reinhilde gesandt hat. Sie ist liebevoll, unermüdblich, still und fromm und allem weltlichen Treiben abhold. Sie scheut keine Arbeit, und ihre ruhige Thatkraft erregt mein Erstaunen. Die kranken Frauen, die sie mit wahrer Barmherzigkeit pflegt, vertrauen ihr und haben sie lieb. Sie bezwingt durch ihre Sanftmuth die Widerspänstigsten und weiß die Traurigsten aufzuheitern. Mit besonderer Liebe hat sie sich Ihrer unglücklichen Schwester angenommen. Seit Schwester Reinhilde sie pflegt, scheint Cäcilie wieder etwas regeren Antheil an ihrer Umgebung zu nehmen, sie spricht bisweilen und zeigt sich den Weisungen der Schwester Reinhilde folgsam. Seit langer Zeit hat sie Speise und Trank nicht mehr verweigert, und wir dürfen zu Gott hoffen, daß sie sich unter so hingebender Pflege mehr und mehr kräftigen wird.“

Stundenlang geht Schwester Reinhilde mit Cäcilie Möllinger Arm in Arm im Garten spazieren und spricht ihr freundlich zu.

Cäcilie ist zwar zum Skelett abgemagert, ihr Geist ist umnachtet, und tiefe Schmerzmuth hält sie gefangen. Aber manchmal, wenn Schwester Reinhilde freundlich wie immer zu ihr spricht, leuchtet es doch in ihrem Auge sonderbar auf, als wolle das Licht des Geistes noch einmal aufblitzen. Sie blickt dann ihre Begleiterin lange an, und sie sagt: „Ich muß Dich kennen, Schwester! Ich habe Dich gesehen, ehe ich hier war.“

Reinhilde lächelt sanft und erzählt ihr schöne Geschichten, die sie aufheitern sollen.

Reinhilde blickt oft hinüber nach dem Gasthof zur Post in Sanct Valentin auf der Gaid. Am Abend blißen da die Fenster im Widerschein der untergehenden Sonne. Sie sieht auch oft auf zu den Fenstern im oberen Stock, und sie zeigt Cäcilie Möllinger, die sich auf ihren Arm stützt, das schöne, tiefrothe Gefunkele, und dahinter die Berge im blendend weißen Kleide. Da führt die Straße von der Finstermünz nach Spondinig und dem Stiffter Joch. Im Hochsommer fahren viele Vergnügungstreisende des Wegs; man sieht den Staub aufwirbeln und mitunter, wenn der Wind gut steht, trägt das ruhige Wasser des Sees den Schall des Peitschenknaßs und des Zurufes der Kutscher bis herüber zum Schloß.

Gestern hielt dort ein sechsspänniger Wagen vor der Post. Die Herrschaften stiegen nicht aus. Sie ließen die Pferde nur etwas verschnaufen und erfrischten sich durch einen Trunk, den ihnen die Wirthin an den Wagen brachte. Der Herr schaute sich aufmerksam nach allen Richtungen um. Er blickte zum oberen Stockwerk auf, und dann hinunter zum See, und dann hinüber zum Fürstenberg und zu Mariahöhe. Er ahnte nicht, wer die Schwester im grauen Gewande war, die, eine hinfällige Kranke stützend, durch das Gärtchen des Krankenhauses wandelte; und sie ahnte auch nicht, wer da drüben in dem schweren Wagen in der Richtung auf Mals fuhr. Sie sahen sich nicht.

„Grüß Gott! Grüß Gott!“ rief in einer plötzlichen Eingebung die wohlbeleibte Postwirthin dem davonrollenden Wagen nach, aus dem sich der große Herr nun lächelnd und den Hut schwenkend herausbog. „Aber Göglbacher! hast Du ihn denn nicht erkannt? Heilige Mutter Anna! . . . Das war ja der Herr aus Amerika . . . weißt schon, der einmal um Ostern zu uns kam! Mit seiner Schwester! Es mag wohl drei Jahre her sein, oder vier!“





## Streifblicke auf das Universitätswesen im deutschen Reich.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —



Es fällt mir nicht ein, mich hier des Jüngeren über deutsche Universitäten auslassen zu wollen. Man möchte fast behaupten, es sei modernes Bedürfnis, jeden Aufsatz, wenn er auch noch so klein und noch so begrenzten Inhaltes wäre, durch eine historische Einleitung zu einem „Essay“ aufzubauen, diese Einleitung wo möglich mit der Darstellung der einschlagenden Verhältnisse zur Zeit der Pfahlbauten zu beginnen und mit einem pomphaften Hinweis auf das wiedererstandene glorreiche Kaiserreich zu schließen. Weder das eine noch das andere liegt mir im Sinne — es ist mir völlig gleichgültig, ob diese oder jene Universität von einem Kurfürsten, König oder Kaiser gegründet wurde, oder ob man die ältere Phase der Universitätsentwicklung mit Schweninger abschließen und von diesem aus eine neue Aera beginnen will.

Ich weiß nicht genau, wann der „Deutsche Universitäts-Kalender, herausgegeben von Dr. Ascherfon in Berlin“ zum ersten Male erschien; auf dem Titel steht „Sechszwanzigste Ausgabe. Wintersemester 1884/5“ und da für jedes Semester ein Heft erscheint, so mögen es wohl dreizehn Jahre her sein, daß dieser Kunstkalender das Licht der Welt erblickte. Jedenfalls bin ich sicher, seit manchen Jahren schon gar oft in dem Kalender geblättert, nachgeschlagen und mir manchmal ganz besondere Gedanken dabei gemacht zu haben, von welchen ich einige zu Nutz und Frommen der Nachwelt um so mehr zum Besten geben will, als die Mitwelt ganz gewiß keine Rücksicht darauf nehmen wird. Die Nachwelt vielleicht auch nicht. Die Hoffnung, welcher dieses „vielleicht“ Raum läßt, ist freilich gering; Originalität und



Initiative schwinden immer mehr unter der Uniformität der Schule und der Kaserne.

Ich nannte den Kalender einen Zunftkalender und es mag nur Wenige geben, welche diese Benennung ernstlich zu bestreiten sich berufen glauben könnten. Die Zunft steckt uns Deutschen überhaupt in den Gliedern und diese Sucht, sich in mehr oder minder großen Genossenschaften mit fester Satzung abzugrenzen, tritt bei jeder Gelegenheit, oft selbst unbewußt hervor. Aus meiner politischen Thätigkeit in den eidgenössischen gesetzgeberischen Räten habe ich wenigstens die Einsicht mitgenommen, daß der Romane die individuelle Freiheit begreift, wenn er sie auch nicht übt oder üben läßt, daß der Germane dagegen nur die collective Freiheit, die der Corporationen, Zünfte, Gemeinden u. s. w., zur Geltung bringt, von der Freiheit des Individuums aber sich keinen Begriff machen, sie also auch nicht praktisch realisiren kann. Die Gelehrtenzunft ist eine der zähesten unter allen deutschen Zünften; ihre Herbergen, die Universitäten, besitzen alle die gleiche Organisation und haben dieselbe, trotz allen Zeitstürmen, fast unverändert beibehalten. Man setze die Zunftbezeichnungen neben die üblichen Universitätsbezeichnungen und man wird die gleiche Gliederung wahrnehmen. Meister = Ordentlicher Professor; Obergesell = Außerordentlicher Professor; Gesell = Privatdocent; Lehrling = Student.

Das geht durch bis in das Kleinste. Die einzelnen Herbergen stehen in Cartell mit einander; der Lehrling, der aus der einen hinausgeworfen (relegirt) worden, kann nicht in die andere hineinkommen; die Zunft hat ihre eigenen Schlagworte, Ehrengesetze, Gebräuche und Riten, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortsetzen. Nichts zeichnet den Unterschied von andern Nationen besser, als der Gebrauch, welchen die Sprache von den Bezeichnungen macht. „Professor“ ist in Deutschland ein vom Staate dem Zunftmeister gegebener Titel und kein anderer darf ihn führen; in Frankreich heißt Jeder „Professeur“, der irgend etwas lehrt; Jeder kann sich diesen Titel zulegen. Das Erstaunen der deutschen Professoren, welche nach Belgien oder der romanischen Schweiz kommen, ist oft namenlos, wenn sie von einem „professeur de boxe, de piano, de tambour“ reden hören; ich bin schon von Collegien befragt worden, ob man nicht Schritte gegen irgend einen Menschen thun könne, der sich unberechtigter Weise den Titel Professor beilege?

Wir zählen im Deutschen Reiche zwanzig vollständige Universitäten, von welchen neun, oder wenn man will, zehn Preußen angehören, denn die zehnte, Straßburg, ist zwar nominell dem Reichslande Elsaß-Lothringen zugetheilt und wird von diesem unterhalten, dürfte aber factisch dem preussischen Regimente unterstehen. Baiern besitzt drei Universitäten, Baden zwei, das Königreich Sachsen, die sächsischen Herzogthümer, Württemberg, das Großherzogthum Hessen und Mecklenburg je eine. Sollte man es glauben, daß unter diesen, so verschiedenen Regierungen unterstehenden Un-

stalten es überhaupt nur drei giebt, welche sich von der veralteten und widersinnigen Kunst- und Kopfeintheilung in vier Facultäten, theologische, juristische, medicinische und philosophische, losgemacht haben? In der sogenannten philosophischen Facultät liegt, wie der alte Naegle in Heidelberg zu sagen pflegte, Alles durcheinander wie Räusebred und Roriander; die widerstrebendsten Interessen sind an einen Wagen gespannt, Philologen und Historiker mit Mathematikern, Physikern und Zoologen, die sich gegenseitig nicht verstehen, deren Bedürfnisse einander oft diametral einander gegenüberstehen. Man muß solchen Facultätskürzungen beigewohnt haben, wo man über die Erfordernisse der Bibliothek, der Laboratorien, über die Anforderungen, welche in den Prüfungen zu machen sind, über Berufungen und Vorschläge für dieselben hin und her streitet, um sofort zu wissen, daß eine solche Zusammenpferchung der heterogensten Dinge ein Unsinn ist, den nur eine verknöcherte Kunststeinrichtung beibehalten kann. Straßburg, das auf frühere französische Einrichtung gepropft worden ist, hat klugerweise die in Frankreich allgemein durchgeführte Eintheilung in eine philosophische und mathematisch-naturwissenschaftliche Facultät beibehalten (die Franzosen haben dafür die kürzeren Benennungen „*Faculté des-lettres* und „*Faculté des-sciences*“); von den alten Universitäten hat Würzburg sich dieser Eintheilung genähert, indem es seine monströse philosophische Facultät in zwei, der französischen Eintheilung entsprechende Sectionen gespalten hat. Allein die Schwaben haben den Muth gehabt, mit dem Kunstbrauch ganz zu brechen und aus dem weiten Mantel der Centralwissenschaft, wie Trozler die Philosophie nannte, drei Facultäten herauszuschneiden, die philosophische, die staatswissenschaftliche und naturwissenschaftliche.

Wenn diese Doppelmißgeburt, die noch auf siebzehn deutschen Universitäten ihr Leben fristet und voraussichtlich noch lange fristen wird, nur den Nachtheil hätte, daß ebensoviel Pferde vorn wie hinten an denselben Facultätswagen gespannt sind, die sich beim Anziehen neutralisiren, schlagen und beißen, so wäre der Schaden nicht groß — man weiß ja, daß außer der Belehrung der wißbegierigen Jugend auch der Zank mit Colleggen zu den Lebenszwecken der deutschen Professoren gehört! Aber die Einrichtung hat einen großen Uebelstand im Gefolge; sie verhält das Verhältniß, welches zwischen den treibenden Geisteskräften der Nation sich herstellt und macht es unmöglich, dasselbe klar zu legen.

Die Naturwissenschaften ringen sich zu stets höherer Bedeutung für das Leben der Völker empor. Wer die Anziehungskraft, die sie ausüben, nicht nur nach subjectiven Anschauungen, die immer trügerisch sind, sondern nach objectiven Thatfachen beurtheilen will, die er nur an der Hand statistischer Erhebungen gewinnen kann, der wird nothwendigerweise die Zahl der jungen Männer in das Auge fassen müssen, welche diese Wissenschaften zu ihrem Lebensberufe wählen. Nun werden die Universitäten hierfür nicht den alleinigen Maßstab geben können, da höhere Realschulen und polytechnische

Anstalten einen bedeutenden Theil der Jünger der exacten Wissenschaften an sich ziehen; aber einen bedeutenden Factor bilden die wissenschaftlichen Facultäten der Hochschulen doch. Die deutsche Organisation macht es unmöglich, diesen Factor klar zu stellen; wenn die Zahl der in der philosophischen Facultät eingeschriebenen Studenten zu- oder abgenommen hat, so kann kein Mensch wissen, ob die Aenderung auf Rechnung der exacten oder der sogenannten philosophischen Wissenschaftszweige zu setzen ist.

Sehen wir uns nun die Verhältnisse näher an. Im Sommer 1884 studirten auf den zwanzig Universitäten des deutschen Reiches im Ganzen 25 632 immatriculirte, d. h. der Kunst zugeschriebene Jünglinge, Berufsstudenten, die durch das Studium ihren künftigen Lebensunterhalt gewinnen wollen. Hinsichtlich sogenannter, zum Besuche von Vorlesungen berechtigter Hörer läßt sich nur sagen, daß dieselben einen durchaus unberechenbaren, zudem nicht allen Universitäten zukommenden Factor bilden. In Berlin würden diese Hörer 23% der Gesamtzahl ausmachen, in Freiburg 13%, in Leipzig und den meisten andern Universitäten 2 bis 1%, während Erlangen und Kostock gar keine aufzuweisen haben. Hier also existirt nur die Kunst und die hohen Verhältniszahlen für Berlin und Freiburg scheinen darauf hinzuweisen, daß an diesen beiden Orten viele, sonst wenig oder gar nicht beschäftigte Leute existiren, welche irgend ein wissenschaftliches Interesse aus ihrer früheren Laufbahn sich erhalten haben, pensionirte Beamte und dergleichen. Freiburg ist ja bekanntlich ein Lieblingsaufenthalt für Angehörige dieser, in Deutschland besonders zahlreichen Klasse der Bevölkerung. In Frankreich dreht sich das Verhältniß wenigstens bei den beiden Facultäten der lettres und sciences gerade um; dort bilden die Berufsstudenten oft nur einen verschwindend kleinen Bruchtheil der Zuhörerschaft und wenn z. B. Herr Caro, der schönredende Professor der Philosophie an der Sorbonne, nur für Berufsstudenten lesen sollte, würde er wahrscheinlich vor leeren Bänken predigen. In Frankreich giebt es aber keine zum Besuche von Vorlesungen berechtigten Hörer, weil Jedermann berechtigt und alle Vorlesungen an den Facultäten durchaus öffentlich sind.

Ich lasse also diese Hörer gänzlich bei Seite und beschränke mich auf die immatriculirten künftigen Studenten.

Vergleicht man die Frequenz der einzelnen Universitäten, so zeigt sich eine ausgesprochene Tendenz zur Centralisirung. Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu, und die größeren Städte üben auf die Studentenwelt denselben Einfluß aus, wie auf die Arbeiterwelt. Berlin zählt etwas mehr als 4000 Studenten, Leipzig etwas mehr als 3000, München 2500 und diese drei großen Universitäten nehmen etwa 38% der Gesamtzahl für sich in Anspruch. Dann folgen: Halle mit fast 1600, Breslau mit fast 1500. Tübingen mit 1400, Würzburg und Bonn mit etwa 1200, Göttingen mit 1000, Heidelberg mit fast eben so viel, Königsberg, Freiburg und Greifswald mit etwas über 900, Straßburg und Marburg mit etwas über 800.

Erlangen mit etwa 700, Jena mit 600, Gießen mit etwas über 500, Kiel mit etwas über 400 und schließlich Kofstock mit 250.

Man kann wohl behaupten, daß auf einige dieser Frequenzzahlen der staatliche Zwang, der dem Landeskinde das biennium academicum auf der Landesuniversität auferlegt, einen bedeutenden Einfluß hat und daß manche der kleinen Universitäten von der Bildfläche verschwinden würden, wenn dieser Zwang nicht in die Waagschale fiel. Wenn aber mehrere Universitäten demselben Lande angehören, so vertheilt sich dieser Einfluß und bei den neun preussischen Universitäten fällt er gar nicht mehr in's Gewicht. Hier tritt also einerseits der Einfluß der größeren Städte mit ihren mannigfaltigen Hilfsmitteln, andererseits die nicht hoch genug anzuschlagende Anziehungskraft ausgezeichnete Lehrkräfte in den Vordergrund. In andern Ländern ist dieselbe verschwindend klein. Der französische Student kennt nur ein Wanderziel, Paris; wer nicht nach Paris kann, bleibt in der Facultät seiner Gegend sitzen; ein Provençale würde nicht nach Lyon zum Studiren gehen und wenn dort alle Berühmtheiten Frankreichs lehrten. Der deutsche Student aber ist ein Wandervogel und zieht den Berühmtheiten, den ausgezeichneten Specialitäten nach, und zwar diesen allein, wenn es sich um Fächer handelt, welche nur eines Ratheders und eines Hörsaales zur Ausübung ihrer Lehrthätigkeit bedürfen. Bei der Medicin und den Naturwissenschaften, die praktischer Uebungen bedürfen, tritt zu diesem Factor noch ein zweiter hinzu, der Reichtum an Material und die Ausstattung der Hospitäler und Laboratorien. Das hat man in Deutschland, wie man den Facultäten und Regierungen lobend nachrühmen darf, mit richtigem Blicke erkannt und ist in dieser Beziehung allen übrigen Ländern vorangegangen. Wenn ich die Zustände, die ich vor fünfzig Jahren in meiner Studienzeit vorfand, mit den heutigen vergleiche, so muß ich die Fortschritte, die man in dieser Richtung gemacht hat, als wahrhaft riesige anerkennen. Das Studium in den genannten Zweigen drängt in seiner natürlichen Entwicklung stets mehr nach der praktischen selbstthätigen Arbeit hin; sie wird allmählich zur Hauptsache und die theoretische Vorlesung wird mehr und mehr nur die Vervollständigung der Arbeit in Hospitälern und Laboratorien, während früher das umgekehrte Verhältniß Platz griff.

Nun ist es aber klar, daß eine kleinere Universität in der Medicin und Chirurgie einer größeren Stadt, wo sich das Material an Leichen und Kranken in Fülle bietet, nur dann die Wage halten kann, wenn sie einen ausgedehnten Landkreis beherrscht, aus welcher ihr dieses Material zukommt, und daß die Bearbeitung dieses Materials Anstalten wie Hospitäler und Anatomien nothwendig macht, welche schließlich über die finanziellen Hilfsquellen hinausgehen, die flüßig gemacht werden können. Aehnliche Verhältnisse entwickeln sich bei den Naturwissenschaften; ein kleines Land, welches nur wenige Hilfsquellen öffnen kann, wird nothwendigertweise zurücksehen müssen.

Mit dem Wanderleben der Studenten hängt dasjenige der Professoren innig zusammen. Auch der deutsche Professor ist im Allgemeinen, zumal während der ersten Hälfte seiner Lehrthätigkeit, ein Wandervogel und von den Tüchtigen kann man etwa dasselbe sagen, was mir Liborio Romano, der bekannte Minister des entthronten Königs von Neapel, einst von den Neapolitanern sagte, als ich mich über die Räubereien beklagte: „Wir sind Alle geborene Räuber, und wenn wir sterben, ohne das Handwerk ausgeübt zu haben, so geschieht dies, nicht weil uns die Lust, sondern weil uns die Gelegenheit dazu fehlte!“ Der deutsche Professor kommt nur durch das Wandern vorwärts und wenn er an derselben Universität sein Leben hindurch bleibt, so geschieht dies, entweder weil er keine Gelegenheit fand oder weil er zurückgehalten wurde.

Die Kunst geht nach Brot, die Wissenschaft aber auch. Es gehört zu den landläufigen, leeren Phrasen, mit welchen man dem mit den Verhältnissen nicht genau vertrauten Publikum Sand in die Augen streut, wenn man sagt, die Wissenschaft werde nur um der Wissenschaft willen betrieben. Das steht in gleicher Linie mit der in Frankreich herrschenden Fiction, wonach der Advocat, als Beschützer der Beschädigten, der Wittwen und Waisen, kein Honorar beanspruchen darf. Der französische Advocat kann keinen Pfennig als Bezahlung für seine Mühewaltung liquidiren — aber der Avoué sorgt durch vorläufigen Contract dafür, daß er nicht zu kurz kommt. So betreibt der Professor auch die Wissenschaft, aber in der festen Absicht, durch seine Arbeiten und Vorlesungen zu höherer Lebensstellung, zu besserer Einnahme zu gelangen.

Nun setzt sich aber die Einnahme des deutschen Professors aus zwei sehr verschiedenen Factoren zusammen: aus der fixen Besoldung, welche ihm der Staat giebt und aus den variablen Bezügen, die er von seinen Zuhörern erhält. Durch diesen Punkt unterscheidet sich die deutsche Universitäts-Organisation von derjenigen aller übrigen Culturländer, die ich kenne und aus diesem Punkte erklärt sich das Wanderleben der Professoren, die Concurrenz zwischen den einzelnen Universitäten und zwischen den Lehrern desselben Faches auf jeder Universität. Je größer der Zulauf von Hörern und Schülern, desto größer die Einnahmen. Je geringer die Frequenz einer Hochschule, desto mehr sinkt dieser Factor gegen die staatliche Besoldung zurück, während auf großen Universitäten der Quartalzapfen nur eine angenehme Beigabe, das von den Studenten eingehelmte Honorar dagegen die Hauptsache bildet. Es begreift sich demnach leicht, daß der Professor in jeder Weise darnach trachtet, von kleineren Universitäten nach größeren berufen zu werden, so wie die Facultäten, welchen ja in erster Linie das Recht zusteht, Vorschläge zu machen, sich bestreben, durch Berufung tüchtiger Kräfte die Frequenz ihrer Anstalt zu erhöhen. Von dem Einen ziehen ja die Andern auch Nutzen. Ein berühmter Chirurg wird nicht nur für dieses Fach allein Studirende anziehen; die Leute gehen vielleicht nur seinetwegen

hin, sie besuchen aber auch die andern Kliniken, sowie die übrigen Vorlesungen.

Ich halte diese Einrichtung für den Cardinalpunkt der ganzen deutschen Organisation und bin überzeugt, daß man ihr hauptsächlich das rege Leben verdankt, welches trotz so vieler Uebelstände in den nach deutscher Weise organisirten Hochschulen pulst. Sie zieht freilich manche Nachtheile mit sich, die aber weit von den Vortheilen überwogen werden. Sie bildet das Gegengewicht gegen den Zunftgeist, der unmittelbar überwuchern und zur gänzlichen Verkünderung führen würde, wenn man, wie z. B. in Frankreich, eine gleichmäßige Besoldung der Professoren einführen und die Honorierung durch die Studirenden gänzlich abschaffen würde. Die Romanen begreifen freilich diese Einrichtung absolut nicht; sie finden das Markten und Feilschen, das in Deutschland bei jeder Berufung um so mehr stattfindet, als auch die staatliche Besoldung nicht fixirt ist, vollkommen unwürdig, wenn sie auch die Vortheile anerkennen, welche aus diesem Systeme erfließen.

Das System, sagte ich, hat auch seine Gefahren und seine Nachtheile. Gefahren insofern, als die größeren Universitäten oft nur Lehrkräfte erhalten, welche ihr Bestes schon geleistet haben. Es geht oft, wie zu meiner Jugendzeit (ich weiß nicht, ob es noch so ist) mit den Pfarreien im Hessenlande. Die meisten waren sehr mäßig dotirt, andere besser, einige wenige sehr gut. Die Einwohner dieser Pfarreien beklagten sich, sie bekämen nur alte Herren, die kaum mehr die Wegsteuer hätten und meist sich Vicare halten müßten. Natürlich! Die Pfarrer rückten allmählich aus und kamen abgenutzt auf der guten Stelle an. Es ist den großen Universitäten oft ähnlich gegangen; sie erhielten zuweilen nur tief herabgebrannte Kerzen, die früher geleuchtet hatten, jetzt aber auf das Profitische gesteckt waren.

Ein anderer Nachtheil ist die Endlosigkeit des Berufes. Wenn das Honorar den größten Theil der Einnahme ausmacht, so erleidet der Professor, selbst wenn er nach langen Dienstjahren mit vollem Gehalte pensionirt wird, eine erhebliche Einbuße. Er liest also, bis ihm der Athem ausgeht. Wenn sein Vortrag auch nicht mehr auf der Höhe der Wissenschaft steht, so zieht sein altberühmter Name doch immer Hörer an. Er versperrt jüngeren Kräften den Platz; aber er bleibt, weil er muß.

Den Berufungen von Ort zu Ort ist ohne Zweifel eine bedeutende Verstärkung des Corporationsgeistes zuzuschreiben, welcher der Zunft anhaftet. Selbst in den mittleren und kleineren Städten, die doch häufig einzig und allein von den Universitäten leben, stehen dieselben unsympathisch den Bewohnern gegenüber. Der Bürger lebt von der Universität, nützt dieselbe in materieller Beziehung so viel als möglich aus, hält sich aber ihre Glieder drei Schritt vom Leibe.

Der wandernde Professor hat nicht die Zeit, dieses Verhältniß zu ändern, auch wenn er wollte. Der Mediciner findet durch seine Praxis noch Berührungspunkte mit der Bevölkerung; die andern Fächer haben deren

nur durch ihren Haushalt. Der Professor ist deshalb für den geselligen Umgang fast lediglich auf seine Kunstgenossen angewiesen und die Beschränkung auf enge und engste Kreise der Fachgelehrten würde noch größer sein, wenn nicht glücklicher Weise die Thatsache sich geltend machte, daß zwei freie Deutsche nicht unter einem Dache zusammen leben können. Man hat deshalb meist mit den Facultätsgenossen, besonders aber mit den Concurrenten, nur collegialische Beziehungen; engere Verhältnisse knüpfen sich gewöhnlich nur mit Mitgliedern anderer Facultäten an. Das hat wenigstens das Gute, daß der Gesichtskreis etwas erweitert, eine absolute Einseitigkeit vermieden wird. Sind aber nach Jahre hindurch dauerndem Wandern die Professoren einmal sesshaft geworden für den Rest ihres Lebens, so haben sich die Gewohnheiten eingepreßt und können nicht mehr verlassen werden. Man kann sich in die Anschauungen und die Denkweise anderer Stände nicht mehr hineinfinden und bleibt diesen um so eher fern, als jeder Kunstgeist eine exclusiv aristokratische Seite hat und nur die Genossen als ebenbürtig gelten läßt.

Man hat gesagt, diese Abschließung und Ausschließlichkeit habe früher wohl bestanden, jetzt aber sei sie in bedeutender Abnahme begriffen. Ja und nein, wie man es nehmen will. Das Leben hat auch die Universitäten in seinen bewegteren Strudel, welcher die Elemente der Gesellschaft mischt und durcheinander rührt, mit fortgerissen, aber wenn dies einerseits die Berührungspunkte mit der nicht-academischen Bevölkerung vermehrt hat, so ist andererseits die Ueberhebung und Selbstverherrlichung in bedenklichem Grade gewachsen. Nach Königsgrätz waren die deutschen Schullehrer absolut ungenießbar geworden. Man hatte ihnen so viel vorgeorgelt, daß sie die Schlacht gewonnen und über Oesterreich gesiegt hätten, daß schließlich jeder Lehramtsandidat das Bewußtsein mit sich im Leibe herumtrug, ohne ihn wäre Preußen verloren gewesen. Wenn sie nun dieses Bewußtsein innerlich bei sich behalten hätten, so wäre ja nichts dagegen zu sagen gewesen; daß sie es aber bei jeder, auch der unpassendsten Gelegenheit hervorholten und Einem an den Kopf warfen, ließ sich weniger gut vertragen.

Das hat sich insofern geändert, als der deutsche Professor jetzt das Bewußtsein in sich trägt, das deutsche Reich gegründet zu haben. Doch das ist ein heikles Capitel, das leider mit der Politik zu innige Berührung hat, als daß ich hier weiter darauf eingehen möchte. Kehren wir in das innere Heiligthum des Tempels der Wissenschaft zurück!

Wir sagten oben, daß an den zwanzig deutschen Universitäten im Sommer 1884 im Ganzen 25 632 Studenten immatriculirt waren. Zwei Jahre vorher, im Sommersemester 1882, waren nur 23 413 Studenten eingeschrieben. In diesem kurzen Zeitraume hat also die Zahl der deutschen Studenten um 2219, also nahezu um 11 pCt. zugenommen. Wenn dieses Verhältniß ein dauerndes wäre, so würde das deutsche Reich alljährlich in runder Summe tausend Studenten mehr produciren als im Vorjahre. Steht

dieses mit der Zunahme der Bevölkerung oder mit der Zunahme des Bedürfnisses an studirten Leuten im Verhältniß? Ich muß die genauere Beantwortung Statistikern überlassen, stehe aber nicht an zu behaupten, daß man auf beide Fragen unbedingt mit „Nein“ antworten müsse. Wenn irgendwo, so wird man hier von Ueberproduction sprechen können, für welche man ein Analogon in der vor einigen Jahren vorhanden gewesenen Ueberproduction von Technikern finden kann. Die polytechnischen Schulen strotzten während einiger Jahre von Schülern und warfen eine solche Ueberfülle von diplomirten Ingenieuren, Architekten und Technikern auf den Markt des Lebens, daß dieselben in ihren Fächern schließlich keine Verwendung mehr finden konnten. Man wird einen ähnlichen Rückschlag für die Universitäten befürchten müssen.

Man darf sich wohl fragen, wo die Gründe dieser Erscheinung liegen mögen, und wird sie wohl am wenigsten in der Zunahme des materiellen Wohlstandes finden, für die ja, nach Fürst Bismarcks Behauptung die zunehmende Auswanderung der Maßstab ist. Die Fertigstellung eines Studenten erfordert zwar immer einen ziemlich bedeutenden Aufwand an Geld; da aber gerade in Deutschland, wie andere Untersuchungen beweisen, die studirten Leute fast ausschließlich aus den Beamtenkreisen im weitesten Sinne (Ärzte und Advokaten eingeschlossen) hervorgehen, welche ein fixes Einkommen haben, so vertheilt sich dieser Aufwand auf eine Reihe von Jahren hinaus für die Eltern. Es ist vielleicht der Mühe werth, zu untersuchen, ob nicht die zunehmende Einwirkung des Freiwilligen-Examens sich auf diese Weise fühlbar macht. Während die vermöglichen Schichten der Gesellschaft sich früher im größten Theile des deutschen Reiches durch das Einstehenssystem um eine bestimmte Summe von dem Militärdienste loskauften, verließen diejenigen, welche andere Berufsarten wählten, die allgemeinen Bildungsanstalten früher, um in ihre specielle Laufbahn einzutreten. Jetzt muß Jeder, dem seine Verhältnisse erlauben, Freiwilliger zu werden, einige Jahre länger die Gymnasien oder Realschulen besuchen, bis er die Befähigung erhält. Der junge Mann ist so gezwungen, bis zur Schwelle des akademischen Studiums vorzudringen und wenn er einmal an dieser Schwelle angekommen ist, treibt ihn auch die Eitelkeit, dieselbe zu überschreiten. Er thut dies um so lieber, als durch die Gymnasialstudien die Lust an anderen, bürgerlichen Geschäften bei ihm abgeschwächt ist. Ich möchte um so eher glauben, mit dieser Ansicht das Richtige getroffen zu haben, als in andern Staaten, wo ähnliche militärische Einrichtungen entweder gar nicht existiren oder doch noch nicht so tief in das ganze Volksleben eingegriffen haben, wie in Deutschland, keine solche Ueberproduction von Studenten stattfindet, obgleich der allgemeine Wohlstand dort nicht geringer ist.

Wie vertheilen sich die Studenten unter die einzelnen Facultäten? Bei der Beantwortung dieser Frage ist einerseits der oben auseinandergesetzte Uebelstand der monströsen philosophischen Facultät, anderentheils der Umstand



zu berücksichtigen, daß die theologischen Facultäten den zwei verschiedenen Confessionen zufallen. Während aber für die protestantischen Pfarrer, mit Ausnahme der freien Gemeinden, die Universität den ausschließlichen Weg zum Altare bildet, ist dies für die katholischen Priester durchaus nicht der Fall und diejenigen Diener dieser Kirche, die auf Universitäten studirt haben, mögen wohl die Minderzahl ausmachen. Deutschland besitzt, außer sechs katholischen Facultäten, noch zwei katholische Lyceen, Bromberg und Münster, die ich in meine Berechnungen nicht eingeschlossen habe, da sie keine vollständige Universitäten darstellen; von den sechs katholischen Universitätsfacultäten finden sich drei, Bonn, Breslau und Tübingen, neben protestantischen Facultäten, während drei andere, Freiburg, München und Würzburg, allein stehen. Auf diesen sechs Facultäten studirten im Jahre 1882 im Ganzen 642 katholische Theologen, im Jahre 1884 dagegen 801; ob diese Zunahme auf Rechnung der rückgängigen Bewegung im Culturkampf zu stellen sei, will ich nicht untersuchen. Ich glaube es um so weniger, als auch die protestantischen Theologen eine bedeutende Zunahme aufzuweisen haben, denn im Jahre 1882 studirten 3077 junge Leute protestantische Theologie, im Jahre 1884 dagegen 4032. Also eine Zunahme von fast tausend protestantischen Gottesstreitern in dem Zeitraume von zwei Jahren! Damals machten die Theologen 16 pCt. der Gesamtzahl der Studirenden aus, heute dagegen 19 pCt. Gewiß ein deutlicher Hinweis auf die Zunahme der religiösen Strömung, die man übrigens stets als Nachwirkung großer Kriege beobachten kann. Wir bekommen augenscheinlich immer mehr Religion.

Nicht uninteressant ist die Vertheilung der protestantischen Theologen auf die einzelnen Universitäten. Sie zeigen im Allgemeinen weniger Wandertrieb, als die übrigen Studenten, sind größtentheils „Kümmeltürken“, wie man in meiner Studienzeit zu sagen pflegte, und wo nur eine Landesuniversität ist, werden die Theologen größtentheils auf dieser hocken bleiben. Doch übt die Richtung, welche eine Facultät hat, einige Wirkung aus und man wird in Wahrheit behaupten können, daß an den Facultäten mit liberaler Richtung nur diejenigen ihre Studien machen, welche müssen, während die orthodoxen Facultäten die Frequenz locken. Leipzig, nach Berlin die größte Universität, zählt die meisten Theologen; dann kommt Halle, hierauf erst Berlin, nach der Hauptstadt Tübingen und dann Erlangen. Dies die Reihenfolge der absoluten Frequenz und diese fünf Universitäten zogen im Jahre 1882 = 65 pCt., im Jahre 1884 = 62 pCt. sämmtlicher deutscher Theologen an sich. Ganz anders aber stellt sich die Reihe her, wenn man aus dem Procentsatze der Theologen die Rolle sich veranschaulicht, welche die theologische Facultät an der betreffenden Universität spielt. Da steht Erlangen obenan; genau die Hälfte seiner Studenten sind Theologen! Erlangen trauert von Gottesgelehrsamkeit; es steht in dem Rufe, die orthodoxeste aller Facultäten zu besitzen. Dann folgen Tübingen mit 40 pCt., Halle mit 37 pCt.,

Greifswald mit 26 pCt., Breslau und Leipzig mit 22 pCt. Berlin aber übt offenbar keine besondere Anziehungskraft auf die Theologen aus; nur 12 pCt. seiner Studenten widmen sich dem geistlichen Stande. Es ist also nicht zu fürchten, daß die Gottesgelehrsamkeit in der Hauptstadt des deutschen Reiches übertvuchere; der Magnet, der die orthodoxen preussischen Theologen anzieht, ist offenbar Halle.

Die juristische Facultät, welche auch die Cameralisten begreift, ist offenbar diejenige, welche am meisten in ihrem späteren Leben auf den Staat und auf die Scholle angewiesen ist. Sie liefert das große Heer der Gerichts- und Verwaltungsbeamten; der einzige, vom Staate unabhängige Beruf, zu welchem sie führt, ist die Advocatur. In den verschiedenen Perioden politischer Flüchtlingsschaft, welche ich seit 1835 durch- und mitgelebt habe, konnte ich stets von Neuem beobachten, daß die Juristen die Unglücklichsten waren. Nur Wenigen unter ihnen gelang es, sich einen neuen Wirkungskreis in ihrer Berufssphäre zu schaffen. Während die übrigen studirten Leute mehr oder minder leicht ihnen angemessene Stellungen erringen konnten, mußten die meisten Juristen ihr ganzes Fachstudium an den Nagel hängen, um ihr Leben fristen zu können. Von Beschäftigungen an Gerichten konnte keine Rede sein und selbst die Advocatur und das Notariat sind in den meisten Ländern so abgeschlossen, daß nur einheimische Bürger darin wirken können. Selbst in Nordamerika gelang es nur Wenigen, in solchen Stellungen Wurzel zu fassen.

Hat die Zuversicht auf Staatsstellen abgenommen oder war früher eine Ueberfülle von Juristen vorhanden, die nun die Nachwirkung zur Folge hat, daß wenige junge Leute sich diesem Fache zuwenden? So viel ich weiß, haben einige Regierungen dringend von dem Studium der Jurisprudenz abgerathen, da sie zu viele Juristen auf Lager haben. Thatsache ist, daß die Zahl der in der juristischen Facultät immatriculirten Studenten absolut wie relativ abgenommen hat. Im Sommer 1882 gab es 5553 Juristen, 24 pCt. der Gesamtzahl; im Sommer 1884 studirten nur 5198 Jurisprudenz, 20 pCt. der Gesamtzahl. Diese Abnahme der Staatsbedürftigen ist gewiß bedeutungsvoll gegenüber der Thatsache, daß die Gesamtzahl der Studenten so bedeutend zugenommen hat.

Der Wandertrieb bethätigt sich, vielleicht in Folge der Fesselung an die Scholle, bei den Juristen noch weniger als bei den Theologen; die fünf frequentesten Universitäten, Berlin, München, Leipzig, Tübingen und Heidelberg, ziehen nur 60 bis 61 pCt. der Gesamtzahl der Juristen an sich. Vier von diesen Universitäten haben eine Einbuße seit 1882 erlitten, München allein hat zugenommen, denn während man dort im Jahre 1882 nicht mehr als 765 Juristen zählte, hatte es im Sommer 1884 die stattliche Zahl von 882, nur 42 weniger als Berlin und 203 mehr als Leipzig, dessen Gesamtzahl an Studirenden doch weit diejenige von München übertrifft. München ist also die vorragendste Universität für Juristen, der

Procentsatz derselben beträgt 35 pCt.; dann kommt Heidelberg, wo etwa ein Drittel der Studenten, 32 pCt., Juristen sind; hierauf folgen Tübingen mit 28 pCt., Gießen mit 25 pCt., Freiburg und Straßburg mit 24 pCt. und erst dann Berlin, Bonn und Leipzig.

Der vom Staate am wenigsten abhängige Lebensberuf ist ohne Zweifel derjenige der Mediciner. Nur sehr Wenige unter ihnen finden eine staatliche Anstellung als Physikalärzte; die Meisten sind für ihre Ernährung auf die private Praxis angewiesen. Die ganze Welt steht ihnen offen; Kranke giebt es überall und wenn die einzelnen Länder sich in der Weise gegen Einbringlinge aus dem Auslande verschanzten, daß sie ihnen eine Prüfung auferlegen, so ist es doch dem jungen Manne, der in seiner Heimat nicht fortkommen zu können glaubt, meist nicht schwer, diese Prüfung zu bestehen. Man darf demnach es wohl als ein erfreuliches Zeichen für die Tendenz, einen freien und unabhängigen Lebensberuf sich zu schaffen, ansehen, wenn das Studium der Medicin einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Im Sommer 1882 studirten 5454 Mediciner, 23 pCt. der Gesamtzahl, im Sommer 1884 dagegen 7079, die 27 pCt. der Gesamtzahl ausmachen. Diese Zunahme bringt zugleich einen Beweis für den Aufschwung der Medicin und ganz besonders der Chirurgie und der pathologischen Anatomie in Deutschland. In meiner Jugendzeit pilgerten die deutschen Mediciner und jungen Aerzte in Schaaren nach Paris, vorzugsweise der Chirurgie wegen; heutzutage würde dieß nicht geschehen, selbst wenn die Beziehungen durch den Krieg von 1870 nicht verändert worden wären.

Alle Universitäten, kann man sagen, zeigen eine Zunahme von Medicinern, aber diese vertheilen sich gleichmäßiger — ein Beweis, daß auch an den kleineren Facultäten tüchtige Lehrer und genügende Mittel sich vorfinden. Berlin zieht die meisten Mediciner an, doch folgt ihm München fast unmittelbar, dann Würzburg und hierauf Leipzig. So verhält es sich in beiden Jahren, die wir hier mit einander vergleichen, aber hinsichtlich der fünften Stelle hat eine Aenderung stattgefunden. Im Jahre 1882 behauptete Breslau die fünfte Stelle mit 352 Medicinern, es hatte im Sommer 1884 421, aber Greifswald, das im Jahre 1882 um nur acht Mediciner hinter Breslau zurückstand, hat ihm jetzt mit 450 den Rang abgelassen. Immerhin nahmen die fünf frequentirtesten Universitäten in beiden Jahren nur 50 pCt. der Gesamtzahl der Mediciner in Anspruch. Untersucht man aber, an der Hand der Verhältniszahlen, die Rolle, welche die medicinische Facultät an jeder einzelnen Universität spielt, so steht Würzburg obenan, wo 60 pCt. der Studenten Mediciner sind, hierauf folgen Greifswald, Freiburg, Kiel, München, während Berlin und Leipzig nur einen geringen Procentsatz von Medicinern, nicht einmal ein Viertel, aufweisen. Sollte diese Thatsache darauf hinweisen, daß die Anstalten, welche für das Studium der Medicin nöthig sind, nicht mehr ausreichen an den beiden

Groß-Universitäten, daß mehr Raum geschaffen oder mehr Material zugeführt werden muß, um einer steigenden Frequenz Genüge zu leisten?

Ich führe die philosophische Facultät fast nur der Vollständigkeit wegen auf, denn wie schon oben bemerkt wurde, lassen sich aus der widersinnigen Zusammenspannung der darin befindlichen Elemente keine allgemeinen Schlüsse ableiten. Aber selbst nach geschehener Trennung in wenigstens zwei Facultäten würde eine genauere Discussion schwierig sein. Die Zahl der an einer naturwissenschaftlichen Facultät eingeschriebenen Studenten würde z. B. kein richtiges Bild der Tendenz für die Studien in dieser Richtung aus dem Grunde abgeben, weil alle Mediciner ohne Ausnahme durch die naturwissenschaftlichen Collegien hindurchgehen müssen, ohne welche sie das propädeutische Examen nicht bestehen könnten. In Frankreich, wo die Facultäten für sich abgeschlossene Körper bilden, die nicht durch ein gemeinsames Band mit einander vereinigt sind, hat jede medicinische Facultät ihre eigenen Professoren der Naturwissenschaften, welche oft sogar im Besitze der betreffenden Anstalten, wie Laboratorien, Museen und botanischen Gärten sind. In Deutschland hat man sich kluger Weise von solcher Verzettlung der Kräfte freigehalten und nur hier und da zeigt sich noch ein Rest vorsündfluthlicher Organisation, indem z. B. der Professor der Chemie oder der Zoologie der medicinischen Facultät zugetheilt ist.

Wie dem auch sei, so hat die Zahl der Studenten in der philosophischen Facultät im Laufe zweier Jahre abgenommen, zwar nicht in so bedeutendem Maße als in der juristischen, aber doch bemerklich genug. Im Jahre 1882 gab es 8687 Studenten in dieser Facultät, 37 pCt. der Gesamtzahl; im Jahre 1884 waren es nur noch 8522, mithin 34 pCt.

Wenn Philosophie und philosophische Facultät gleichbedeutend wären, so würde man Berlin die philosophischste Stadt des Reiches der Denker nennen können, denn es zählte 1763 Studenten dieser Facultät im Jahre 1884 gegen 1799 im Jahre 1882. In beiden Jahren behauptete Leipzig den zweiten Rang, aber es ist bedeutender, von 1312 auf 1185 zurückgegangen. Im Jahre 1882 folgten Halle, Breslau, München, aber im letzten Jahre ist Halle um 143 Philosophen ärmer geworden, und Breslau hat die geringste Einbuße erlitten, so daß die Reihenfolge sich nun folgendermaßen stellt: Breslau, München, Halle. Ob dieser Schwund an Philosophen in der Hallorenstadt mit der Zunahme der orthodoxen Theologen im Zusammenhange steht, wäre wohl einer eingehenderen Untersuchung werth; jedenfalls aber ziehen sich die Philosophen von den größeren Universitäten mehr zurück, denn während diese im Jahre 1882 noch 56 pCt. der Philosophen festhielten, zogen sie im Jahre 1884 nur 50 pCt. an.

Die philosophische Facultät steht in Marburg obenan; genau die Hälfte der dortigen Studirenden sind bei ihr immatriculirt. Sehr nahe steht Göttingen mit 49 pCt., dann folgen Berlin, Straßburg, Bonn und Jena. Den geringsten Procentsatz zeigen Würzburg und Erlangen — wo

die Medicin und die Theologie den ersten Rang einnehmen, ziehen sich die Philosophen zurück.

Ich will zum Schlusse dieser, die Studenten betreffenden Discussion nur auf einen Punkt aufmerksam machen. Baiern hat drei Universitäten, und jede derselben hat einen specifischen Charakter: Erlangen zählt die relativ größte Menge von Theologen, München von Juristen, Würzburg von Medicinern unter allen Universitäten Deutschlands.

Ferner steht als allgemeinstes Resultat fest, daß zwei Facultäten im Laufe zweier Jahre abgenommen haben, die philosophische weniger, mehr dagegen die juristische; daß aber diese Abnahme nicht im Verhältniß steht zu der Zunahme der theologischen und der medicinischen, welche letztere den bedeutendsten Zuwachs zeigt. Beide Facultäten stehen wohl in diametralem Gegensatz; die theologische Facultät repräsentirt die kirchlich-gläubigen, die medicinische die materialistisch-unkirchliche Strömung, welche in unserer Zeit einander kreuzen. Es geht hier wie in der Politik — die Mittelparteien werden an die Wand gedrückt und die extremen Parteien kämpfen um den Sieg.

Sehen wir uns, nachdem wir den Lehrlingen einige Betrachtungen zugewendet haben, ein wenig in dem Generalkrabe der Kunst, unter den Privatdocenten, außerordentlichen und ordentlichen Professoren um.

Von vorne herein muß ich bemerken, daß es mir nicht einfällt, über den Werth, die Tüchtigkeit und die Anziehungskraft der einzelnen Lehrer ein Wort zu verlieren. Dergleichen sind innere Angelegenheiten, welche auf und ab fluthen, je nachdem eine Regierung, wohl oder übel berathen von der Facultät, einen glücklichen oder unglücklichen Griff thut. Nur auf einen Punkt möchte ich aufmerksam machen.

Jedes System der Berufung hat seine Schattenseiten. In dem einen Lande sind es persönliche Connezionen, in dem anderen Empfehlungen von Seiten auswärtiger Fachgenossen, welche das schwerste Gewicht in die Waagschale werfen; in Deutschland sind es die Publicationen, die literarische Thätigkeit, welche in erster Linie berücksichtigt werden. Das Lehrtalent kommt häufig erst weit hinterdrein gehinkt. Das ist sicher ein großer Uebelstand, denn schließlich handelt es sich doch bei Berufung eines Lehrers der Jugend wesentlich darum, ob derselbe versteht, seine Zuhörer zu fesseln, anzuregen, verständlich und klar ihnen den Gegenstand zu erläutern und begreiflich zu machen. Ich kenne einen Curator einer höheren Lehranstalt, der alljährlich einige Wochen dazu benutzt, in verschiedenen Stätten der Wissenschaft umherzureisen, incognito Vorlesungen anzuhören, mit den Docenten in der Aneipe, die er sehr gut zu finden weiß, sich zu unterhalten und dann sich Notizen zu machen, die er vorkommenden Falls in erster Linie consultirt. In seiner kernigen Sprache nennt er dieses Notizbuch sein „Thierbuch“ und es finden sich darin Charakteristiken wie: „Secht Bücher

wie ein Kaninchen; saumäßiger Vortrag.“ Der Mann hat, man kann es nicht anders sagen, in Berufungen meist eine glückliche Hand gehabt.

Das deutsche System (ich bin weit entfernt, es schlechter als die anderen zu finden) hat als traurige Nachwirkung die unendliche Vielschreiberei von Junftgenossen für Junftgenossen. Eine Menge von Abhandlungen, Aufsätzen und Büchern tragen etwa denselben Charakter, wie die Parlamentsreden, welche für die Wähler gehalten werden. Je größer das Buch, je zahlreicher die Abbildungen, desto mehr imponirt es den Wählern. Wir sind dadurch in eine Weitschweifigkeit und in denjenigen Wissenschaften, wo Abbildungen nöthig sind, in einen Luxus von Ausstattung mit Figuren und Tafeln hineingerathen, die wahrhaft erschreckend sind. Wehe dem Privatdocenten, der ein oder mehrere Jahre verstreichen läßt, ohne eine Schrift erscheinen zu lassen! Der Mann hat vielleicht eine langwierige, zeitraubende Arbeit unternommen — wenn er nicht einige vorläufige Notizen oder unzusammenhängende Thatsachen daraus veröffentlicht, wird er aus der Reihe der Lebendigen gestrichen.

Das Privatdocententhum! „Das ist die schwere Zeit der Noth!“ Diesen Canon von Chamisso können die meisten Bewerber um einen Lehrstuhl täglich beten. Es ist umgekehrt wie zur Zeit der Pharaonen; die sieben mageren Jahre kommen zuerst. Und doch beneiden uns die meisten übrigen Nationen um diese Institution, welche der Concurrenz einigen freien Spielraum gewährt und als eine Pflanzschule für zukünftige akademische Lehrer betrachtet wird. Indessen hat sich, wenigstens in einigen Facultäten, die Lage der Privatdocenten insofern gebessert, als sie nicht mehr einzig auf Vorlesungen, auf Einpauken für Prüfungen und allenfalls auch auf Verfertigung von Dissertationen für Doctoranden als Einnahmequellen beschränkt sind. Die Verwiefältigung der Laboratorien, Seminarien und wie die praktischen Anstalten alle heißen mögen, hat die Gründung einer Menge von Assistenten- und Gehilfenstellen zur Folge gehabt nebst Einrichtung von praktischen Curfen, die meistens diesen Assistenten zufallen und an die vor einem Menschenalter kein Mensch dachte. Erzählt man doch, daß es Privatdocenten gebe, welche auf diese Einnahme hin sich verheirathet hätten, auch ohne daß eigenes Vermögen zu dem Unterhalte beitrug.

Wie dem auch sei, so kann man im Allgemeinen sagen, daß etwa 50 Studenten nöthig sind, um die Existenz eines Privatdocenten zu ermöglichen. Diese Mittelzahl hat sich seit zwei Jahren etwa in gleicher Höhe erhalten. Vielleicht werden die Ansprüche an das Leben allmählich etwas größer und die Proportion der Privatdocenten geringer — im Jahre 1882 gingen 48 Studenten auf einen Privatdocenten, im Jahre 1885 dagegen 50, wenn man das Mittel aus allen Universitäten zieht. Aber die Schwankungen um dieses Mittel sind sehr bedeutend. Die theologische Facultät scheint der ungünstigste Boden für das Privatdocententhum zu sein, wo sie Oberwasser hat, zieht sich der unabhängige Geselle zurück. Die drei

ultratheologischen Universitäten Halle, Tübingen und Erlangen haben die wenigsten Privatdocenten; in der ersteren Stadt kommen 94 Studenten auf einen Privatdocenten, in den beiden andern Städten 80. Doch werden diese Universitäten noch von Gießen übertroffen, wo 130 Studenten auf einen Privatdocenten gehen, während in Kiel im Gegentheil 21 Studenten genügen, um einen Privatdocenten über Wasser zu halten. Hier, an der Ostsee kühlern Strande, müssen ganz eigenthümliche Verhältnisse obwalten, um einen solchen Schwarm von Privatdocenten anzulocken. Eine momentane Ueberfülle ist es nicht, denn vor zwei Jahren herrschte schon dasselbe Verhältniß. Fast möchte man glauben, die Schleswig-Holsteiner hätten eine ganz besondere Anlage zum Professorenthum und diejenigen unter ihnen, die nicht dazu kommen, hätten ihren Lebenszweck verfehlt, etwa in ähnlicher Weise wie die Franzosen, welche keine Decoration haben.

Der Privatdocent ist immerhin noch ein freier Mann, wenn er nicht als Assistent ein Nebenämtdchen hat. Sehen wir uns jetzt nach den angestellten Lehrern um, die, abgesehen von den Titeln Hofrath, geheimer Hofrath und Geheimrath, welche ihnen hie und da angehängt werden (was ich mir dafür loofe? sagt der Berliner), sich in zwei Rangstufen scheiden, ordentliche und außerordentliche Professoren. In Beziehung auf die Gerechtfame und Einkünfte sind freilich diese Rangklassen streng geschieden, nicht aber in Hinsicht auf die Lehrthätigkeit. Oft ist es nur eine Frage der Zeit, des Alters, der Vacanzen, welche sich bieten, ob ein akademischer Lehrer außerordentlicher Professor bleibt oder zum Ordinariat vorrückt; wenn die meisten dadurch weiter kommen, daß sie einen Ruf nach einer andern Universität erhalten haben, so giebt es auf allen Universitäten auch stille Weilschen, die im Verborgenen blühten und sich ihre Rangstufe erhaschen haben. Ich fasse also im Nachfolgenden beide Klassen zusammen, denn beide sind vom Staate angestellte Lehrer mit bestimmten Verpflichtungen und meist auch mit fixen Besoldungen. Ich weiß sehr wohl, daß einzelne außerordentliche Professoren nur den Titel haben, aber kein Gehalt beziehen, doch mögen diese nur wenige sein.

Die zwanzig Universitäten des deutschen Reiches zählten im Jahre 1882 im Ganzen 1300 Professoren, 943 ordentliche und 357 außerordentliche — es kamen also 18 Studenten auf je einen Professor; im Sommer 1884 gab es 1355 Professoren, 948 ordentliche, 407 außerordentliche, und die Proportion der Studirenden ergiebt 17,5.

Die Zahl der ordentlichen Professoren ist also in diesem Zeitraume etwa stationär geblieben, diejenige der außerordentlichen hat sich um ein Geringes vermehrt.

Von einigem Interesse dürfte es sein, zu untersuchen, wie sich das Verhältniß der Professoren an den einzelnen Universitäten gestaltet. Doch sind hier einige Vorbemerkungen am Platze.

Die Organisation der deutschen Universitäten bedingt eine gewisse Con-

centration der Kräfte. Man hält so viel als möglich an dem Grundjage fest, daß die großen Hauptfächer von einem einzigen Manne repräsentirt sein sollen und daß die Vorlesungen, welche sich über ein oder zwei Semester erstrecken, das Fach auch thunlichst erschöpfen. In Frankreich herrscht das entgegengesetzte Princip der Zerspaltung. Da man dort Privatdocenten gar nicht kennt und die sogenannten Agrégés weit entfernt sind, den außerordentlichen Professoren des deutschen Systems zu entsprechen, indem sie nur als Suppleanten im Verhinderungsfalle des ordentlichen Professors und bei den Prüfungen in Function treten, nicht aber neben dem Professor selbstständige Vorlesungen halten, so folgt daraus, daß je nach Bedürfniß eine Menge von Nebenfächern mit ordentlichen Professoren besetzt werden müssen. Dazu kommt noch eine zweite Verschiedenheit. Der Franzose schlägt die Hände über dem Kopfe vor Verwunderung zusammen, wenn er von der Zahl der täglichen und wöchentlichen Lehrstunden hört, die ein deutscher Professor sich aufbürdet. Vier Stunden wöchentlich ist für ihn die höchste Leistung. Es kann demnach auch nicht fehlen, daß ein Professor nur einzelne Theile seines Faches behandelt. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß noch nie an irgend einer Facultät in Frankreich ein vollständiger Course über Zoologie, der alle Klassen des Thierreiches behandelte, in dem Zeitraume eines Studienjahres gegeben wurde.

Aus diesen Gründen wird es begreiflich, daß die Zahl der ordentlichen Professoren, welche an einer nach deutschem System organisirten Universität wirken, nur innerhalb geringer Grenzen schwankt. Für die meisten Fächer ist es vollkommen gleichgültig, ob der Professor vor zehn oder vor hundert Zuhörern liest — es ist nur eine Frage des Raumes und für den Professor eine Frage des Geldbeutels. Praktische Fächer dagegen, wie z. B. Cliniken, müssen bei zunehmender Schülerzahl doppelt und dreifach besetzt werden, da es sonst unmöglich wäre, allen Schülern gleiche praktische Ausbildung zu Theil werden zu lassen. Aber auch hier herrscht, so viel als möglich, auf den deutschen Universitäten das homerische Princip: Nur Einer soll König sein! Man behilft sich lieber durch Vermehrung der Assistenten und außerordentlichen Professoren und ernannt an großen Universitäten ordentliche Professoren für specielle Fächer, gewissermaßen für Raritäten, die dort noch Zuhörer finden unter der großen Masse. So erklärt es sich, daß Berlin, das doch über viertausend Studenten zählt, doch nur 69 ordentliche Professoren besitzt, das Maximum, während Rostock, die kleinste Universität, mit 250 Studenten, deren 32 aufzuweisen hat. In Rostock gehen 7 Studenten auf einen ordentlichen Professor, in Berlin dagegen 60! Dafür hat aber Rostock nur 3 außerordentliche Professoren, Berlin dagegen 76!

Man sollte nun glauben, daß innerhalb dieser Grenzen die Zahl der Professoren etwa derjenigen der Studenten entsprechen würde. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Ich stelle hier drei Reihen einander gegenüber, worin ich die zwanzig deutschen Universitäten nach der Zahl der Studirenden,



nach derjenigen der Professoren und endlich nach der Verhältnißzahl der Studenten zu einem Professor ordne, wie sich dieses im Sommer 1884 darstellte.

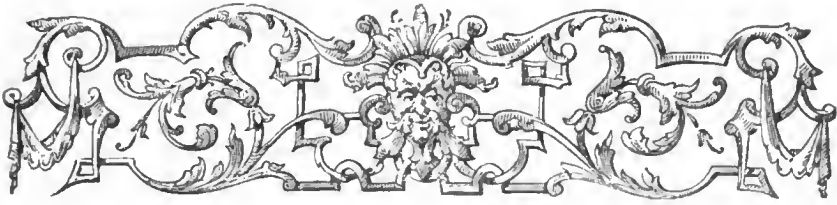
Zahl der Studenten.	Ordnung der Universitäten nach der Studentenzahl.	Zahl der Professoren.	Ordnung der Universitäten nach der Professorenzahl.	Verhältnißzahl der Prof. zu den Studenten.	Ordnung der Universitäten nach der Verhältnißzahl.
4154	Berlin.	145	Berlin.	34	München.
3160	Leipzig.	94	Leipzig.	33	Leipzig.
2511	München.	87	Göttingen.	29	Berlin.
1593	Halle.	85	Breslau.	26	Büzburg.
1481	Breslau.	80	Bonn.	22	Tübingen.
1417	Tübingen.	75	Halle.	21	Halle.
1232	Büzburg.	73	München.	19	Freiburg.
1201	Bonn.	73	Heidelberg.	17	Breslau.
1010	Göttingen.	70	Strasßburg.	17	Greißwald.
968	Heidelberg.	68	Königsberg.	16	Erlangen.
925	Königsberg.	63	Tübingen.	15	Bonn.
924	Freiburg.	59	Marburg.	14	Königsberg.
903	Greißwald.	56	Jena.	14	Marburg.
827	Strasßburg.	56	Greißwald.	13	Heidelberg.
803	Marburg.	49	Kiel.	12	Göttingen.
720	Erlangen.	48	Freiburg.	11	Strasßburg.
611	Jena.	47	Büzburg.	11	Jena.
521	Gießen.	46	Erlangen.	11	Gießen.
421	Kiel.	46	Gießen.	8	Kiel.
250	Kostod.	35	Kostod.	7	Kostod.

Betrachtet man sich diese Reihen etwas genauer, so sieht man leicht, daß zwar die absolute Zahl der Studenten insofern eine Rolle spielt, als im Allgemeinen um so mehr Studenten auf einen Professor entfallen, je größer die Universität ist, daß aber doch sehr auffällige Ausnahmen von dieser Regel vorkommen. Göttingen z. B., das nur tausend Studenten zählt, hat mehr Professoren als München, das etwa 2½ mal so viel Zuhörer hat. Es muß also hier noch ein anderer Factor mit unterlaufen. Wäre dieser Factor die Sparsamkeit? Fände auch hier das Sprichwort Anwendung: Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man aus? Fast möchte es so scheinen.!

Neun Universitäten, Berlin, Halle, Breslau, Bonn, Göttingen, Königsberg, Greißwald, Marburg und Kiel, gehören dem Königreiche Preußen an. Diese neun Universitäten zählen zusammen 704 Professoren und 12491 Studenten; es entfallen also 17 Studenten auf einen Professor. Ein noch niedrigeres Verhältniß zeigen die beiden badischen Universitäten, Heidelberg

und Freiburg zusammen, indem dort nur 15 Studenten auf einen Professor kommen. Dagegen entfallen in der württembergischen Universität Tübingen 22 Studenten auf einen Professor, in den drei bayerischen Universitäten München, Würzburg und Erlangen, die doch die respectable Zahl von 4463 Studenten im Ganzen aufzuweisen haben, 27 Studenten auf einen Professor und in der sächsischen Universität Leipzig gar 33 Studenten auf einen besoldeten Lehrer. Die sparsamsten sind also die Baiern, denn man muß wohl bedenken, daß Leipzig die zweitgrößte Universität ist; am luxuriösesten hat Preußen seine Universitäten ausgestattet, denn nur zwei davon, Berlin und Halle, überschreiten das Mittel. Abstrahirt man von Leipzig und Berlin, so sieht man, daß im Allgemeinen die süddeutschen Universitäten sparsamer bedacht sind, als die norddeutschen. Straßburg und Heidelberg machen hier eine Ausnahme — aber von der ersteren Universität kann dies nicht Wunder nehmen. Als ich mich im Jahre 1873 im Elsaß aufhielt, tönte mir aus allen Schichten der Bevölkerung, und nicht nur von Uebelwollenden, die Verwunderung über die Menge von Beamten aller Art entgegen, welche die neue Regierung anstellte. Die Franzosen, sagte man, hätten die Sachen mit der Hälfte von Beamten fertig gebracht. Man hat sich, wie es scheint, hinsichtlich des Ausblühens der Straßburger Universität etwas übertriebene Hoffnungen gemacht, die nicht in Erfüllung gegangen sind, denn seit zwei Jahren ist die Zahl der dort immatriculirten Studenten stationär geblieben, was bei der allgemeinen, so bedeutenden Zunahme der deutschen Studentenschaft eher einen Rückschritt bedeutet. Auch Heidelberg ist nicht im Verhältniß zu der allgemeinen Zunahme fortgeschritten. Es müßte das erste Tausend überschritten haben, während es dasselbe nicht erreicht hat. Die Baiern sind aber bei ihrem Sparsysteme nicht schlecht gefahren, denn ihre drei Universitäten haben während der zwei Jahre das Mittelmaß der Zunahme weit überschritten. Ob dies von der vorragenden Qualifikation der dort wirkenden, weniger zahlreichen Professoren oder von anderen Umständen abhängt, mögen Andere versuchen zu entscheiden. Dagegen haben die neun preußischen Universitäten, trotz ihres zahlreicheren Generalstabes, nicht in dem Maße zugenommen, wie die elf außerpreussischen und die Sterne Breslau und Göttingens stehen offenbar, wie die Astrologen zu sagen pflegen, in cadente domo.





## Der Derbytag.

Englands Pferde-Carneval.

Von

Ludwig Freiherrn von Ampteda.

— Wiesbaden. —



Mit dem Beginne der letzten Maiwoche wird es auch dem Fremden fühlbar, daß ein neues Gährungselement sich in dem unermesslichen Zeige geltend macht, aus dem die Londoner Season den unersättlichen Hunderttausenden ihrer Gefolgschaft die tägliche nöthige Gabe an Aufregung und Zerstreuung knetet. Man spricht in den Clubs nicht mehr ausschließlich über Mr. Gladstones innere Kühnheit und zahme äußere Politik. Neben den großen Zeitungen drängen sich jetzt die dem edlen Pferdefleisch gewidmeten Blätter hervor. Ihre ständige Sportcolumnne verlängert sich täglich zusehends. Specialcorrespondenten treten auf, augenscheinlich tief eingeweihte Fachmänner. Aus ihren Berichten über die Vergangenheit und wahrscheinliche Zukunft der „Favorites“ (der von der öffentlichen Meinung am meisten begünstigten Pferde) entwickeln sich nach allen Richtungen hin glänzende Leitartikel und so schwillt diese geistige Nahrung mit dem steigenden Hunger der Leser nach Pferdefleisch reißend und riesig an.

In befreundeten Kreisen tritt mir der wohlgemeinte Rath: „Sie gehen doch zum Derby? Sie müssen zum Derby gehen!“ täglich eindringlicher entgegen.

Mit Beschämung bekenne ich alsdann, daß ich bereits in früheren Jahren freventlich das Derby versäumte, da ich — leider! — der Rennbahn gegenüber stets denjenigen Mangel an Theilnahme verspürt habe, welcher mit völliger Unwissenheit Hand in Hand zu gehen pflegt.

„O! weil Sie nicht ‚horsey‘ sind?“ meint meine liebenswürdige Nachbarin. „Das macht gar nichts! Wer kümmert sich denn beim Derby um

die Pferde! Die Menschen geben dort das Schauspiel! Die Rennen sind nur die Veranlassung, der Vorwand des Festes. Nur die Buchmacher und 'Bettingmen' widmen sich ihnen ernstlich — abgesehen natürlich von den Kennern, Trainern und Reitern der Pferde."

"So darf ich mich Ihnen vielleicht anschließen?" frug ich, beruhigt über meine eigene Untwürdigkeit.

"Ich werde wohl nicht gehen," erwiderte Mrs. S. lächelnd. "Ladies gehen jetzt nicht mehr häufig zum Derby. Man müßte alsdann eine Loge auf dem großen Stand (Tribüne) nehmen. Vom 'Hill', wo das rechte lustige Leben herrscht, sind wir vertrieben. — Sie werden schon sehen durch wen. Aber mein Mann geht jedenfalls hinaus. Er ist alle Tage in Epsom während der ganzen Woche; er betreibt ein regelmäßiges kleines Wettgeschäft, führt sein Buch und kennt Alles aus dem Grunde. Gehen Sie mit ihm und Sie werden es nicht bereuen."

Mr. S., einer meiner stets bereitwilligen und gefälligen Führer und Berather in London, war sofort bereit.

"Wir wollen die Sache so einrichten," meinte er, "daß wir frühzeitig mit der Bahn hinausfahren, das Schlachtfeld recognosciren und die Menschen ankommen sehen. Abends finden wir dann wohl auf einer der 'Club Coaches' bei guten Freunden Plätze und machen die Rückfahrt auf der Landstraße mit, den eigentlichen Carneval." —

Die angelsächsischen Stammbäter unserer englischen Vettern brachten die Liebe für das Pferd bereits aus ihren albingischen Ursitzen mit sich über das Meer. Dafür zeugen die Namen ihrer beiden mythischen Führer: Hengist und Horsa (Stute). Davon reden auch das alte niederländische Stammeswappen: das weiße Roß, und die hölzernen Pferdeköpfe auf dem Giebel jedes richtigen niederländischen Bauernhauses. Davon redet vor Allem ein hochberühmtes, vom Sachsenkönige Alfred dem Großen seinem nationalen Thiere errichtetes Denkmal. So recht in der Mitte des südlichen, altsächsischen Englands, in der Grafschaft Wiltshire liegt das Städtchen Wantage, der Geburtsort König Alfreds. Und etwas weiterhin kommen wir nach Faringdon, wo die sächsischen Herrscher residirten. („Jetzt ist es berühmt," sagt Wädeler, „wegen seiner Schinken von jährlich 40 000 Schweinen die dort geschlachtet werden.") Hier durchschneidet die Great Western Bahn das „Wale of the White Horse". Es ist ein reiches Weideland, mit herrlichen Bäumen in den hohen dichten Hecken. Die zerstreuten Dörfer hier erinnern an die alte niederländische Heimat. Das Thal ist von einer Reihe Kalkhügel eingefaßt. Der höchste steigt wohl bis zu 900 Fuß auf und heißt der „White Horse Hill". Oben auf dem Hügel befindet sich ein wohlerhaltenes römisches Lager. Einige hundert Jahre nachdem es verlassen war, stand hier ein dänisches Heer, das von London her die Gegend gesengt und gebrannt hatte. Jetzt wollten sie auch in dieses schöne

Thal einfallen, König Alfreds Heimat und Hausgut. Sie fühlten sich so sicher, die heidnischen Räuber, auf ihrer verschanzten Höhe. Aber König Alfred stürmte die Stellung von Westen her und schlug die Eindringlinge in der Schlacht bei Ashdown. Und zum ewigen Zeichen des Sieges der christlichen Sachsen über die heidnischen Dänen schnitt der König auf der steilen Nordseite des Kalkhügels, unterhalb des römischen Lagers, das riesige weiße sächsische Pferd aus dem Boden heraus. Es ist weit über 100 Meter lang und sieht jetzt seit 1000 Jahren auf das Thal herab dem es den Namen gab. — So belehrt den Forschenden die Geschichte.

Pferderennen jedoch im modernen Sinne sind in England kaum älter als das Jahr 1700. Die ältesten finden wir in Chester. Erst weit später tritt Newmarket (1786), Doncaster mit dem berühmten St. Leger (1776) und Epsom auf. Hier feierte das Derbyrennen am ersten Mittwoch im Juni im Jahre 1880 sein hundertjähriges Geburtsfest. So stehen wir in Epsom auf dem Boden einer alten englischen culturgeschichtlichen Ueberlieferung.

In jenen guten Zeiten, und noch lange Jahre später, war der Derbytag in Epsom, der Kampf um das „blaue Band der Rennbahn“ — wie dieser Sieg nach Analogie des Hosenbandordens genannt wird — der Sammelplatz der eleganten und anständigen Gesellschaft von London. Heute hat sich das geändert. Das „high life“ bewundert die Renner von Ascott. Der Mittwoch von Epsom ist und bleibt aber einer der großen nationalen Feiertage, der „Pferde-Carneval“. Deshalb lohnt sein Besuch dem Fremden, der gekommen ist, englisches Volksleben an seinen ursprünglichen Quellen aufzusuchen.

Wir befinden uns jedoch noch am Montage, und ohne Zweifel giebt es heute nur eine öffentliche Frage, die alle denkenden Engländer bewegt und die selbst Mr. Gladstone, mit seiner eisernen Majorität im Unterhause, nicht lösen kann:

wer wird das Derby gewinnen?

Die Eingeweihten stehen und horchen bei Tattersall, auf der berühmten Pferde- und Wettbörse, umher; die praktischen Leute gehen zu den ihnen vertrauten Wett-Agenten. Diese Herren vermitteln eine große Menge von Angeboten und Annahmen; sie setzen viele Tausende von £ um. Daher sind sie, gleich den Börsenmaklern, stets über den jeweiligen Stand der Course der genannten Pferde am genauesten unterrichtet.

Die Berichterstatter der großen Zeitungen verließen bereits seit einigen Tagen die Umgebung der Rennställe und Paddock's nicht mehr. Sie telegraphirten dreimal täglich problematische Leitartikel über ihre Wahrnehmungen an Pferden und Trainern, über geheimnißvolle „Tip's“, Winke, die sie erhalten hatten; mit einem Worte: über alles, was für die wettende Welt in

Betracht kommen konnte; was sie allein und am besten wußten — und noch weit mehr.

Die Wahrscheinlichkeitsberechnungen des Publitzums lehnten sich zunächst an die Leistungen der unterschriebenen Pferde in den vorjährigen Rennen, wo diese sich als zweijährige gezeigt hatten. Hierzu fügten sich ihre Leistungen im laufenden Frühlinge.

Das alles gab jedoch nur ein sehr verwirrtes Bild. Traurige Verheerungen hatten die jüngsten Wochen unter dieser edelsten Blüthe der englischen Jugend angerichtet. Der eine rohrte; der andere litt am Hornspalt; der dritte hatte sich im entscheidenden Probegalopp durchaus nicht bewährt: Es war ein Jammer, zu sehen, wie ein tüdtisches Verhängniß unter allen schönen Hoffnungen aufgeräumt hatte.

Obenan in der Gunst der öffentlichen Meinung stand „Peregrine“. Er hatte bereits in diesem Frühjahre zu Newmarket das „Zweitausend Guinea Rennen“ gewonnen. Es verlautete, daß ein vornehmer Herr, der nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu Peregrines Stall hatte, eine Wette von 7 zu 4 auf das Pferd angenommen habe.

Diese Mittheilung stüßte allgemeine Zuversicht auf den jungen Hengst ein, obgleich Niemand den Namen jenes vertrauensvollen und vertrauenswürdigem Nobleman wußte, überhaupt Niemand irgend welche sichere Anhaltspunkte hatte.

In der City stand daher Peregrine, als erster Favorite, am Montag Abend wie 7 zu 4. —

Vermuthlich wird mancher Leser fragen: was habe ich mir unter dieser Verhältnißzahl zu denken?

Die Antwort ist folgende:

Wer diese „Odds“ gegen Peregrine nimmt d. h. behauptet: Peregrine werde nicht gewinnen, die Unwahrscheinlichkeit seines Sieges verhalte sich zur Wahrscheinlichkeit wie 7 zu 4; und wer dann auf diese Behauptung 20 Mark setzt, der bezahlt, wenn Peregrine dennoch gewinnt,  $\frac{7}{4}$  seiner Wettsumme = 35 Mark. Wer diese Odds für Peregrine nimmt, und 20 Mark riskirt, der bezahlt, wenn das Pferd nicht gewinnt,  $\frac{4}{7}$  seiner Wettsumme = 11 Mark 40 Pf.

Am Montag Abend war der zweite Favorite, d. h. derjenige, welcher in der Meinung der Börse von allen „Concurrenten“ nach Peregrine die meiste Wahrscheinlichkeit des Gewinnens für sich hatte: Geologist. Doch kannte man ihn nur aus einem vorjährigem Siege; über seine Entwicklung im Laufe des Frühjahrs waren die Nachrichten dunkel. Jedoch schätzte ihn die Börse: 5 zu 1.

Aber die Wissenden trauten ihm nicht. — Wir werden sehen: wie sehr sie Recht hatten!

Wer nämlich in Newmarket gewesen war, wo Peregrine, der Favorite,

den Amerikaner Troquois geschlagen hatte, schwor trotzdem auf diesen letzteren.

Troquois hatte in den Jahren 1880 und 1881 dem „Starter zwölfmal in's Antlitz gesehen“ d. h. auf deutsch: er war so viele Male am Auslaufposten erschienen, und dennoch waren seine Beine noch so „rein“ wie die eines Füllens.

Peregrine dagegen hatte eine üble organische Schwäche gezeigt: steile Schultern, und die lange Rennbahn auf den Epsom Downs (2400 Meter) durchläuft eine starke Senkung und später wieder eine erhebliche Steigung. Peregrine hatte wohl größere Anfangsgeschwindigkeit, Troquois aber mehr Zähigkeit. Und so standen die Odds am Montag Abend gegen Troquois wie 32 zu 4, gegen Geologist wie 20 zu 4, gegen Peregrine wie 7 zu 4.

Am Dienstag Morgen rückte Troquois plötzlich von 8 zu 1 auf 6 zu 1 vor = 24 zu 4.

Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, daß der Amerikaner von dem berühmten Jockey Fred Archer werde geritten werden, und daß beide heute Morgen einen siegverheißenden Probegalopp mit einander ausgeführt hätten.

Sehr hohe Wetten um mehrere Tausende Pfund Sterling, waren sofort auf Troquois gebucht worden.

Aber auch Peregrine hatte einen vorzüglichen Galopp von 2½ englischen Meilen gemacht und hielt sich an seiner Stelle als erster Favorite.

Dienstag Abend sprang in der City der Amerikaner plötzlich auf: Pari! Ungeheure, fieberhafte Erregung!!

Die Männer, denen es wirklich Ernst war um ihre Pflichten, hatten Epsom während der Nacht von Montag auf Dienstag gar nicht verlassen, denn sie durften den letzten Galopp der möglichen Derbysieger um 5 Uhr Morgens nicht versäumen. Aber „Krieg herrscht ewig zwischen List und Argwohn!“ Keiner der Favorites war erschienen zum letzten Spaziergange.

Das interessanteste Pferd, dessen man ansichtig werden konnte, stand nur wie 50 zu 1. Peregrine traf erst um Mittag ein. Wenige Glückliche sahen ihn lebhaftig unter seiner Reisehülle und er lief nun in der City die Stala der complicirtesten Verhältnißzahlen in lebhaften Sprüngen auf und ab.

Aber nicht dort allein, überall in London, in Städten und Dörfern, in ganz England wird gewettet um den Derbysieger. Reich und arm, alle Stände betheiligen sich, mit viel oder wenig — meistens mit zuviel — an diesem nationalen Glücksspiele. Welche Summen am Derbytage gewonnen und verloren werden, weiß die Statistik noch nicht! Daß sie Hunderttausende von Pfunden Sterling betragen, darüber herrscht kein Zweifel. Wie überaus verbreitet das allgemeine Geldinteresse am Ausfall des Rennens ist, dafür spricht folgende Annonce:

! Sie sind abgelaufen!

„Zeit und Raum sind vernichtet.

„Epsom Downs und London.

„Macmahons Telegramm-Gesellschaft hat eine directe Linie von ihrem Bureau „zum Grand Stand in Epsom hergestellt. Während der Derbywoche werden 200 „abonnirte Geschäftslocale in London durch uns mit dem Grand Stand „telegraphisch verbunden sein.

„Ablauf! wird in demselben Augenblicke in jedem dieser Locale auf „dem Indicator erscheinen, wo der Starter seine Flagge senkt. Renner und „Reiter werden in London mitgetheilt, bevor die Pferde am Pfoften erscheinen.

„Das Resultat wird in London veröffentlicht, bevor die Jockeys zurück- „gewogen sind.“

Ein schöner Junimorgen begrüßte uns, als ich mit Mr. S. der Victoria Station zueilte. Wir hatten bereits fürsorglich am Tage zuvor unser Fahr- billet in dem Bureau, welches für diesen Zweck in Regentstreet eröffnet war, gekkft und konnten uns daher in aller Ruhe auf dem Perron mit der frischesten Kennliteratur versehen und in einem der zunächst abgehenden Extrazüge Unterkunft suchen. An einem solchen Tage zeigt sich die Leistungs- fähigkeit englischer Eisenbahnen in Bewältigung von Massen. Der Anbrang war stark und anhaltend, aber ohne jedes lästige überstürzende Gedränge. Kein Stoßen, Geschrei, keine Aufregung. Jedermann bewahrte seine Ruhe und sparte überflüssige Worte. An diesem Vormittage verließen, ohne jede Störung des regelmäßigen Verkehrs, vierzig stattliche Extrazüge die Victoria Station.

Die Waterloo Station auf dem rechten Themseufer ließ 47 Züge nach Epsom ab. Die South Western Eisenbahn beförderte von ihren verschiedenen Stationen etwa 30,000 Menschen. —

Die Gesellschaft in unserm „Compartment“ besteht aus allerlei Ele- menten: eine achtungswerthe ladenbesitzende Familie aus der City; ein älterer weißbärtiger, sehr sauberer Herr militärischen Schnittes, und zwei — selbstständige junge Damen. Alle waren in sonntäglicher Kleidung und festtäglicher Stimmung, auf hinreichende Anregung sogar mittheilsam gegen ihre Mitreisenden. Die Sonne begann den leichten Morgennebel zur Seite zu drücken; die Themse glänzte weit hinauf und hinab, als wir über die großartig breite Brücke vor Victoria Station rollten. Man kam über- ein, daß noch selten ein so schöner Tag über London aufgegangen sei. Aber heiß werde es werden auf den Downs. Wir fuhren bereits über Battersea dahin, nach und nach schob sich das grüne Land heran: Wiesen, Weiden, Hecken, zuerst vielfach unterbrochen durch zahllose geschlossene Reihen kleiner Cottages mit winzigen Gärtchen und Hüßchen, — die Schöpfungen der Baugesellschaften und die Zuflucht aller der Tausende, die während des Tages die City bevölkern. Dann folgen größere Landstücke in schattigen



Parts, und überall breiten sich die einzelstehenden üppigen mächtigen Bäume, die der englischen Landschaft ein so einziges reizendes Gepräge geben.

Wunderbar ist sie und bleibt sie, diese englische Landschaft, durch ihr tiefes, glänzendes gesättigtes Grün und durch die Natürlichkeit ihrer Linien.

Wir durchfliegen kleine Stationen und vielfach führt unsre Bahn die Heerstraße entlang, auf welcher sich der unabsehbare stundenlange Strom der Derbypilger einherwälzt.

Schon bei Tagesanbruch beginnt diese Fahrt — zunächst zu Fuße. Eine sonderbare Gesellschaft bildet den Vortrab: Neger, Minstrel, Puppen- und Kuchenhändler, Kartenkünstler, Wahrsagerinnen, Bettler, auch Gentlemen, die Fußwanderungen vorziehen; neben ihnen Taschendiebe, Buchmacher und Seilkänger. Dann folgen die Wagen: ein-, zwei-, vierspännig; Pferde und Esel; hocharistokratisch, bürgerlich respectabel, und — phantastisch. An jeder Ecke, vor jeder Brücke, in jedem Kreuzwege schwillt die Masse an und schiebt sich stets gedrängter vorwärts. Hier und da ein Halt; der innere Mensch bedarf der Erfrischung. Ueber alle Themsebrücken fließen sie zusammen und strömen dann durch Kennington den endlosen Clapham Road entlang. Sie drängen sich durch die Städtchen und Ortschaften den Hügeln von Surrey entgegen. Gleichmüthig sehen die städtischen Einwohner die gewohnte Karawane vorüberziehen. In den Landhäusern stehen Herrschaft und Dienerschaft noch von fern, denn der Spaß, der „Fun“, kommt für sie erst Abends. Nur die Kinder sind überall in Erregung und Bewegung; sie wechseln über die Gartenmauer mit den Fremden althergebrachte Scherzrufe. Einzelne lustige Leute haben sich bereits den Hut mit Federn und mit Kränzen aus buntem Papier geschmückt; sie tragen falsche Nasen und Wärte und stimmen bekannte schnurrige Lieder an. Aber das Alles klingt noch gemacht und — nüchtern; es findet noch keinen Anklang bei den ruhigen anständigen Pilgern und verstummt. Hitze und Trockenheit herrschen. Morgens 11 Uhr ist der Engländer geseht und voll Haltung, ablehnend gegen jeden Einbruch in die Schranken des respectablen Anstandes. Die tiefere Inspiration der nationalen Heiterkeit findet er erst später am Tage

Gegen 11 Uhr waren wir frisch und unbestaubt auf dem Bahnhofe von Epsom gelandet und begannen die Downs zu ersteigen. Die Sonne war immer noch in mildernde Schleier gehüllt, so schritten wir leicht über das kurze feste Gras der vorzüglichen Schafweiden hin, die, unterbrochen von Heideltraut und Ginsterbüschen, auf diesen Kalkhügeln lagern. Die wellenförmige breite Fläche vor uns zeigte sich bereits gut belebt. Allerlei ländliche und städtische Fuhrwerke trafen ein und wählten ihren Standpunkt für den Tag. Von hier aus gedachten die Insassen dann weiter vorwärts in die Rennbahn selbst vorzubringen.

Hier auf den Vorhügeln des Derby haben sich schon allerhand Jahrmärkteindustriellen niedergelassen. Wir verweilen einen Augenblick bei dem beliebten Vergnügen knock-'em-down, oder das Cocusnußspiel. In 12 bis 20 flache

kreisrunde Gruben am Boden sind Stäbe gesteckt und auf der Spitze jedes Stabes ruht oder schwebt eine Eocusnuß. Dahinter steht, zum Schutze der Vorübergehenden, eine Zeltwand. Mit kurzen Mitteln wird auf etwa zehn Meter nach diesen Rüssen geworfen. Der Wurf kostet 3 Pfennige. Der Spieler zieht seinen Rock aus, reckt sich, befeuchtet seine Hände und wirft. Trifft er die Nuß und sie fällt außerhalb der Grube zu Boden, so gehört sie ihm; wenn nicht — nicht. — Ich weiß nicht warum? Aber während ich zusah, fiel jede Nuß fast stets in die Schale. Das reizt den geschickten Treffer; er nimmt das Spiel ernst und ein Einsatz nach dem andern wandert in die Kasse. Der Eigentümer steht zwischen den Stäben, die etwa zwei Meter von einander entfernt sind. Wie er es anstellt, nie getroffen zu werden, namentlich wenn mehrere Spieler zugleich arbeiten, ist mir ebenfalls ein Wunder.

Weiterhin ragt eine hohe spitze Stange in die Lüfte mit einem Quersparren. Von diesem laufen verschiedene starke Bindfäden herab. An ihrem untern Ende sind Glaskugeln befestigt; sie sind mit Federn bespickt und stellen Vögel dar. Die sämtlichen kleinen Federwülste rotiren mit großer Geschwindigkeit um die Stange durch die Luft. Wie? — ist mir wiederum unklar geblieben. Es wehte kein Wind und ich erinnere mich nicht einer mechanischen Triebkraft. Das Publikum war eingeladen, aus kleinen Gewehren seine Kunst an diesen rasch vorüberfliegenden Zielen zu versuchen. Sie und da wurde eines getroffen. Die wesentlichste Gefährdung traf jedoch den nichtsahnenden Derbywaller, der unbedachtfamer Weise an der verkehrten Seite diesem Sport vorüberging. Kugelpfeifen und fallende Glassplitter sind nicht Jedermanns Sache — namentlich Vormittags.

Inzwischen haben wir die sanfte Höhe vor uns erklimmt und sehen an ihrem entgegengesetzten Abhange die Rückseite eines hohen Gebäudes aufsteigen. Es ist der „große Stand“, die mittlere Tribüne. Zu beiden Seiten ziehen sich Rückwände kleinerer Gebäude weit hinaus. Am Eingange lösen wir drei Karten; für den Stand, für den Ring, für die Paddocks, und entrichten 30 Mark. Wir treten ein und befinden uns in einer ziemlich schmutzigen Eingangshalle, etwa auf der Höhe eines Wartesaals dritter Klasse, ihre Rückseite nimmt eine ausgiebige Trinkquelle ein.

Ueber dem Buffet führen Treppen empor auf das Dach des Hauses, wo in beträchtlicher Höhe einige tausend Sitze, Bänke und Boxen (Bogen) angebracht sind. Letztere, zu vier Plätzen, kosten 240 Mark. Obgleich hier so ziemlich der einzige Platz wäre, wo man heute diejenige Klasse von Damen antreffen könnte, die man hier zu Lande in engeren Sinne „Ladies“ nennt, so widerstehen wir dennoch der Versuchung und stürzen uns hinunter in das Gewühl der Menge.

Aus der Trindhalle führen offene Thüren in's Freie. Hier liegt endlich der weltberühmte Rennplatz vor uns. Rechts ist der Gewinnpforten, vor einem kleinen Tempelchen, in dem die Götter des Ortes

thronen. Links zieht sich, am Fuße der Anhöhe, auf der wir uns befinden, die Bahn fast unabsehbar hinaus. Uns gegenüber liegt eine andere Anhöhe, der Hill. Sie ist zu ansehnlicher Länge ausgestreckt und hat einen verhältnißmäßig schmalen Rücken. Jenseit des Hügels, etwa dem großen Stand gegenüber und unseren Blicken verborgen, befindet sich der Ablauf. Die Bahn zieht sich also um den Hill herum gen Osten, bildet dort eine ziemlich scharfe Curve, den kritischen Tattenham Corner, und läuft dann in westlicher Richtung auf den Gewinnpforten zu.

Gleich rechts neben dem großen Stand ist eine leichte, elegant bedeckte kleine Halle oder große Loggie. Hier wird der jetzige königliche Patron der Rennbahn, der Prinz von Wales, erwartet. Zwischen dieser Loggie und dem vorher erwähnten Tempelchen ist ein eingetriedigter Raum, den Priefkern des olympischen Heiligthums, den „racing men“ der höheren Ordnung, geweiht. Man legitimirt sich als solcher durch Zahlung von weiteren 20 Mark.

Wir jedoch, „profanum vulgus“, fühlen uns unwürdig, in diesen Kreis einzutreten und wenden uns der Menge zu.

Nach einigen Schritten abwärts gelangen wir an eine andere Eingetriedigung. Wir zeigen unsere zweite Karte vor und gelangen in den „Ring“. Hier versammelt sich eine besondere Klasse der Rennbahn-Bevölkerung, die Buchmacher. Diese Männer betreiben das edle Wetgeschäft gewerbsmäßig und nach den Grundsätzen der höheren Mathematik. Auf Grund genauer praktischer Kenntniß aller Pässe, Risse und Schliche, und einer unglaublichen Fertigkeit im schnellsten Rechnen, bieten sie alle möglichen Combinationen von Wetten aus, für und gegen alle möglichen Pferde. Die Beträge drehen sich hier meistens um kleinere Summen. Eigenthümliche Typen sind es, die hier durch Einpflanzung eines Regenschirms, neben dem ein Handlöffelchen liegt, oder durch ähnliche Zeichen provisorischer Niederlassung einen festen Stand gründen und nun, mit Buch und Bleistift gestikulirend, unsere Ohren durch verwirrendes Ausschreien ihrer kabbalistischen Angebote betäuben. Es soll meistens bei diesem Geschäfte ehrlich zugehen, d. h. man bekommt sein Geld, wenn man etwa gewinnen sollte. Würde aber einmal, wider alles Erwarten, ein ganz „dunkles“ Pferd Sieger sein, so wird es jenen Biedermännern heiß und kalt, denn dann heißt es: bezahlen oder für immer den Ring verlassen. Allerdings hat bereits vor Jahren die Gesetzgebung geglaubt den Kampf gegen dieses Uebel aufzunehmen und gewerbsmäßiges Wetten unter Strafe stellen zu müssen. Mit welchem Erfolge lehrt der Augenschein und der — Policeman, der dem Treiben der Buchmacher behaglich unthätig zuschaut.

Uebrigens sind die großen Agenten nebst den kleinen Buchmachern nicht die einzige Infectionsherde, um welche die Epidemie des Wettens sich concentriert. Sie ist überall verbreitet, auch die Damen wetten und wagen. Namentlich aber grassirt das Uebel in den untersten Schichten der Bevölkerung. Kleine

Handwerker, junge Commis, Arbeiter, Dienstboten — Alles wagt seine Ersparnisse auf oder gegen den Favorite. Und nicht blos jetzt und in Epfom, sondern überall und das ganze Jahr hindurch. Man wettet, ob ein bestimmtes Pferd siegen, ob es sich einen gewissen Platz erkämpfen, ob es überhaupt gehen werde.

Es scheint wirklich, wie wenn der übermäßig ruhige, kalte und schwerfällige englische Volkscharakter dieses Reizmittels bedürfe wie des Alkohols; einer tiefgehenden Aufregung und eines großen Wagnisses. Der Engländer liebt ja den persönlichen harten Kampf und die nationale Neigung concentrirt sich fast ausschließlich auf das Pferd.

So ist das Wetten eine Nationalsitte geworden, stärker als alle Strafgesetze. Im Allgemeinen werden die Verluste ohne erheblichen Lärm liquidirt. Wer nicht bezahlt — verschwindet aus diesen Kreisen der Lebenden. Die Börse stützt ihn aus und man redet nicht weiter darüber. —

„Gehen wir weiter,“ schlug mein Führer vor. „Sie sind hier freilich unter meinem Schutze, sonst aber ist es hier nicht gut sein für einen unerfahrenen Fremden.“

„Belehren Sie mich,“ bat ich, „über die mir drohenden Gefahren; für mich und zum Frommen meiner Landsleute, die nach mir kommen.“

„Also erstens,“ sagte Mr. S., als wir weiter schlenderten, „lassen Sie Ihre Uhr zu Hause, wenn Sie auf's Derby gehen. Vor einigen Jahren verschwand mir hier eine goldene Repetiruhr, 2000 Mark werth.“

„Ist bereits so gut wie besorgt,“ erwiderte ich. „Sehen Sie hier! Ich betrat Englands gastlichen Boden überhaupt nur mit dieser Nickel-Taschenreifeuhr. Sie heißt „Proletarier“ und kostet 30 Mark.“

Mr. S. nickte beifällig.

„Zweitens,“ fuhr er fort, „mißtrauen Sie jedem Fremdling, der Sie um Feuer oder um einen Bleistift anspricht, Jedem, der Sie ‚Mylord‘ oder ‚Captain‘ anredet. — Solche Höflichkeiten thun nicht gut.“

„Drittens. Hören Sie nicht auf die Leute, die Ihnen freiwillig guten Rath ertheilen oder wie man sagt: tips geben wollen. Kennen Sie aber den Eigenthümer eines Pferdes und wissen bestimmt, daß er selbst darauf wettet, so riskiren Sie immerhin eine Behauptungsnote.“

„Viertens. Lassen Sie sich nicht von den ‚Welfhers‘ und ihren ‚Schleppern‘ einfangen. Das wird nämlich so gemacht. Eine Bande führt es gemeinschaftlich aus. Der betrügerische Buchmacher hat seinen Stand genommen. Ganz zuverlässig sitzt er da auf seinem Schemel. Neben ihm Schirm, Paletot und eine offene Reisetasche mit irgend einem — gefälschten — Namen eines angesehenen Buchmachers darauf. Aus dieser Tasche blinken einige — falsche — Goldmünzen Sie verführerisch an. Plötzlich drängen sich seine Kameraden von verschiedenen Seiten herzu, hören sein Angebot, nehmen es mit Eifer an und setzen ihr — ebenfalls falsches — Geld gegen das feilige.“

„Diese stürmische Nachfrage verfehlt selten ihre Wirkung. Ein naiver Fremder, der unsere überbüchelte Höflichkeit noch nicht kennt, läßt sich verleiten und setzt ebenfalls sein Scherflein bei dem, durch so allgemeines Vertrauen empfohlenen Diebemann. So lange der falsche Buchmacher nun im Ganzen gewinnt, bezahlt er einstweilen. Sobald er jedoch verliert — verduftet er. Den gemieteten Schemel läßt er zurück; im Fliehen wechselt er rasch Bart und Kleidung. Man verliert also sein Geld in jedem Falle. Beschweren Sie sich beim Policeman, so — lächelt er Sie aus.“

Wir hatten inzwischen die Rennbahn, die nicht völlig in der Thalsohle liegt, überschritten und zogen uns etwas nach rechts. Dort kommt ein Fahrweg aus den entfernteren westlichen Hügeln hervor. Er senkt sich ziemlich steil ins Thal und führt dann in wilden Gleisen auf kurzem, harten, glatten Rasen den „Hill“ hinan, auf dem sich die Wagen zu sammeln pflegen. Nicht alle jedoch, denn das Betreten des „Hill“ mit einem Wagen kostet 40 Mark. Die bescheideneren haben wir vorhin draußen, hinter dem großen Stand verlassen.

Der Hügel erschien von drüben noch leer, nur dünn besät mit Wagen, Fußgängern und kleinen Leinwandzelten. Jetzt aber strömte die Fluth der Fuhrwerke den Weg von London herab. In der Tiefe überschritten sie eine kleine Brücke und dann ging es den Hügel hinan. Die Auffahrt über das kurze, trockene Gras auf steinhartem Boden war schwierig. Daher wurde die Anhöhe fast von allen Kutschern mit verkürzten Bügeln und im verstärkten Tempo genommen. Und was für Fuhrwerke! Landomnibusse, Stadtomnibusse, zweiräderige Dogkarts, Bräkes, Victorias, Gemüsetarren, vornehme Landauer, Ponyphaetons, Hansoms, Einspänner, Zweispänner, Bierspanner, Sociables mit Daumontgespannen und reitenden Jokys. Vor Allem die „Four-in-Hand Coach“ mit einem Duzend Menschen obendrauf, und Niemand darin als ein unergründlicher Flaschenteller und ein unerhöpfliches kaltes Frühstück.

Aber Groß und Klein, Hoch und Nieder, alle sehen sauber und tüchtig aus und ohne flitterhaften Aufpuß. Es ist eine Freude, zu beobachten, wie die vornehmen Kutscher der vier-spännigen Coaches ihr edles Blut vor seiner schweren Last im schlanken Galopp den langen, steilen Abhang hinaufwerfen. Sie führen eine kostbare Last, denn auf vielen der Four-in-Hands sitzen die besten Namen Englands, durch Geburt und durch Auszeichnung in Kunst und Wissenschaft. Namentlich sind die Bühne und die Armee schön und kräftig vertreten. Aber auch die ernstesten Kreise stellen ihre Mannschaften zum Derby, die dort einmal einen Tag das englische Pferd bewundern, mit dem englischen Volke Carneval halten und die frische Luft von Surrey athmen wollen.

Nachdem der equestrische Zug, bis auf einige Nachkömmlinge, vorüber gebraust, folgten wir ihm langsam hügelauflwärts. Die Sonne war jetzt klar hervorgetreten und brannte austrocknend; auch der frische Südost wirkte

nicht gerade ansehnlich. Oben war man eifrig beschäftigt, die Wagen auszuspannen und zu einem möglichst dichten Knäuel zusammenzubringen, jedoch so daß einzelne beschriebene Fußgänger dazwischen umherschlüpfen konnten. Ueberall entwickelte sich auf und neben den Fuhrwerken das Frühstück und ein jedes Gefährt erwies eine wunderbare Ergiebigkeit des Vorrathes. Große flache Körbe erschienen; geöffnet enthielten sie Alles, von der Pastete und dem Roastbeef bis zur Serviette und dem Kortzieher, was das Herz sich erwünscht und der Magen begehrt. Tiefere Körbe lassen geistige Flaschenkeller vermuthen; Tische werden neben die hohen Wagen gestellt. Einige besonders berufene Mitglieder nehmen die Leitung der Bewirthung in die erfahrenen Hände.

Jeder Bekannte ist hier nach alter guter Sitte ein willkommenener Gast. So fanden auch wir bald die Coach eines der eleganten Sportingclubs, wo wir erwartet wurden und nun für den Tag unser Hauptquartier aufschlugen. Ehe ich jedoch mich an der Leibesstärkung theilte, erkletterte ich die Höhe unseres Wagens, um von dort aus die erste freie Rundschau über das heutige Schlachtfeld zu gewinnen. Ein wunderbarer Anblick! Wohl eines der großartigsten Schauspiele unter allen, die unsere Zeit aufzuweisen hat.

Uns gegenüber, auf der andern Seite der Rennbahn, erhebt sich das hohe weiße Gebäude des „Grand Stand“. Jetzt ist sein schräg abfallendes Dach schwarz und dicht mit Menschen bedeckt. Zu beiden Seiten dieses Mittelpunktes erstrecken sich je acht kleinere Häuser und auf jedem der äußersten Flügel zählen wir 24 große Buden und Zelte für Menschen und Pferde. Die ganze Reihe zieht sich weit über eine englische Meile die gegenüberliegende Anhöhe entlang. Vor ihnen ist der Erdboden bis tief hinunter in's Thal und wiederum an unserem Hügel heraus bis zu unseren Füßen, mit ungezählten Menschenmengen dicht bedeckt, eine ungeheure wimmelnde Ameisenschaar, aus der ein brausender, ununterbrochener Gesammtlärm zu uns emporsteigt. Wir übersehen hier wohl 200 000 Menschen; die sich alle dichtgedrängt, friedlich, fröhlich oder doch ruhig, durcheinander bewegen. Es giebt keinen Streit; ein Stoß im Gedränge wird vom Stoßenden stets mit „Beg pardon, Sir“ begleitet und vom leidenden Theil mit „All right“ quittirt.

Jetzt beginnt drüben eine Glocke zu läuten. Die berittenen Policemen machen eine Bewegung die Bahn entlang und in unglaublich kurzer Zeit ist diese frei. Die Menschen sind zu beiden Seiten aufgestaut, eine dichte, lebendige Mauer.

Nach einigen Minuten ertönt vom gleichen Flügel her der Ruf: Sie kommen! Sie kommen! und ein halb Duzend Pferde wird hinten am Tattenham Corner sichtbar. Der Haufen nähert sich und hinter ihm ergießt sich sofort wieder die Menge wie ein reißender Wassersturz von beiden Seiten in die Bahn, den Pferden nach. Doch schon kehrt der Sieger im

Schritte zurück und zeigt sich der Menge, beglückwünscht von seinen Freunden und Parteigängern.

Im Uebrigen hat das Ereigniß, wie ein unbedeutender Einacter als Vorspiel eines großen Zugstückes, kein allgemeines Interesse erregt, wenigstens nicht bei uns auf dem Hügel. Hier geht das Klappern der Teller, das Knallen der Pfropfen ruhig weiter. Oben vom Bock ruft jemand die Nummer des Siegers aus, die nun am Gewinnpfosten aufgezogen ist. Niemand hört danach. Es war nur eine der kleineren Lotterien, dieses erste Rennen, die man hier keines Einfases gewürdigt hat.

So wenden auch wir uns rückwärts, dem Leben der Nähe zu, das unter uns sich inzwischen entwickelt hat. Hier ist keine elegante Gesellschaft, noch weniger: gute Gesellschaft, es ist ein Volksfest, das bunteste und größte und derbste, welches je mein Auge sah.

Es ist ein Jahrmarkt und ein Carneval! Wer sieht hier nach den Pferden? Hunderte von kleinsten Buden und Leinwandwänden bezeichnen jede eine Merkwürdigkeit oder ein Spiel. Die fette Frau — der starke Mann, der alle Stricke und Bände zerreißt — das lebende Skelett — sie alle finden hier ihre Bewunderer. Eine mir neue, fürchterliche und echt englische Einrichtung hat starken Zuspruch. Es ist ein Caroussel aus kleinen Booten. Aber jedes einzelne Schiffchen macht außer der rotirenden auch noch lebhafteste rollende und schlingende Seitenbewegungen. Die bequemste Art, um die Seekrankheit auf dem festen Lande einzuüben. Ich bin im nassen Elemente ziemlich fest gegen das Uebel. Aber hier wurde es mir weh um's Herz; ich mußte mich abwenden.

Große Mastbäume mit gigantischen rothen Flaggen ragen über alles Niedrige empor. Wenn die Fahnen sich in Winde entfalten, lesen wir in riesigen schwarzen Lettern: „Boëdone“, — das jüngste Mäßigkeitsgetränk, die Brauselimonade der Zukunft. Ihre Consumtion hat bereits gigantische Proportionen angenommen und macht den neun Millionen Krügen Apollinariswasser, die England im letzten Jahre verbrauchte, den Rang streitig. Boëdone (der Lebens-Schenter) ist ein kohlen-saures Wasser mit einem Ingrebiens, welches meine Zunge wie Ingwer annuthet. Wohl geeist und mit etwas Citronensaft heraufgestimmt ist es gar nicht so schlimm.

Aber welche seltsame Menge umsteht, umschwärmt und umtanzt die Wagen? Wilde Indianer auf dem Kriegspfade, Feuer essend —; „aus Whitechapel“, bemerkte einer der Zuschauer. Hochländer in verkürztem Nationalcostüm führen zur Musik des Dudelsacks den Schwertertanz aus. Ein Professor der „edlen Kunst der Selbstvertheidigung“ steht da, die Boghandschuhe an den Fäusten und ist bereit, mit jedermann einen Gang zu machen. Nach einigen unblutigen „sham fights“ des Athleten mit feinem Verblüdeten sehen Öhner einen Preis aus. Dieser lockt ein Kind der Londoner Werften aus dem Kranze der Zuschauer hervor. Er legt, vertrauend in seine eigene Kraft, seine Mark Einfas in die Kasse. Das Gesecht wird jetzt interessant.

Nach einigen einleitenden Gängen läßt der Professor sich von seinem Gegner die Nase berühren. Nun wiegt sich dieser in falsche Sicherheit und nach zwei Minuten — liegt er flach am Boden, durch einen untwiderstehlichen Kopfschlag niedergeschmettert. Lachend zerstreut sich die Menge.

Jongleurs treten auf und breiten unter dem Schutze der Coach ihre Bühne auf dem Boden aus. Der kleine Hautschuhtnabe eröffnet die Vorstellung. Dann läßt der Vater, vor den offenen Müulern der erstaunten Gaffer, Stöcke und Gerten in die Luft verschwinden. Zuletzt führt die ältere Tochter, geschminkt und mit stark entwickelter Muskulatur, den Eier-tanz aus. Endlich besteigt sie ein paar Stelzen und wandert so, ernst und erhaben, zwischen den Fuhrwerken umher, von deren Dächern die Sixpence einsammelnd. Dazu singen und plärren Neger-Ministrels, die vergessen haben ihre Fäuste zu schwärzen, und die Drehorgel mit dem Affen darauf vollführt ein betäubendes Geklimper.

Aber es giebt noch bedenklichere Reizmittel, die unserer Tugend Fallen stellen: Houlette, und vor allem das schöne Spiel der Berliner Bauernfänger: Kümmeblättchen! Welch angenehme Ueberraschung! Meine alten Freunde aus Alexandra Park finde ich hier wieder, den Canadier und den Orientalen, die ich den Lesern der „Zerfahrten in London“ schon früher vorgestellt habe. Heute jedoch sind sie zu geschäftig, um mich zu erkennen. Wachen umstehen die Lagerplätze dieser Künstler. Naht die Gefahr in Gestalt des Policeman, so verschwindet auf ein leises Zeichen plötzlich jeder verdächtige Apparat, Pappbedel und Karten; — sobald die Luft frei, tauchen sie an anderer Stelle wieder auf.

Wiederum erschallt von drüben die Glocke und der Lärm rings um uns verstummt. Nur von den benachbarten hohen und niederen Frühstückstischen ertönt das fröhliche Klappern und Lachen ungestört weiter. Diese heitere Gesellschaft von Herren und jungen — Damen scheint entschlossen, die Kennen gründlich zu ignoriren. Es sind meistens blonde Schönheiten — jene dort oben — mit zotteligem Vordensfall über die Stirn herab, der aussieht als ob im Eifer der Liebenswürdigkeit eine Pudelmütze ihnen in's Gesicht herab geschurrt sei, oder als ob sie sich ihrer freien Stirn, dem unterscheidenden Merkmale zwischen dem Menschen und seinen übrigen Mitgeschöpfen, schämen und den Mangel an natürlicher Behaarung durch Kunst zu verdecken streben.

Werkwürdig schöne Farben haben unsere Nachbarinnen: weiß und roth, trotzdem der Champagner kaum zu wirken begonnen hat. Und welch' übermächtig prächtiges, reiches, welliges Haupthaar! Alles Blond — rothblond — zuviel rothblond. Sind sie denn sämmtlich Schwestern aus uraltem alten Sachsenblute? Welche Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts durch Zuchtwahl könnten wir hier bewundern — wäre nicht leider! auch die Chemie und die Färberei in so riesigem Aufschwunge begriffen.

Und nun die wunderbaren Bekleidungen, „High Art“ nennt man sie in



Bondstreet. Die Zeit der Königin Anna, mit Zurückgreifen auf die großen Porträts der Renaissance. Hier ein imposanter Raphaelhut, rother Atlas mit wallenden weißen Federn und Perlechnüren. Dort umfassende italienische Strohüte mit rothen und gelben Klatschrosen in fünffacher Vergrößerung und mit einem Urwalde von Farren und Adiantum tenerum.

Hier kann man Farben studiren! in einer Zusammenstellung frei von jedem Vorurtheile: bronzegrün, grüngelb, rehfarbig, fennelblond, scharlach mit rosa, eiselsgrau und terracotta roth. Die Natur selbst in ihrem heutigen prächtigen Frühlingskleide, sie ist geschlagen durch die modernen „aesthetic dresses“.

Ueber diesen Betrachtungen haben wir auch das zweite Rennen verläßt und der Carneval um uns hat wieder begonnen. Alle Wagen und ihre Freunde sind jetzt gesättigt. Es entwickelt sich eine laute derbe Lustigkeit. Die Herren rufen einander zu, trinken einander zu, und lachen laut über halbverständliche scherzhafte Anspielungen, die sich nicht frei an das Tageslicht wagen. Die Damen lachen mit, um so lauter je weniger sie begreifen — dürfen. — Eros Bacchus!

Wer schleicht dort herzu und steht schüchtern und fragend vor uns? Die Armuth nahet sich und hofft auf den Abhub des Festes und auf die offenen Taschen der Herren in ihrer wohlwollenden nachtsich - Stimmung. Sie wollen Puppen verkaufen, Stiefel putzen, Hündchen tanzen lassen. Sie sehen hungrig und unglücklich aus, selbst wie herrenlose Hunde, die sich lange umhergetrieben haben und nun nach dem Knochen blinzeln, der ihnen in den Weg fällt. Sie liefen während der Nacht zu Fuß hierher und verschlafen den Morgen auf der Haide. Darfuß, schmutzig, die Weiber in abgetragenen feinen Kleidern, mit einer Narbe im Gesicht, das Andenken an den Fußtritt irgend eines vertrunkenen Mannes; mit elenden Kindern am Rockzipfel und im Arm. Sie trinken die Reste in den leeren Flaschen aus und benagen die Rinden der Melonen und Käse.

Ein schwacher Dank leuchtet über ihre elenden Gesichter für einen Kuchen und ein selten gesehenes Silberstück. Blumenverkäuferinnen drängen sich zu und ertragen die vertraulichen Scherzreden der feinen Herren, da diese mit Schillingen begleitet werden. Ihr weniger günstiges Geschick verhalf ihnen nicht zu rothblonden Haaren und zu einem Platz auf jener Couch. Oder sie sind bereits wieder von dort herabgestiegen.

Eine verschrumpfte, früh gealterte Wahrsagerin möchte in unserer Hand lesen und uns eine reiche Frau prophezeien oder, wenn das zu spät, den fehlenden Sohn und Erben. Sie gehört zu den Stammgästen des Derby. Saß sie vielleicht vor zwanzig Jahren an derselben Stelle, wo jetzt die Blondes sich ihres Eintagsfliegen-Daseins erfreuen?

„Gehen wir hinunter in die Paddock!“ rief mein Gefährte vom Frühstückstische zu mir herauf. „Wir haben eine Stunde Pause und wollen sehen, wie es dort unten steht.“

Die Paddock's (Ställe) befinden sich in einem abgeschlossenen Räume westlich der Rennbahn. Sie sind stark und sicher eingefriedigt; nur eine einzige Thür vermittelt den Zugang aus der Welt zu diesem Heiligthume. Denn auch hier wird der große Kampf zwischen List und Argwohn gefochten. Hunderte von verschlagenen gewandten Leuten setzen Alles daran, um in die Nähe der Pferde, namentlich der Favorites zu gelangen und dort Anhaltspunkte über deren Zustand und Leistungen zu gewinnen. Eine zahlreiche Klasse von geriebenen Menschen treibt dieses Geschäft gewerbsmäßig und nicht nur wegen des eigenen Wettens. Die sogenannten „Touts“ spioniren um alle Rennställe herum, hungern an den Galoppirplätzen und suchen „Tipp“, das heißt: leise Winke von dem Rennpersonale zu erhaschen, die sie dann an ihre Auftraggeber, wettende Gentlemen, verwerthen. Man liest auch dahin zielende Auerbietungen in den Zeitungen: „Mr. K., Houndsbitch, giebt werthvolle Aufklärung über den Zustand des Favorite im nächsten St. Leger. Senden Sie das Honorar ein!“ — Mein Führer hatte, kurz ehe wir die Paddock's betraten, mit einem solchen Geschäftsmanne eine sehr lehrreiche Unterredung. Der Wiedermann trug uns seine Dienste an, nannte den Entgelt, rühmte seine Verbindungen und zeigte uns sofort sein Buch und den Schlüssel zu einer Chiffreschrift mittelst deren er seinen Kunden die wichtigen Ermittlungen, welche ihm auf seinen Umreisen gelangen, sofort telegraphisch zugehen läßt.

Wir lehnten für heute höflich ab. Als wir weiter gingen, sagte mein Führer: „Dieser Vursche ist noch keiner von den schlimmsten. Er scheint mir in seiner Weise ehrlich, wenn auch das Geschäft selbst nicht zu den besonders reinlichen gehört.“

„Wer sind denn aber die schlimmsten?“ frug ich, da ich wünschte, heute in die dunklen geheimnißreichen Winkel des edlen und — unedlen Turf etwas tiefer einzubringen.

„O!“ antwortete er, „die ‚Robblers‘ zum Beispiel. Ihr Verfahren besteht darin, einem Pferde, für und gegen welches hohe Wetten stehen, eine Wille beizubringen, durch welche seine Gesundheit vorübergehend gestört wird, so daß es gar nicht oder doch nur schlecht laufen kann. In beiden Fällen geht das gesammte, auf das Pferd gesetzte Geld verloren.“

Eine noch größere Infamie ist das Ausstreuen kleiner gekrümmter Nägel in den Ställen oder auf den Plätzen, wo die Thiere trainirt werden, um das feindliche Pferd lahm zu machen. Leider zeigen diese Spitzbübereien eine dunkle häßliche Seite des englischen Turf, die ihn vielen anständigen Leuten geradezu widerwärtig und verwerflich erscheinen läßt. Sie wissen: ‚Wer Pech ansaßt, besudelt sich.‘ Das Mißtrauen der Eigenthümer ist daher so geschärft, daß manche von ihnen sogar ihren eigenen Leuten nicht völlig trauen, und wenn viel auf dem Spiele steht, selbst die Stallwache bei ihren kostbaren Thieren halten.“

Jedenfalls ist dieses Feld industrieller Thätigkeit ein kaum ermessliches.

Im vereinigteu Königreiche laufen jährlich über 2000 Pferde um etwa sechs Millionen Mark an Preisen.

Inzwischen waren wir in den großen offenen Platz eingetreten, an dem die Paddocks liegen. Alte weitläufige Eschen und Eichen geben hier Schatten. Unter ihnen stehen, wandeln und liegen wohl ein Hundert ernste Männer. Zur Seite auf einer Bank sitzen die Fürsten, die Herrscher der Rennbahn, in gewichtige halblaute Erörterungen über das Wohl und Wehe ihres Reiches vertieft. Voll ehrfürchtiger Scheu halten wir uns fern, um diese Cirkel nicht zu stören und betreten, mit schriftlicher Erlaubniß eines Vorstandes, die Vorhalle des Wägeraums. Hier laufen auf jeder Seite zwei dichte eiserne Gitter, die nur einen breiten mittleren Gang frei lassen. In diesen Käfigen und in strenger Abgeschlossenheit von jeder Berührung mit dem Publikum, sehen wir seltsame schmale, kleine, fleischlose, bunte Vögel sich bewegen, mit blassen, harten, knochigen Gesichtern, tonloser Stimme, ausdruckslosem Auge. Es sind die Jockeys, die „Helden der Lederhose“, die sich hier in die farbenreiche Jacke und Kappe ihres jeweiligen Auftraggebers hüllen. Von da begeben sie sich mit Sattelzeug und Peitsche in den inneren Raum und lassen sich durch einen ersten Beamten des Jockeyclubs wägen. Ihm zur Seite steht häufig ein anderer Weiser, der Handicapper. Dieser bestimmt, welches Gewicht in gewissen Rennen jedes einzelne Pferd zu tragen hat. Doch das ist ein tiefes und schweres Studium, an das wir heute nicht einmal streifen können.

Wehe jedoch dem Reiter, der später, bei der Rückkehr vom Rennen, „zu leicht“ befunden würde. Er verliert Gewinn und Reputation, neben schwerer Geldstrafe.

Jetzt entsteht eine Bewegung unter der Menge. Die vierfüßigen Helden des Derby schreiten aus ihren Zelten hervor, tief verhüllt in Decken. Sie sind noch incognito. Wir drängen uns ihnen nach, an den Sattelplatz. Hier tritt der gewogene Jockey zu seinem Thiere, die Decken fallen und nun wird Alles offenbar. Viele begierige Augen sehen hier zum ersten Male leibhaftig die Thiere, auf die sie seit Monaten mit so wohlervogenen Vertrauen gewettet haben. Der Thermometer der Odds geräth plötzlich wieder in heftige Schwankungen und eine Reihe erfahrener und unerfahrener Sachverständiger eilt davon, hinüber in den Ring, um dort bei den Buchmachern ihre soeben gewonnenen Anschauungen zu verwerthen.

Neben mir höre ich ein geheimnißvolles Flüstern. Ich horche — mit Discretion. „Archer wird Troquois nicht reiten!“ säuselt es unheimlich durch die Blätter der großen Esche. Troquois fällt sofort wieder auf 7 zu 1. — Einige Hunderte werden eiligst angelegt. — Allgemeine Spannung. Alles blickt auf die Thür des WägehauseS. — Da — endlich — tritt der große Archer hervor, heute der populärste Mann in England. Er trägt Mr. Torrildards Farben, roth mit schwarzen Ärmeln. Hurrah! er reitet!

Troquois steht wieder felsenfest auf 6 zu 1! Einige Tausende werden „im Nu“ angelegt! —

Jetzt wird Troquois enthüllt und gefattet. Reiter besteigt ihn, alle Pferde setzen sich in Bewegung und ziehen langsam unter den Bäumen umher. Den Zug eröffnet ein berittener Policeman, er bricht eine Gasse durch das Gedränge der Bewunderer. — Ihm folgen langsam — und in dem bekannten steifen stolpernden Schritte der edlen Rennpferde — die Derbykämpfer. Auch jetzt noch nicht alle enthüllt und unterm Reiter, denn einige dieser Edlen sind so nervös erregt, daß sie nur kurz vor dem Start, am Auslaufposten gefattet und bestiegen werden können.

Andächtig starrt die gläubige Menge ihre Götterbilder an und begeistert sich an Schulkern, Nieren und Weinen.

Ein Glockenzeichen! Die Prozession zieht dem Pavillon der Richter zu, wo die Kämpfer des Tages die königlichen Hoheiten und die Tribüne mit einem kurzen Canter begrüßen — *Morituri te salutant* — der wiederum den Wettring in heftigen Wellenschlag verfehlt.

Danu verschwinden sie in der Richtung des Auslaufpostens hinter dem Hügel. Wir eilen auf unsere Coach zurück.

Abermals läutet die Glocke. Der Zug berittener Policemen macht wiederum die Bahn klar. Wie ein grünes Band liegt sie nun unter uns da, zwischen den zwei schwarzen Menschenmauern. Der Auslauf ist für uns nicht sichtbar, auch dem Ohr zeigt er sich nicht an. Wir kennen daher nicht die Secunde, in welcher der Start stattfindet. Er kann sich verzögern durch verfehlte Ausläufe. Auch dafür giebt es stricte peinliche Regeln. Kein Pferd darf zu früh losbrechen, keines im Galopp davongehen. Manche dieser Hochedlen leiden auch an Unliebendwürdigkeit und Launen wie andere große darstellende Künstler. Sie lassen sich nicht besteigen ohne zu beißen und zu boden, und sie haben eine übele Neigung, gegen ihre mitwirkenden Collegen — auszuschiagen.

So können wir nur unsere Blicke auf die östliche Biegung der Bahn richten, wo das „Field“, der gesammte Haufen, uns zuerst sichtbar sein wird. Hunderttausende von Augen sind jetzt an jenen Punkt gefesselt, hunderttausende von Herzen stehen athemlos still, hunderttausende von Seelen erfüllt nur ein Gedanke: wer unter diesen 15 jungen Hengsten, die jetzt hinter dem Hill dahinflasen, ist der Sieger?

Die Menschen um uns hatten eine kleine Bewegung den Hügel hinauf nach rechts gemacht, um den Start zu sehen. Jetzt entsteht unter ihnen eine andere stärkere nach links, den Kamm des Hügels entlang um das Rehmen der Ecke bei Tattenham Corner nicht zu veräumen. Aber das Alles kommt zu spät. Die ganze Zeit der Spannung dauert überhaupt kaum 5 Minuten: Eine tiefe todtähnliche Ruhe lagert sich für einen kurzen Augenblick über den weiten Dünen von Epsom. Jetzt ertönt ein leises murmelndes Geräusch vom äußersten östlichen Flügel, bei den letzten Zelten.

Es schwillt an: „Sie kommen! Hüte ab! Hüte ab! Sie kommen!“ Da — um die entfernte Ecke bricht der dichte Haufen von fünfzehn Pferden. Die Jockeys hocken auf ihnen wie bunte Schmetterlingsartige Affen. Jedermann kennt das wohl aus Wildern.

Langgestreckt eilen die edlen Thiere auf uns zu. Von vorn gesehen erscheint ihre Schnelligkeit gar nicht so außerordentlich. Und je näher sie kommen, desto lauter erhebt sich das brausende Geschrei und das Toben und das Springen und das Drängen der Menschen, an denen sie vorbeischießen: Der Grüne gewinnt! Der Weiße gewinnt! Nein! der Rothe! Hurrah für Chocolate! (Peregrines Farben), Hurrah für Archer!!! —

Und hinter den Pferden brechen die dunklen Mauern der Menschen von fern her zusammen, immer nachfolgend rollen sie sich auf, immer näher heran stüht von beiden Seiten der schwarze Menschenstrom und ertränkt die grüne Rennbahn.

Jetzt hat der dichte Pferdehaufen sich auseinander gezogen, jetzt ist er in kleinere Gruppen getheilt. Man sieht bereits: wem der Athem oder die Beine versagen, wer „ausgepumpt“ ist, wer zurückbleiben muß. Aber wer zurück gehalten wird — das ist noch verborgen!

Jetzt sind die Pferde am Distancepfehl — jetzt erreichen sie den großen Stand. Hier stehen die Policemen drei Glieder tief und so rasch als möglich schwenken sie hart hinter dem letzten Pferde ein, um die gegen den Gewinnposten anstürmende Menschenwoge — nicht einzudämmen, aber doch für wenige Augenblicke aufzustauen.

Nun sind die Pferde nur noch zweihundert Schritte vom Gewinnposten. Im letzten Augenblicke ziehen sie sich mehr und mehr in eine lange Spitze aus und ihre Schnelligkeit verstärkt sich augenscheinlich.

Noch hat der Favorite die Führung. Jetzt aber „rührt“ Archer seinen amerikanischen Hengst, der bis dahin bescheiden in der Mitte des Haufens „gelegen“ hatte. Froquois geht allen Uebrigen rasch vorbei und rückt dicht an Peregrine heran — Jetzt neben ihm! — Jetzt ein kurzer Kampf auf Tod und Leben — Kopf an Kopf —

Ein ungeheures Gebrüll erhebt sich, wie ein Sturmwind, der blind und toll über die Dünen segt. Hunderttausende von Kehlen schreien Hurrah! Arme und Beine zappeln, Hüte und Tücher kreisen und flattern. Ein wahrer Weitzanz hat die fischblütigen Engländer im Wettring ergriffen! — Froquois ist zuerst durch's Ziel geschossen! Eine halbe Länge vor dem Favorite Peregrine!

Zimmer und immer wiederhallt das Hurrah mit endlosen Echo's über die weite Fläche hin. — — — Wie es scheint, betheilt sich ein Theil des Wettringes nicht an diesem spontanen Ausbruche allgemeiner unwillkürlicher, enthusiastischer, beifälliger Theilnahme. Das sind die Geschäftsmänner, die soeben erwischt wurden. Das Unterliegen des Favorite führt stets besonders schroffe Wechsel im Nationalvermögen mit sich. Sehen wir

den gleichmüthigen Schweigern genauer in's Gesicht: die blassen scharfen Züge und die festgeknipten trockenen Rippen sprechen deutlich genug.

Mancher wird heute noch von der Rennbahn oder vom Londoner Pflaster verschwinden: Buchmacher und Gentleman. —

Und wie stellt sich die Rechnung für die Eigenthümer der Rennpferde? Macht sich ein Rennstall bezahlt? Man hat Pferderennen wohl den Zeitvertreib der „Könige“ genannt. Aber das „königliche“ Vergnügen erfordert auch einen königlichen Aufwand. Jedenfalls ist der Besitz eines Rennstalls ein sehr ernstes Geschäft, nicht weniger ernst als jedes andere große speculative Handelsgeschäft. Und nicht minder der Zweck, denn Pferderennen gelten auch bei ernsthaften Leuten in England für eine Nothwendigkeit, um die Pferdezuucht auf ihrer Höhe zu erhalten. — Aber macht dieses nützliche Geschäft sich bezahlt?

Man kennt Beispiele, daß die Besitzer von Rennställen nachhaltig Geld damit verdient haben — wie andere glückliche Speculanten.

Man weiß von anderen, wie der verstorbene Lord Derby, daß ihnen ihr Rennstall jahraus jahrein nichts kostete. Aber die Zahl derer, die mit diesem königlichen Zeitvertreibe ihr Vermögen schwer beschädigten oder gar zu Grunde richteten, ist doch weit überwiegend. Der erste Earl Grosvenor schloß nach einem unvergleichlichen Erfolge von 30 Jahren das Geschäft mit 6 Millionen Mark Schulden ab. Der Marquis von Hastings ruinierte sich und sein Vermögen vollständig. Erfolge wie der von Lord Falmouth, der in 15 Jahren 5 Millionen Mark an Preisen gewann, sind selten — eben so häufig wie das große Loos. Gleichzeitig verkaufte er drei siegreiche Hengste für 160 000, 240 000, 280 000 Mark.

Im allgemeinen darf man annehmen, daß diese Herren nur dann ihre Rechnung finden, wenn sie gute Pferde ziehen und dann auf diese hoch und glücklich wetten. Aber glücklich wetten kann auch der Besitzer eines schlechten Pferdes, nämlich dagegen. Allerdings gilt diese Art von Politik, wenn sie dazu führt, ein gutes Pferd absichtlich schlecht laufen zu lassen, für nicht anständig — falls es herauskommt. Schließlich bedarf es zum Wetten, wie wir sehen, überhaupt keines eigenen Pferdes.

Der Aufwand eines solchen Rennstallbetriebes ist ganz unglaublich. Man weiß von zwei Franzosen, Graf Lagrange und Herr Lesevre, die auf dem englischen Rennmarkte völlig eingebürgert waren, daß der eine für 60, der andere für 71 Pferde während einer Saison unterschrieben hatte. Im Falle, daß sie an keinem Rennen hätten theilnehmen können, würde ihr Neugeld 22 000 und 28 000 Mark betragen haben. Beim Beginn des Rennjahres hatte Lesevre 47, Lagrange 88 Pferde in seinem Rennstalle. Uebrigens hinterließ der letztere seinen Erben 4 Millionen Francs Schulden.

Indessen der maß- und endlose allgemeine Jubel galt in der Hauptsache nicht dem amerikanischen Pferde, er galt dem beliebten und ausgezeichneten Jockey Archer, der in fünf Jahren dreimal das blaue Band des

Zurf davon getragen hatte. Er selbst versicherte bescheiden: er habe das Pferd noch angehalten; er hätte es sehr wohl um 3 Pferdelängen früher ins Ziel werfen können. Er gewann dem Eigenthümer gegen 140 000 Mark an Einsätzen. Was er selbst dabei verdiente außer dem Pflichthonorar von 5 £, darüber schwanken die Nachrichten. Zuerst verkündete, Mr. Lorrillard sei so reich belohnt durch seine Wetten, daß er „die Stakes“, den Gewinn, an Archer überlassen habe. Dann hieß es: nur 1000 £ sei die Gratification gewesen. Für Mr. Lorrillard habe ein derartiges Honorar wenig Schwierigkeiten. Er sei ein großer Tabakfabrikant in New-Jersey mit 4000 Arbeitern, und mit 1000 £ Einkommen — täglich. Gleichzeitig hätten einige vor Freude schwindelnde Pantees dem siegreichen Reiter im ersten Zaumel einige beiläufige 100 £ Noten in die Hand gedrückt. Jedenfalls wird dem Verdienste seine Krone nicht gefehlt haben.

Daß selbst der verzogenste und übermäßigst bezahlte Jockey ein hartes und ein gefährliches Brot ist, liegt auf der Hand.

Die Hunger- und Marterkuren, denen er sich unterzieht, um sein Uebergewicht zu verlieren, das furchtbare Tempo, in dem jeder falsche Tritt des Pferdes haszbrechend wirkt, der verrätherische Erdboden mit seinen tausend kleinen unvorhergesehenen Fallen, das Gedränge von überreizten und tückischen Pferden, der Regen, Hagel und Sturm, der ihn in seiner dünnen seidenen Blouse peitscht — das Alles führt häufig zu schweren Leiden und einem frühen Tode.

Widersteht er nun dabei noch als ehrlicher Mann allen Versuchungen der Bestechung, so mag man schon sagen: selbst ein reiches Geschenk ist nicht unverbient. — Fred Archer, der talentvolle und kunstreiche Jockey, gewann im Jahre 1875: 172 Rennen; 1876: 207; 1877: 218; 1878: 229. Im Jahre 1881 ritt er gegen vierhundert Mal.

Toll aber waren die Wettern aus Amerika jedenfalls für ein oder zwei Viertelstunden! Wenigstens geberdeten sie sich so.

Unter unserer Coach standen einige Omnibusse, auf deren Dache echte indianische Siegestänze ausgeführt wurden. Tüchertwehen, Pfropsenthallen und endloses Hurrahrufen, gegen einander und hinüber zur großen Tribüne, wo Mrs. Lorrillard, die Gattin des Eigenthümers von Troquois entbedt war, ließ für das feilsche Gleichgewicht dieser Herren und Damen ernstlich fürchten.

Aber auch „drüben“ war die Aufregung unbeschreiblich. Um 11 Uhr 30 Minuten Morgens erhielt Mr. Lorrillard die Siegesbepesche, daß Troquois an demselben Nachmittage 3 Uhr 15 Minuten das Derby gewonnen habe. Vielleicht ist letzteres Tempus präteritum unrichtig und man müßte sagen: gewinnen werde. Ich weiß es wirklich nicht und überlasse jedem Leser die freie Wahl.

Die Börse zu New-York wurde sofort geschlossen. Es brach ein sinnverwirrender Subel und ein maßloses „Treating“ an den Bars der

Weltstadt aus. Man beabsichtigte, Troquois Ebenbild in Bronze als Denkmal im Stadtpark aufzustellen. Es sollen dort eine Menge berühmter und um das Vaterland verdienter Amerikaner in Erz gegossen stehen; in der Mehrzahl allerdings zur Gattung Mensch, homo sapiens, gehörig.

Es hatte Schwierigkeiten gehabt, die Telegraphenlinie vom Grand Stand in Epsom bis zur Börse von New-York für die Siegesdepesche freizuhalten. Endlich erlaubten die beteiligten großen Gesellschaften ein Telegramm von einem Worte. Aber statt „Troquois“ lautete das Telegramm seltsamer Weise: „Tro-per-town“. War hier ein Mißverständniß? O nein In New-York wußte man aus diesem einen Worte nach wenigen Minuten Troquois war 1; Peregrine 2; Townmoor 3!

John Bull ertrug, wie immer, seine Niederlage mit Gleichmuth. Um mich herum wurden deren Gründe sachverständig erörtert: Hitze — trockner Boden — Mangel an arabischem Blute im jetzigen englischen Rennpferde. — Bei Regenwetter wäre es anders gekommen. Eine günstige „Chance“ konnte ein echter Sohn Britanniens bei der verb — continentalen Hitze nicht erwarten. — Wäre nur nicht das gesammte diesjährige „Feld“ so mittelmäßig. — Hätte nur nicht Lord Roseberry's Cameliard am letzten Tage ein dickes Bein bekommen. — Hätte nur nicht Archer den Amerikaner geritten. — Schließlich — und das war der leidige Trost — stammte der Sieger doch immer von einem ausgewanderten englischen Vater ab.

Allerdings hat dieselbe Importation nach Amerika — soviel man weiß — auch in englischem Menschenblut stattgefunden, und so wäre damit im Grunde jede Ursache zu englischer Eifersucht auf die Erfolge der amerikanischen Fabrication und des Yankee-Weizens gehoben.

Ich hörte still bescheiden all die Weisheit an und dachte mit der Prinzessin Leonore;

„Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen.  
„Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.“

Und darauf dachte ich selbständig:

„Vermuthlich erklärte sich die Sache am einfachsten so, daß Troquois gewann, weil — er das beste Pferd war.“

So viel aber war klar: die Enttäuschung wirkte tief innerlich in den stolzen zweifüßigen Söhnen Britanniens und ihre physische Folge war: ein neuer frischer, fröhlicher, patriotischer Rache-durst und ein neuer heftiger Ausbruch von „Lunch“. Einige Herren vertieften sich nebenher in ihr Wettbuch; andere zogen nur die weiße Manschette ihres linken Arms zu Rath. Dort stand ihr heutiges Soll und Haben verzeichnet, sicher vor Fälschung und Taschendieben.

Und nicht eher dachten wir an den Rückzug, bis die letzte Flasche Sparkling neben der letzten Flasche Apollinaris entseelt am Boden lag. —

Die nachfolgenden Rennen verliefen ohne jede allgemeine Theilnahme. Das Volks- und Frühjahrsfest wandte ihnen den Rücken. Hier und da betrach-



teten, wenn die Nummer des Gewinners drüben hoch oben an der Stange über den Schiedsrichtern erschien, einige Gentlemen flüchtig ihre Hemdmanschetten und machten eine kleine Notiz. Alles rüstete sich zum Aufbruche. Es war wie im Zwischenacte vor dem fünften Acte der Hugenotten, den auch — soviel ich weiß — jeder Mensch höchstens nur einmal im Leben mit durchstirbt. Die Körbe und Koffer wurden wieder gepackt. Die Reste vertheilt und die Pferde bestellt. Ich war gespannt darauf, wie es nur möglich sein würde, alle die Zweier- und Vierer-Züge zwischen die hart an einander gedrängten Wagen zu bringen und diesen Knäuel ohne Gefährdung für Thiere und Menschen zu entwirren. Aber die Ruhe und Kaltblütigkeit des Engländers, seine Bedächtigkeit und Einfaltigkeit scheinen sich auch den dortigen Pferden mitgetheilt zu haben. Alle traten willig vor und zurück, standen still, schoben sich hin und her, wie es die Schwierigkeiten der Lage erforderten. Dabei kein Geschrei, Fluchen, Zetern gegen die Nachbarn, keine Polizei. Alles entwickelte sich mit selbstbewusster Ordnung, der Wirrwar löste sich wie von selbst und bald waren wir in Bewegung. Die Fahrt den Hügel hinab war allerdings mehr ein Rutschen auf der glatten kurzen Haide, als ein Rollen. Es wurde gesperrt und dann glitten und galoppirten die Pferde mit scharf verkürzten Zügeln zu Thale. Niemand erschien ängstlich und alle Wagen passirten unten glücklich den Bach. Auf der andern Seite ging es wieder im Galopp die Höhe hinauf, jedoch mit einer starken Ausbiegung nach rechts, denn mitten im Wege lag eine elegante niedergebrogene Victoria, neben der zwei von den bunten Damen ruhig die Auferstehung ihres Fuhrwerks erwarteten. Es hat mich heute von neuem überrascht, wie ernst und schweigsam der Engländer — und zwar: beiderlei Geschlechts — im kritischen Momente der Gefahr bleibt. Denn das gleichzeitige rasend schnelle Gleiten der vielen Wagen den Hügel hinab war keineswegs gefahrlos und ein einziges zur Seite rollendes Gefährt hätte unvermeidlich ein Duzend andere mit sich fort gerissen in einen einzigen wüsten, blutigen Trümmerhaufen. Erst dann, als die zwei endlosen Reihen von Wagen sich auf der großen Straße eingeordnet und entwickelt hatten, da erst brach der Carneval der Rückfahrt aus und die tausende von leeren Flaschen, die jetzt dem vereinsamenden Hügel ein wüstes, widerwärtiges Aussehen gaben, machten ihre Rechte geltend.

Rasch sind wir in eine dicke Staubwolke gehüllt. Denn am Morgen wird der Weg allerdings sorgfältig gespritzt, aber mit der steigenden Wirkung der Sonne hört diese obrigkeitliche Fürsorge auf. Von unserer Höhe aus sehen wir durch einen dichten hellgrauen Nebel eine schwarze bewegliche Masse vor und hinter uns wie eine ungeheuere Prozeffionsraupe, hie und da unterbrochen durch einen weißen Hut und einen rothen Sonnenschirm.

Zur Seite unseres Weges ziehen Fußgänger, mehr oder minder schwankende Gestalten. Andere haben mit des Tages Dual abgeschlossen und liegen abseits still auf der Mutter Erde. Zerlumpte Weiber mit Kin-

bern betteln zu den vorüberziehenden Wagen herauf, größere Wunden suchen unser Herz und unsere Tasche durch unermüdbliches Radtschlagen zu öffnen. Und nun abermals die endlose Musterkarte von Fuhrwerken und Pferden. Hocharistokratische Four-in-Hands von den Helben von Rotten Row, in Ausübung ihres höchsten Lebensberufes, eigenhändig gefahren. Club Coaches wie die unsrige und Coaches der Garderegimenter, in anständiger Ausstattung, aber mit einem gewissen alltäglichen Geschäftsanstrich. Ueberland-Coaches, wie sie vom White Horse Cellar in Piccadilly an jedem Morgen hinaus in's grüne Land fahren, ein wieder aufgelebtes Stück Altenglands. Wir überschlugen in Allem gegen 150 Bierspänner. Und diese höheren Thürme waren rings umflossen von der zwanzigsfachen Zahl kleinerer Fuhrwerke; dreispännig, zweispännig, einspännig.

Jetzt wird die lärmende Lustigkeit allgemein, denn nun ist sie an der Tagesordnung. Jeder Londoner Jüngling fühlt die Verpflichtung, heute ganz besonders witzig zu sein. Sie haben falsche Nasen und Wärte angesteckt und schreien Jedermann und jede Frau an — und Jedermann antwortet ihnen und sucht sie zu überschreien und alle Gesichter werden dunkelroth und alle Kehlen werden rostig. England ist heute völlig demokratisch und scheint nur einen einzigen Kreis guter Freunde mit den bequemsten Umgangsformen zu bilden. Dabei schmettern von allen Bierspännern und Omnibussen die Hörner; es klingt wie eine endlose Uebung verrückter geworbener Signalbläser. Auf den Cylinderhüten, an den Kleidern, in den geschwungenen Fäusten zappeln kleine wollene Puppen mit beweglichen Gliedern. Aber die unangenehmsten Mittheilungen von Wagen zu Wagen bestehen in harten Erbsenladungen, die aus kleinen Büchsen geschneit werden. Hier und da fliegt auch wohl als großes Geschick ein Hühnerbein oder eine Hummerscheere tausend über unsere Häupter. Auf den Landstößen sehen Frauen und Fräulein über die Mauern und danken lächelnd für die Huldbigungen, die das Omnibusdach ihnen sendet, ohne deren Inhalt zu verstehen.

In den Ortschaften lungern die Einwohner dicht gedrängt längs der Straße, die Kinder singen und tanzen. Aus den oberen Stockwerken fliegen Wolken von Confettis und plagende Düten mit Mehl auf uns herab. Gesetzte Männer in unserem Zuge schwenken zur Abwehr Gläser und Flaschen, wohlbeleibte puterrothe Weiber wehen mit Servietten an Sonnenschirmen oder erwidern die feindlichen Geschosse mit ihren letzten Sandwiches und Pastetenkrusten.

Hier und da treffen wir auch noch auf vereinzelte vernünftige Menschen. Eine Gesellschaft ist ausgehoben aus dem tollen Zuge; ihr Wagen hält abwärts unter einem Baume und sie bereiten sich zu einem ruhigen menschenwürdigen Abendessen, denn es ist inzwischen acht Uhr geworden.

Jetzt erreichen wir ein altes ehrliches englisches Land-Wirthshaus mit geräumigem Vorhofe und Ausspann. Hier sind aus Tonnen und Brettern

eilige Duffets aufgeschlagen und achtbare Männer stärken und kühlen sich hier mit Thee, Wein, Bier und Sandwiches, indem sie dem vorüberstolenden Schwarme in völliger Nichtachtung den breiten angelsächsischen Rücken bieten. —

Nun ist es halb neun Uhr. Endlich verlassen uns die grünen Weiden, die Parks, die Hecken, die Cottages und Halls. Wir 150,000 unschätzbliche Verrückte ziehen triumphirend in London ein.

Sowohl, wie eine siegreiche Armee ziehen wir ein. Auf unsrer Via Triumphalis in Grosvenor Place sind alle Balcone und Fenster mit rothen Teppichen behangen und mit heiteren schönen Zuschauerinnen besetzt. Sie und da fällt eine Blume auf uns herab. Weit häufiger aber, und zuletzt wie ein Schnellfeuer fliegen aus den Küchenregionen die Mehlbüten in unhaltbarem plätschernden Papiere zu uns herauf. So steigen wir endlich am Hyde Park Corner zur Erde, halb lachend, halb ärgerlich und einer Armee von geschlagenen und flüchtenden Müllern weit ähnlicher als den triumphirenden Mitgliedern des eleganten Sporting-Clubs, die ihre Coach heute Morgen, in höchster Sauberkeit und würdigster Feinheit, hinaus auf die weltberühmten Epsom Downs geführt hatten. —

Das war der große volkstümliche Festtag, das Ideal der Heiterkeit und des Vergnügens für den echten Londoner.

Als ich still und beschämt von Piccabilly durch die Querstraße meiner Wohnung und meinem Bade zueilte, wurde mein Auge durch einen riesenhaften Anschlagzettel gefesselt, der im Fenster eines Public-Hauses an der Down Street prangte:

! Resultate des Derby!

Expectation (Erwartung) 1.

Vanity (Eitelkeit) 2.

Deception (Enttäuschung) 3.

! — Tausende rannten! —





## Ein doppelter Friedensschluß Napoleons I.

(1809—1810.)\*

Don

Hans Dechend.

— Marburg. —

I.

**A**us dem interessanten archivalischen Material des Krieges 1809 entnehmen wir einen bisher noch unbekanntem Beleg für die übrigens schon einem Ludwig XIV. sehr gewohnte Friedensheuchelei des Ersten Napoleon, womit er das in der einen Hand gehaltene Schwert immer zur rechten Zeit zu verbergen wußte. Die Thatsache selbst ist nicht neu und ist reichlich genug bewiesen, wie der französische Kaiser trotz des österreichischen Erfolges bei Aspern und seiner eigenen Pyrrhus-Siege von Wagram und Znaim, trotz der verspäteten Anerbietungen Preußens zum Bündnisse gegen den Eroberer und ungeachtet der sehr ungünstigen Lage der französischen Waffen auf der iberischen Halbinsel es dennoch verstand, durch sofortige Friedensanerbietungen an Oesterreich allein in augenblicklicher Zügelung seiner kriegerischen Leidenschaft die Situation zu beschwören. Freilich hatte in Oesterreich selbst nur noch der Kaiser und der Erzherzog Ferdinand die Fortdauer des Waffenganges im Auge; selbst der Sieger von Aspern vertraute nicht mehr seinem Kriegsglücke und hatte wie sämtliche Minister ihr Portefeuille auch seinen Reichs-Feldmarschallstab niedergelegt. Oesterreich nahm jene Verhandlungen und Verheißungen daher fast augenblicks an ungeachtet jener gebesserten Aussichten eines nochmaligen Kampfes und trotz seiner ungeheuren bisherigen Anstrengungen, welche zum ersten Male eigentlich

\*) Nach Berichten des hessischen Diplomaten Lepel am österreichischen Hofe, entnommen dem ehemaligen hessischen, jetzt preussischen Archiv zu Marburg.

den Siegeslauf Napoleons wenigstens zeitweise aufgehalten hatten. Es beschwor selbst also die gefährliche Lage des Gegners und dieser — zum Danke dafür — stellte sofort auch, denn nun hatte er gewonnenes Spiel, die exorbitantesten Forderungen und mit solchem Erfolge, daß er diesem Kunstgriffe mehr als seinen blutigen Schlachten verdanken konnte. Damit endete eigentlich die Episode und doch vermochten es die diplomatischen Künste des neu erstandenen Ministeriums, auch diesen Triumph noch zu erhöhen, ein doppeltes Siegel auf den Friedenstractat zu drücken. Doch dies später! Lassen wir uns zunächst in die nach so furchtbaren Erfahrungen fast unerklärliche Situation Oesterreichs bei den ersten Friedensunterhandlungen einführen. Der Bericht des hessischen Geschäftsträgers Lepel in Wien, als eines recht gut orientirten Zeitgenossen, giebt uns die Gelegenheit dazu. Wir müssen orientirend hierbei anführen, daß Geheimrath von Lepel am Wiener Hofe namentlich zu Gunsten seines von Napoleon vertriebenen Herrn, des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen=Cassel, welcher nun seit 1808 in Prag, thätig war. Sein Bericht spricht sonst übrigens für sich selbst und besteht zunächst aus dem Abrisse eines Schreibens aus Pest, 7. Novbr. 1809 (nebst zwei Einlagen), mit folgendem Wortlaute:

Im engsten Vertrauen habe ich zwei Fragmente der Correspondenz zwischen den Monarchen Oesterreichs und Frankreichs, nämlich einen Brief des französischen Kaisers vom 15. September und die Antwort Sr. Oesterreichisch=Kaiserlichen Majestät vom 20. ej. mitgetheilt erhalten und füge selbige unterthänigst bei. Ersterer ist wegen seiner Unverschämtheit merkwürdig, letzterer dient zum Beweise, daß Se. Kaiserliche Majestät am 20. September noch nicht entschlossen waren auf so drückende Bedingungen Frieden zu schließen und unterstützt dasjenige, was ich in meinem letzten ehrerbietigsten Bericht über diesen Gegenstand anführte. Ja man hat mir neuerlich versichert, daß Se. Majestät, aufgebracht über Napoleons letzte Drohung und die darauf erfolgte schnelle Unterzeichnung, einen Augenblick Willens gewesen seien dem Tractat die Ratification zu versagen und dem Fürsten Liechtenstein sowohl, als dem Grafen Bubna ihre Unzufriedenheit deutlich zu erkennen gegeben hätten. — Ueber die Summe, welche die Regierung an Frankreich zu zahlen übernommen, um das Land desto schneller vom Druck der Einquartierung zu befreien, sind die Angaben verschieden. Die wahrscheinlichsten gehen auf 80 Millionen Francs (es waren 85 Mill.; Anm. d. Verf.), wovon 30 Millionen sogleich, halb in klingender Münze, halb in Bankozetteln, die übrigen durch Wechsel bezahlt werden müssen und zwar so, daß vom nächsten Januar ab alle Monate 4 Millionen abgetragen werden. Von Berichtigung der ersten 30 Millionen hängt die Räumung Wiens ab.

Die einliegenden Briefe Napoleons und des Kaiser Franz lauten (übersetzt):

(I.) d. d. Schönbrunn, 15. September 1809.

Mein Herr Bruder! Eurer Kaiserlichen Majestät Herz blüet wegen der Leiden, welche eine ebenso wegen ihrer Loyalität, als wegen ihres freimüthigen Charakters zu bewundernde Nation betroffen haben. Von allem Wehe des Krieges trifft den wohl das herbste Schicksal, welcher das Blut und die Thränen der Unglücklichen verschuldete, denn sie fallen auf ihn zurück. Die Basis des *uti possidetis* haben Eure Majestät als den Ruin alles Bestandes Ihrer Monarchie bezeichnet; sei dem so, mein Herr Bruder! Ich bin es zufrieden und bereit zum Frieden mit Eurer Majestät schon auf Grund der Abtretung bis zur Grenze des Inn und Italiens, eines Gebietes von 1 600 000 Seelen, sowie wenigstens der Hälfte Galziens zu Gunsten des Königs von Sachsen und des Kaisers von Rußland. Es wird Eurer Majestät nicht entgehen, daß ich in dieser Ueberlassung von 3 Millionen und einigen hunderttausend Seelen, wie ich sie vorschlage, nichts für mich vorbehalte, als was nöthig ist, um Dalmatien mit meinen andern italischen Staaten zu verknüpfen und darüber machen zu können, daß nichts gegen die verschiedenartigen Interessen meiner Völker geschieht. Bei der gegenwärtigen Schwäche meiner Seemacht, welche ein Resultat der vier Kriege, welche ich gegen Oesterreich zu führen gezwungen wurde, ist, habe ich kein anderes Mittel für meinen Einfluß auf das politische Gleichgewicht im Mittelmeere. Ich kann Euer Majestät keinen giltigeren Beweis meines Wunsches deroeselden entgegenzukommen geben, als dadurch, daß ich auf die Basis des *uti possidetis*, welche 9 Millionen Einwohner umfassen würde, vergähe und mich auf das nur beschränke, was ich für das äußerste betrachte, um ohne die Dornwürfe meiner Nation oder ohne Beleidigung der Namen derjenigen abzuschließen, welche durch ihren Opfertod meinen Waffen zu dem jetzigen Erfolge geholfen haben. Ist der Frieden einmal zwischen uns geschlossen, so wird es nur von Eurer Majestät abhängen, das Band zwischen unseren Staaten wieder enger zu knüpfen. Es wäre dies Resultat auch schon nach dem Frieden von Luneville zu ermöglichen gewesen, da durch ihn Ihren Unterthanen viel Unglück und Euer Majestät manche böse Stunde erspart geblieben wäre. Aber die Ränke jener Politik, welche unaufhörlich Befürchtungen heraufbeschwören und doch nur der Herrschsucht und dem Monopol der englischen Regierung dienen wollen, sie haben immer am Hofe Eurer Majestät triumphirt. Gebe es der gute Engel des Continents, daß es das letzte Mal gewesen sei! — Eurer Kaiserlichen Majestät habe ich all' meine Meinung offen herausgesagt und hoffe, wenn dieselben auf dieser Grundlage Anweisungen ertheilen werden, daß der Frieden die Folge von nur wenigen Verhandlungen sein wird. — Ich bitte Eure Kaiserliche Majestät die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung entgegenzunehmen, mit der ich bin Eurer Majestät ergebener  
Bruder Napoleon.

Die Antwort des Kaiser Franz lautet von Dotis, 20. September:

(II.) Mein Herr Bruder! — Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß Eure Kaiserliche Majestät bei den Anerbietungen, welche meine Bevollmächtigten in dem Conferenzprotokoll zu Altenburg niedergelegt haben, meinen reinen Wunsch, die Leiden des Krieges baldigst zu enden, erfassen und gefunden hätten, daß in ihnen die Basis eines Friedens lagen, dessen Bedingungen auch seinen Fortbestand gewährleisten konnten. Sie werden daher die Mühe ermessen, welche mir das Verständniß des Briefes machte, den dieselben am 15. d. M. an mich richten wollten. Denn obwohl Sie in ihm die Versicherungen Ihrer Friedensliebe erneuern, so bestehen Sie, mein Herr Bruder, doch auf Forderungen, welche unvereinbar mit den ersten Interessen meines Reiches sind, und während Sie auf das *uti possiditis* verzichten, substituiren sie dafür ein Ultimatum, welches nicht weniger den Ruin des österreichischen Staates und des Wohlstandes meiner Völker bedeuten müßte. — Der Bevollmächtigte Eurer Majestät hatte in den ersten Conferenzen die Abtretung von Salzburg, Oberösterreich bis zur Enns, Kärnthens, Krain, Illyrien und einem Theile von Croatien gefordert. Die Bevölkerung aller dieser Provinzen erreicht nicht die Summe von 1 600 000 Seelen, und Eure Majestät weichen, wenn Sie die gleiche Zahl an den Grenzen des Inn und Italiens verlangen, nicht von diesen ersten Bedingungen Ihrer Bevollmächtigten ab. Ein Friede unter ähnlichen Bedingungen ließe meine Monarchie ohne Grenzen, meine Staaten ohne Ausgang, er beraubte meine Provinzen ihrer wichtigsten Verbindungen und zerstörte so das Fundament der nationalen Betriebsamkeit und des individuellen Wohlstandes meiner Unterthanen. Ich berufe mich, wenn ich darf, auf Sie selbst, mein Herr Bruder: ich kann dazu keine Zustimmung geben! — Eure Majestät deuten mir ferner an daß, wenn der Vertrag unterzeichnet sei, es nur von mir abhängen würde die Bande zwischen unseren Staaten wieder fester zu knüpfen und machen mir dabei einen Vorwurf, zu dem ich glaube niemals Anlaß gegeben zu haben. Sie kennen nicht, mein Herr Bruder, die Sorgen, welche ich gehabt habe, um eine derartige Einigung herbeizuführen. Ich wünsche auch in diesem Augenblicke nichts anderes und betrachte sie als das beste Schutzmittel für die wahren Interessen der beiden Kaiserreiche, was sich erdenken ließe. Mögen sich Eure Majestät doch überzeugen, daß meine Herrscherpflichten und die Pflicht, der Vater meines Volkes zu sein, mir nicht anders zu handeln gestatten, dann werden nur wenige Conferenzen genügen, um das Friedenswerk auf gerechter und gegenseitig maßhaltender Grundlage zu vollenden, eine Grundlage, welche allein eine Solidität verheißt. In dieser Ueberzeugung nöthigen mich die Leiden, welchen der von Ihren Truppen occupirte Theil meines Reiches unterworfen ist, auch gebieterisch den Termin der Verhandlungen zu begrenzen und Sie, mein Herr Bruder, zu bitten, Ihre endgültigen Entschlüsse auf die letzte Erklärung meiner Bevollmächtigten auszusprechen. Alle meine Wünsche

beziehen sich darauf, einer neuen Blutvergießung vorzubeugen und endlich einen vollkommenen Friedenszustand zwischen unseren beiden Staaten herzustellen. — Franz.

Soweit der erste Bericht Lepels. In einem Schreiben vom 29. November 1809 erwähnt derselbe noch, wie unter den zahllosen Gegenständen, welche als Beute von Wien fortgeschleppt wurden, sich auch „das Voluminöse“ Reichsarchiv befände. Als Antiquität hätte man nicht für nöthig erachtet es zu flüchten, „auch schiene es, daß nur Napoleons Plan, sich zum Römischen Kaiser aufzuschwingen, seine Wegführung veranlaßt haben könne“. —

In einem Briefe vom 10. Januar 1810 referirt Lepel dann, und dies wirft einen Schlagschatten auf den ganzen Friedensschluß, weiterhin, wie er eine die Angaben öffentlicher Blätter berichtende officiöse Berechnung über den Gesamtverlust Oesterreichs erhalten habe und daraus in seiner bisherigen Auffassung nur bestärkt werden könne. Diese Berechnung constatirt:

Vor dem Kriege besaß Oesterreich 11,329 □-Ml., 23,965,100 Einwohner.

Durch den Friedenstractat verlor es:

in Oesterreich das Innviertel . . . . .	50	„	„	123,064	„	} zu Gun- sten des Rhein- bundes.
2/3 des Hausrückviertels . . . . .	36	„	„	73,170	„	
Salzburg und Berchtesgaden . . . . .	180	„	„	193,325	„	} zu Gun- sten des neuen Sasalien- staates Sütyrien.
Den Villacherkreis in Kärnth'n . . . . .	93	„	„	115,549	„	
Görz mit Montfalcone (Friaul)	} . . . . .	258	„	449,227	„	}
Krain und Istrien						
Triest						
In Croatien 2/3 des Graner Comitats	39	„	„	109,287	„	} zu Gun- sten von Volen.
Die Banatgrenze . . . . .	47	„	„	95,442	„	
Das Carlstädter Generalat	159	„	„	193,294	„	
In Galizien Westgalizien (mit Kralau)	879	„	„	1,307,462	„	} an Ruß- land.
Podgorze und Bielsczka	8	„	„	28,000	„	
Sanoker und 1/12 Kze- szower Kreis . . . . .	104	„	„	207,554	„	
Tarnopoler Kreis . . . . .	93	„	„	189,100	„	
Zaleszcyker Kreis . . . . .	79	„	„	175,410	„	
Supplement an Rußland	15	„	„	35,490	„	

Mithin behält Oesterreich nur noch 9289 □-Ml., 20,669,226 Einwohner.

Dies der hohe Preis für den so unerwarteten Frieden, und doch blieb es nicht dabei. Denn wie Napoleon schon beim Abschluß der Waffenruhe trotz seiner eiligen Anerbietungen noch alle Mittel angewandt, um seine noch zurückgebliebenen Kräfte heranzuholen und dadurch eine möglichst starke Preßion auf den Gang der Verhandlungen wenigstens ausüben zu können, so war auch jetzt mehr die bei dem nur ostentativ erfolgendem Kriegsrathe vor Snyam allseitige Ansicht seiner Generale, das Schwert noch länger arbeiten zu lassen, nur der Abglanz seiner eigenen stürmenden Gefühle, als daß er etwa wirklich mit diesem Erfolge zufrieden gewesen wäre.



War es denn aber auch nur seine diplomatische Schlaueit gewesen, welche dem kampfgestähsten Oesterreich die Waffen fast spielend entwunden hatte? Woher kam denn die Möglichkeit zu solcher politischen Täpirung? Aus seiner Schwäche nicht, denn der Eroberer war thatsächlich einzig deshalb, weil die Kraft ihm zu erlahmen begann den Gegner niederzuringen, und geradezu hastig zu friedlichen Versprechungen übergesprungen, auch war die Hülfe für Oesterreich von außen nahe genug, so nahe, daß ihre Existenz schon genügen mußte, um dem Feinde seine Kräfte wirksam zu entziehen. Der Grund war allein das in diesen Zeitläuften fast wunderliche Friedensbedürfniß ganz Europas, welches diesem Genossen eines Robespierre gegenüber alle Gegenwehr lähmte und die von ihm Angegriffenen müde machte, müde gleich den der süblichen Klimaten ungewöhnten Nordländern. Diese Friedenssehnsucht sah sich aber durch diese momentane Erholung nicht gesichert, der Horizont bewölkte sich bald durch den abermals von West nach Ost herausziehenden Sturm, denn die Eroberungsgier Napoleons hastete weiter und verlangte nun nach dem schier unendlichen Reiche des Czaren. Ganz Europa sollte dabei helfen, und die Furcht vor dieser neuen kriegerischen Verwickelung war es, die dem neuen Leiter der österreichischen Angelegenheiten, Metternich, den unglücklichen Gedanken eingab, Rußland in der Gunst Napoleons zuvorzukommen durch Vermittlung verwandtschaftlicher Beziehungen des österreichischen Herrscherhauses mit diesem Friedensfürsten von Gnahm. Der Czar hatte gezügert, die ehrgeizigen Werbungen des französischen Kaisers um die Hand seiner Tochter anzunehmen, nun sollte das ahnenreichste Fürstenhaus Europas des von ihm selbst verabscheuten Emporkömmlings Hand als die eines Bruders ergreifen.

## II.

Gehen wir zu diesem neuen Friedensschluß über. Seine Natur erkennen wir am besten aus der Ausnahme, welche Oesterreich dem französischen Anerbieten entgegentrug, und den sich damit verknüpfenden Illusionen auf ein günstigeres, bevorzugtes Verhältniß zu Napoleon, dann aber vielleicht noch schlagender in dem Verhalten dieses letzteren, welches man alles weniger denn zuvorkommend nennen kann. Lassen wir die Berichte Lepels weiter sprechen und uns dadurch über die einzelnen eben bezeichneten Merkmale des neuen Friedensschlusses aufklären.

In einem Bericht de Wien 16. Februar 1810 heißt es:

„Seit der Ehescheidung des französischen Kaisers nannte man unter den Prinzessinnen, auf welche möglicherweise seine Wahl fallen könnte, auch die Erzherzogin (Marie) Louise, älteste Tochter Sr. Kaiserlichen Majestät, doch es war so wenig Wahrscheinlichkeit für diesen Fall vor-

handen, daß man vielmehr seit acht Tagen von der Vermählung Ihrer Kaiserlichen Hoheit mit dem Erzherzog Franz, Bruder Ihrer Majestät der Kaiserin, sprach. Um so größer war daher die Ueberraschung, als man gestern erfuhr, daß Napoleon wirklich um sie anhalten werde. Zwei ehegestern von Paris eingetroffene Couriere haben die officielle Nachricht davon überbracht. Der zur förmlichen Werbung bestimmte außerordentliche Botschafter ist bereits unterwegs. In 14 Tagen, heißt es, werde die hohe Braut bereits von hier abgehen.“ . . .

Und in einem Schreiben de 24. Februar 1810 weiter:

„Am 2. März wird der Fürst von Neuschätel“ (Berthier) (der außerordentliche Botschafter und Procurator der Ehegeliung) hier eintreffen. Er bringt ein ansehnliches Gefolge mit; zu dessen Transporten sind auf jeder Station 130 Pferde nöthig. Am 3. wird er nach einem solennem Zuge durch die vornehmsten Straßen der Stadt die öffentliche Werbung um die Prinzessin vornehmen, und von ihr, sowie von Sr. Kaiserlichen Majestät das Jawort erhalten. Am 4. wird die hohe Braut herkömmlicher Weise ihren Ansprüchen auf Succession entsagen. Am 5. geht die priesterliche Einsegnung durch den Erzbischof ganz nach dem Ceremoniell wie die letzte Trauung Sr. Majestät vor zwei Jahren vor sich. Den französischen Kaiser wird dabei nicht der Fürst von Neuschätel, sondern Sr. Kaiserliche Hoheit der Erzherzog Karl vertreten. Abends ist die ganze Stadt beleuchtet. Am 6. ist große Freyredoute und nach einem einzigen Ruhetage wird die junge Kaiserin schon am 8. von hier abreisen. In Braunau erwartet sie ein Theil ihres neuen Hofstaates, an dessen Spitze die Fürstin von Neuschätel, geborene Prinzess von Bayern, als Oberhofmeisterin steht. Ihr bisheriger Hofstaat und das zahlreiche Gefolge, das sie von hier begleiten wird, kommen von dort wieder hierher zurück. Die einzige Gräfin Lazansky hat die Erlaubniß, auf unbestimmte Zeit und ohne einen Charakter ihrer Gebieterin nach Paris zu folgen. — Die Anstalten, welche zu diesen Festivitäten gemacht werden, deuten auf große Pracht. Einer der vielen von Paris hier eingetroffenen Couriere soll 6 Großkreuze der Ehrenlegion gebracht haben. Man glaubt Sr. Maj. der Kaiser würden sich nicht länger weigern eines für sich anzunehmen. Der Hof und die Stadt ist über diese Verbindung äußerst vergnügt. — Auf den Staatscredit hat dieselbe einen günstigeren Einfluß gehabt, als alle Finanzverordnungen und Projecte, der Cours des Papiergelbes ist innerhalb wenig Tagen von 460—330 und der Werth aller Staatspapiere gleichfalls um etliche Prozent gestiegen.“

Also mit für damalige Auffassungen und selbst für die eines in der Hofsphäre ergrauten Diplomaten großartigen Luxus fanden auch in Oesterreichs Hauptstadt die nöthigen Feierlichkeiten statt. Und doch litt der Staat eben furchtbar; der Krieg hatte enormes gekostet, Handel und Wandel, wie dies innerhalb der Berichte Lepels noch genügend erwähnt wird, lagen total

darnieder und die noch geliebten Länder der Monarchie verarmten so zusehend. Die Schulden waren fast verdoppelt und das allein schon auf 1060 Millionen Gulden angewachsenes Papiergeld galt höchstens nur noch 8 pCt. seines Nennwerthes. Eben war man deswegen namentlich daran ein Project fertigzustellen, wonach man die Banknoten durch Einlösungsscheine, die wenigstens 20 pCt. gelten sollten, mit Erfolg ersetzen zu können meinte. —

Der nach dem plötzlichen Tode seines reichbegabten Vorgängers neuernannte Chef der Finanzverwaltung war sogar trotz des dadurch heraufzubeschwörenden odium sehr entschieden für den Verkauf der geistlichen Güter, und wir sehen sehr bald aus den Berichten Depels, wie trotz der freudigen Ausichten und Hoffnungen Aller die Verbindung des Kaiserlich Oesterreichischen Hauses mit Napoleon alles weniger als nachhaltigen Einfluß auf die Geschäfte oder das Budget ausübte. Sehr bald (25. September) stand der Cours des Conventionsgeldes wieder sehr niedrig, 465 und 470.

Wir finden hier nicht Zeit, auf die reichen Festlichkeiten einzugehen, wenden uns aber wenigstens noch zu den Rücksichten, welche der österreichische Hof auf die französischen Sendlinge nahm. Die Kaiserin war zwar Krankheits halber nicht im Stande sämmtlichen Festlichkeiten beizuwohnen, erschien aber dennoch, wenn auch aus Schwäche stets im Sessel, selbst bei weniger wichtigen Anlässen. Um die Herrn Franzosen nicht zu beleidigen, berichtet Depel weiter, mußten die Brüder der Kaiserin bei den Festlichkeiten fortbleiben, da „der Fürst von Neuchâtel, ohne seinem Souverain etwas zu vergeben, ihnen nicht hätte den Rang lassen können“. Der Marschall Werthier habe ferner zum Andenken ein Medaillon erhalten, welches auf 10 000 Dukaten geschätzt wurde, wofür jedoch dann die Kaiserliche Hofdienerschaft ebenfalls reiche Geschenke von jenem erhalten hätte, ja beim Einsteigen in den Wagen habe er unter das versammelte Volk Geld ausgestreut. — Es mag dies unter vielem genügen! Nicht blos die Absicht, die würdigen honneurs zu machen, mag also der Antrieb zu solchen Anstrengungen und Rücksichten gewesen sein, nicht die Befriedigung des freudigen Ereignisses, sondern — die Furcht vor dem Scheitern der Friedenshoffnungen. Und man stand darin nicht allein, auch die übrigen Staaten, groß wie klein, beeiferten sich der neuen Kaiserin wenigstens recht genehm zu werden, von der sie mehr als von den bisherigen, so oft ohne Erfolg, ja mit Hohn und Uebermuth angerufenen Vertrauten Napoleons erwarten zu können meinten. Schreibt doch über diese Creaturen Napoleons Depel unter andern, wie selbst Metternich seinen Aeußerungen zufolge durch sie nichts erreichen konnte, da „auch die einflußreichsten unter ihnen nicht den Muth besäßen, dem unbegreiflichen Charakter Napoleons gegenüber directe Vorstellungen in irgend einer Sache zu machen“. Und gleichzeitig lesen wir, wie der württembergische Gesandte trotz der Kürze der Ruhepausen während der Hochzeitsfeierlichkeiten es doch durchsetzte, daß er von der neuen Kaiserin von Frankreich die Antrittaudienz

erhielt. Selbst der Heilige Vater beilte sich, die Vermählung als ein Werk der Vorsehung zu preisen. Nicht zu verwundern also, daß der Großfürst von Hessen nun auch Hoffnungen schöpft und die Verwendung der österreichischen Regierung für sich in Anspruch nimmt. „Napoleon möge doch seine unverschuldete Lage und seinen innigen Wunsch erkennen, in das Wohlwollen des Kaisers der Franzosen zurückkehren, um durch gewissenhafte Beobachtung der einzugehenden Verbindlichkeiten die Gerechtigkeit seiner Gesinnungen beweisen zu können. Er hoffe, daß er ihm dann, wenn nicht die Restitution in seinen verlorenen Staaten, welches ihm freilich am liebsten wäre, so doch eine angemessene Entschädigung gewähren könne.“

Aber nicht bloß untergegangene Staaten oder schwankende Throne bedurften der Ruhe, sondern auch Oesterreich meinte dem Zeitpunkt nahe zu sein, wo es den Frieden und den gesicherten Fortbestand seiner Segnungen garantirt erhalten könne, ja wo es vielleicht durch Güte das wiedererhielt, was ihm jüngst in übermäßig gewalthätiger Art geraubt war. Metternich, wie es gerüchtweise verlautet, auf den speciellen Wunsch Napoleons, geht nach Paris zu diplomatischen Unterhandlungen. Die Berichte Lepels verkünden die verschiedenartigen Meinungen und Hoffnungen, die sich an diese Sendung des „einflußreichsten Staatsmannes“ der Monarchie knüpfen. Die Ansicht, daß er als Vermittler zwischen Frankreich und England auftreten wolle, wird bald durch die Trägheit der sonstigen Unterhandlungen dieser beiden Staaten unter sich und die Unthunlichkeit, Napoleon gegenüber überhaupt den Vermittler spielen zu wollen, desavouirt. Desto länger erhalten sich dagegen die Ideen, entweder verlorene Provinzen wieder zu erhalten, oder für sie wenigstens Ersatzstücke annehmen zu können.

Der Wiedererwerb der ihrischen Provinzen, die Neuerverbung des gleichwohl unruhigen und verarmten Serbiens und Bosniens, ja selbst die Acquisition von Preussisch-Schlesien gegen die Abtretung auch Ostgaliziens an Polen, welches König Joseph Napoleon bei dem traurigen Stande der französischen Sachen in Spanien eventuell neu gründen sollte — alle diese Träume wurden leidenschaftlich ausgesponnen und verhandelt. Vielfach sprach man von einer Offensiv- und Defensivallianz, wobei sich die contrahirenden Mächte eine gegenseitige Hilfe von 100 000 Mann zugesagt haben sollten; nur habe sich Oesterreich vorbehalten, nicht gegen Italien und Spanien (?) kämpfen zu brauchen. Manches gehört hiervon jedenfalls in das Reich der Fabel und konnte auch gar nicht österreichischerseits ernstlich angeboten worden sein. Gleichwohl ersieht man aus der langen Dauer des Metternich'schen Aufenthalts in Paris und aus den mühsamen Erklärungen, welche er selbst und alle Welt dem Factum geben wollte, daß er „wirklich gar nichts zum Vortheil der Monarchie ausgerichtet hatte“, sowie aus den Aeußerungen, welche er Lepel gegenüber bezüglich der Erfolglosigkeit aller directen oder indirecten Vorstellungen Napoleon gegenüber machte, daß man vieles noch erhofft hatte und sich sehr getäuscht sah. Lepel schreibt:

„Auch für die österreichische Monarchie scheint der Graf in seinem langwierigen Aufenthalte zu Paris nicht die wichtigen Resultate herbeigeführt zu haben, welche man zu vermuthen berechtigt war. Vom zurückgeben verlorener Provinzen ist keine Rede mehr, der Antrag, Serbien und Bosnien zu besetzen, soll von Oesterreich wiederholt abgelehnt worden sein. Was man mit Bestimmtheit weiß, beschränkt sich auf einen am 30. August unterzeichneten und am 18. September ratificirten Tractat, wodurch der französische Kaiser auf die mittelst Decret vom 24. April 1809 sich vorbehaltene Hälfte der in den Staaten des Rheinlandes sequestirten Güter solcher österreichischer Staatsdiener, welche den erlassenen Avocatorien nicht gefolgt waren, verzichtet und sich auch für Restitution der anderen Hälfte bei den verschiedenen Landesherren zu verwenden (!) verspricht. Unter den hierbei Interessirten befindet sich bekanntlich der Graf von Metternich selbst.“

Das war alles, was die Diplomatie erreicht hatte! Aber nein! Metternich selbst hatte von Kaiser Napoleon noch ein Silberservice im Werthe von 120 000 Francs zum Abschiedsgeschenk erhalten, und neben dem Kaiser und Erzherzog Carl nannten sich der Oberhofmarschall Fürst Trautmannsdorf, der Graf Kaunitz, Fürst Carl Schwarzenberg, der Graf Schaffgotsch, Urbna, Erveling und der Minister Graf Metternich, Ritter des Großkreuzes der Ehrenlegion. In politischer Beziehung freilich blieben die Wollen noch lange am Horizont stehen. Lepel berichtet, wie schon bei der Illumination unter den Inschriften zwei derselben ein großes Aufsehen hervorgerufen hätten. Die eine habe gelautet:

Geknüpft ist das große Freundschaftsband, es breitet Segen über unser Land, Es trotzt Ehrfurcht ab den kleinen Feinden und rächt uns an den großen falschen Freunden.

Und das zweite:

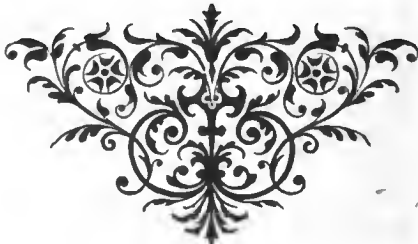
Zur Feier des Vereins der beiden Kaiserkronen sind mancherlei Spelktakel angefangt, Theater, Freireboute, Illuminationen; den gänzlichen Abschluß macht eine Bärenjagd.

Das war also das Danaergeschenk Napoleons, der Bärenkampf, d. h. der Kampf mit Rußland. Lepel setzt selbst hinzu: „Ich weiß nicht ob diese Verse bloß Wünsche ausdrücken sollen oder Prophezeiungen sind, allein gewiß ist, daß man immer mehr von einem baldigen Kriege besonders vom Militair reden hört, welches sich auf die Bärenjagd freut. Der durch Graf Metternich abzuschließende Tractat werde, so heißt es, das Signal zum Ausbruch geben“ u. s. w.

Aber auch die sonstigen Zeichen waren nicht glückverheißend. Die in einem der obigen Berichte angeführte Gräfin Lazansky kehrte mit Erlaubniß des österreichischen Kaisers sehr bald nach Wien zurück, noch ehe sie die Grenze mit ihrer Gebieterin erreicht hatte und zwar wegen des auffallend herabsinkenden Betragens des neuen Hofstaates, einer Behandlung die man wohl mit Recht als auf höhere Autorisation erfolgt ansah und die im ganzen Lande üble Sensation machte. „Je mehr man sich über die Mitreise

dieser allgemein geachteten Dame gefreut hatte, desto mehr bedauert man die junge Kaiserin, welche sich, umgeben von lauter Fremden, der einzigen Freundin schon jetzt beraubt sieht." Und blieb auch die Ehe Napoleons mit Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich keine so traurige, sehen wir diese später sogar selbst anstatt Napoleon die Zügel der Regierung provisorisch ergreifen, so war doch der Anfang mindestens wenig verheißungsvoll. Der neue Friedenstractat endete wie der erste einzig zu Gunsten Napoleons.

Falten wir sie zusammen, die verblähten Zeugen napoleonischer Herrlichkeit, französischer Willkür und Herrschsucht! Möge Deutschland niemals mehr einer so schweren Prüfung unterworfen werden, mögen aber auch nie seine Staatsmänner dieselbe durch Palliativmittel compliciren. Oesterreich hätte wenigstens ohne diesen doppelten Friedensschluß wohl niemals das Schwergewicht sein können, daß sich dem 1813 gegen Napoleon aufstehenden Europa anheftete und den Kampf mit ihm zu einem so wechselreichen, langwierigen und schwierigen machte. —





## Colonisation und Klima.

Don  
Isidor Sanka.

— Prag. —

GröÙen' ich Räume vielen Millionen.  
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen.  
Grün das Gefilde, fruchtbar;  
Mensch und Heerde  
Sogleich behaglich auf der neu'n Erde,  
Gleich angezogen an des Hügel's Kraft,  
Den ausgewäzt Kühn-ernste Völkerschaft.

Goethe: Faust II. Theil, V. Act.



In einer Zeit, in der sich die lebhafteste Bewegung kundgibt, den überschüssigen Kräften unserer Nation neue Stätten zu erschließen, wo sie zur gedeihlichen Entfaltung gelangen können, wo sie, unbeeinträchtigt von der allzu mächtigen Mitbewerbung der Stammesgenossen, noch ungehobene Schätze der Natur sich zu eigen machen können, ist es vielleicht nicht überflüssig, eine jener vielen Bedingungen zu erörtern, an die der Erfolg eines solchen Bestrebens überhaupt geknüpft ist.

Eines der ersten Postulate eines jeden Colonisationsversuchs liegt wohl in der Erfüllung der Aufgabe, die Anzuesiedelnden in ihrer neuen Heimat auch ihre Existenzbedingungen finden zu lassen und zwar diese nach ihrem rein physischen oder physiologischen Charakter genommen. Was nützt denn aller Naturreichtum Indiens, alle Diamanten Afrikas, alles Gold Californiens, wenn der Mensch, der herbeieilt, sich mit diesen Schätzen zu bereichern, im Angesichte derselben — ein zweiter Tantalus — auf's Krankenbett geworfen wird, oder, kaum in ihren Besitz gelangt, dahinstirbt, alle seine mit so viel Leiden und Entbehrungen erkaufte Hoffnungen mit sich in's Grab nehmend. Es wird also in erster Linie von uns die Frage zu beantworten sein, ob

der Mensch die Fähigkeit besitzt, unter den veränderten äußeren Verhältnissen, den veränderten Lebensbedingungen, die ihm ein anderes Land als das seiner Geburt bietet, weiter zu leben und zu schaffen; sei es, daß diese veränderten äußeren Bedingungen überhaupt keinen Einfluß auf das Leben des Menschen ausüben, — was nun einmal nicht der Fall ist, — sei es, daß er im Stande ist, sich denselben anzupassen, zu accomodiren. Die Frage spitzt sich also schließlich dahin zu, ob der Mensch dem Loose verfallen ist, an die Scholle gebunden zu sein, ob sein materielles wie moralisches Gedeihen nur innerhalb eines bestimmten, beschränkten Bezirkes unserer Erde möglich ist, oder ob er in einer Art physischen Kosmopolitismus im Stande ist, die Schranken, die durch den Zufall der Geburt ihm gesteckt wurden, kühn zu überspringen, ohne dieses Wagniß mit Degeneration oder gar mit dem Tode bezahlen zu müssen, kurz, ob er eine gewisse Acclimatisationsfähigkeit besitzt. Es wird hier von dem Worte Klima ein etwas weitgehender Gebrauch gemacht. Während wir unter demselben strenggenommen nur die Gesamtheit der meteorologischen Erscheinungen verstehen, welche den mittleren Zustand der Erdoberfläche charakterisiren, die Gesamtheit der „Witterungen“ eines längeren Zeitabschnittes, wie sie durchschnittlich zu einer bestimmten Zeit des Jahres einzutreten pflegen, spielen bei der Acclimatisationsfrage auch noch andere Factoren, die Erwerbs- und socialen Verhältnisse, die vorherrschenden Naturproducte, die Bodenbeschaffenheit u. eine wesentliche Rolle. Wir werden aber in dieser Frage zwei wesentliche Punkte auseinander zu halten haben; wir werden zwischen dem Individuum und der Gattung zu unterscheiden haben. Wir werden zu untersuchen haben, wie der einzelne Mensch, die jeweilige Generation sich den veränderten Bedingungen gegenüber verhält, und wie sich alle diese Einflüsse bei der durch eine Reihe von Generationen repräsentirten Gattung geltend machen. Dabei werden wir die Acclimatisationsfrage als erreicht betrachten können, wenn der in ein fremdes Medium überpflanzte Mensch seine bisher als normal geltende Lebensdauer behält, also von keiner größeren Sterblichkeit ergriffen wird, wenn die neuen Generationen an Zahl und Widerstandsfähigkeit keine Einbuße erleiden, und wenn die physischen und intellectuellen Fähigkeiten in voller Integrität sich erhalten und bethätigen.

Die Beobachtungen, die bei den verschiedenartigen, durch Jahrhunderte selbst fortgesetzten Colonisationsversuchen gemacht wurden, und die freilich nicht alle verwerthbar oder gleich verwerthbar erscheinen, lassen oft die widersprechendste Deutung zu; dennoch ist es möglich, aus denselben nach den soeben aufgestellten Gesichtspunkten ein einheitliches Bild zu gestalten.

Es müssen düstere Erfahrungen gewesen sein, die noch am Anfange dieses Jahrhunderts den Anthropologen Knog zu dem Ausspruch veranlassen konnten: eine Colonisation in der Ferne, eine Acclimatisationsfrage sei jetzt überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit. Besonders die Wanderungen nach den durch die Ueppigkeit der Vegetation, der Fruchtbarkeit des Bodens, den Reich-



thum seiner Producte so verlockenden tropischen und subtropischen Ländern haben schwere Opfer von Menschenleben verlangt, und verlangen dieselben noch heute.

So kommt es, daß weder in Ost- noch in Westindien es den Europäern bisher möglich war, sich rein, ohne Kreuzung bis in die dritte Generation zu erhalten, daß selbst in Egypten die Mameluken nur dadurch auf ihrem Bestand erhalten werden konnten, daß ihnen stets Zuwachs durch neu angekaufte europäische Sklaven wurde, daß in so vielen Colonien die Bevölkerung, trotz steter Immigration sich doch nur vermindert. In Martinique betrug die weiße Bevölkerung im Jahre:

1740 . . . . .	15 000	Personen;
1769 noch . . . .	12 069	=
1848 nur noch . .	9 500	=
1862 kaum . . . .	8 000	=

Man begreift das wohl, wenn man etwas näher eingeht auf die Gelatomben von Menschen-Opfern, welche viele dieser Colonien im Laufe der Zeit verschlangen. Im Februar 1802 landete in St. Domingo eine französische Armee von 58 545 Mann; vier Monate später waren 50 270 Mann todt und von dem Rest von 8275 Mann waren 3000 krank oder verwundet und nur 300 Mann kehrten 1809 nach Frankreich zurück. Sonstige ungünstige Erfahrungen blieben jedoch nicht etwa auf das Militär, die Truppen beschränkt, die eingewanderte Civilbevölkerung wurde oft nicht weniger heimgesucht. Von der aus ca. 16 000 Menschen bestehenden Colonie, welche die französische Regierung 1793 nach Capenne schickte, wurden schon im ersten Jahre 13 000 Menschen hinweggerafft. Von 385 Individuen, die 1835 nach Holländisch-Guayana zogen, waren zu Ende des Jahres 189, also ca. die Hälfte, gestorben. Von speciellem Interesse für uns ist das Schicksal jener unglücklichen, durch Seelenverkäufer nach Peru verlockten deutschen Opfer. Im Jahre 1853, ein Jahr nach ihrer Ankunft, hatten schon ca. 300 (nach anderen Quellen sogar 600) ihre Leichtgläubigkeit mit dem Leben gebüßt. Es läßt sich jedoch gegenüber der Tragweite der soeben angeführten Daten der Einwand erheben, daß es sich hierbei um exceptionelle Verhältnisse handle, daß diese traurigen Ereignisse zurückzuführen seien entweder auf den schon an und für sich ungünstigen physischen und socialen Zustand der hiervon Betroffenen, oder auf besonders ungünstige Existenzbedingungen im neuen Heimatlande. Wir werden der Lösung der Frage schon näher kommen, wenn es uns möglich ist, einen Vergleich anzustellen zwischen der Sterblichkeit der seit Jahren bereits ansässigen Colonisten und der der Bewohner des Mutterlandes. Wir sind in den Stand gesetzt, bei der englischen Bevölkerung Ostindiens einen derartigen Vergleich zu unternehmen, der, wie folgende kleine Tabelle zeigt, ziemlich zu Ungunsten der in Indien lebenden Engländer ausfällt.

Von 100 Personen starben jährlich:

Alter.	Ostindien.		England.
	Militär	Civil	1861—1870
15—15	2,4	1,7	0,74
25—35	2,8	1,7	0,98
35—45	2,9	2,1	1,30
45—55	2,9	2,1	1,85
55—65	3,2	3,1	3,22
65—75	6,3	5,2	6,68

Es ist nach dieser Zusammenstellung bis zum 55. Lebensjahre in Indien die Sterblichkeit der Engländer eine weit größere, in manchen Altersklassen bis doppelt so große als in England, nur in den späteren Lebensjahren, vom 55. Jahre an, tritt das umgekehrte Verhältnis ein, da in Indien die Europäer in einer viel früheren Lebensperiode hinsterven, und so nur die besonders Widerstandsfähigen ein höheres Lebensalter erreichen. Ganz ähnliche Resultate liefert für Westindien ein Vergleich zwischen der wirklichen und der erwartungsmäßigen Sterblichkeit. Für eine jede Altersklasse läßt sich an der Hand unserer langjährigen Erfahrungen, unserer sorgfältigen Sterberegister eine sogenannte Lebens- und Sterbenswahrscheinlichkeit ausrechnen, d. h. die Wahrscheinlichkeit für eine Person, in einem bestimmten Alter das nächste Jahr zu erleben, resp. im Laufe des nächsten Jahres zu sterben. Auf diese Weise findet man dann auch diejenige Zahl, die uns angiebt, wie viele Personen einer bestimmten Altersklasse innerhalb einer bestimmten Zeit mit dem Tode abzugehen haben.

Diese Zahl, verglichen mit der Zahl der thatsächlich erfolgten Todesfälle, giebt uns dann eine Auskunft darüber, ob die Sterblichkeit erhöht oder vermindert ist. So fand man denn:

Mortalität in Westindien:

Alter	Gestorbene	Erwartungsmäßig Gestorbene
Unter 25 Jahren	1	0,7
25—40	49	21,8
40—55	63	34,6
55—70	23	19,8
Ueber 70	3	2,9
<b>Im Ganzen</b>	<b>139</b>	<b>79,8</b>

Die Uebereinstimmung dieser Tabelle mit der oben von Indien gegebenen ist eine ziemlich große. Auch hier ist bis zum 55. Lebensjahre eine mehr als auf das Doppelte gesteigerte Sterblichkeit, und nur im späteren Lebensalter scheinen sich wieder die Differenzen ausgleichen zu wollen.

So interessant nun auch der Einblick ist, den wir durch diese Berechnungen in die Acclimationsfrage gewinnen, so können wir diese Zahlen doch noch nicht als entscheidend genug ansehen. Abgesehen davon, daß die Anzahl der

Beobachtungen, auf welchen dieselben beruhen, nicht groß genug ist, ist ja mit ihnen nur gesagt, daß die Sterblichkeit in diesen Gegenden eine größere ist, und daß der Tod früher eintritt als in unseren Regionen; und wenn dies auch wirklich eine Folge des dortigen Klimas, der dortigen Lebensbedingungen wäre, so hätten wir doch nur bedingt das Recht, von einer mangelhaften Acclimatisationsfähigkeit zu sprechen, wenn wir nicht gleichzeitig den Nachweis liefern können, daß die einheimische, also die wirklich und von vornherein acclimatifirte Bevölkerung in Bezug auf ihre Lebens- und Sterbenswahrscheinlichkeit sich wesentlich anders und zwar günstiger verhält. Dieser Nachweis kann leider nur in zu vielen Fällen geliefert werden. Es läge wohl am nächsten, hier auf die Erfahrungen zurückzugreifen, die die Engländer bei der Sterblichkeit ihrer Truppen in Indien gemacht; wir übergehen dieselben jedoch vorläufig, da sie uns bei einem späteren Punkte Aufschluß zu geben haben und wollen den Vergleich nur auf die Zahl der in die Krankenhäuser aufgenommenen Soldaten beschränken. In dem Zeitraum 1878—1882 verhielten sich die europäischen Truppen zu den einheimischen (native) mit Rücksicht auf die durchschnittlich per Tag erkrankenden Individuen folgendermaßen:

1878—1882.		
Von 1000 Soldaten erkrankten täglich:		
	Europäer	Einheimische
Bengalen .	72	53
Madras . .	62	39
Bombay .	70	43
<hr/>		
Ganz Indien	57	45

Die Europäer erscheinen nach dieser Tabelle um 15—65 pCt. weniger widerstandsfähig zu sein, als die eingeborenen Indier. In Sierra Leone an der Westküste von Afrika zwischen dem 6. und 9. Grad nördl. Br. verlor die englische Armee jährlich von 1000 Mann 483, während die Negertuppen nur einen Verlust von 30 auf 1000 zu beklagen hatten. In Affantikrieg, von dem Lord Derby den Ausspruch that, es sei ein Krieg den weniger die Soldaten als vielmehr die Ingenieure und Aerzte zu führen und zu gewinnen hätten, erkrankten von 100 weißen Soldaten 83, von 100 Schwarzen bloß 45,8, also etwa die Hälfte der ersteren.

Auf den wegen ihrer Insalubrität schon angeführten Inseln und Ländern des westindischen Gebietes war die Differenz in der Jahressterblichkeit der Truppen je nach ihrer Herkunft eine wesentlich verschiedene. Von 1000 englischen Soldaten starben im Minimum (St. Vincent) 51, im Maximum 152 (Tabago), von 1000 Negern dagegen im Minimum 28, im Maximum 46. Es erreichte in einzelnen Fällen (Tabago) bei den Engländern die Sterblichkeit das vierfache der bei den Eingeborenen oder ihnen verwandten Völkerschaften constatirten Zahl und so konnte es sich auch ereignen, daß

bei der 1840 von den Engländern versuchten Expedition an den Niger, bei welcher auf drei Dampfschiffen 145 Weiße — die besten Matrosen — und 158 Neger aus Amerika expedirt wurden, nach Ablauf von drei Wochen 130 Weiße, also circa 90 pCt. schwer erkrankt und 40 = 31 pCt. erlegen waren, während unter den Negern kein Todesfall eingetreten war.

So giebt es denn Gebiete, in denen der Europäer, der Weiße, im Kampfe um das Dasein, den er auf fremdem Boden mit einer fremden Rasse zu bestehen hat, den Kürzeren zu ziehen scheint, und seinem intellectuell wohl minder begabten, aber physisch besser beanlagten, autochthonen Mitbewerber weichen muß, wenn er es nicht etwa versteht, kraft seiner höheren Intelligenz, sich anderweitig zu schützen. Wir werden zu entscheiden haben, ob ein solcher Schutz im Bereiche der Möglichkeit liegt. Ein Moment ist es aber noch, das von wesentlicher Tragweite für die Colonisationsbestrebungen sein muß, das Verhalten des Nachwuchses. Auch hier sprechen wieder die Erfahrungen eine düstere Sprache. Major Wagnold erzählt, daß in Indien trotz aller Sorgfalt, trotz aller Begünstigungen, trotz aller Versuche, auch durch Mischehen für einen widerstandsfähigen Nachwuchs zu sorgen, doch ein Regiment nie dazu kann, auch nur so viele Kinder aufzuziehen, um aus diesem Contingent seine Pfeifer und Trommler zu besetzen.

Die Kindersterblichkeit der Soldatenbevölkerung Indiens ist eine sehr große, sie schwankte innerhalb der Jahre 1875—1882 zwischen 50,26 bis 79,73 per Tausend, die mittlere jährliche Sterblichkeit von 1870—79 betrug bei einer durchschnittlichen Kinderzahl von 11 162 per Jahr 69,04 per Tausend; die Kindersterblichkeit in London betrug dagegen 1870—76 bloß 22 pro Mille, also nicht einmal ein Drittel der ersten. Unter solchen Umständen ist es mit der Aussicht auf einen Nachwuchs freilich schlecht bestellt.

Doch nicht alle Völkerrassen der Erde sind diesem Schicksale, dieser allmähigen Vernichtung auf fremdem Boden, in fremdem Lande in gleicher Weise ausgesetzt. Es giebt Rassen, die sich, wenigstens in gewissen Regionen, leichter, erfolgreicher verpflanzen lassen, als andere. Es wird vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus nicht befremdend erscheinen, daß es gerade die Südeuropäer sind, die sich dieses Vorzugs in höherem Maße erfreuen. Sie, die eines Klimas theilhaftig sind, das sich bereits dem der subtropischen Gegenden nähert, werden auch leichter geeignet sein, die Steigerung, die Extreme zu ertragen, die sich in diesem und dem tropischen Klima darbieten. So erfahren wir denn auch, daß die Portugiesen am Congo 60 j. W. mit Erfolg sich erhalten, daß die Spanier in Cuba sich nicht bloß behaupten, sondern auch ganz wesentliche Fortschritte gemacht haben. In Cuba betrug die weiße (spanische) Bevölkerung

im Jahre 1774 96 440

„ = 1861 793 484

bei gleichzeitig niedriger Sterblichkeit. Und wenn auch Boudin den Einwand erhebt, daß bei der Würdigung dieser Daten zu wenig Rücksicht genommen sei auf die ununterbrochene Immigration, so läßt sich dadurch die Bedeutung dieser Zahlen wohl etwas abschwächen, aber nicht vollständig negiren. Wir werden übrigens nicht vergessen dürfen, daß gerade bei den Spaniern im Laufe der Jahrhunderte vielfach Kreuzungen mit noch südlicheren Völkern vorgekommen sind, die auf diese Weise eine größere Adaptationsfähigkeit an heiße Klimate erklärlich machen.

Wir haben für Algier einige lehrreiche Untersuchungen, aus denen sich eine Art Reihenfolge für die Acclimatisationsfähigkeit der einzelnen europäischen Völkern konstruiren läßt. Ricoux hat sich der Mühe unterzogen, für eine einzelne Stadt, Philippeville, circa 37 pCt. n. Br., mit etwas über 10 000 Einwohnern, diese Verhältnisse innerhalb in eines Zeitraums von 20 Jahren 1854—1873 zu verfolgen. Im zwanzigjährigen Durchschnitt verhielten sich die einzelnen Nationalitäten nach ihren biostatistischen Verhältnissen folgendermaßen:

Nationalität	auf 1000 Lebende		Auf 100 Geburten		Bevölkerungs- zunahme auf 1000 Lebende
	Geburten	Todesfälle	Todesfälle	entfallen	
Italiener	38,64	29,94	77,5		8,70
Malteser	36,40	29,21	80,2		7,19
Spanier	48,12	43,08	89,5		5,04
Franzosen	30,26	31,42	103,8	Abnahme um	1,16
Deutsche	40,60	51,24	126,2	"	" 10,64

Diese Tabelle ist von großem Interesse. Am günstigsten verhalten sich die drei südeuropäischen Nationen: Italiener, Malteser und Spanier; bei diesen übertrifft die Zahl der Geburten die der Todesfälle und durch diese Nationen wäre also (eine etwaige Degeneration der Nachkommenschaft ausgeschlossen) eine dauernde Colonisation möglich, ohne daß es nöthig wäre, fortwährend neuen Nachschub aus dem Mutterlande herbeizuschaffen. Bei den Franzosen und Deutschen tritt dagegen eine Herabminderung der Bevölkerung ein und zwar ist diese bei den Franzosen nicht etwa durch eine excessive Sterblichkeit hervorgerufen, sondern, analog den Zuständen in der Heimat, durch eine geringe Geburtsziffer; bei den Deutschen dagegen wird die recht hohe (zweitöchste) Geburtsziffer durch eine sehr große (die größte) Sterblichkeit reichlich übercompensirt. Dieses Verhältniß scheint für ganz Algier und zwar bis in die neueste Zeit seine Geltung behalten zu wollen, trotz der undestreitbar zu constatirenden Besserung dieser Zustände. Der Zuwachs, den die Bevölkerung durch den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle von 1873—1881 erhielt, war nach den neuesten Untersuchungen Bollins am größten bei den Maltesern, dann folgten die Spanier und Italiener; dann kamen die Franzosen, bei denen bereits ein Ueberwiegen der Geburten über die Todesfälle eingetreten war und sich also die Bilanz be-

reiß wesentlich günstiger gestaltet hat, und an letzter Stelle wieder die Deutschen, die noch immer als passiv angesehen werden müssen, da die Zahl der Sterbefälle die der Geburten immer noch weit übertrifft. Es sind freilich auch diese Zahlen mit einiger Reserve aufzunehmen. Dieselben heben aus den vielen, für das Gedeihen des Menschen maßgebenden Factoren eben nur einen einzigen heraus, und geben uns nichts an über manche andere, vielleicht noch wichtigere Momente; so ist über den socialen Zustand, die Erwerbsverhältnisse, das Alter, die Dauer des Aufenthalts nichts bemerkt, und doch können auch dadurch schon große Unterschiede begründet sein. Doch, so wie hier ist aber auch schon vielfach anderweitig beobachtet worden, daß der Deutsche und die ihm verwandten Nationen die Engländer, Holländer *z.*, sich in den heißeren Klimaten nur schwer und schwieriger als andere Nationen zu acclimatistren verstehen, und der Ausblick in die Zukunft, der sich durch dieses Ergebnis eröffnet, wäre für uns kein ermutigender, wenn nicht glücklicher Weise noch manche andere Eigenthümlichkeiten eine etwas trostreichere Perspektive gewähren würden. So sagt schon ein französischer Tropenarzt Dr. Routano:

„Die Acclimatisationsfähigkeit der sächsischen Rasse, der Engländer, Deutschen und Holländer ist unvergleichlich geringer, als die der Spanier, Portugiesen, Italiener, trotzdem ist ihre Colonisation eine sehr ausgedehnte, erstere kann eben durch andere Eigenschaften compensirt werden. Der Macht der Expansion, die intelligente Initiative, welche aus den Eigenschaften, dem Charakter einer Nation resultiren, können absolut ein Gegengewicht abgeben gegen die ungünstigen Bedingungen der heißen Klimate. Diese Expansionskraft kann so groß sein, daß sie die Hindernisse der politischen und hygienischen Ordnung überwindet, welche dann bloß den Aufschwung anzutreiben scheinen. Dies ist der Fall für Deutschland, dessen Nationen, an und für sich eigentlich unfähig außerhalb des Vaterlandes ein Gebiet zu finden, wo ihre Flagge wehen könnte, sich mit immer wachsendem Erfolg ebenso gut unter der heißen Zone, als im gemäßigten Klima und unter allen Breiten verbreiten, bestrebt, sowohl in der Cultur als auch im Handel den ersten Platz einzunehmen.“

Es verdient dieser Ausspruch eines näheren Eingehens. Borgreifend wollen wir nur andeuten, daß diese mangelnde Widerstandsfähigkeit des Deutschen und auch des Engländers vorzüglich vielleicht in dessen conservativem Sinn, in dessen Pietät für das hergebrachte Alte liegt, in Folge deren er sich nur schwer losmacht von Gebräuchen und Gewohnheiten der Väter und nur langsam dazu entschließt, sich in das neue Regime, das die neue Situation von ihm verlangt einzuleben. Auch wird der günstigere Erfolg, den andere Nationen haben, vielfach der größeren Nüchternheit zugeschrieben, deren sich die letzteren angeblich befeißigen.

Es ist noch wesentlich, einen Einblick zu gewinnen in die häufigsten

Todesursachen bei den Eingewanderten. Ist es doch nothwendig zu entscheiden, ob die Sterblichkeit im Allgemeinen bei diesen letzteren eine so gesteigerte ist oder ob es nicht gerade gewisse Krankheiten sind, die mit besonderer Vorliebe oder ausschließlich die nicht acclimatisirten Colonisten befallen. Im Allgemeinen überwiegt die letztere Eventualität. Wir werden es nicht befremdend finden, daß gerade diejenigen Krankheiten, die von den klimatischen Verhältnissen abhängig sind, den Europäern oder den Fremden überhaupt so verhängnißvoll werden können, jene sogenannten endemischen Krankheiten, deren Entstehung an locale Verhältnisse geknüpft ist, und deren charakteristischster Repräsentant das Wechsel- oder Sumpffieber ist. In den ungesunden Niederungen von Sierra Leone an der Westküste Afrikas starben im Zeitraum von 1814—30 durchschnittlich im Jahre von 1000 Engländern 483, von 1000 Schwarzen nur 30,1 also 16mal so viel Engländer als Schwarze. Diese ungeheure Sterblichkeit fällt aber zum allergrößten Theil dem Sumpffieber zur Last. An dieser Krankheit starben allein von 1000 Engländern 410, während auf 1000 Schwarze nur 2,4 Todesfälle entfielen.

In der Gelbfieberepidemie von New-Orleans des Jahres 1853 waren von 1000 Erkrankten nur 3,6 Eingeborene, dagegen 22 Spanier und Italiener, 48 Franzosen und 132 Deutsche. Diese Krankheiten befallen den Fremden jedoch nicht bloß häufiger, sondern auch viel intensiver. Der Krankheitsverlauf ist ein viel ungünstiger, die relative Zahl der Todesfälle eine viel größere. Im Ganzen starben an Gelbfieber

unter den Westindiern	6,9%	der Erkrankten
" " Italienern und Franzosen	17,1%	" "
" " Briten	19,3%	" "
" " Deutschen und Holländern	20,2%	" "

Es ließe sich diese Reihe der Zahlen noch fortsetzen. In Afghanistan, in Ceylon, in Ost- und Westindien, immer sind es besonders die Krankheiten Sumpffieber, Gelbfieber, Cholera, Ruhr, ferner Abdominal-Typhus, mitunter auch schwere Darm- und Leberaffectionen, die den ersten Ansiedlern das Leben rauben. Dies ist ein wichtiger Fingerzeig für die Ziele unserer activen Colonisations- resp. Acclimatisationsbestrebungen. Denn alle diese Krankheitsprocesse besitzen ein wichtiges gemeinsames Entstehungsmoment, gegen welches der Mensch nicht ohne Erfolg anzukämpfen vermag.

\* \* \*

Die bisherigen Betrachtungen haben uns die Länder, in welche die Einwanderung gerichtet war, als unheimliche Todtengefilde kennen gelehrt, als Stätten, wo andauerndes Siechthum oder rascher Tod die hoffnungsfreudig Anlangenden umgarnt und vernichtet, sie zugleich um Hoffnung, Heimath und Leben betragend. Glücklicher Weise giebt es aber auch hier

einige Lichtblicke. Anhaltspunkte hierfür sind ja schon in dem so günstigen Verhalten der Portugiesen, Spanier und Italiener gegeben. Und die ganze Geschichte unseres Erdballs, mit Rücksicht auf die Ausbreitung der Menschenrassen läßt sich als ein schwerwiegendes Argument für die Acclimationsfähigkeit des Menschen auffassen. Ohne uns auf die Controversen über den Ursprung des Menschen resp. der Menschenrassen einzulassen, können wir uns doch nicht der geschichtlichen Thatsache verschließen, daß die Arier — allerdings im Laufe von Jahrtausenden — sich den verschiedenartigsten Bedingungen angepaßt haben. Aus den unfreundlichen, unwirthlichen Gegenden Asiens kommend (vielleicht von Bolor oder Hindoukush), wo der Sommer nur zwei Monate währt, haben sie sich ausgebreitet nach Süden, bis zur Spitze der Gangeshalbinsel, nur 8° nördlich vom Aequator, wo der Sonne Gluth die Natur zum üppigsten Gedeihen gelangen läßt und wo der Mensch fast ohne eigenes Zutun seinen Lebensunterhalt zu finden vermag, und nach Norden hinauf bis nach Grönland und Island zur Ultima Thule, deren Bewohner nur im steten, härtesten Kampfe dem Boden, der Natur das abzurufen vermag, was er zur Befriedigung seiner bescheidenen Lebensbedürfnisse bedarf. Wenn wir noch an das Beispiel der Juden erinnern, die auf ihrer bald 2000jährigen Wanderung gleichfalls einen großen Theil unseres Erdballs durchwandert, wenn auch nicht immer von den Menschen, so doch wenigstens von der Natur überall geduldet, überall gastfreundlich aufgenommen; wenn wir endlich auch noch das stets wanderlustige Zigeunervolk in Betracht ziehen, das, angeblich aus Indien stammend und 1417 in der Zahl von circa 8000 Menschen in Böhmen sich zeigend, im Jahre 1722 bereits auf 50,000 angewachsen war, so hätten wir damit wohl gezeigt, daß es eine Acclimatisation thatsächlich, wenigstens für einzelne Zeiten, gegeben hat. Es bleibt also nur zu erörtern, ob sich der jetzige Europäer, der bereits acclimatisirte, arische Volksstamm soweit geändert hat, so weit degenerirt oder stabilisirt ist, daß er in unserer Zeit nicht mehr im Stande ist, sich veränderten Lebensbedingungen, die er bei seiner Wanderung vorfindet, anzupassen. Wir kommen hierbei auf die Eingangs betonten 2 Gesichtspunkte zurück, von denen die Acclimationsfrage aus betrachtet werden muß, die Anpassung des Einzelnen der jeweiligen Generation, eine Anpassung, der sich das actuelle Interesse zuwenden muß, die in erster Linie für Colonisationsbestrebungen praktische Bedeutung gewinnen muß, und sodann die — wir können vielleicht sagen — historische oder generelle Anpassung, wo der Gattungsbegriff in den Vordergrund tritt und die mehr theoretische Bedeutung hat. All das Material, das bisher zur Betrachtung dieser Frage gebient und das so traurige Abspecten eröffnet hat, beschäftigt sich mit der Wanderung der Menschen, des Europäers nach einer Richtung, der von Nord nach Süd. Dieser Strom der Völkerverwanderungen scheint in der That nur zu oft einen wenigstens temporären Damm in der physischen Beschaffenheit des Landes zu finden. Anders verhält es sich jedoch mit den



Wanderungen der Völker in umgekehrter Richtung, von Süd nach Nord. Bei dieser hatte die Ausbreitung der menschlichen Rassen weit weniger Opfer gefordert. Das mächtige Expansionsgelüste, das die Römer beherrschte, und sie zu Kriegszügen und Colonisationsversuchen bis in die entferntesten Länder bis zur Ultima Thule antrieb, ließ sie in dieser Richtung reichliche Erfahrungen sammeln, und so wurden denn auch manche der damaligen Forscher, wie Plinius und Vitruvius, zu vergleichenden Betrachtungen angeregt, deren Resultat in dem Schlusse gipfelt: Die Auswanderungen nach Norden hätten weniger zu leiden als die nach Süden. Vitruv, ein Baumeister zu Augustus Zeiten, sagt hierüber: *Quae a frigidis regionibus corpora traducuntur in calidas non possunt durare sed dissolvuntur; quae autem ex calidis locis sub septentrionum regiones frigidas, non modo non laborant immutatione loci valetudinibus, sed etiam confirmantur.* „Körper, Organisationen, die aus kalten Regionen in warme überführt werden, finden dort keinen Bestand, sondern werden aufgelöst; diejenigen aber, die aus heißen Gegenden in die kalten Regionen des Nordens verpflanzt werden, leiden nicht nur nicht durch diese Ortsveränderung, sondern erfahren sogar noch eine Festigung ihrer Gesundheit.“

Der Mensch erträgt nicht bloß innerhalb gewisser Grenzen einen niedrigen Temperaturgrad leichter als einen höheren, er kann sich auch bisher leichter gegen Kälte als gegen Hitze schützen. Sobald aber verhindert oder mildert die niedrige Temperatur gewisse anderweitige Lebenserscheinungen, Gährungsvorgänge, Entwicklung niederer Organismen, die mit der Entstehung der verheerendsten Krankheiten im Zusammenhange stehen.

Freilich ist in den jetzigen Zeiten die Tendenz zu Ansiedelungen im Norden eine nur geringe; das Land der nördlichen Hemisphäre ist, wenigstens in Europa, entweder genug bevölkert, um nicht Veranlassung zu neuen Einwanderungen zu geben, oder die Lebensbedingungen, die Erwerbsverhältnisse sind dort so schwierig, daß sie kein anlockendes Object darzustellen vermögen. Auf eine allgemeine große Erfahrung können wir jedoch für diese Nordlandsfahrten hinweisen, auf die der großartigen Entwicklung und Entfaltung Nordamerikas, speciell der Vereinigten Staaten, wohin seit mehr als einem Jahrhundert ein ununterbrochener Auswanderungsstrom, mitunter auch aus südlicheren Regionen sich ergießt (auch die deutsche Auswanderung hat sich in letzter Zeit nicht ohne Erfolg den nördlichen Neuenglandstaaten zugewendet) und der zu einer wahrhaft großartigen Entfaltung geführt hat. Es wird zwar auch hier von einer Degeneration des ursprünglichen Typus gesprochen. Rameau glaubt auf seinen Reisen den Eindruck bekommen zu haben, daß unter der Bevölkerung ein gewisser materieller und moralischer Verfall eingetreten sei, daß sich an die Stelle der ursprünglichen etwas rohen Jugendkraft (*vordour un peu rude*) eine gewisse Zartheit, *Delicatesse* und Verweichlichung (*adoucissement*) gesetzt hat. Es wird dieser Ausspruch wohl reichlichen Widerspruch finden, und im Allgemeinen scheint auch das

energische, unermüdlische Treiben der Amerikaner, ihr Unternehmungs- und Erfindungsgeist denselben nicht zu rechtfertigen. Auch die Franzosen, die in ihrem Acclimatirungsbestreben nach dem Süden nicht allzusehr vom Glück begünstigt sind, haben mit ihren canadischen Ansiedelungen beachtenswerthe Erfolge erzielt. Von 10 000 Personen, aus welchen 1761 die französische Bevölkerung bestand, ist dieselbe innerhalb 90 Jahre auf 695 945 Franco-Canadier angewachsen. Vielleicht gehörten auch in diese Kategorie die Nordfahrten der italienischen Arbeiterbevölkerung, die mit so großem Erfolge der einheimischen in Deutschland und Oesterreich Concurrnz bietet.

Diese leichtere Anpassung an ein kälteres, nördlicheres Klima hat aber auch nicht gleichmäßige Geltung für alle Rassen. Bei den Negern hat die Verpflanzung derselben von Süd nach Nord in den meisten Fällen sehr ungünstige Folgen gehabt. Ein Negerregiment, das 1817 nach Gibraltar verlegt wurde, wurde innerhalb 15 Monate durch Lungenphthise fast ganz aufgerieben; eben so wenig erhält sich die Negerrasse in Algier, Aegypten; ja selbst auf den Antillen, deren Klima dem ihres Heimatlandes schon ziemlich nahe steht, überwiegen bei ihnen die Todesfälle über die Geburten. 1816—32 war daselbst die jährliche Durchschnittsbevölkerung der Neger 696 171. Es überwog nun die Zahl der Todesfälle die der Geburten derart, daß auf 100 Geburten 111 Todesfälle entfielen. Auf diese Weise mußte aber jährlich eine Verminderung der Bevölkerung um 2000 Individuen eintreten.

kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung wieder zu den Europäern zurück, so begegnen wir selbst auf den nach dem Süden gerichteten Wanderungen derselben theils einzelnen Localitäten, theils auch ganzen Ländergebieten, wo die Colonisationsversuche von Seite der Europäer und selbst der bekanntlich so schwer sich acclimatirenden Franzosen, Deutschen u. mit Erfolg gekrönt waren und es noch sind. So erhält sich in Louisiana eine französische Colonie siegreich und ist im steten Wachsthum begriffen. In Cuba prosperiren die spanischen Tabakbauern in einer Weise, daß sie innerhalb 87 Jahren sich verachtfachten und eine geringere Sterblichkeit nachweisen lassen als im Mutterlande selbst. Rouffelet hat 1867 in Centralindien (Whopal) im Herzen des Hindhyagebirges einen kleinen Tribus europäischen Ursprungs gefunden, der zurückzuführen ist auf eine im Jahre 1557 erfolgte französische Einwanderung, und bei dem eine Reinerhaltung der europäischen Rasse dadurch erhalten wurde, daß nur Kreuzung mit Europäern, besonders mit Portugiesen, erfolgt. Ja selbst Regionen, die im Allgemeinen der Colonisation sich feindlich verhalten, fassen Landstriche in sich, in denen dieselbe doch möglich erscheint. In Guadeloupe ist unter den Franzosen die Sterblichkeitsziffer größer als die der Geburten. Der jährliche Ueberschuß der Sterbefälle über die Geburten beträgt ungefähr 0,46. Von den 31 Gemeinden jedoch, die hier in Betracht kommen, hatten 15, also fast die Hälfte, mehr Geburten als Sterbefälle.

Von hoher Bedeutung für die ganze Colonisationsfrage ist aber das Verhalten der südlichen Hemisphäre. Wenn wir die bisher vorgeführten Thatsachen noch einmal recapituliren, so finden wir, daß sich fast alle auf die nördliche Hemisphäre bezogen. Die Frage nach der Möglichkeit einer Acclimatisation gewinnt jedoch sofort einen anderen Charakter, wenn wir die klimatisch scheinbar gleichwerthigen, aber südlich vom Aequator gelegenen Ländergebiete in's Auge fassen. Da stoßen wir auf weite Strecken, in denen sich die Europäer ziemlich rasch und mit großem Erfolg anzusiedeln vermochten. In Australien sind fast alle europäischen Rassen, sodann Neger und Chinesen vertreten, und Alle finden dort ihr Gedeihen; nach Van Diemens-Land flüchteten die Engländer, wenn sie sich an das Klima Ostindiens nicht gewöhnen können; ihre Armee besitzt in Neu-Seeland und Australien eine geringere Sterblichkeit, als in England selbst; ebenso die spanischen Colonien in Süd-Amerika, Montevideo, Buenos Ayres, die holländischen Colonien am Cap der guten Hoffnung, Port Natal, die der Portugiesen am Congo. In Taiti, 18 Gr. südl. Br., hat die Sterblichkeit der französischen Garnison innerhalb acht Jahren nicht die Größe von zehn pro Mille erreicht, während sie sich in Frankreich auf 20 per Mille belief. Auf der Insel Bourbon haben sich die sogenannten petits blancs, Nachkommen alter Colonisten, die in den entlegenen Thälern des Centrums der Insel seit 200 Jahren leben, rein und ungeschwächt erhalten.

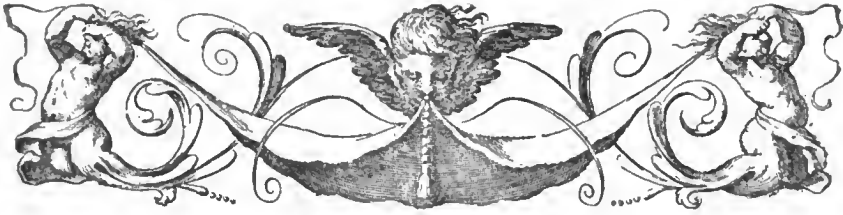
Von großer Tragweite sind auch die Erfolge in Brasilien. Hier hat sich die brasilianische Regierung selbst bestrebt, das Land durch Herbeiziehung von Colonisten zu heben, zu bevölkern und zu verwerthen. In hohem Grade beachtenswerth sind nun hier gerade die Colonien der Deutschen in den drei südlichen Provinzen Rio Grande del Sul, Santa Catharina und Parana (von dem Wendekreis bis zum 33° s. Br.). Namentlich in der ersteren ist das Deutschthum bereits zu einer Macht geworden, die heutige Bevölkerung von Rio Grande del Sul wurde auf 580 000 veranschlagt mit ca. 90 000 Deutschen, die von Santa Catharina auf 200 000 mit 60 000 Deutschen (Zung). In jenen drei Provinzen leben bereits über 150 000 Deutsche, welche ihre Sprache und ihr Stammesbewußtsein zum großen Theil behalten haben. Sie haben nicht nur den Handel der Provinz an sich gebracht, sie besitzen auch, obwohl nur den 7. Theil der Bevölkerung bildend, bereits den 5. Theil des Grundeigenthums, nach dessen Ausdehnung, und den 3. Theil desselben, nach dessen Werth bemessen. Sie besitzen ferner einen maßgebenden politischen Einfluß in den localen und provinziellen Angelegenheiten. Ja in diesen Provinzen ist auch die auffallende und von bisherigen Beobachtungen abweichende Thatsache zu constatiren, daß, während die romanische Bevölkerung gar keine oder nur eine geringe natürliche Vermehrung aufzuweisen hat, in vielen deutschen Colonien erst auf 4 Geburten 1 Todesfall kommt.

Aber auch in Chile, der argentinischen Republik, in Uruguay, in allerneuester Zeit auch Paraguay und selbst Peru finden wir speciell deutsche Ansiedelungen, welche nach Jung fast sämmtlich bei zunehmendem Gedeihen den Beweis liefern, daß der Deutsche hier nicht nur die Bedingungen für eine erspriessliche materielle Entwicklung findet, sondern auch, daß dieses Gebiet, ungleich anderen, ihn weniger der Gefahr aussetzt, seine eigene Nationalität einzubüßen und in den ihn umgebenden Völkerschaften aufzugehen.

Ganz besonders und wahrhaft frappirend tritt die hier hervorgehobene Differenz zwischen den beiden Hemisphären in der Sterblichkeit der englischen und französischen Armee, je nach ihrer Dislocation hervor. Die Sterblichkeit der englischen Truppen nördlich vom Aequator (innerhalb der Breite von 5—32°) schwankte zwischen 37 bis sogar 668 auf 1000 (668 pro Mille auf Cap Coast, 483 pro Mille in Sierra Leone) südlich vom Aequator (vom 15. bis zum 47. Breitengrad) zwischen 7,8—22,4 auf 1000. Die der französischen betrug nördlich vom Aequator (vom 5. bis zum 35. Breitengrade) 78—106 pro Mille, südlich vom Aequator von 2. bis 17. Breitengrade) 9,8—10,1 pro Mille!

(Schluß folgt.)





# M a r g a r e t h e.

Novelle

von

George Allan.

— Bukarest. —

**I**ch hatte sie seit zehn Jahren nicht gesehen, als ich ihr zufällig in der Jägerstraße begegnete. Sie wollte, mich freundlich grüßend, an mir vorüber eilen; ich hielt sie aber an, und da ich gerade im Begriff gewesen, in die Schauf'sche Conditorei einzutreten, bat ich sie, mit mir zu kommen: ich hätte ihr so viel zu erzählen. Der Glückliche ist immer mittheilfam! Sie ließ sich überreden und setzte sich mir gegenüber in eine Fensternische.

Als das Licht nun so voll auf sie fiel, erschrak ich über die Verheerung, die zehn Jahre auf ihrem Gesichte angerichtet; im flüchtigen Sehen war sie mir ziemlich unverändert erschienen. Unwillkürlich warf ich einen Blick in den Spiegel, unter dem sie saß, und mußte gestehen, daß die Zeit an mir ziemlich spurlos vorübergegangen war, daß meine vier Kinder mir keine bittere Falte, kein graues Haar gebracht.

„Und damals als wir zusammen bei Merget lernten, warst Du wirklich schon heimlich verlobt?“ fragte sie.

Sie schien sich so aufrichtig für mich zu interessiren, daß ich ihr genau Bericht erstattete von den Jahren, die vergangen, seitdem wir uns zusammen auf das Lehrerinnen-Examen vorbereitet hatten — sie, um wirklich Erzieherin zu werden, ich, um meinem kleinen Ehrgeiz zu genügen und meinem Verlobten, der gerade seine Assessor-Prüfung machte, die Gleichberechtigung der Frau zu beweisen.

„Du bist dann gleich nach England gegangen?“ wandte ich mich an sie.

„Ja wohl,“ entgegnete sie und fragte nach den Namen meiner Kinder.

Aber sie irrte sich, wenn sie glaubte, ich wollte ihr nur Rede stehen. Ich hatte sie immer lieb gehabt und bewundert, weil sie als 13jähriges Mädchen ein schweres Unglück, das auch den Umschwung ihrer Lebensverhältnisse mit sich führte, so tapfer ertragen. Ihr Vater, ein reicher Gutsbesitzer in Hinterpommern, der den Winter stets in Berlin zubrachte, verlor durch allerlei Mißgeschick sein ganzes Vermögen. Das schöne Rittergut wurde von seinen Gläubigern verkauft, und er erschloß sich aus Verzweiflung. Margarethe, ein 5jähriger Bruder und die schwindstüchtige Mutter waren auf die Güte ihrer Verwandten angewiesen. Ihre Lage mußte eine sehr drückende sein, denn Margarethe konnte die Zeit kaum erwarten, wo sie alt genug sein würde, um für die Ihrigen zu arbeiten, Ja, es war, als ob die eiserne Pflicht, die sie fühlte, ihr auch physische Kräfte gäbe; aus dem bis dahin sehr zarten, schwächlichen Kinde wurde mit der Zeit ein kräftiges, fast blühend aussehendes Mädchen. Nur die großen Augen hatten seit des Vaters Tode einen Ausdruck des Leidens bekommen, und das ganze Gesicht war viel ernster als ihre Jahre. Ein kleiner Zug von Alter lag sogar stets darin, die ruhigen, regelmäßigen Züge paßten nicht zu der Jugendllichkeit der Gestalt. Die schwarzen Haare, welche etwas kraus und kurz waren, wurden nur durch ein Band gehalten und hingen im Nacken herunter; vorn trug sie einen Scheitel und kämmte die Haare glatt über die Stirn. Ihr Profil war ganz griechisch, und in der Zeichenstunde diente sie uns oft als Modell. Sie war entschieden schön, aber sie legte gar kein Gewicht darauf. Wir, ihre Mitschülerinnen, citirten sie jedoch immer als eine Schönheit und waren von den blauen Augen unter den Bogen der schwarzen Brauen entzückt. Gerade in Norddeutschland haben blauäugige Mädchen so selten schwarzes Haar.

Jetzt aber, wie sie mir in der Conditorei gegenüber saß und ihr häufiges Husten durch Wassertrinken zu beruhigen suchte, fand ich keine Spur mehr von Schönheit an ihr. Das Profil war wohl regelmäßig geblieben und die Augen groß und klar, aber das Haar an den Schläfen ergraut, die Gesichtsfarbe gelb, die Wangen eingefallen — und das Alles in zehn Jahren.

„Du arbeitest gewiß zu viel,“ fragte ich, um auf ihr Leben übergehen zu können.

„Oh nein,“ sagte sie abweisend. Sie hatte dieselbe lächelnde, liebenswürdige Art, wie als Kind.

„Du siehst aus, als hättest Du viel gelitten,“ fuhr ich mit der Zudringlichkeit der Schulfreundschaft fort.

Sie wurde roth, als sie antwortete: „Ich habe mich in den letzten Wochen sehr um meinen Bruder geängstigt: er hatte einen Typhus. Um ihn zu pflegen, bin ich hier. Er studirt an der Universität.“

„Und die Mutter?“ fragte ich etwas bange.

„Sie ist vor sieben Jahren gestorben, ich bin Erwins einzige Stütze.“

Ich verstand, was das Wort „Stütze“ sagte: sie ernährte ihn, wie sie wahrscheinlich schon all die Jahre ausschließlich für den Unterhalt von Mutter und Bruder gesorgt.

„kehrst Du jetzt in Deine frühere Stellung zurück?“

„Das weiß ich noch nicht,“ sagte sie ruhig, „ich habe acht Tage Besenzeit. Wenn ich hier eine Thätigkeit finde, die mir für Erwin und mich genügende Mittel einträgt, möchte ich bei ihm bleiben; er ist noch sehr jung und hat eine zarte Gesundheit. Vielleicht lehre ich aber auch zurück.“

Wie groß muß ein Leiden sein, das sich so zu verstecken sucht! Während sie ruhig, gleichgültig sprach, fühlte ich an ihrer Stimme, der Verrätherin aller großen Erregungen, daß sie irgend einen schweren Kampf bestand. Sie lenkte aber das Gespräch augenblicklich auf etwas Anderes.

„Wie wunderschön ist Berlin geworden!“

„Warst Du lange nicht hier?“

„Seitdem ich mein Examen gemacht habe, nur einmal, nach Mamas Tode. Nachher kam Erwin in den Ferien immer zu mir; die Familie, in der ich war, hat mich in jeder Weise verwöhnt.“

„Es war eine deutsche Familie in England?“

„Doch nicht ganz. Der Herr ist ein Deutscher; da seine Frau aber eine Engländerin ist und er seit zwanzig Jahren dort brüben, sind die Kinder sehr englisch gesinnt.“

„Der Mann ist natürlich auch ein Deutscheind, wie fast alle Deutschen im Ausland?“

„Doch nicht, dazu ist er zu tief gebildet.“

Woher mir war, wie sie dies Wort über ihn aussprach, als müßte Er es sein, der ihr Leben gebrochen, weiß ich nicht; es klang vielleicht so begeistert. Sie wurde aber schon ungeduldig, obgleich sie sah, daß ich meine Tasse Chocolate noch nicht ausgetrunken hatte. „Erwin könnte mich erwarten; ich hatte ihn nur verlassen, um eine nothwendige Besorgung in der Stadt zu machen,“ sagte sie.

„Wo wohnst Du?“

„Er wohnte in der Luisenstraße, in einer kleinen Studententwohnung; da er aber nicht transportirt werden konnte, mußte ich froh sein, bei seiner Wirthin in dem schmutzigen Hause auch noch eine Stube zu finden. Ich kann wirklich sehr glücklich sein, daß er unter so ungünstigen Umständen die schwere Krankheit gut überstanden hat.“

„Er hängt wohl mit dankbarster Liebe an Dir?“

„Er übertreibt sich, was ich für ihn thue. Das ist ja meine elementarste Pflicht: er hat nur mich auf der Welt.“

„Wald wirst Du ihn haben, der für Dich sorgt.“

Sie lächelte. „Wenn er mich einmal nicht mehr braucht . . .“ doch sie vollendete den Satz nicht. Ich hatte sie aber verstanden, und mir traten die Thränen in die Augen.

„Margarethe,“ sagte ich; — doch ich hatte zu viel Ehrfurcht vor ihr. Ich wagte ihr nicht zu sagen, daß sie dazu kein Recht hätte. Was wußte ich denn von ihr? Wußte ich denn, ob sie nicht das Recht hätte? Vor zehn Jahren hatte ich sie als blühend schönes Mädchen gesehen, jetzt brachte ein Zufall mich mit ihr zusammen, und das Leben hatte sie in dem Zeitraum vernichtet. Das Leben, oder eigene Schuld? Aber Schuld ist auch Leben, und doch konnte sie keine haben, die so tapfer und selbstlos arbeitete! Ich war noch zu jung, um nicht an die Liebe als einzige Ursache so verzehrenden Leids zu denken. Aber wenn sie den Mann geliebt, in dessen Hause sie lebte, warum hatte sie es nicht schon längst verlassen? War ich in meiner ersten Voraussetzung irre gegangen?

Wir waren unterdeß nach ihrer Wohnung gefahren, wo ich die Erlaubniß erbat, sie am folgenden Tage zu besuchen. Sie ertheilte sie mit herzlichem Dank und versprach, bei ihrem nächsten Ausgang, falls die Zeit reichte, bis zu mir in die Bendlerstraße zu kommen. Als ich in mein Haus zurückgekehrt, bedrückte mich die Behaglichkeit meines Heims. Ich wünschte in dem Augenblick, Margarethe von Kriemer huldige socialistischen Theorien, und ich könnte ihr, ohne sie zu beleidigen, einen Theil meiner Habe geben. Ich mußte immer an das traurige Haus in der Luisenstraße denken und malte mir das Zimmerchen im dritten Stock aus, die „Studentenwohnung“, in der Erwin krank lag. Als er noch Knabe war, hatte ich ihn öfters gesehen; seine Augen blickten so traurig, wie die seiner Schwester, und sein Gesicht, wie das ihre, war von schwarzen Haaren eingerahmt.

Wie erstaunte ich daher, als ich am nächsten Tage zu Margarethe kam, daß ich einen jungen Mann mit kurz geschorenen Haaren, zwar bleich von der überstandenen Krankheit, aber mit entschieden muthwilligem Gesichtsausdruck und lächelnden Augen auf dem Sopha liegen fand! Keine Spur von irgend einer Melancholie war an ihm zu entdecken, und der Abglanz seiner Heiterkeit lag auch auf der Schwester. Sie schien eine Andere als am Tage vorher.

„Ich las ihm eben aus Dickens vor,“ sagte sie und legte ein Buch bei Seite. „Er lacht dann immer so herzlich, daß man es durch den ganzen Flur hört, und Lachen ist doch die beste Medicin.“

„Sie sind wohl sehr glücklich, Margarethe einmal hier zu haben?“ wandte ich mich an ihn.

„Oh, ich lasse sie auch nicht wieder fort.“

Die Schwester lächelte.

„Wir wollen uns rechte Mühe geben; vielleicht finden wir wirklich ein Mittel, sie hier festzuhalten,“ meinte ich.

„Es ist gar nicht nöthig, daß sie hier wieder arbeitet; dazu bin ich ja da.“

„Das ist eben meine Sorge, daß er sich den Kopf zu früh wieder anstrengt. Denk Dir: gestern, als ich zurück kam, fand ich ihn schreibend!“



Ich mußte Margarethen natürlich bestimmen, daß Arbeiten Gift für den noch so matten Kopf sei, und daß Erwin Gefahr laufe, sich sein Gehirn dauernd zu schwächen, wenn er solche Versuche wiederhole.

„Daß es nun endlich gut sein, Grethe,“ sagte er wie ein trotziger Junge, „ich thue es ja nicht wieder.“

Als sie aber in's Nebenzimmer ging, um ihm zur festgesetzten Stunde einen kleinen Imbiß zurecht zu machen, wandte er sich an mich: „Grethe ist viel unvernünftiger als ich. Da arbeitet sie jetzt sogar bei Nacht an diesen kleinen Malereien auf Glückwunschkarten, die ein Londoner Buchhändler bei ihr bestellt. Sie werden natürlich brillant bezahlt, sonst thäte sie es ja nicht. Sie zeichnet sehr geschmackvoll, das hat sie in England gelernt.“

Ich wollte jetzt aber gern irgend etwas über die Familie, in der Margarethe fast zehn Jahre lang gelebt, aus dem Bruder herausbringen, in dem unbestimmten Gefühl, daß ihre Schwierigkeiten da lagen, und daß ich ihr vielleicht nützlich sein könnte.

„Interessirt sich Frau Lesser denn nicht für sie? Ihr wäre es denn doch ein Leichtes, diese Geldsorgen zu heben.“

„Das sage ich Gretchen auch immer! Sie hat sich den Kindern derartig geopfert, daß sie wirklich eine Unterstützung annehmen könnte. Aber Sie kennen meine Schwester nicht: sie ist unbändig stolz! Ich glaube sogar, darum will sie nicht nach England zurück, weil Herr Lesser ihr Geld hierher geschickt hat. Wir brauchten es dabei damals; Grethe hatte diese Bestellung noch nicht, obgleich sie sich durch Bekannte in London schon sehr darum beworben. Gestern hat sie ihm nun die ganze Summe zurückgeschickt.“

Es lag ein Ton von Aerger in seiner Stimme; der junge Mann theilte entschieden nicht die Skrupeln seiner Schwester. Ich war eigentlich seiner Meinung, wenn mir auch seine kleine Tactlosigkeit, das Alles gleich zu erzählen, nicht entging. Doch daran trug ich allein die Schuld, ich hatte ihn dazu aufgefordert; und vielleicht fühlte er, daß ich von ganzem Herzen Antheil an seiner Schwester nahm, er mir also vertrauen konnte.

„Grethe war sehr glücklich, Sie gestern gesehen zu haben,“ sprach er weiter. „Wir haben den ganzen Abend von Ihrem Elternhaus geredet und von einem Ball, zu dem ich auch mitgeladen war.“

„Margarethe sah reizend aus, ich entsinne mich sogar ihrer Toilette, sie hatte eine Schilfgarnitur um ein weißes Kleid und auch Schilfblätter auf dem Haar.“

„Ja, ich weiß es auch noch genau. Mama liebte elegante Kleider und hatte aus alten Sachen von sich Gretchen so hübsch herausgepußt. Ich glaube, sie war die Allerschönste auf dem Balle.“

„Das war sie; aber jetzt sieht sie recht angegriffen aus.“

„Oh, wie eine alte Frau,“ sagte er achselzuckend, „sie ist ja auch 28.“

„Ist das so furchtbar alt?“ fragte ich lächelnd.

Er wurde roth, denn ihm fiel ein, daß ich eben so alt war. „Für ein unberheirathetes Mädchen,“ meinte er dann etwas verlegen, als Margarethe eintrat. Sie brachte ihm eine kleine Schüssel mit Spargeln und etwas Bunge. Ja, wenn sie ihn so nährte, mußte sie viele Blumen zeichnen! Ich trat an's Fenster, damit ihn meine Anwesenheit nicht beim Essen genirte. Er hatte aber von der Wichtigkeit seiner Mahlzeit die Ueberzeugung, die Reconalescenten eigen ist, und es war eine überflüssige Vorsicht meinerseits. — Die Luifenstraße ist immer unschön, der Novembernebel machte sie noch trüber. Das Zimmer glich ihr; es war kleinbürgerlich eingerichtet, die rothe wollene Tischdecke, die „möblirten Zimmern“ anzuhasten scheint, eine wurmstichige Commode u. s. w., die traurigste Armuth, weil sie nicht individuell, sondern gleich typisch erscheint. — Margarethe errieth die Betrachtungen, die ich anstellte.

„Man hängt doch weniger von seiner äußeren Umgebung ab, als man glaubt,“ sagte sie.

„Ich meine, Du irrst Dich,“ entgegnete ich. „In entscheidenden Augenblicken und für die großen Gefühle des Lebens ist die äußere Umgebung ganz gleichgiltig; das kleine tägliche Sein aber beeinflusst sie mehr als wir ahnen oder uns zugestehen.“

„Wie eigen, daß Du auch solche Beobachtungen gemacht hast! Ich glaubte bisher, der englische Nebel wäre es, der mir diese Neigung gegeben,“ erwiderte sie nach einer Weile.

Da hatte Erwin seine Mahlzeit beendet, und die Schwester drang darauf, daß er ein wenig zu schlummern versuchte. Wir gingen daher in das Nebenzimmer, in dem Margarethe schlief, arbeitete und zugleich auf einem Petroleumkocher die Mahlzeiten für den Kranken herrichtete. „Seitdem er soviel besser ist, habe ich nur die Aufwartefrau zur Hilfe,“ sagte sie, als sie sich daran machte, die gebrauchten Teller und Schüsseln zu reinigen. Ich half ihr, und sie lachte darüber, wie viel praktischer ich Alles angriff.

„Ja, ja, so eine verheirathete Frau versteht es. Ich habe wenig Geschick, gar keine Übung, nur guten Willen, und der ersetzt nicht Alles.“

Dies gemeinsame Tellerwaschen hatte uns aber einander viel näher gebracht, als unsere bisherigen Gespräche. Die Scheu, die sie augenscheinlich vor mir gehabt, verschwand; sie fühlte die Zusammengehörigkeit, die uns doch die vielen gemeinsam verlebten Schuljahre gaben. Aber daß sie unter dem Bann irgend einer acuten Angst stand, daß ihr Interesse irgendwo anders als hier war, fühlte ich immer deutlicher.

„Es ist eine merkwürdige Fügung, daß ich Dich gerade gestern traf,“ sagte sie. „Ich hatte in Berlin noch niemand Bekannten gesehen.“

„Sind Deine Verwandten nicht mehr hier?“

„Der Onkel ist gestorben, und die Tante ist zu der verheiratheten Tochter nach Bonn gezogen. Wir hören selten von einander: sie sind nicht sehr stolz darauf, mit einer Gouvernante so nah verwandt zu sein. Du weißt, es waren immer hochmüthige Leute.“

Ich wartete darauf, zu erfahren, warum die Fügung so wunderbar sei die uns zusammengebracht; sie fing aber von etwas Anderem an: „Es ist so schwer, Jemandem zu rathen!“

„Darf ich Dir irgend einen Rath geben?“

„Du kennst Erwin zu wenig,“ fuhr sie fort. „Wenn Du ihn länger gesehen, möchte ich Dich wohl fragen, ob er sich jetzt allein durch die Welt kämpfen könnte.“

Ich erschrak, denn mir fiel ihr Wort von gestern ein: „Wenn er mich einmal nicht mehr braucht.“ Aber ich wollte es mir nicht merken lassen und sagte darum: „Du meinst, ob Du nach England zurückkehren sollst?“

„Nicht gerade; ich möchte nur wissen, ob er kräftig genug ist, allein für seinen Lebensunterhalt zu sorgen, wenn ich mich z. B. verheirathe.“

Mein Herz schlug förmlich schneller vor Freude. „Ach Margarethe,“ rief ich etwas stürmisch, „thue es doch, heirathe! Du kannst ja dann erst recht für ihn sorgen.“

„Doch nicht,“ meinte sie. „Er hätte aber einen moralischen Halt an meinem Hause; vielleicht könnte er auch bei mir wohnen.“

„Gewiß; ich glaube, für ihn wäre am besten gesorgt, wenn Du gut aufgehoben wärst. — Und wer ist es?“ fragte ich etwas indiscret.

„Oh, es war nur so eine Voraussetzung; ich überlege mir die Sache nur in der Theorie,“ entgegnete sie, leise erröthend. „Ich habe nie eine so warme Zuneigung empfunden für Jemanden, der sich mir mit dem Gedanken der Heirath näherte, um meinetwegen einzuwilligen. Ich dachte eben nur, was für ihn besser wäre. Selbstverständlich würde ich das dem Manne sagen,“ fuhr sie lebhafter fort, „es wäre eine reine Vernunfthe. Denn mich heirathet man natürlich auch nur, um eine Erzieherin für seine Kinder zu haben.“

Es handelte sich also um einen Wittwer, so viel war ihr unbewußt entfahren.

„Du hast auf Deine Schönheit nie Gewicht gelegt; aber Andere thun es doch.“

„Wer weiß, ob ich es nicht auch that, ob es mir nicht leid ist, so häßlich geworden zu sein?“ sagte sie scherzend. Ehe ich etwas antworten konnte, rief der Bruder sie, und als sie zu mir zurückkehrte, war sie wieder mit ihm beschäftigt.

„Er ist ein kleiner Egoist,“ sagte sie. „Mir ist es ja wohlthuend, daß er mich so sehr in Anspruch nimmt, aber darum verliere ich doch das klare Urtheil nicht. Ehrlich gestanden, ist mir sein Egoismus aber ein Trost; er

wird mit ihm leichter durch's Leben kommen. Erwin ist auch nicht überempfindlich, und ein gesundes Ichgefühl gehört wohl zu einem ganzen Menschen. Ein Wunder ist es nicht, daß er viele geistige Zartheiten und Rücksichten nicht kennt; wer hätte sie wecken sollen? Mama starb so früh, ich hatte ihn nur in den Ferien, — und dann habe ich ihn wohl immer sehr verwöhnt und Alles an ihm gutgeheißt.“

Ich mußte sie nun verlassen, ich sah, daß ich sie störte; aber ich konnte ihr doch noch sagen, wie lieb ich sie so schnell wieder gewonnen. Sie äußerte mir Aehnliches und versprach auch, wirklich mit mir Rath zu pflegen, ehe sie eine Entscheidung für die Zukunft trafe.

Zwei Tage hoffte ich vergebens auf ihren Besuch. Als sie auch am Vormittage des dritten nichts von sich hören ließ, obgleich ich ihr täglich Kleinigkeiten für den Kranken aus meiner Küche geschickt hatte, trieb mich eine gewisse Unruhe wieder zu ihr. Auch hatte ich durch einen glücklichen Zufall von unserem Hausarzt erfahren, daß der General Brinkow, mein Nachbar, ein reizender alter Herr, für sein Enkelstöchterchen eine Engländerin suchte. Margarethe würde die Stelle einer solchen ausfüllen können; sie war überhaupt wie dazu gemacht, die Hausfrau dort zu vertreten und der kleinen Waise eine Mutter zu werden. Mit diesem Anerbieten ging ich also zu ihr; jezt dachte auch ich, es sei eine wunderbare Fügung gewesen, daß wir alten Schulfreundinnen uns neulich so plötzlich wiedergefunden. Ich stellte mir vor, wie oft wir uns in Zukunft sehen könnten und welche Zierde unserer kleinen Gesellschaften sie werden würde. Zu meinem Manne hatte ich sogar die Absicht geäußert, unser Fremdenzimmer Erwin für diesen Winter anzubieten, damit die Schwester ihm näher sei; er hatte aber ein entschiedenes Veto eingelegt, wenn er mich sonst auch meistens in den häuslichen Anordnungen gewähren ließ.

Diesmal fand ich Erwin nicht so heiter. Er lag auf seinem Krankenstuhl, klagte über Kopfweh, meinte aber, das Schlimmste sei, daß Gretche so elend. Ich fand sie im Bett, ihr Husten hatte sich verschlimmert und sie fieberte stark; dabei hatte sie ihren Maskasten am Bett und lechte auf dem Seitentisch Erwins Mittagessen. Es war wirklich ein jammervoller Anblick in dem kleinen düstern Hinterzimmer. Ich bat sie, zu entscheiden, ob ich oder eines meiner Dienstmädchen ihr nützlicher sei. Sie wollte zuerst weder meine, noch eines Mädchens Hilfe annehmen; schließlich aber erlaubte sie mir zu bleiben. Erwin schien damit höchst zufriedengestellt; wir spielten Schach und als ihn das zu sehr anstrengte, Domino. Ich ließ nun doch meine Dienerin durch den Wagen holen und alles Nöthige besorgen. Margarethe brauchte vor allen Dingen Schlaf, ich hatte darum auch kein Wort mit ihr gesprochen und nur Erwin beim Fortgehen gesagt, ich käme am nächsten Morgen ganz früh mit meinem Factotum wieder, er solle nur so lange im Bett liegen bleiben. Er hatte die dankbare Art kranker Kinder,

die sich über Alles freuen, was für sie geschieht; ich vergaß dabei ganz, daß er zehn Jahre älter war als mein Sohn.

„Kommen Sie auch ja nicht später als halb Neun,“ rief er mir noch beim Fortgehen zu.

Mein Mann schien nicht sehr erbaut von den Verpflichtungen, die ich übernommen. Ich ließ mich aber nicht irre machen, verweigerte aber energisch sein Anerbieten, mein „Hospital“ auch mit einem Besuch zu besuchen.

Am nächsten Morgen fand ich Margarethe schon auf; sie wollte sich auch nicht in's Bett zurückschicken lassen, sondern behauptete, ihr sei wieder ganz wohl, so daß ich das Gefühl bekam, überflüssig zu sein. Sie lachte, als ich es äußerte, was wie eine Bejahung klang. Erwin aber bestand darauf, daß ich, wie abgemacht, den Tag über dabliebe. Seine Schwester sagte schließlich fast gereizt: Man dürfe einer Fremden nicht so lästig fallen.

„Einer Fremden?“ wiederholte ich verlezt. „Steht eine Freundin Einem nicht ebenso nah, wie eine Verwandte?“

„In der Welt wird selten nach frei gewählter Zuneigung gehandelt,“ meinte sie.

„Grethe ist, wie immer, überempfindlich; das ist ganz krankhafter Stolz,“ sprach Erwin dazwischen. „Sie will keine Güte annehmen, die sie nicht erwidern kann.“

Er wurde wirklich von ihr verhöhnt, denn sie entgegnete ihm freundlich: „Ich glaube, Du hast Recht; aber alte Jungfern haben so viele Fehler.“

Der Streit wurde durch den Arzt unterbrochen, der noch jeden Morgen zu Erwin kam. Ich zog mich in's Nebenzimmer zurück. Der Doctor hatte mir einen angenehmen Eindruck gemacht; es war ein älterer Mann mit glatt rasirtem Kinn von etwas jüdischem Aussehen.

„Wie heißt er?“ fragte ich Margarethe, als er fortgegangen.

„Dr. Hirschel; der Name ist nicht schön.“

„Auf den Namen kommt es ja bei einem Arzt nicht an.“

„Nein,“ sagte sie etwas zerstreut, so daß es mir durch den Kopf ging, sie sei am Ende abergläubisch, und es käme ihr doch auf den Namen an.

„Würdest Du ihn heirathen?“ wandte sie sich dann zu mir.

Das war allerdings ein Gesichtspunkt, unter dem ich nicht entfernt an ihn gedacht hatte. „Er ist Wittwer?“ fragte ich, anstatt zu antworten.

„Ja, seine älteste Tochter ist 15 Jahre alt, dann hat er noch drei Töchter zwischen 7 und 12.“

Wir schwiegen Beide.

„Ich bin eigentlich sehr dafür, daß Mädchen heirathen,“ sagte ich nach einer Weile. „In der Theorie rede ich zu jeder Ehe zu; wenn ein Fall

mir aber praktisch näher rückt, bin ich ein wenig sentimental, verlange ich immer etwas Liebe. Es hat für mein Gefühl sogar etwas Unmoralisches eine Ehe ohne Liebe.“

Margarethe war bleich geworden bei dem Worte „unmoralisch“, dann entgegnete sie: „Wenn Du wüßtest, wie viel mehr Vertrauen und Achtung ich einer Frau gegenüber fühle, die diese sogenannte Sentimentalität hat, würdest Du mir schon neulich von ihr gesprochen haben. Aber die ganze moderne Anschauung steckt auch sentimentale Menschen schließlich an. Und dann, mein Gott!“ stieß sie hervor, „Jeder macht vorm Ertrinken eine letzte Anstrengung, um sich zu retten.“

Was sollte ich erwidern? Ich hoffte, sie würde mehr sagen, und fürchtete, irgend eine Aufforderung von mir würde sie abschrecken.

„Du hast ihn so sehr lieb, den Andern?“ fragte ich plötzlich leise und umschlang sie.

Sie fing krampfhaft an zu weinen und verbarg ihren Kopf an meiner Schulter. „Wahnsinnig lieb, ganz wahnsinnig! Wie könnte es auch anders sein!“

Für Erwin hatte aber unsere Unterhaltung zu lange gedauert. Da wir auf seine Klingel nicht geachtet hatten, rief er jetzt zornig seine Schwester. Ich ging zu ihm und entschuldigte sie, denn sie wollte sich ihm mit den Thränen in den Augen nicht zeigen. — Mir war das Herz schwer vom Nachhall ihrer leidenschaftlichen Worte und von der Sorge, es könnte ihr leid thun, auch nur so viel gesagt zu haben. Es schien mir, als hätte sie ihr eigenes Todesurtheil damit ausgesprochen und sich vollständig aufgegeben, nun sie ihren Kummer überhaupt erwähnt. Und doch! Wer nicht mehr leben will, der kämpft auch nicht mehr, und ihr hatte ein Uebermaß geistigen Ringens das Geständniß abgezwungen. Die Heilung lag vielleicht im Wort; ach, hätte ich nur das Mittel, ihr Herz zu erschließen! Ich sah es Alles klar vor mir: es war wie ein Text zu Ant. Woltmars bekanntem Wilde „Die neue Gouvernante“. Margarethe und der Vater ihrer Zöglinge, Beide waren Deutsche, ein mächtiges Band, das sie in der Fremde von vornherein an einander knüpfte; dazwischen die Frau: reich, beschränkt, hochmüthig, herzlos. Aber wie hatte Margarethe zehn Jahre in dem Hause bleiben können, Margarethe, so wie ich sie kannte, stolz, überempfindlich und durch und durch ehrenhaft?

Sie war unterdeß in das Zimmer zum Bruder getreten; ich benutzte die Gelegenheit, ihr zu sagen, welch reizenden Plan ich entworfen: sie solle die Stellung bei dem General annehmen, dann würden wir Nachbarn, u. s. w. Sie dankte mir freundlich, sagte aber bestimmt, sie würde nie mehr in ein fremdes Haus eintreten; entweder lehre sie zurück oder suche sich durch Privatstunden eine kleine Selbstständigkeit in Berlin zu gründen, um bei Erwin bleiben zu können. Natürlich war ich enttäuscht; daß kein Bureben nutzen würde, hatte ich aber eingesehen. Der Briefträger brachte

in demselben Augenblicke mehrere Briefe mit dem englischen Poststempel. Margarethe wurde roth. „Von meinen Schülerinnen,“ sagte sie; aber sie öffnete sie nicht, sondern steckte sie ruhig in die Tasche. Erwin war ungnädig, daß ihn der Briefträger stets vernachlässigte. Ich neckte ihn und versprach, jeden Abend ein Bettelchen an ihn in den Kasten zu stecken, damit er Morgens nicht leer ausginge.

„Margarethe bekommt nämlich unverschämt viele Briefe; jeden Tag, jeden Tag,“ klagte er.

„Aber wenn sie sie nicht liest, was nützen sie ihr!“ meinte ich scherzend.

„Sie liest sie schon, aber erst später. Sie ist nämlich pedantisch, wie alle Gouvernanten.“

Ich wollte fortgehen, da ich sah, daß Margarethe keine Anstalten machte, ihre Briefe zu erbrechen, und da ich sie überhaupt zu stören schien. Behilflich konnte ich doch nicht sein, die Auswarterfrau und eines meiner Mädchen waren da. Erwin ließ mich nur mit dem Versprechen fort, ihn am Nachmittag wieder zu besuchen; Margarethe aber sagte, als ich meinen Hut aufsetzte: „Ich komme mit Dir, wenn es Dir recht ist.“

Natürlich war es mir sehr recht, und wir gingen Beide zu Fuß die Luisenstraße herunter, über die Marschallsbrücke und durch die Dorotheenstraße in den Thiergarten.

„Hier ist es immer schön, zu jeder Jahreszeit,“ sagte sie tief athmend. „Komm, setz Dich hier auf eine Bank.“ Es war 10 Uhr früh, also stürte uns kaum ein Vorübergehender.

„Wirst Du Dich aber nicht erkälten? Es ist rauh und Dein Husten immer noch nicht besser.“

„O nein, ich erkälte mich bei diesem Wetter nicht, das bin ich gewöhnt,“ entgegnete sie lächelnd. „Mich stört nur die Sonne; der graue Wolkenhimmel ist mir sympathisch.“

Ich schwieg; ich wußte, daß sie mir entweder freiwillig Alles sagen würde, was sie bedrückte, oder daß es ihr leid geworden, sich mir überhaupt anvertraut zu haben; jedenfalls würde eine Aufforderung von mir sie nur stören. Sie sammelte mit dem Stod ihres Regenschirms die gelben Blätter, die um uns herumtanzten. Ich bewunderte halb unbewußt den zierlichen Schirm, die eleganten Handschuhe. Alle Gegenstände, die sie in persönlichem Gebrauch hatte, waren höchst geschmackvoll; ich las auf jedem von ihnen den Namen des Gebers.

„Es ist ein Verrath an ihm,“ stieß sie heraus, indem sie mich groß, aber wie abwesend ansah, „das weiß ich. Aber ich will ihn verrathen, denn ich hasse ihn, ich hasse ihn, daß ich ihn ertwürgen möchte.“

„Margarethe,“ sagte ich beschwichtigend; doch mir traten die Thränen in die Augen aus Schreck vor solcher Leidenschaft. „Ich hasse ihn auch,“ fuhr ich fort. „Als ich gestern Abend nicht einschlafen konnte und an Dich

dachte, die Du krank, hilflos dalagst, mit dem erdrückenden Bewußtsein, für den Kranken im Nebenzimmer sorgen und arbeiten zu müssen, Dir nicht einmal den Tod wünschen zu dürfen, weil der Bruder noch unversorgt . . .“

„Daran ist er aber nicht schuld! Nein, Anna,“ fuhr sie in ihrer alten vernünftigen Art fort, „Du mußt Dir meine Lage nicht übertreiben. Es giebt Tausende von Frauen und Mädchen, denen es weit schlimmer geht. Mein Gott, ein bißchen Arbeit und Sorge ist ja erforderlich zum Menschenleben. Keinem wird so viel auferlegt, als er tragen kann, ist ein wahres, orientalisches Sprichwort. Ich könnte auch noch sehr viel mehr tragen, wenn ich müßte. Sorgen, meine ich; Seelenqualen nicht.“

Wieder schwiegen wir. Der Herbstwind strich achlos über die Blätter; gleichgiltig wohin er sie trug, setzte er mit ihnen vorüber; ein paar leere Droschken rasselten langsam und schwerfällig dahin auf der Straße, die wir durch die Baumstämme sahen; apathisch, erstorben war die Welt.

„Schreibt er Dir täglich?“ fragte ich leise.

„Ja, er schreibt täglich, aber ich lese es nicht immer. Ich kann nur leben, wenn ich nichts von ihm höre, — oder in seinem Arm.“ Sie stand auf. „Komm,“ sagte sie, „wir wollen weiter gehen. Willst Du mit mir auf den Kirchhof?“

Ich hatte mich ganz vergessen und hatte nur Margarethe in dem Augenblicke so lieb, daß ich für sie in's Wasser gegangen wäre. Wenn es gilt, Partei gegen einen Mann zu nehmen, fühlen sich die wahren Frauen immer solidarisch.

„Es ist etwas weit, wir wollen fahren,“ wagte ich am Potsdamer Platz einzuwenden.

„Wie Du meinst.“ Sie schien an den weiten Weg gewohnt, stieg aber mit mir mechanisch in die erste Droschke, auf die wir stießen. Jetzt fuhren wir die ganze Potsdamerstraße hinauf.

„Siehst Du, Anna,“ begann Margarethe plötzlich, sah aber dabei durch die kleine Scheibe hinaus und nicht auf mich. „Wer ihn kennt, begreift es nicht. Es klingt Alles so niedrig, verwerflich, was ich Dir sagen will, damit Du mir hilfst. Hättest Du ihn gekannt, würde ich mich nicht so sehr scheuen.“

„Ich kenne Dich ja,“ sagte ich.

„Das beweist nichts. Wenn ich Dir von ihm sage, was ich oft gehört, das Andere äußerten, es klinge doch nur so, wie jede Frau vor dem Manne spricht, den sie liebt. Nicht wahr, wenn Du von Washington, von Napoleon, von Goethe, mein Gott, von irgend so einer Ausnahme des Menschengeschlechts hörst, legst Du unwillkürlich einen anderen Maßstab an? Siehst Du, das mußt Du auch für Richard thun.“

Ich war nach Frauenart geneigt, ihn gleich über alle jene Herren zu stellen.

„Er war einst ein begeisterter Socialist, oder wie soll ich den Mann



nennen, dessen Theorien in keine der bisher üblichen Schulen paßten, der aber fest glaubte, die sociale Gleichberechtigung Aller müsse sich im Lauf der Zeiten Bahn brechen, wie einst das Christenthum. Als Leiter einer Fabrik war er nach England gekommen, er wurde bald reich; er war aus gutem Hause und nur der Theorien wegen in's Ausland gegangen. Doch das brauche ich Dir ja nicht zu sagen; denn so schnell könnte ich Dir sein ganzes Leben nicht erzählen, mit all den vielen herrlichen Irrthümern — herrlich, denn sie haben ihn zu dem gemacht, was er ist. Als er selbstständig war, suchte er seine Ideen zu realisiren. Er hat natürlich Schiffbruch gelitten, aber er glaubt immer noch an viele von ihnen, ich auch, und darum kann ich ihn nicht vergessen, weil er nicht nur mein ganzes Fühlen, auch meine Weltanschauung mit sich angefüllt. Ich sehe nicht einmal mehr mit eigenen Augen.“

Wir waren unterdeß bis Schöneberg gekommen, immer geradeaus fahrend; aber der Kirchhof, den sie suchte, liegt erst hinter dem Ort, und so fahren wir weiter.

„Er hatte ein Fabrikmädchen geheirathet; vielleicht kannst Du Dir darnach vorstellen, wie irrig seine Jugendträume waren. Sie ist jetzt der Fluch seines Lebens, aber er ist zu gut, um sie ganz aufzugeben.“ Sie schwieg einen Augenblick. „Ich glaube, was er in seiner Ehe gelitten, ist nicht zu begreifen, wenn man die Frau nicht gesehen; sie ist eigentlich nur eine rohe Fleischmasse. Aber er hatte zwei Töchter von ihr, und er, der Socialist, suchte nach einer möglichst aristokratischen Frau, um sie zu erziehen. Trotz meiner Jugend war ich ihm von Berlin empfohlen worden. Als ich in's Haus kam, war Ellen 5, Mary 4 Jahre alt. Ich hatte die Hauptaufgabe, sie dem Einfluß der Mutter zu entziehen. Ich glaubte, die habe ich gelöst, ohne daß das Herz der Kinder dabei zu sehr gelitten hätte. Sie lieben mich jedenfalls über alle Maßen, — aber ich kann doch nicht zu ihnen zurück.“

Der Wagen stand still und wir stiegen aus. Nachdem wir einige Schritte gemacht hatten, hielt Margarethe an: „Ich kann jetzt doch nicht zum Grabe der Eltern gehen, ich bin mit meinem Herzen nicht bei ihnen. Wir wollen lieber umkehren. Ist es Dir recht, fahren wir noch etwas herum. Erst um 12 Uhr brauche ich bei Erwin zu sein.“ Ich bat sie, zu mir zu kommen, sie schlug es aber aus. „Du mußt erst Alles hören. Wenn Du dann noch willst, vielleicht.“

So setzten wir uns wieder in das häßliche, rattlige Gefährt.

„Wie ich zuerst in das Haus kam, dachte ich, ich hielte es nicht aus, trotz der sehr günstigen Bedingungen, die mich zur Annahme bewogen hatten, Du weißt, Mama und der Junge . . .“

„Ich weiß, sie waren auf Dich angewiesen.“

„Die Frau ist sehr ungebildet, sie schreibt kaum • richtiges Englisch. Sie war hochmüthig zu mir und fügte mir von Anfang an eine Fülle

kleiner Kränkungen zu. Richard sprach die ersten Tage kein Wort mit mir, er beobachtete mich bloß. Einmal jedoch, am zweiten Tage, als seine Frau dem Diener befohl, den Kindern erst zu serviren und dann mir, sagte er mit harter Stimme, daß ich stets gleich nach der Hausfrau bedient werden sollte. Mir war diese Scene so peinlich gewesen, daß ich gleich nach Tisch zu ihm herantret und um die Erlaubniß bat, hinfort die Mahlzeiten mit den Kindern allein einzunehmen; es sei dies eine Erziehungsregel von mir. Er verbeugte sich und erwiderte: „Ich habe absolutes Vertrauen zu Ihnen und bitte Sie wegen meines tactlosen Benehmens bei Tisch um Entschuldigung.“ Ich war so bestürzt, daß ich nichts zu sagen mußte, zumal er die Worte absichtlich laut gesprochen, damit seine Frau und der Diener sie hören sollten. Wir aßen seitdem allein und früher; der Hausherr fand sich aber häufig im Schulzimmer ein, zur Zeit, wo für uns gedeckt wurde; später saß er sogar oft mit uns. Ich muß ihm wohl von Anfang an gefallen haben,“ fügte sie mit einem bitteren Lächeln ein, „er hatte eine Art mich zu beobachten, die mich verlegen machte, da sie durchaus nicht prüfend, sondern bewundernd war. Du fragst, warum ich damals nicht gleich das Haus verließ? Aber ich ahnte nicht, was es war, das mich so froh machte und mir das ganze innere Leben umgestaltete. Das erste Glück verbarg mir jede Einsicht.

„Wir verkehrten immer deutsch miteinander. Anfangs horchte er mich mehr aus; es muß ihm nicht schwer gefallen sein, denn ich hatte keine Geheimnisse. Erst allmählig sprach er von den Wünschen in Bezug auf seine Kinder — noch erwähnte er seine Frau mit keinem Wort. Er schämte sich aber ihrer vor mir: beging sie irgend eine Tactlosigkeit, machte sie einem der Dienstdoten eine heftige Scene, suchte er es vor mir geheim zu halten. Sie bildete sich stets ein, daß sie bestohlen wurde. Einmal fehlte ihr ein Ring — der sich nachher in ihrem Bette fand — und sie kieß überall Hausfuchung halten, auch in meinem Zimmer, in meinem Koffer! Richard war damals gerade verreist. Als er zurückkam, theilte ich ihm mit, daß ich das Haus verlassen müsse. Er drang in mich, warum. Es war in seiner Bibliothek, in die er mich gebeten zu kommen, wenn ich ihm etwas zu sagen hätte. Das schöne Zimmer mit den alten Eichenmöbeln, alle Wände mit gleichmäßig eingebundenen, dunkelgrünen Büchern bedeckt, die kleinen Divane mitten im Zimmer und die von einem großen Schirm beschattete Lampe — o, wie sollte ich sie je vergessen! Wir standen Beide, an eine Holzbrüstung gelehnt, tief im Zimmer; ich zitterte ein wenig vor verhaltener Erregung; er ging auf und ab, dann stellte er sich vor mich hin und sagte, wie er sich in meinen Augen erniedrigt fühlte, daß solch ein Weib die Frau seiner Wahl sei. Er sagte Vieles, Vieles, vor dem mir Hören und Sehen verging. Als ich an jenem Abend aus dem Bibliothekzimmer ging, hatte ich versprochen, ihm das Leben zu erleichtern, hatte versprochen, mich über meine Erziehung, ja mein Gewissen hinwegzusehen, um einen Mann

glücklich zu machen, der ohne mich meinte nicht mehr leben zu können. Es war ein trauriger Compromiß, den ich mit dem Leben gemacht, aber er war voll idealer Theorien, die mich über das Alltägliche forhoben. Die Seele seiner Kinder lag in meiner Hand; es war eine gemeinsame Arbeit zum Höchsten und Besten, ein ewiges Vorwärtstreben.

„Ich glaube noch heute nicht, Anna, so oft ich mit mir zu Rathe gehe, daß ich ein Verbrechen auf mich geladen. Gelitten habe ich zu Zeiten entseßlich, es bäumte sich meine ganze Vergangenheit auf gegen die unwürdige Form meiner Liebe; ich habe es bitter oft mit ihm besprochen, habe ihm gesagt, wenn er mich ganz heilig, mit höchster Liebe liebte, müsse er unsere Liebe rein und ideal erhalten. Ein Mann aber ist ein Mann, und Richard trug nach all den Irthümern seiner Jugend in denen er bloßen Phantasmagorieen nachgejagt, einen Cultus des Natürlichen in sich, den ich nie ganz theilen konnte. Oft war ich entschlossen fortzugehen; einmal war ich in der Absicht, mich davon zu stellen, fast bis Nottingham gelangt. Er hatte es bemerkt und holte mich zu Pferde ein; es war in einem engen Heidentweg, wo er anhielt und ruhig sagte: ‚Ich hoffe, Du weißt, was Du thust? In dem Augenblick, wo Du mein Haus für immer verläßt, schieße ich mich todt. Das ist nun zwar bei der Uebervölkerung, die hier herrscht, keine allgemeine Calamität, aber meiner Mörderin könnte es doch schwer auf's Gewissen fallen.‘ Doch was soll ich Dir von den Höhen und Tiefen, von dem ewigen Auf und Ab einer menschlichen Leidenschaft erzählen! Sie gleicht sich wohl überall. Ich bin oft sehr glücklich gewesen, am glücklichsten in den Tagen der Gefahr, wenn große Krisen waren, und ich ihm rathend zur Seite stand, als Feuer ausbrach in einem Seitengebäude, als eine Epidemie unter den Arbeitern herrschte, am Krankenbett der Kinder, aber auch in kleinen, dem Leben abgerungenen, traulichen Zeiten.

„Wenn seine Frau in's Seebad reiste z. B., dann athmete das ganze Haus auf; wir saßen die stillen Sommerabende unter den großen Linden hinten im Garten, oder spielten mit den Kindern. Ich war ja ihre wirkliche Mutter, vor Gott war ich ja seine Frau, die Andere war doch nur einst seine Geliebte gewesen, niemals mehr.“

Margarethe schwieg; sie sah nach der Uhr; auch jetzt vergaß sie nicht, daß Erwin sie um zwölf Uhr erwartete. „Ich glaubte, der Tag sei vergangen,“ sagte sie dann, „weil ich so viele Jahre übersprungen. Schauderst Du nicht vor mir, willst Du mehr hören?“

Ich umschlang sie wortlos.

„Mein Ehrgeiz für ihn war groß; ich wollte, daß er eine öffentliche Stelle bekleiden sollte; ich fühlte oft, daß er so viel Kraft in sich barg, die er nicht genug verwerthete. Ich wollte nicht allein von diesen Schätzen zehren, sie sollten einen weiten Kreise zu Gute kommen. Er war naturalisirt, er sprach die Landessprache vollkommen, hatte schon viel in ihr geschrieben, sein Name sogar klang englisch. Der erste Schritt war, in die Stadtver-

waltung zu kommen. Das ist nicht leicht: Man muß ein offenes Haus haben, Vielen ein freundliches Wort zu sagen wissen. Frau Besser verstand das nicht, wollte es auch nicht; sie meinte, wenn sie nicht arrogant sei, merke Jeder ihre Herkunft.

„Sie und ich, wir sprachen selten mit einander. Ich verbrachte meine Tage allein mit den Kindern, sie hielt es für vornehm, sich wenig um uns zu kümmern; wenn es doch geschah, wurde ich immer durch irgend etwas beleidigt; ich nahm es wortlos hin, Richards wegen. Eifersüchtig ist sie nie auf mich gewesen; da sie seine legitime Frau war und ihr nie zu Ohren gekommen, daß eine Scheidung möglich sei, wie es ja auch thatsächlich keine giebt, beunruhigte es sie wenig, ob Richard Jemanden liebte. Ihren zudringlichen Bärtlichkeiten hat er sich nie ganz entziehen können, dies weiß ich, obgleich wir diesen Gegenstand stets vermieden, wenn wir mit einander sprachen. Schließlich gelang es ihm, trotz ihrer in den Municipalrath zu kommen, und ich wünschte ihn nun im Parlament zu sehen. Ich weiß, daß er ein großer Mann werden wird, wie ich Dir im Anfang sagte, so ein Pfeiler in der Geschichte der Menschheit.“

„Wie alt ist er?“

„Achtunddreißig Jahre.“

„So jung noch; ich hatte ihn mir als Fünfundvierziger vorgestellt.“

„O nein, er war achtzehn, als er nach England kam.“

Sie schwieg. Ich glaubte, daß sie das Schwerste ihres Lebens jetzt zu erzählen hätte, den Grund, warum sie ihn zu Zeiten haßte. Nicht weil er sie erniedrigt, nicht weil sie um ihn die unwürdigste Rolle, die einer hochherzigen Frau zugemuthet werden kann, übernommen, nein, nein, er mußte sie auch noch verrathen haben.

„Und die Andere,“ fragte ich, als sie nicht weiter sprach, mit erregter Stimme, „wer ist die Andere, die ihn Dir nahm?“

„Woher weißt Du es?“ stieß sie ganz erschreckt heraus.

„Woher ich es weiß? Weil es immer dasselbe ist, überall in der Welt.“

„Doch nicht, doch nicht,“ meinte sie, „es ist nicht überall dasselbe; er liebt mich noch immer über Alles, wirklich.“

Wir waren schon lange wieder in der Stadt, ohne daß wir es bemerkt. Jetzt hielten wir vor ihrer Wohnung, die wir dem Kutscher in Schöneberg zugerufen hatten.

„Ich muß hinauf,“ sagte sie, „es ist gleich zwölf Uhr.“

„So komm nachher zu mir, wenn Du Zeit hast.“

„Das kann ich nicht. In einem Zimmer könnte ich kein Wort reden, es muß im Freien sein. Weiß Du, wir gehen nachher nach dem Friedrichshain, da ist es so still. Wenn ich den Wind entgegen habe, dann kann ich von Allem sprechen, als sei ich todt.“

„Gut,“ sagte ich, „dann laß mich hier unten in der Droschke warten.“

„Aber es kann lange dauern.“

„Das schadet nichts, ich könnte jetzt doch nicht unter Menschen gehen.“

So blieb ich in der einen Ecke des Wagens sitzen. Viele Arbeiter zogen die Straße entlang, da es zwölf Uhr geläutet; viele Frauen mit den vergrämten Gesichtern, hinter denen die Sorge und Noth der kinderreichen Mutter wohnt. Alles schien mir so verzweiflungsboll in dieser Welt, sogar die armen Hunde, die halb verhungert herumlagen. Sie fühlen ja auch Kälte und Mangel, sie sind ja auch Creaturen, die leiden; ich schloß sie in dem Augenblick alle in mein Herz. Da fing ziemlich fern von mir, aber doch so, daß ich die Melodie deutlich hören konnte, ein italienischer Leierkasten sein Spiel an. Mir zitterte förmlich das Herz, so ergriff es mich plötzlich. Es waren die alten, ewigen Leierkasten-Melodien, denen wir als Kinder gelauscht; so unmusikalisch, so unrein wie sie gespielt wurden: nichts hätte mich zu so heißen Thränen rühren können in dem Augenblick. Und die Musik kam näher und näher, und mir war, als wäre ich es, die Richard geliebt und noch liebte und die er verrathen, als jammere ich um ein verlorenes Leben. Ich griff in die Tasche, um dem schlanken, braunen Jungen, der die Drehorgel trug und den grauen Filzhut mit der sprechenden Bewegung an's Wagenfester hielt, ein Geldstück zu geben. Aber vergebens! Zum ersten Mal im Leben war ich ohne Geld ausgegangen. Ich wandte mich an den Kutscher, er behauptete nichts zu haben; mir war selten etwas so ärgerlich gewesen. Des armen Jungen bittende Augen konnte ich nicht sehen; so stieg ich aus, ging in den Hausflur und setzte mich lieber auf die Stufen. Ich wäre gern die drei Treppen zu Margarethe hinaufgestiegen; aber in der Stimmung, in der wir beide uns getrennt, schämte ich mich, sie mit der Bitte um einen Groschen zu stören. — Die Leierkasten-Musik verklang allmählich; anfangs hatte der Knabe wohl noch gehofft, ich würde mit einer Belohnung zurückkehren; ich hörte sie mit einer ganz kindischen Bitterkeit verklingen, mir erschien der Zufall so kleinlich grausam. Doch da kam Margarethe schon die Treppe herunter.

„Erwin ist ganz glücklich; der Doctor hatte ihm doch heute zu lesen erlaubt; nun ist er mitten in den Bidwiders und war froh, daß ich ihn noch länger allein ließ.“

Wir nahmen wieder Platz und fuhren nach dem Friedrichshain. Ich saß rechts von ihr, und wir hatten Beide die Köpfe fest an die Rückwand gelehnt.

„Wenn der Mensch einmal eine Schranke eingerissen, ist er meistens verloren; jedenfalls hat er keinen Grund mehr, nicht auch die zweite zu überschreiten. Wir hatten uns das oft in Bezug auf die Allgemeinheit gesagt, ja diese Einsicht war es gewesen, die Richard allmählich überzeugt, wie ungenügend alle seine Theorien den im Menschen wohnenden Mächten gegenüber seien. Er war zu einer Art freisinnigen Conservatismus ge-

kommen. Aber für uns hatten wir immer Ausnahmen gemacht. Du wirst fühlen, daß unser Verhältniß weit zarter als eine Ehe war, daß ein Treubruch es zerreißen mußte, was bei einer Ehe doch noch lange nicht der Fall. Denn eine andere Liebe war ja ein Eingeständniß, daß wir uns geirrt, und was blieb uns dann? Ein zweiter, ein dritter Irrthum, ein Leben nur voller Irrthümer? Wann sollte dann die Wahrheit kommen? Vielleicht verstehst Du es nicht so, vielleicht kann ich mich nicht klar ausdrücken, mein Gefühl darin war aber absolut."

Sie zögerte. „Sieh, Anna, wir Frauen wissen wenig von den Nachtseiten des männlichen Lebens, wir brauchen auch nichts davon zu wissen. Ich erfuhr durch Richard Vieles, was ich sonst nie geglaubt; Du mußt nicht denken, daß ich auf solche vorübergehende Nichtigkeiten in seiner Seele Gewicht gelegt habe. Als er einmal in Paris war, verliebte er sich auf ein paar Tage in eine Tänzerin; einmal im Seebade knüpfte er eine Beziehung mit einer jungen Wittve an, die so lange dauerte wie sein Aufenthalt. Er kam nie reumüthig, sondern im Gegentheil sehr stolz zurück, um mir solche Eroberungen zu berichten. Das sind Dinge, die wirklich keinen Werth haben, und ich berühre sie nur, damit Du nicht meinst, ich sei, was ja oft der Fluch solcher Verhältnisse ist, von krankhafter Eifersucht gewesen. Nein, ich hatte sein besseres Ich in mir, ich war die geistige Mutter seiner Kinder, die Sorgen von acht Jahren hatten uns an einander gekettet, für sehr viel Leid hatte ich hohes Glück eingetauscht.“

Margarethe schwieg wieder. Ich wußte, daß sie jetzt von „ihr“ reden mußte, und war froh, daß wir nun in Friedrichshain anlangten, wo die Lust ihre Worte davontrüge, sie ihr also nicht schwer auf das eigene Herz zurückfallen konnten.

Wir stiegen aus.

„Sie war eine verheirathete Frau, nicht viel jünger als ich. Ihr Mann war sein Freund aus früheren Jahren, der nach einem dreijährigen Aufenthalt in Italien nach Hause zurückkam. Er hatte sie dort geheirathet, sie ist aber eine Engländerin.“

Es war, als ob Margarethes Stimme sich sogar veränderte, wie sie von der Frau sprach; sie stieß Alles in kurzen Sätzen heraus.

„Sie kam viel in's Haus, Richard lebte seitdem weniger mit den Kindern und mir. Sie ist sehr intelligent und coquett, ich halte sie für herzlos, aber interessant ist sie. Natürlich verliebte sie sich in ihn; ich sah es, als ich mit den Kindern zum ersten Male ihrem Croquet-Spiel zuschaute. Ich glaube, darauf fing ich an ihn manchmal zu quälen, bis er mir sagte, aber diesmal mit Thränen in den Augen, er sei in Florence Ashton leidenschaftlich verliebt.“

„Wir saßen Beide vor dem Feuer im Schulzimmer. ‚Was soll daraus werden?‘ fragte ich mit tonloser Stimme. ‚Nichts soll, kann oder darf daraus werden, ich will es ihr nie sagen, ich werde es sie auch nicht ein-

mal ahnen lassen, aber darum bin ich doch schrecklich unglücklich, und er legte seinen Kopf in meinen Schooß. An jenem Abend war ich sehr gütig zu ihm, wie eine Schwester, aber ich bin es nicht die ganze übrige Zeit gewesen. Ich hatte ihn — die eigene Natur ist ja unberechenbar — nie vorher so heiß geliebt, doch mir stand der Verstand still, daß er eine Andere liebe. Es empörte mich auch zu Zeiten, daß er Zartheiten in diesem Gefühl hatte, die er zu mir nicht gekannt, daß er sie liebte, ohne es ihr zu sagen. Bald wollte ich fort, dann hielt mich seine Bitte, ihn nicht aufzugeben, ihm als einziger Freund zur Seite zu stehen; bald haßte ich ihn, bald mich. Schließlich kam's zu Scenen zwischen uns, ich suchte ihm immer klar zu machen — als ob Einsicht etwas nützte, wenn das Herz so laut spricht — daß er sie nicht lieben dürfe, daß seine Ehre es ihm verbiete. Ich warf ihm wohl auch mein ganzes Leben vor, was ich um ihn erduldet; ich wurde in jener Zeit fast wahnsinnig, die Spuren all des verzehrenden Leids sind Dir ja aufgefallen. Er wurde auch verhärtet zu mir. ‚Du liebst mich nicht, Du liebst nur Dich,‘ sagte er, ‚Du hast Dein Leben auf eine Karte gesetzt, und nun bangst Du, daß es die falsche war. Aus Stolz und Eigenliebe hängst Du an mir; dächtest Du an mich und nicht an Dich, wärst Du weich.‘ Ueber ein Jahr dauerte diese Qual, da konnte er es nicht mehr ertragen und reiste ab. Ich erfuhr zufällig, daß er mit Aftons einige Wochen in London verlegt hatte — und wäre nicht der Gedanke an Erwin gewesen, die Rücksicht auf seine Kinder hätte mich nicht am Selbstmord verhindert. Wenn man nicht Himmel noch Hölle mehr fürchtet, nur seine eigene grenzenlose Liebe und den Haß, der aus ihr entspringt, dann ist man zu Allem fähig. Damals richtete ich auch meine Gesundheit zu Grunde; Du hast es vielleicht nicht gemerkt, ich aber weiß, daß ich lungenleidend bin. Mir war jeder physische Schmerz eine Erleichterung; hätte ich nur gewußt, daß es ihm leid thäte, so hätte ich mich zu Tode gemartert.

„Da kam plötzlich ein Brief von ihm: ‚die Schlacken seien von ihm abgefallen, all das Böse, was ich und er zwischen uns gethürmt, sei verschwunden, er sei zu sich zurückgekehrt und damit zu mir.‘

„Ich hatte es nicht erwartet. Glücklich war ich wohl, aber der Haß und die Bitterkeit hatten zu tiefe Wurzeln geschlagen. Mein erstes Gefühl war Freude, mein zweites wiederum verlegte Eigenliebe: er fragt nicht einmal, ob ich ihn auch noch lieb habe! Er nimmt es als selbstverständlich an, daß er mich beglückt, wenn er mich zu lieben geruht!

„Ach, Anna, vielleicht verstehst Du es nicht, was der gekränkte Stolz für böse Früchte trägt in einem einsamen Herzen. Ich hatte keine Stunde Ruhe gehabt seit Empfang seiner Zeilen, ich stellte mir unaufhörlich unsere Wiedersehen vor, ich rechte mit ihm — 24 Stunden vor seiner Heimkehr bekam ich die Nachricht von Erwins Erkrankung. Ich reiste gleich her. Mir schien es ein Zeichen des Himmels.“

Margarethe schwieg. Wenn das Rauschen des Windes ihr wohl that,

so mußte sie sich jetzt wohl fühlen: es stürmte in dem entlaubten Hain, daß ich fast erstarrte.

„Soll ich zu ihm zurückkehren?“ wandte sie sich jetzt plötzlich an mich. Ehe ich aber antworten konnte, fuhr sie fort: „Wäre Erwin gestorben — ich hätte ihn nicht überlebt. Richards Kinder sind fast erwachsen, alle Schuld an ihn ist abgetragen. Aber ich habe in Deutschland, an Erwins Krankenbett, am Grabe meiner Eltern meine Kindheits-Anschauungen theilweis wieder gefunden. Doctor Hirschel wollte ich nur Erwins wegen heirathen, ich stellte Dir die Frage neulich mit Absicht umgekehrt, um Deine wahre Meinung zu erfahren, — aber ich könnte es gar nicht, mir graut vor einem neuen Leben. Vielleicht siehst Du, wie müde ich bin.“

Ich nahm ihren Arm unter den meinen und wandte mich wieder zum Wagen. Dem Kutscher rief ich meine Adresse zu, ohne daß Margarethe es zu beachten schien.

„Nun schreibt er täglich — Anfangs las ich die Briefe nicht, denn in der Sorge um Erwin war mir Liebe und Haß erstorben. Seine lieben Worte würden einen Stein erweichen. Doch kommt der Haß noch wieder, besonders wenn ich hier durch die Straßen gehe, durch die ich als Kind geeilt, wenn mich die Bäume, die Häuser in die frühere Zeit versetzen. Siehst Du, ich mache mir keine Vorwürfe, aber ich habe doch mein Leben verloren.“

Ich schwieg, bis wir in meine Wohnung kamen. Dort setzten wir uns einen Augenblick in mein Zimmer; dann gingen wir durch alle Räume, sie küßte meine Kinder, und wir weinten beide leise, denn wir verstanden uns. „Ich muß wieder zum Bruder,“ sagte sie dann. „Bring mich noch zurück.“

„Ich danke Dir,“ flüsterte sie leise, als wir wieder im Wagen waren. Ich schluchzte und erwiderte nur, ich hätte mein Haus mit ihrem lieben Bilde anfüllen wollen, damit etwas bei mir bliebe, wenn sie in die Ferne zurückkehre, „denn Du kannst Erwin bald verlassen,“ schloß ich, „er ist fast gesund, und wir sorgen für ihn.“

„Also Du rättest mir zurückzukehren? Du, die deutsche Frau, die nie einen Anderen als ihren Gatten geliebt?“

„Du hast auch nur Deinen Gatten geliebt. Ja, Du sollst zurückkehren, weil man die Liebe pflegen und hegen, den Haß aber eindämmen soll; weil Liebe die höchste Moral ist, und Du zu ihm gehörst.“

„Und es giebt nicht ein Ideal, das noch höher wäre?“

„Du sollst einen Menschen voll beglücken, ein Leben erwärmen und bereichern, vielleicht erhalten, ist Dir die Aufgabe nicht hoch genug?“

„Ja, Anna, aber es giebt ein ewiges Ideal, es giebt ein höchstes Gebot, dem die Sitte Ausdruck gegeben, das heißt für mich: Entfagung.“

Ich schwieg.

„Du würdest nicht zurückkehren,“ schluchzte sie.



„Ich? Gewiß würde ich zurückkehren. Ich glaube nicht, daß die Sitte das Opfer unseres Lebens verlangen kann.“

„Anna, sei wahr!“

„Ich bin ganz wahr — aber vielleicht bist Du besser als ich.“

Wir schwiegen Beide. Vor ihrer Wohnung umarmten wir uns noch einmal, dann ging sie hinaus zum sorglosen Bruder; ich fuhr nach Hause.

Am Abend bekam ich die Bestellung, morgen recht früh zu ihr zu kommen. Ich brach schon vor 8 Uhr auf, damit sie ja nicht auf mich warten sollte. Ihr Zimmer hatte einen Eingang vom Flur; da der Kranke noch schlafen konnte, pochte ich dort leise an. Niemand antwortete, aber ich fand die Thür unverschlossen. Margarethe lag angezogen auf ihrem Bette, das in der Ecke des Zimmers stand. Woher ich so ahnungslos gewesen war! Nach unserem gestrigen Abschied hätte ich nicht so unvorbereitet sein dürfen: — sie war tobt.

Ich setzte mich an ihr Bett und sah sie starr an. Ich konnte nicht weinen. Endlich raffte ich mich auf und verschloß die Thür zum Bruder, um mich zu sammeln, ehe ich irgend Jemand Rede zu stehen hätte. Sie würde ein Wort für mich zurückgelassen haben, da sie mich hinbestellt. Ich war so verwirrt, daß ich lange vergebens suchte, bis ich auf ihrem Maltasten den Brief entdeckte und aufbrach.

„Hab Dank für das, was Du mir Liebes gethan und noch thun wirst, Du hast es ja verstanden, als wir Abschied nahmen; es kann Dich nicht überraschen. Ich habe einen Vorrath Morphium aus England mitgebracht. An Richard habe ich geschrieben, auch an Erwin; an Deßteren aber so, daß er denkt, ich hätte den Brief schon längst für den Fall meines Todes an ihn gerichtet; er liegt in meinem Koffer. Suche ihn in dem Glauben zu erhalten, ich sei am Lungenschlag gestorben. Und leb wohl! Ich habe auch „wohl“ gelebt, weißt Du, wie Alle, die der glühende Meteorstein gestreift, der vom Himmel fällt. Du warst meine einzige Freundin, und möge Dir Deine Güte gelohnt werden.

Margarethe von Priemer.“

Ich schickte die Wirthin zu Dr. Hirschel. Er kam gleich. Noch wußte Erwin nichts. Ich ging dem Arzt entgegen und sagte ihm, Margarethe müßte an einem Lungenschlage gestorben sein. Er sah mich groß an, ich reichte ihm den Brief, den sie mir geschrieben, und fügte leise hinzu: „Es ist erblich, der Vater hat sich erschossen; aber verschweigen Sie es.“ Er nickte ein paar Mal mit dem Kopf, untersuchte die Leiche, ob keine Hilfe mehr möglich, dann ging er wie gebrochen zu Erwin hinein.

Der Arzt hat geschwiegen. Margarethe ist in der Nähe ihrer Eltern auf dem Kirchhofe hinter Schöneberg begraben worden. Erwin wurde zwei Tage später nach England geholt.

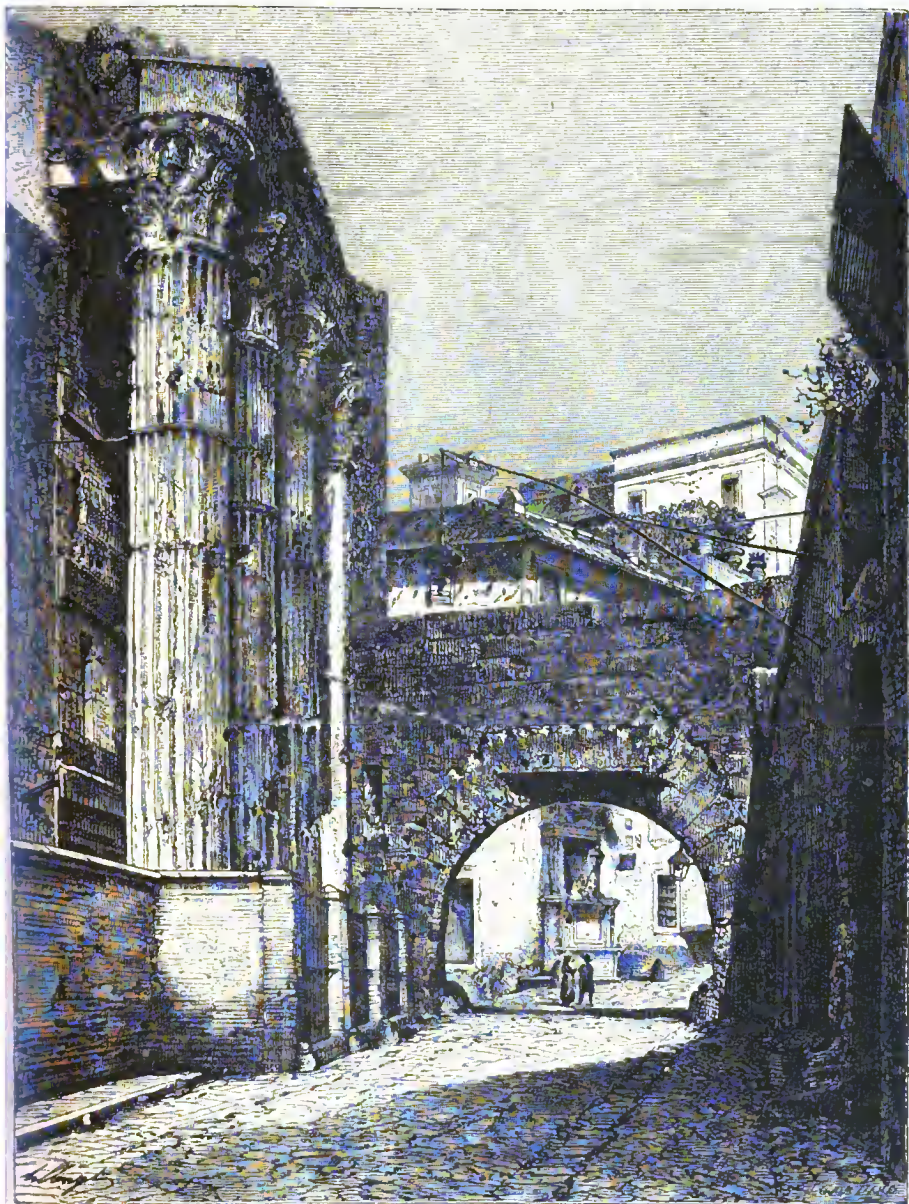


## Illustrierte Bibliographie.



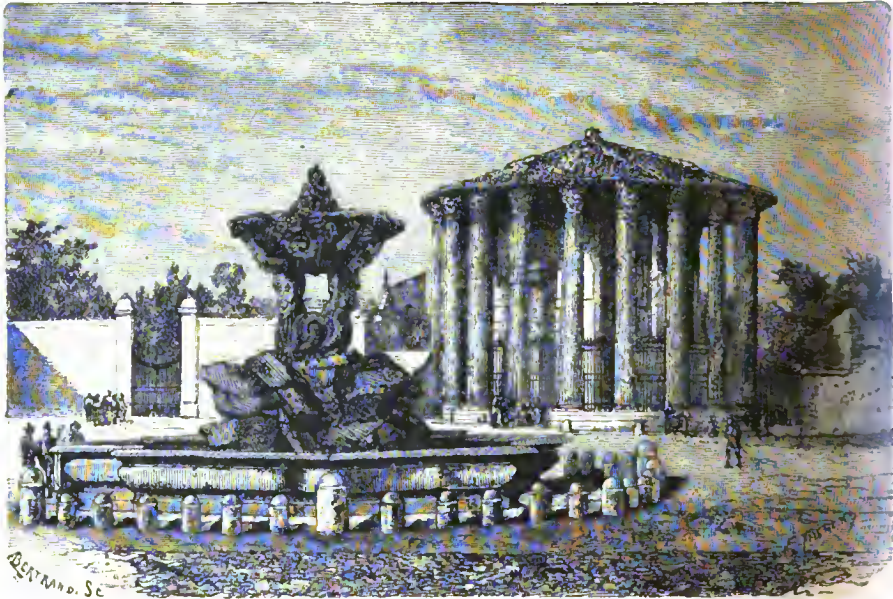
**Geschichte des römischen Kaiserreichs** von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren von Victor Duruy. Aus dem Französischen übertragen von Professor Dr. Gustav Herzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. Bief. 1—10. Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Von Seiten der Fachmänner wie der gebildeten Laien ist es oft beklagt worden, daß die deutsche Historiographie, welche seit Beginn dieses Jahrhunderts eine Reihe epochemachender, alle Theile der Geschichte umfassender Arbeiten hervorgebracht hat, noch immer nicht die große Lücke zwischen dem Untergang der römischen Republik und der Gründung der germanischen Staaten in würdiger Weise ausgefüllt hat. Nicht etwa als ob ein Mangel an Darstellungen der römischen Kaiserzeit vorhanden wäre. Von Tillemont und Gibbon bis herab auf Peter, Schiller und Herzberg, oder Universalhistoriker wie Georg Weber haben sich eine Reihe namhafter Forscher mit Vorliebe gerade diesem Theile der römischen Geschichte zugewandt. Aber ihre Werke lassen entweder die Kunst der Darstellung oder die Tiefe der Auffassung oder endlich die gründliche Kenntniß der hundertfach verschiedenen Quellen der römischen Geschichte vermissen, ohne welche wir einmal eine geschichtliche Darstellung nicht als klassisch bezeichnen können. Der einzige Deutsche, der im Stande wäre, ein Werk zu schaffen, welches die genannten Forderungen erfüllt, ist Theodor Mommsen, der Geschichtsschreiber der römischen Republik. In dem Moment, in dem wir dieses schreiben, geht durch die Zeitungen die Nachricht, daß Mommsen im Begriffe stehe, eine Fortsetzung seiner Geschichte der Oeffentlichkeit zu übergeben. Und trotz des großen Erfolges, den wir diesem Werke vorherzagen können, stehen wir nicht an, die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Werk eines Ausländers hinzulenken, welches den gleichen



Gegenwärtiger Zustand des Peristyls des Mars Ultor-Tempels in Rom.  
Aus: Duran, Geschichte des römischen Kaiserreichs, Uebersetzt von Herzberg.  
Leipzig, Schmidt & Günther.

Gegenstand behandelt. Wir Deutsche erkennen das Gute, wo wir es auch finden, neidlos an. Seit seinem Erscheinen fand das Werk Duruy's, des früheren Unterrichtsministers unter Napoleon III., auch in Deutschland einen großen Kreis von Lesern und Bewunderern. Es zeichnet sich in der That durch die seltene Vereinigung der umfassendsten Gelehrsamkeit und einer bedeutenden stilistischen Eleganz aus. Beginnend mit der Gründung Roms und die Erzählung bis zum Untergang des Weltreichs führend, weist er an allen Stellen der Erzählung dieses mehr als tausendjährigen Zeitraums die gleichen Vorzüge auf. Und dennoch wäre es aus leicht erkennbaren Gründen überflüssig gewesen, das ganze Werk des französischen Gelehrten zu übersetzen; derjenige



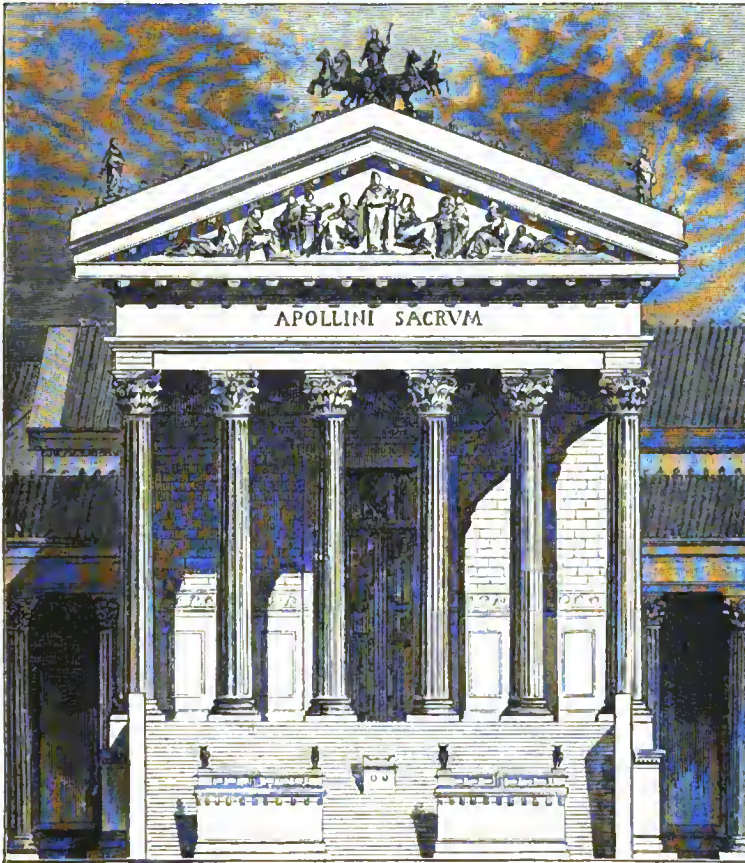
Der Vesta-Tempel in Rom. (Irgiger Zustand.)

Aus: Duruy, Geschichte des römischen Kaiserreichs, übersetzt von Herzberg, Leipzig, Schmidt & Günther.

Theil genügte, der eine Lücke in unserer historischen Literatur ausfüllte. Wie diese Beschränkung den sichern Blick der Verleger für die Abnahmefähigkeit des Buches beweist, so zeugt für ihren literarischen Tact der Umstand, daß sie einen der gründlichsten Kenner der römischen Geschichte als Uebersetzer gewonnen haben.

Die ersten Lieferungen dieser auf 4 Bände (à 25 Hefte) berechneten Uebersetzung liegen vor uns. Duruy entwirft darin ein Gemälde der römischen Welt, wie sie sich nach der Schlacht bei Actium unter dem Einfluß Octavians entwickelt hat. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, an dieser Stelle auf den Inhalt des Gebotenen näher einzugehen. Es genügt, hervorzuheben, daß die Neugestaltung des Heerwesens, der Finanzwirtschaft und der inneren Verwaltung in ebenso klarer als gründlicher Weise behandelt werden. Wir lernen die Maßregeln kennen, durch welche der Kaiser die Ordnung im Reiche sicher zu begründen verstand; die Reformen, durch deren Einführung er als Wiederhersteller der Religion und Moral zu betrachten ist. Daneben

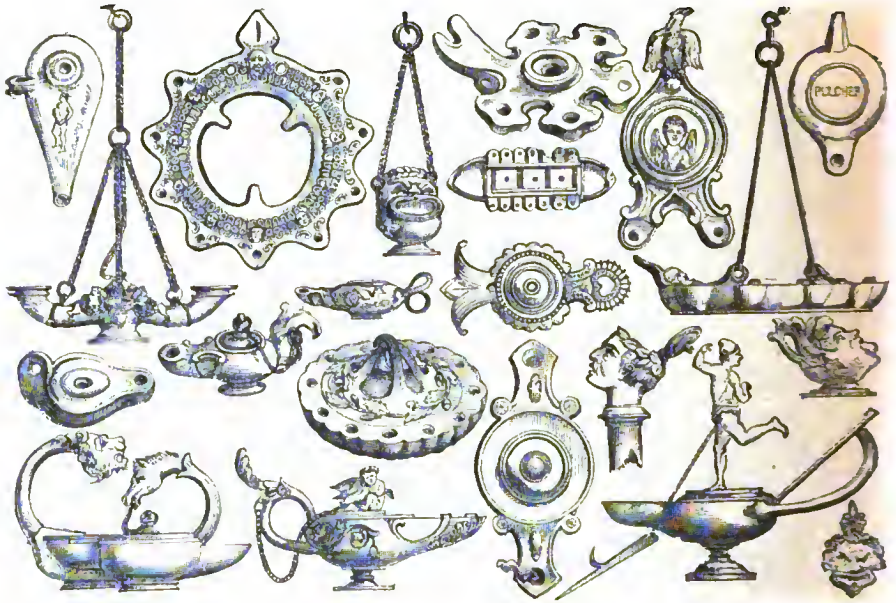
fällt ein Blick in das häusliche Leben der Römer, oder auf die Geistesrichtung der damaligen Künstler und Gelehrten. Den breitesten Raum in dieser Darstellung nimmt das Verhältniß ein, in welches der Augustus zum Senate getreten ist; obwohl nominell im Besitze fast aller früheren Vollmachten, ist diese Körperschaft nichts als ein gefügiges Werkzeug in der Hand des Fürsten. „Welch ein fast lächerlicher Gegen-



Tempel des Apollo auf dem Palatin in Rom.  
 Aus Duruy, Geschichte des römischen Kaiserreichs, übersetzt von Herzberg.  
 Leipzig, Schmidt & Günther.

satz,“ sagt Duruy — und wir geben hiermit eine Probe seines Styls und seiner Art zu charakterisiren: „Der Reichsrath regiert die volle Hälfte des Reiches und empfängt die Botschafter auswärtiger Fürsten. Unter seiner Aufsicht steht der Staatsschatz; seine Beschlüsse sind Gesetze, wie in den Tagen der patrizischen Allmacht, und die großen Schuldigen sind jetzt den Volksgerichten entzogen und seiner Gerichtsbarkeit unterworfen. Der Senat hat siegreichen Feldherren den Triumph zuerkennen, und mehr als dreißig haben denselben im Laufe von zehn Jahren in dieser Weise erlangt. Er ist auch

die Quelle aller Gesetzlichkeit, — selbst für den Kaiser, der seine Vollmachten vom Senat sich übertragen und unter Umständen verlängern läßt. Der Senat entbindet von gesetzlichen Vorschriften und hat die durch den Kaiser mit auswärtigen Fürsten und Völkern geschlossenen Verträge zu bestätigen; wir werden sehen, daß er auch die Anerkennung solcher Kaiser ausspricht, die nur durch die Soldaten gewählt sind, daß er etnige selbst ernannt, daß er unter Umständen es wagen kann, ihr Testament zu vernichten. Mehr noch, „er schafft neue Gottheiten“: wir werden erfahren, daß er todte



Antike Lampen aus Bronze und Thon.  
Aus Duruy, Geschichte des römischen Kaiserreichs, übersetzt von Herzberg.  
Leipzig, Schmidt & Günther.

Kaiser zu den Olympiern gestellt, andre freilich über die Gemonische Treppe schleifen läßt. Was also entbehrt er? Jedensfalls weder Rechte noch Würden, nicht einmal die Freiheit der Verhandlung, — ist doch Augustus selbst mehr als einmal aus dem Senatsaal entwichen, wenn der Wortwechsel einen allzu leidenschaftlichen Charakter annahm. Und doch, sehen wir zu: welch ein fast lächerlicher Gegensatz zwischen dem Pomp der äußeren Formen und der hohlen Nichtigkeit des Inhaltes! — Das sogenannte souveräne Volk ist in Wahrheit nur noch ein Haufe von Bettlern, die so aussehen, als sei das ihre Entschliekung, was doch der Machthaber verlangt, der sie ernährt, ergötzt und bezahlt. Diese Senatoren aber reden und entscheiden, wie sie es eben können als Creaturen des Fürsten, nach dem sie täglich ihre Hand ausstrecken, um ihren Gläubigern zu entgegen. Unter ihrer purpurgestreiften Toga haben sie nicht einmal die Freiheit, die der zerlumpfte Proletarier sich gerettet hat, nämlich die — der großen Komödie laut in's Gesicht zu lachen, welche Augustus und die römische Aristokratie so feierlich aufführten.“

So viel über den Inhalt. Dem inneren Werthe des Buches entspricht eine ganz hervorragende äußere Ausstattung. Das Papier, der Druck und die zahlreich eingestreuten Illustrationen, mit größter Sachkenntniß ausgewählt, sind eine bei wissenschaftlichen Werken seltene Erscheinung. Bei alledem ist der Preis des Heftes so bemessen, daß selbst den minder Bemittelten die allmähliche Anschaffung des Werkes ermöglicht ist.

S. L.

### Märkische Streifzüge.\*)

Es ist die Zeit des Mittags. Soeben sind die letzten Schläge der nahen Dorf-  
glocke verhallt. Und wie traumhaftes Schweigen und Ausruhen liegt es auf Wasser  
und Feld. Eine Meise zirpte noch über uns in dem entlaubten Kirschbaum, nun  
steigt sie empor und zieht mit leisem Abschiedgruß hinüber über den See. Auch der  
Wind hat sich gelegt. Die Windmühle droben auf dem Hügel hält jezt inne und  
blickt, wie in Gedanken verloren, nieder in den See. Das Schilf flüstert nicht mehr;  
Wind und Wasser schweigen und Alles ist still. —

Mit diesem Satze schließt das Buch und das ist ganz Trinius! In der Zeit  
der Nachahmung und der Schablone ein Mensch, der doch seine eigene Art hat, und  
nicht nur das, einer der die Dinge zugleich poetisch verklärt. Wenn man ein  
Trinius'sches Buch liest, muß man sich den Dichter vorstellen, der es geschrieben hat.  
Es kann nicht anders sein! Es ist ein ernst blickender Mann mit einem stillen,  
sinnenden Ausdruck in den Mienen. Er scheint nichts zu bemerken und doch saugt  
er seine Seele voll, wo irgend er sich befindet. Seine Seele! Einer von den Aus-  
erwählten, dem nichts verborgen bleibt, der aber nur den Zauber der Dinge auf sich  
wirken läßt. Auf jeder Seite des Buches tritt uns der Mensch entgegen, der mit  
fühlt, mit weint, mit — lacht. Denn Trinius ist auch Humorist, er ist es in einem  
ungewöhnlich sympathischen Sinne. Trinius schreibt auch ein vortreffliches Deutsch  
und hat doch auch hier wieder seine besondere Art. Seine wie Inseln eingestreuten  
ganz knappen Sätze von wenigen Worten, fördern noch den leichten Fluß eines Buches,  
das man wie eine Novelle liest.

Als ich ausgelesen hatte, dachte ich: das ist ein guter Mensch, und wer seine  
Schriften liest, kann sich „veredeln“! Welch ein Wort! wo wir in dem Drange nach  
einem thörichten Realismus vergessen, daß nur eins Recht hat, nur eins Bestand  
haben kann: das Wahre mit dem Schönen künstlerisch zu verbinden. Keine Kritik  
ist dies; ich gebe nur meinen Eindruck von dem köstlichen Buch. Und zum Schluß  
noch ein Trinius'sches Bild. Wie zart, wie plastisch zugleich!

„In langen Reihen ziehen draußen die Heerden langsam die breite Dorfstraße  
entlang, an dem Pfarrhause vorüber, vor dessen Thür der greise, silberhaarige Seel-  
sorger sitzt und sinnend in den erglühenden Abend schaut. Landleute kehren von den  
Feldern heim, Kinder eilen mit Reißigbündeln und Beeren aus dem Walde zurück.  
Die Frauen bieten einen ‚guten Abend‘ und die Männer und Burtschen ziehen ehrer-  
bietig die Mützen.“

Die Kinder aber laufen herbei und reichen dem verehrten Manne treuherzig die  
runden, sonnenverbrannten Händchen. Milde ruhen seine hellen blauen Augen auf  
ihnen, und es klingt weich und sanft aus seinem Munde, als segne er gerührt  
die Jugend.“

H. H.

\*) Märkische Streifzüge. Neue Folge. Ostlich von Berlin — Im Lande Lebus —  
Spree-Landschaften — An der Nuthe — Havel — Landschaften von A. Trinius.  
Berlin. Schmidt & Sternay.



## Bibliographische Notizen.

### Das Kunstgewerbe in Frauenhand.

Blätter zur Förderung einer guten Geschmacksrichtung in der Frauenarbeit in Schule und Haus. Redigirt unter Mitwirkung hervorragender Künstlerinnen von E. von Braunmühl, Lehrerin an der Gewerbeschule in München.

So bedeutungsvoll die Verbindung von Kunst mit Industrie in das Leben der Frau eingreift, so gering war bisher — mit seltenen Ausnahmen — das Interesse der Frauen dafür und nur vereinzelt ist dies durch Belehrung gehoben worden. Und doch soll die Frau Trägerin des veredelnden Geschmacks sein, denn ihre Sache ist es, das Haus zu schmücken, ihren Kindern den Schönheitsbegriff zu erschließen und all ihr Thun und Schaffen in möglichst edler, schöner Form zu kleiden! — Der Handarbeitsunterricht hat zwar in dem letzten Jahrzehnt eine wohlthätige Reorganisation durch Einführung der Schallensfeld'schen Methode in den Schulen erfahren, doch beschäftigt sich dieser Unterricht nur mit der Basis der verschiedenen Nadelarbeiten. Der gedankenlose Tand seiner Woll- und Perlarbeiten, der außerhalb der Schule steht, wird erst neuerdings durch die Strömung des gebildeten Kunstgeschmacks mit künstlerisch erdachten, stilvollen Arbeiten verknüpft und es ist die berechnete Aufgabe der Frau, auf diesem Gebiete zu erfinden, zu belehren. — Dazu soll das vorliegende Journal beitragen. Es erscheint monatlich 1 Heft mit 4 Tafeln in mehrfarbiger Zeichnung, welche als „Vorlage“ für alle Arten weiblicher Hand-

arbeiten dienen soll: Für Spitzen und Malereien auf Porzellan, Thonwaaren, auf Webstoffe, Holz, Marmor. Für Arbeiten auf Stein und Metall, für Imitation von Intarsien, Emaille etc. Das erste Heft enthält: 1) Dessins für Holbeinteknik; 2) Imitation von Intarsia, für eine Tischplatte; 3) Anleitung zu einem persischen Teppich; 4) Dase (Porzellanmalerei). — Die auf den Tafeln gegebenen Vorbilder sind vortrefflich gezeichnet, colorirt und zu leichtfaßlicher Nachahmung mit Anweisungen versehen.

ja.

**Lied von der Nähmaschine.** Aus dem Ungarischen des Josef Kis von Ladislaus Reugebauer, illustriert von Otto von Babiz. Leipzig, Otto Wigand.

Diese in ihrer Art originelle kleine Dichtung hat wohl verdient, aus dem Ungarischen übersetzt zu werden. Sie erzählt eine einfache, aber darum nicht minder rührende Geschichte von einer Näherin Therese, die für ihre jüngeren Geschwister sorgt und schafft, ohne an ihr eigenes Glück zu denken. In dem Augenblick, wo sie hofft, für das edle Thun ihres ganzen Lebens Vergeltung zu finden in der Liebe eines Jünglings, erlebt sie die bitterste Enttäuschung, denn der fleißige und eifrige Jünger der Wissenschaft, der es nunmehr soweit gebracht zu haben glaubt, um einen Hausstand zu gründen, bittet sie — nicht, wie sie gehofft, um ihre Hand — sondern um die ihrer



jüngeren Schwester Gretchen. Wie der Leser sieht, ist das Ganze stark pessimistisch angehaucht, aber man kann der gesammten Erzählung wie ihren Einzelheiten Lebenswahrheit nicht abprechen. Die Verflüchtigung ist auch in der Uebersetzung schön. Die kleinen Illustrationen von Wadig, wie die schöne Ausstattung im Allgemeinen werden dazu beitragen, dem Büchlein zahlreiche Freunde, oder wir sagen wohl richtiger Freundinnen, zuzuführen. rl.

**Verdeutschungs = Wörterbuch.** Von Daniel Sanders. Leipzig, Otto Wigand.

Der rüstig thätige Forscher stellt dieses Verdeutschungswörterbuch seinem deutschen Sprachschatz und seinem Fremdwörterbuch an die Seite. Es tritt also, wie man sieht, in einen gewissen Gegensatz zu dem letztgenannten. Das Fremdwörterbuch ist für Solche bestimmt, welche über die ihnen bei der Lectüre aufstossenden Fremdwörter Belehrung suchen. Das Verdeutschungswörterbuch soll vornehmlich von Solchen benutzt werden, denen sich im gegebenen Falle ein ihnen nach allen Beziehungen bekanntes und geläufiges Fremdwort zunächst in den Gedanken und in die Feder drängt, und die, von dem Wunsche befeelt, diesen die Einheitlichkeit und Reinheit des deutschen Styls entstellenden Aufdringling durch einen gut deutschen, vollgültigen Ersatz zu beseitigen, doch nicht sofort einen solchen finden können.“ Darum bietet das Verdeutschungswörterbuch für entbehrliche Fremdwörter eine oder mehrere Verdeutschungen, unter denen dann die treffendste ausgewählt werden kann. Der dem Sanderschen Buche zu Grunde liegende Gedanke ist auch von Campe schon einmal zur Grundlage eines ähnlichen Werkes gemacht worden. Campe befand sich jedoch, wie Sanders mit Recht bemerkt, in dem Irrthum, der Verfasser eines Fremdwörterbuches könne und müsse für jedes fremde Wort ein entsprechendes deutsches — finden oder machen, um alles Fremde aus unsrer Sprache auszumerzen. Nun ist aber der Verfasser des Wörterbuches einer Sprache

nicht zugleich der Gesetzgeber derselben, er kann vielmehr nur das allgemein Anerkannte fixiren oder Vorschläge machen, deren Annahme von der Gesamtheit der Gebildeten abhängt. Es ist ferner überhaupt wohl nicht möglich und auch nicht unbedingt erstrebenswerth, Wörter, die treffender und genauer unsere Gedanken bezeichnen, nur deshalb zu verbannen, weil sie einer fremden Sprache entstammen. In diesem Punkte stimmen wir vollkommen Sanders zu. „Wir verlangen — sagt er — durchaus nicht die Ausmerzung alles Fremden, nur eine Beschränkung insoweit, daß man Fremdwörter nicht aus lässiger Bequemlichkeitsliebe überflüssig und unnötig verwende, sondern nur mit bewußter Absicht in der Uebersetzung, daß sie wenigstens zur Zeit noch unentbehrlich sind, weil es für den dadurch bezeichneten Begriff an einem allgemein anerkannten, vollgültigen Erfas fehlt.“ In diesem Sinne ist das Verdeutschungswörterbuch abgefaßt, das seinem Zwecke außerordentlich entspricht. Sanders neues Buch ist ein neues Verdienst dieses an Verdiensten um unsere Sprache so reichen Gelehrten.

**Die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes durch den Fürsten Bismarck.** Von Runo Stommel, Dr. phil. Fünfte durchgesehene Auflage. Düsseldorf. In Commission bei Felix Bagel.

Von diesem Schriftchen ist bereits die sechste Auflage vor einigen Wochen erschienen, — ein Beweis, wie sehr das gegenwärtige Verhältniß zwischen der römischen Curie und dem deutschen Reiche die Geister beschäftigt. In ruhigeren Zeiten würde der auf dem Titel ausgesprochene Gedanke etwas weniger Zugkraft besitzen. Der Verfasser sucht aus der Entwidlung des Kirchenstaats zu beweisen, daß Deutschland-Österreich diejenige von der Geschichte zum Hort der katholischen Kirche bestellte Weltmacht sei, deren Staatsmänner den Traum jedes Katholiken von der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des

Papstes zu verwirklichen berufen sind. Da er überzeugt ist, daß das geeinte Italien eine Einmischung in seine Angelegenheiten nicht dulden werde, daß aber an Stelle der Türkei ein neues Byzantinerreich sich erheben müsse, so schlägt er vor, Konstantinopel der Souveränität des Papstes zu überantworten. Die Weissagung Joseph de Maistre's: „Der Papst wird in der Sophienkirche die Messe singen,“ werde dann zur Wahrheit werden. — Viel Belesenheit, viel Scharfsinn und noch viel mehr Phantasie. sl.

**Herbst- und Winter-Blumen.** Von Carus Sterne, J. Tempelky, Prag. S. Freytag, Leipzig. (Zief. 1-5.)

Ein Buch vom Verfasser des „Werden und Vergehen“ begrüßen wir jeder Zeit mit Freuden und in der sicheren Erwartung etwas Gediegenes zu erhalten, und auch heute hat uns unsere Hoffnung, so weit sich dies aus dem bis jetzt erschienenen Theile des vorliegenden Werkes absehen läßt, nicht getäuscht. Der Verfasser entwirft in der ihm eigenthümlichen interessanten und anregenden Darstellungsweise, die auch hier die darwinistische Richtung nicht verkennen läßt, ein farbenprächtiges Bild von der Blumenwelt, die Wiese, Feld und Wald zur Herbst- und milden Winterzeit schmückt. Durch künstlerisch ausgeführte Farbendrucktafeln und instructive Holzschnitte werden dem Leser dabei die Hauptvertreter unserer heimischen Herbst- und Winterflora vor Augen geführt. ab.

**Der Wunderbau des Weltalls oder Populäre Astronomie.** Von J. H. v. Mädler. Strassburg, R. Schulz & Co.

Die vor nunmehr fünfundvierzig Jahren in erster Auflage erschienene „Populäre Astronomie“ von Mädler liegt uns heut bereits in achter, dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechend umgearbeiteter Auflage vor und nimmt trotz der Concurrenz unter den Werken, die sich

mit der populären Darstellung der Astronomie beschäftigen, noch immer den ersten Platz ein. Kaum ein zweites diesen Gegenstand behandelndes Buch dürfte so außerordentlich wie das genannte dazu geeignet sein, die unberechtigten, aber allgemeine Furcht des Laien vor der mathematisch-physikalischen Behandlung der naturwissenschaftlichen Disciplin zu beseitigen. Wer in den Elementen der Mathematik und Physik nicht gänzlich Fremdling ist, wird diese Astronomie ohne nennenswerthe Schwierigkeiten verstehen und nützen können. Allen denen, die für Naturwissenschaften Sinn und Verständniß haben, sei daher auch diese neue Auflage des Werkes, die mit Karten und sonstigen Illustrationen vorzüglich ausgestattet ist, angelegentlich empfohlen. ab.

**Geschichte der russischen Literatur.** Von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von Alexander v. Reinholdt. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich.

Diese Geschichte der russischen Literatur erscheint als der 7. Band der Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen. Man darf wohl sagen, daß keiner der bisher erschienenen Bände in demselben Grade wie dieser einem wirklichen Bedürfnis entspricht; denn „die russische Literatur macht gegenwärtig der deutschen und französischen den Rang streitig und ist doch noch fast ganz unbekannt im Auslande“. Dieses Urtheil Georg Brandes', ist unzweifelhaft zutreffend. Wer sich nur ein wenig näher mit den großen russischen Erzählern beschäftigen wird, kommt leicht zu derselben Ansicht. Die erste Lieferung gestattet natürlich kein Urtheil über das, was wir zu erwarten haben. Sie enthält einen kurzen Ueberblick über die russische Sprache und eine umfangreiche Darstellung der traditionellen Volkspoesie: Lieder, Märchen und Helden sagen. Offenbar hat der Verfasser die russischen Quellenwerke fleißig benützt und, wie es scheint, mit Selbstständigkeit verarbeitet. Die Hauptschwierigkeit bei der Behandlung der russischen Lite-

ratur wird natürlich die neueste Zeit bilden, die auch noch bis heute von keinem russischen Literaturhistoriker im Zusammenhange geschildert worden ist. Darum müssen wir uns auch unser Urtheil über das Werk bis zum Abschluß desselben vorbehalten.  
rl.

**Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde.** Medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch für praktische Aerzte. Unter Mitwirkung einer Anzahl von Fachgelehrten, herausgegeben von Prof. Dr. Albert Eulenburg. Verlag von Urban & Schwarzenberg. Wien und Leipzig.

Als vor einigen Jahren die ersten Lieferungen der von A. Eulenburg geplanten und unter Mitwirkung namhafter Fachgelehrten herausgegebenen Realencyclopädie der gesammten Heilkunde erschienen, da waren Zweifel an der Opportunität und praktischen Durchführbarkeit eines so umfassenden Unternehmens vollkommen berechtigt; denn einerseits waren zu der Zeit, als die Encyclopädie in's Leben trat, bereits umfangreiche Sammelwerke in fast allen Specialfächern der Medicin auf dem Büchermarkte vertreten oder doch vorbereitet und andererseits mußten die Erfahrungen, die man bezüglich des langsamen, stockenden Fortgehens der medicinischen Werke encyclopädischer Natur sehr oft und jüngst erst wieder in Frankreich gemacht hatte, Bedenken wachrufen, ob es auch gelingen werde ein so groß angelegtes Werk innerhalb des kurzen im Prospect in Aussicht genommenen Zeitraums zu vollenden und dem praktischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkte in jeder Weise Rechnung zu tragen. Aber diese Bedenken sind siegreich widerlegt worden, da das Erscheinen

des Werkes, Dank der geschickten Leitung des Herausgebers und der Pünktlichkeit der Mitarbeiter, keine Verzögerung erfuhr und vermöge der präcisen und doch alles wichtige gleichmäßig berücksichtigenden Art der Darstellung sich als gründlicher und mühelos zu befragender Rathgeber in allen Fragen der Gesamtmedicin erwies. Wie schnell sich das Unternehmen trotz seines Umfangs in ärztlichen Kreisen Eingang verschafft hat, beweist besser als Alles andere der Umstand, daß bereits zwei Uebersetzungen in Vorbereitung sind und daß sofort nach Vollendung der ersten Auflage, sich das Bedürfnis für die Veranstaltung einer zweiten geltend macht, deren erste Hefte heute bereits vorliegen und den sichern Nachweis liefern, daß Herausgeber und Verleger nicht gewillt sind, sich nach dem neuesten Erfolg auf ihren Loberen auszuruhen. Diese neue Auflage wird eine nicht unwesentlich veränderte Physiognomie zeigen, da sie nicht nur durch zahlreiche neue Artikel aus dem Gebiete der praktischen Medicin bereichert ist; sondern auch Abhandlungen aus den theoretischen Disciplinen (der Anatomie, Physiologie), soweit sie für den Arzt Bedeutung haben, Aufnahme gewähren wird. Wenn wir noch hinzufügen, daß die Verleger keine Mühe gescheut haben die äußere Ausstattung des Buches dem Inhalte würdig anzupassen — wir verweisen auf die vorzüglichen Holzschnitte in dem Artikel „Abdominaltyphus“ — so ist ersichtlich, daß die Encyclopädie auch in ihrer neuen Ausgabe ihrem Verufe, den praktischen und wissenschaftlichen Interessen des Arztes in gleicher Weise zu dienen und ihm in einem Rahmen ein treues Bild von dem Bestande der modernen Heilkunde zu gewähren, in jeder Weise gerathet wird.

dm.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Adelmann, Alfred, Graf. Beno Donzini. Roman. Stuttgart, Richter & Kappler. 2 Bde.  
Brauer, Moritz, Dr., Die Klassiker der Philo-

sophie. von den frühesten griechischen Denkern bis auf die Gegenwart. Leipzig, Gressner & Schramm.

- Brahm, Dr. med.,** Reinhold Bernhard. Das Inka-Reich. Beiträge zur Staats- und Sittengeschichte des Kaiserthums Tahuantinsuyu. Nach den ältesten spanischen Quellen bearbeitet. Mit einer Karte in Chromdruck und Holzschnitten. Jena, Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk).
- Brockhaus'** Kleines Conversations-Lexikon. Encyclopädisches Handwörterbuch. Vierte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Zwei Bände (in 60 Heften à 25 Pfennig) 1. Heft. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien.
- Cassel, Dr. Paulus,** Aus dem Lande des Sonnenaufgangs. Japanische Sagen aus originaler Mittheilung niedergeschrieben und gedeutet. Berlin, Wilhelm Isasieb (Gustav Schuhr).
- Claar, Emil,** Gedichte. Berlin, Freund & Jeckel (Carl Freund).
- Dahlen, Georg,** Anzeichnungen über die europäische Gesellschaft. Berlin, Paul Lentz.
- Dammann, Dr. C.,** Die Brunnenkur in Haus und Familie. Ein Leitfaden für die kurbässige Anwendung verschickter Mineralwässer. Mit vollständiger Diätetik. Berlin, Otto Enslin.
- Danzig,** Die Ban- und Kunstdenkmäler des Landkreises Danzig. Mit 76 in den Text gedruckten Holzschnitten, 8 Kunstbeilagen und 1 Ubersichtskarte. Danzig, Th. Bertling.
- Duray, Victor,** Gesch. des röm. Kaiserreichs. Aus dem Franz. übers. von Gustav Hertzberg. Mit ca. 2000 Illustr. in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. Leipzig, Schmidt & Günther. Lief. 9. 10. 11.
- Engelhorn's** Allgemeiner Roman-Bibl. Band 14. Reade, Charles, Ein gefährliches Geheimniss. II. — Band 15. Theuriet, André. Gerards Heirath.
- Faust junior Dr.,** Die Erlösung oder Ende gut, Alles gut. Metaphysisches Welten-Drama in 5 Acten. Quedlinburg, Chr. Fried. Viewegs Buchhandlung.
- Förster, F.,** Deutschlands Kriegs- und Friedenshelden. Geschichte der Einigungskriege 1864, 1866, 1870/71. Nach den vorzüglichsten Quellen für die Mitkämpfer und das deutsche Volk bearbeitet. Berlin, G. Hempel (Bernstein und Frank) Lief. 1. 2.
- Franco-Gallie,** 1885. Heft 3 (März). Wolfenbüttel, Julius Zwiessler.
- Friedrich, Friedrich,** Mit den Waffen. Roman Leipzig u. Berlin, Wilhelm Friedrich. 3 Bde.
- Gedanken eines Jüden** über das Judenthum in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Stuttgart, Levy & Müller.
- Hauptmann, Gerhart,** Prometheusloos. Eine Dichtung. Berlin, Wilhelm Isasieb. (Gustav Schuhr).
- Hofmeister, Hermann,** Der eiserne Siegfried. Eine neuzeitliche Nibelungenmär. Berlin, Franz Ehardt.
- Huperz, Dr. med. Th.,** Die Lungen-Gymnastik. Eine Anleitung zur diätetischen Pflege und gymnastischen Ausbildung der Athmungsorgane. Berlin, Heusers Verlag (Louis Heuser).
- Kapff's** Professor Wilhelm, Deutsche Dichterhalm in zweiter Auflage als Declamirbuch zum Gebrauche für stufenmäss. Vortragübungen umgearbeitet von Dr. Ferdinand Scholl. Reutlingen, Fleischhauser & Spohn.
- Lange, Friedrich,** Harte Köpfe. Eine Geschichte. Leipzig u. Berlin, W. Friedrich.
- Meurer, Dr. Karl,** Französische Synonymik. Mit Beispielen, etymologischen Angaben und zwei Wortregistern. Für die oberen Klassen höherer Schulen bearbeitet. Dritte sehr verbesserte und vermehrte Auflage. C. Roemke & Cie. in Köln.
- Miehaells, Dr. med.,** Die Pflege des erkrankten Magens. Zweiter Theil. Magen und Darm-Diätetik und Hygiene gegen die wechselseltigen und eigenartigen Erkrankungen des Magens und die damit zusammenhängenden Unterleibstörungen in achtzig Aphorismen. Jena, Hermann Costenoble.
- Parrilius, Eduard,** Zerstreute Schriften. Nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben. II. Theil. Berlin und Leipzig, Oscar Parrisius.
- Riedel, Theodor,** Die Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten 1847 bis 1852. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin, Carl Heymann.
- Roeschschay, Dr. Hermann,** Europas Colonien. West-Afrika vom Senegal zum Kamerun. Nach den neuesten Quellen geschildert. Gressner & Schramm. Leipzig, Lief. 3. 10. 11.
- Scherr, Johannes,** Die Nihilisten. Leipzig, Otto Wigand.
- Schweitzer, Dr. Ph.,** Island, Land und Leute, Gesch., Literatur und Sprache. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich.
- Simonsen, Dr. F.,** Joseph von Sonnenfels und seine „Grundsätze der Polizei.“ Berlin und Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Soziale Zeitfragen.** Herausgeg. von Ernst Henriet Lehmann. — Erstes Heft: Wagner, F. W. H., Die Mängel der christlich socialen Bewegung. — Zweites Heft: Reuleaux, F., Die Maschine in der Arbeiterfrage. — Drittes Heft: Reuter, Richard, Sociale Reform und Verfassungstaal. — Viertes Heft: Stöpel, Franz, Das Geld in der gegenwärtigen Volkswirtschaft. Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns.
- Sylvester, Hektor,** Quasimodo. Ein Roman in Versen. Leipzig, Ernst Rust.
- Verhandlungen** der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin. Band XI. No. 8. 9. 10. Band XII. No. 1. Berlin, Dietrich Reimer.
- Waleker, Dr. Karl,** Richard Cobden's volkwirtschaftliche und politische Ansichten. Auf Grund älterer und neuerer Quellen systematisch dargestellt. Hamburg, F. H. Nestler & Mello's Verlag.
- Wallie, A. S. C.,** Fürstangunst. Mit Genehmigung des Autors aus dem Holländischen übersetzt von E. v. d. H. Heerovvee. A. L. Land. Für Deutschland: Breitkopf & Härtel in Leipzig. 3 Bde.
- Zeitschrift** der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Her. von Prof. Dr. W. Koser. Neunzehnter Band. Sechstes Heft. Zwanzigster Band. Erstes Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Erhigt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Band 33. — Heft 99.

**Nord und Süd.**

*Eine deutsche Monatschrift.*

Juni 1885.

Breslau-Berlin  
S. Schottlaender.

Inhalt.

	Seite
<b>Leopold von Sacher-Masoch in Leipzig.</b>	
Zwei Königinnen, Novelle .....	281
<b>F. Keller-Leuzinger in Stuttgart.</b>	
Ferdinand von Lesseps .....	309
<b>Theodor Lipps in Bonn.</b>	
Ueber die Symbolik unserer Kleidung .....	351
<b>Georg von Oergen in Marseille.</b>	
Fortis. Ein Märchen .....	355
<b>Isidor Soyka in Prag.</b>	
Colonisation und Klima .....	363
<b>Alexander Brückner in Dorpat.</b>	
Der Fortschritt in der Geschichte .....	375
<b>Karl Jaenicke in Breslau.</b>	
Annette von Droste-Hülshoff .....	391
<b>Bibliographie .....</b>	406
Von Ocean zu Ocean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. Von U. v. Schwegler-Kerchenfeld	
<b>Bibliographische Notizen .....</b>	409

Hierzu ein Portrait von Ferdinand von Lesseps..

Radirung von Wilhelm Rohrt in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

—= Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —=

Beilagen zu diesem Hefte

von:

Krote'sche Verlagsbuchhandlung, G., in Berlin. (Geschichte der deutschen Kunst.)  
Grunow, Fr. Willh., in Leipzig. (Deutsche Encyclopädie.)  
Städt. Cur-Direction Wiesbaden. (Wiesbadener Thermalwasser.)  
Springer, Julius, in Berlin. (Reichs-Kursbuch.)



## An unsere Abonnenten!



Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

## „Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirt** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

### Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXIII (April bis Juni 1885), wie auch zu den früheren Bänden I—XXXII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

## Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII.

elegant broschirt zum Preise von *M* 6. —

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M* 8. —

pro Band

do. Hest 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98

zum Preise von *M* 2. — pro Hest

Einbanddecke zu Band XXXIII. (April bis Juni 1885)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII.

zum Preise von *M* 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gef. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



1990  
1991  
1992  
1993  
1994



*John G. Thompson*

John G. Thompson

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

XXXIII. Band. — Juni 1885. — 99. Heft.

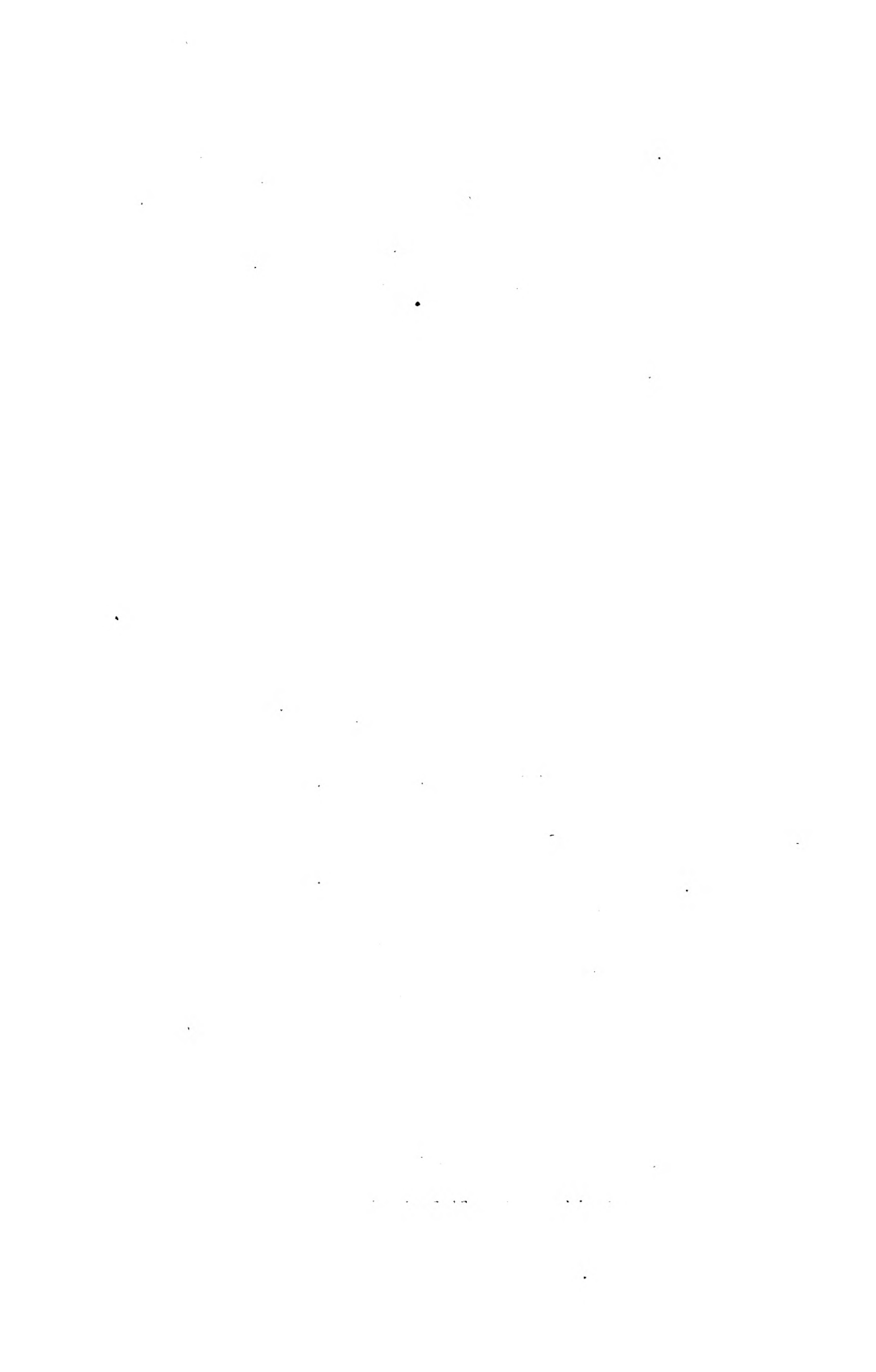
(Mit einem Portrait in Radtranz: Ferdinand von Keffeps.)



1885.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





## Zwei Königinnen.

Novelle

von

Leopold von Sacher-Masoch.

— Leipzig. —

„Du darfstest werden um zwei Adniginnen.“

Schiller: Maria Stuart.



Zwei Schüsse fielen, fast zu gleicher Zeit, dann war es wieder stille im Walde, ruhig standen die schwarzen Tannen, keine Nadel regte sich, ruhig die Blumen auf der kleinen Waldwiese, ruhig die farbigen Schwämme im feuchten Schatten. Nur über den Nasen rieselte Blut.

Kein Vogel sang hier im Nadelholz, lautlos eilten die kleinen Käfer durch die Wildniß der Gräser, lautlos schwebten die bunten Schmetterlinge von Kelch zu Kelch und die weißen Wolken über den blauen Himmel hin. Auch der bleiche junge Mann, der unter der vom Sturm gebrochenen Lärche auf dem Rücken lag, mit geschlossenen Augen und krampfhaft geballter Faust, gab keinen Laut mehr von sich.

Ein Reh trat aus dem Dickicht und starrte ihn mit vorgestrecktem Halse furchsam an, dann entfloß es mit raschen Säßen.

Jetzt ertönte ein Schrei. Er kam aus den Lüften. Bald darnach ließ sich ein kräftiger Flügelschlag vernehmen, und ein großer Geier kam herabgeschwebt und saß nun auf der Lärche und lud mit gellendem Ruf die Genossen zur Tafel. Ein zweiter Ruf antwortete, ein dritter, schon schwebten die Raubvögel herbei, bereit, die willkommene Beute, noch warm, zu theilen.

Da verscheuchte sie der laute Hufschlag eines Pferdes. Auf feurigem Knappen nahte eine hohe vornehme Frauengestalt in einem schwarzen Reit-

Kleide, einen kleinen Hut auf dem in einen schlichten Knoten geschlungenen, prachtvollen blonden Haar. In ihrem schönen Gesichte, dessen Strenge nur durch die Frische der Jugend ein wenig gemildert wurde, leuchteten ein paar herrliche, blaue Augen, feurig und entschlossen zugleich.

Sie wäre vorüber geritten, wenn nicht ihr Thier vor dem Menschen, der wie leblos dalag, gescheut hätte. Jetzt erst erblickte sie diesen, beruhigte ihr Pferd, stieg ab und näherte sich, den Zügel um den Arm geschlungen, dem jungen Manne, der groß und schlank, mit Blut überströmt auf dem sammtenen Moose dalag. Sie blickte mit einer räthselhaften Theilnahme, die im Augenblicke entstand, um nicht mehr zu verschwinden, in sein edles muthiges Gesicht, in das die braunen Locken wirr herabhängten, und seufzte.

„Wie schade, daß er todt ist!“ war ihr erster Gedanke. „Wenn er noch lebte!“ der zweite. Sie kniete neben ihm nieder und legte zuerst die Hand, dann das Ohr an seine Brust, dann richtete sie sich auf und rief um Hilfe. Es währte nur wenige Augenblicke, und ein alter Holzhauer, die Art auf der Schulter, trat aus dem Dickicht.

„Alter, helfst mir — er lebt —“ rief die schöne Frau.

Der Holzhauer schüttelte den Kopf. „Da ist keine Hilfe mehr,“ sprach er, „sie haben sich duellirt, zwei junge Herren aus der Stadt, ein Arzt war auch dabei.“ Diesen ließen sie für todt liegen und entflohen. Es wird schon richtig sein.“

„Nein, nein, er athmet, vielleicht ist er noch zu retten,“ erwiderte sie, „bleibt bei ihm, ich will Leute holen, die ihn fortschaffen, und einen Arzt.“

Sie schwang sich in den Sattel und sprengte davon. Der Alte nickte, stopfte sich seine Pfeife, zündete mit Feuerstein und Messer ein Stückchen Feuer schwamm an, setzte sich auf einen abgehauenen Stamm und begann zu schmauchen.

Ehe eine Viertelstunde verging, kam die schöne Frau mit dem Arzt geritten. Beide stiegen ab, und während sie den Schwerverwundeten aufrichtete und seinen Kopf mit ihren Knien stützte, begann ihn der Arzt zu untersuchen. Erst schüttelte er den Kopf, endlich erklärte er aber, es sei noch nicht alle Hoffnung verloren, und legte den ersten Verband an. In dessen kamen auch die Leute mit der Tragbahre. Der Verwundete wurde vorsichtig auf derselben gebettet, und dann setzten sich Alle zusammen nach dem nahen Dorfe Rawka in Bewegung.

Als der Verwundete das erste Mal für kurze Zeit zu sich kam, sah er sich in einer niedern, aber geräumigen und freundlichen Stube. Die kleinen Fenster waren mit grünen Gardinen verhängt, durch welche die Sonne gedämpft, aber hell genug hereinschien und den ganzen Raum mit einer anmuthigen grünen Dämmerung, einer Art Waldesdunkel erfüllte. Auf den Fensterbrettern standen Blumentöpfe. Kelche und Sterne in allen Farben des Regenbogens grüßten den Erwachenden, und eben so viel holde Blumenaugen blickten ihn neugierig an. Eines der Fenster war offen, Wenn hier

der laue Sommerwind den Vorhang ein wenig zurückschlug, neigte sich üppiges Weinlaub herein, und die Obstbäume draußen flüsternten mitleidig von den traurig-lächerlichen Leiden, welche sich die überklugen Menschen selbst bereiten. Die Sperlinge zwitscherten, Finken schlugen, eine Amsel pffif im nahen Tannenholze, und die emsigen Bienen zogen summend ein und aus. An demselben Fenster saß im altväterischen Lehnstuhl aus gepolstertem grünen Leder eine lebenswürdige alte Frau in frischem weißen Häubchen, mit einer weißen Schürze und strickte. Sie war es, die ihn mit mütterlicher Sorgfalt pflegte und jetzt wie ein geliebtes Kind fast zärtlich anlächelte. „Endlich,“ sprach sie, sich erhebend, „ist das Fieber gewichen. Das erste Mal, daß Sie bei Bewußtsein sind, Herr Strelitzki. Jetzt ist Alles gewonnen, mit Gottes Hilfe; nun, wir haben aber auch schwere Tage und unruhige Nächte genug gehabt.“

Der Verwundete sah sie erstaunt an.

„Woher wissen Sie meinen Namen?“ fragte er.

„Wie neugierig Sie sind,“ antwortete die alte Frau schallhaft, „genug, daß ich die Ehre habe, Sie zu kennen, Herr Matar. Was mich betrifft, so sehen Sie in mir Frau Theresia Pawlitzki, die Wittve des gräflichen Försters gleichen Namens. Dieses Häuschen ist mein unbestrittenes Eigenthum, und damit basta.“

„Aber wie kommen Sie dazu, mich zu pflegen, Frau Pawlitzki?“

„Christenpflicht, Herr Strelitzki, nichts als Christenpflicht, aber regen Sie sich nur nicht auf. Sie sollen Alles erfahren mit der Zeit.“

Der Arzt kam, untersuchte ihn und zeigte sich in jeder Richtung zufrieden. Doch war noch lange nicht Alles vorbei. Die Genesung machte Fortschritte, aber langsame Fortschritte, die kaum zu merken waren, und jedesmal, wenn sich Knochensplinter gelöst hatten und ihren Weg durch die Wunde nahmen, stellte sich heftiges Fieber ein, und Strelitzki lag dann Tag und Nacht in wirren, unruhvollen Phantasien. Dann geschahen die merkwürdigsten Dinge, die Niemand sah als er. Die Blumen stiegen aus den Töpfen herab und tanzten einen anmuthigen Esenreigen, zu dem der Mond auf einer silbernen Guitarre die geheimnißvoll lecke Tanzweise spielte; die Bienen marschirten in langen Reihen herein, gleich Soldaten, und der summende Zug nahm kein Ende. Kleine Engel ritten auf Sonnenstrahlen, Bären dehnten auf der Diele brummend ihre zottigen Glieder und draußen rauschte ein großes, glänzendes blaues Meer, auf dem Boote mit weißen Segeln und große schwimmende Schwäne hin und her zogen, während sich in den krystallinen Fluthen schöne Frauen mit wallendem Haare badeten, muthwillig lachend.

Einmal stieg eine dieser badenden Schönen Nachts aus dem feuchten mondbeglänzten Abgrund hervor und schwebte zum Fenster herein, im hellen, modernen Sommergewande, eine dunkle Mantille um die Schultern, einen Fächer in der Hand und neigte das mit schwarzen Flechten gekrönte Aphroditen-

haupt über den Schlämmernden. Er erwachte mit einem lauten Ausschrei und starrte die verführerische Erscheinung fast entsezt an.

„Was will dieser Dämon?“ murmelte er, „er will mich, fort, fort, das Meer wird zu brandendem Hüllenseuer, feurige Wogen steigen herauf, alles brennt ringsum.“

Matar beruhigte sich erst, als die Erscheinung verschwunden und wieder Niemand zu sehen war als die freundliche alte Frau, die räthselhaft lächelnd an seinem Bette saß.

Und wieder nahte ihm zu Zeiten eine andere Gestalt, eine hohe schöne Frau mit goldblondem Haar und wunderbaren blauen Augen. Dann regte er sich nicht und wagte nur halb die Lider zu öffnen, um sie nicht zu verschrecken, denn er hielt sie für einen Engel, der nur seine blendenden Flügel vor irdischen Augen verbarg. Mit ihr kam ein feiner losender Duft in die kleine Stube und ein sanftes Licht wie Mondeschein und Musik, die ihm wohlthat. Es war dies das melodische Krauschen ihres fließenden Gewandes, und ihre Stimme, wenn sie leise mit der alten Frau sprach, ohne daß er die Worte verstehen konnte, eine tiefe, schöne, sonnige Stimme, in der nur manchmal ein eigenthümlicher Mißton, fast schmerzlich, hörbar wurde, eine Stimme, an ein wunderbares Instrument mahnend, an dem eine Saite gerissen ist.

Nach und nach wichen die Phantasien, wichen die Träume, häßliche und schöne, und Matar kam vollkommen zu sich.

Der Arzt erklärte mit zufrieden leuchtenden Augen, daß jede Gefahr vorbei sei. Die Kräfte nahmen zu. Bald konnte der Verwundete im Bette aufrecht sitzen und dann, wieder nach einigen Tagen, dasselbe zum ersten Male verlassen. Wenn er Anfangs nur mit Hilfe seiner Pflegerin und eines Stodes wenige Schritte machen konnte, so thaten, als er erst ein paar Mal in dem Gärtchen vor dem Hause gegessen hatte, Luft und Sonnenschein das Beste. Von Tag zu Tage konnte er die gute Alte mehr entbehren. Als sich der Herbst zu melden begann, die Schwalben sich an dem Kirchturm sammelten und der Wind die gelben und die rothen Blätter von den Bäumen entführte und in lustigem Wirbel umhertrieb, war er bereits im Stande, allein kleine Spaziergänge zu unternehmen, wobei ihn der alte, halbblinde Jagdhund der Frau Pawlißka begleitete.

Es war ein kleines Haus in einem kleinen Dorfe mit gelben Strohdächern und grünen Hecken, in dem er mit dem Tode gerungen und Dank seiner starken Natur und der sorgfamen Pflege genesen war.

In der Nähe lag auf einem grünen Hügel, mitten in einem englischen Park ein kleines Schloß mit runden Thürmen und grauen, moosbewachsenen Mauern, ein echt altpolnischer Starostenßiß.

„Wem gehört dieses Schloß?“ fragte er eines Tages.

„Der Gräfin Boltin,“ erwiderte Frau Pawlißka.

„Ist das die schöne Frau, welche ich neulich vorüberreiten sah?“



„Wie soll ich das wissen, Herr Strelitzki?“ gab die gute Alte lächelnd zur Antwort, „es sind stets verschiedene Damen bei der Gräfin zu Besuch.“

„Wie kommt es,“ sagte Makar nach einer Weile mit einem leichten Seufzer, „daß sich die Dame nicht mehr bei Ihnen blicken läßt, die ich manchmal sah, als ich noch zwischen Tod und Leben darnieder lag?“

„Eine Dame?“

„Hoch und blond mit einer seltsam schönen Stimme, eine Erscheinung wie ein Engel des Himmels!“

Frau Pawlitzka lächelte wieder und zuckte noch obendrein die Achseln. „Eine blonde Dame? ein Engel? Sie haben davon geträumt.“

„Ich habe sie doch wiederholt gesehen!“

„Ein Fiebertwahn wie der Dämon mit schwarzen Flechten, der dem Meere entsteigt, wie die tanzenden Blumen!“

Makar fragte nicht weiter, er blickte traurig in den Garten, in dem Bäume und Sträucher lahl und farblos dastanden und die weißen Sommerfäden in der kühlen Luft hin- und herzogen, während sich in der Ferne der Nebel gleich einer grauen Mauer erhob.

Ein paar Tage später nahm er von seiner treuen Pflegerin mit herzlichen Dankesworten Abschied. In seinen Augen glänzten Thränen, die er vergebens zu verbergen suchte. Der Wagen stand bereit. Makar sprang hinein, noch ein Händedruck, ein wehmüthiges Lächeln, und die Kutsche war vorbei, er zog hinaus in ein neues, rauschendes und glänzendes Leben.

Die Strohütten des Dorfes und das graue Kirchlein verschwanden bald hinter den großen Pappeln. Da war schon das Schloß. Seine Thürme leuchteten aus dem Tannendunkel hervor, und unweit der Straße schimmerte es durch Nadelholz und Epheuranfen wie Schnee oder das Gefieder eines Schwanzes.

Als der Wagen vorüberflog, sah Makar eine hohe schlanke Dame, in einer Kazabaita von Purpursammet mit Hermelin ausge schlagen, auf dem weißen Kiesweg stehen. Das feine Profil ihres edlen Kopfes hob sich scharf von dem dunklen Hintergrunde ab. Ihr Haar leuchtete wie Sonnengold. Dann fiel wieder der grüne Schleier des dichten Mantelverles vor, und die holde Erscheinung war verschwunden.

\* \* \*

Makar lehrte nicht sofort nach der Hauptstadt zurück, er nahm mit den Zugvögeln den Weg nach dem Süden, hielt sich einige Zeit an den herrlichen oberitalienischen Seen, dann in dem lieblichen, an Kunstschätzen so überreichen Florenz und in dem ewigen Rom auf. Monate waren vergangen, der Winter und die Narrheit schwangen das Scepter, als er zurückkehrte. Auf einem glänzenden Opernballe zeigte er sich zum ersten Male

wieder der Welt und seinen zahlreichen Freunden, hielt sich jedoch noch immer ferne, gleichsam im Schatten. An eine der Säulen gelehnt, welche den großen Saal von den reich möblirten Salons und den lauschigen, blumengefüllten Boudoirs trennten, blickte er in das rauschende, farbenschildernde Gewühl mit einer an Gleichgültigkeit streifenden, kühlen Ruhe. Vergebens hatten ihn schon verschiedene Fledermäuse und Debarbeure geneckt, er hatte ihnen kaum mit einem Wort erwidert, da blieb plötzlich hinter ihm ein weiblicher Teufel stehen, in Schwarz und Roth gekleidet, mit vergoldeten Hörnern im schwarzen Haar, und berührte leicht seine Schulter.

„Schon genesen?“ fragte eine helle, spöttische Stimme.

„Wie Du siehst,“ lautete die Antwort, zugleich überflog Makar mit einem Blick die nicht eben große üppige Gestalt und suchte dann in den dunkeln Augen zu lesen, die durch die rothe Seidenlarve blitzten.

„Ich meine von jener zweiten Wunde — hier!“ sprach die Teufelin lachend und schlug ihn mit der funkelnden kleinen Ofengabel, die sie trug, auf das Herz.

„Jetzt kenne ich Dich.“

„Ich bin Satanelia, Madame le Diable oder des Teufels Großmutter, was Dir besser gefällt.“

„Ich kenne Dich besser,“ murmelte Makar, „Deine grausamen Augen. Dein böses, herzerreißendes Lachen, willst Du mich noch einmal rasend machen?“

Er faßte sie bei den Handgelenken, aber sie schleuderte ihm aus ihrer Larve heraus zwei dunkle Blitze zu, entwand sich ihm gleich einer Schlange und warf sich in das wogende Menschenmeer, das sie augenblicklich verschlang.

Fast in demselben Augenblick bemerkte Makar in seiner Nähe einen schwarzen Domino, eine hohe Frauengestalt, in Seide und Sammet gehüllt, welche ihn mit einem eigenthümlichen Blick fixirte. Diese ernsten, schönen Augen, welche aus der schwarzen Sammetlarve hervorleuchteten, schienen ihm bekannt. Er trat auf die majestätische Maske, um die ein eigener Duft echter Bornehmheit schwebte, zu und ergriff ihre Hand, eine nicht kleine, aber edel gebildete, seine Hand in einem eleganten schwarzen Handschuh.

„Weshalb siehst Du mich so an?“ fragte er.

„Wie sehe ich Dich denn an?“ erwiderte die Maske ein wenig spöttlich.

„Vorwurfsvoll.“

„Fühlst Du es, daß ich Ursache habe, Dir Vorwürfe zu machen?“

„In welcher Richtung?“

„Bist Du nach so verschiedenen Richtungen hin schuldig?“

„Ich bin kein Heiliger.“

„Ich weiß es, aber kaum gerettet, solltest Du nicht wieder in das Netz der schönen Spinne flattern, doch es ist ja Fliegenart, sich immer wieder fangen zu lassen.“

„Sprechen wir nicht von diesem Dämon,“ antwortete Matar, der Maske unausgesetzt in die Augen blickend, „sprechen wir von Dir.“

„Ich bin nicht so interessant —“

„Für mich bist Du es ungleich mehr als diese kleine Teufelin,“ erwiderte Matar, „denn Du erinnerst mich —“

„An wen?“

„Weiß ich's doch selbst nicht, an ein Traumbild, an einen Engel!“

„Ich bin kein Engel.“

„Doch — Du hast die Augen eines Engels,“ fuhr Matar fort, „dieselben blauen Augen, die mich so tröstend angeblickt, als ich zwischen Tod und Leben lag, und diese Stimme, die ich nicht oft gehört, aber niemals vergessen werde, diese tiefe, edle, schöne Stimme, die ein klingender Balsam für Leiden ist, auch für Leiden der Seele.“

„Du schwärmst,“ sprach die Maske ruhig, „erzähle mir lieber, wie Du dazu kamst, für eine Frau wie diese Dein Blut zu vergießen.“

Sie ging voran, und Matar folgte ihr in einen kleinen, mit exotischen Pflanzen gefüllten Raum, in dem nur ein kleiner, dunkelrother Sammetdivan stand, auf dem genau zwei Personen Platz hatten.

„Also eine förmliche Beichte?“

„Ja.“

„Ich zweifle nicht, daß Du mich verurtheilen wirst, wenn ich diesen thörichten Roman aus dem Zusammenhange mit meinem Leben herausreiße, willst Du mir also erlauben, etwas weiter auszuholen?“

„Gewiß, alles was Dich betrifft, interessiert mich.“

„Wirklich?“ Matar ergriff von neuem die Hand der Unbekannten.

„Nicht so,“ sagte diese und zog ihre Hand sanft zurück, „Du kennst bei Frauen nur eine Art von Interesse, von einer Theilnahme edlerer Natur scheinst Du keine Ahnung zu haben.“

„Verzeih.“

„Also Dein Roman,“ sprach sie mit einem gebietenden Blick.

„Wie Du befehlst,“ antwortete Matar, indem er sich vor der unsagbar adeligen Erscheinung gehorsam neigte. „Ich bin auf dem Lande erzogen. Meine Mutter war eine ideale Natur und hatte romantische Neigungen. Die Folge war, daß ich wie ein Prinz aus dem Märchen erzogen wurde, der, immerfort von Feen und Genien umschwebt, schließlich einen Stern nicht von einer gelben Krübe zu unterscheiden vermochte. Ich war fürchterlich scheu und unselbständig und träumerisch. Vor Allem fürchtete ich die Mädchen. Die verschiedenen kleinen Cousinen und deren Freundinnen, mit denen ich verkehren mußte, erschienen mir als ebensoviel kleine Dämonen mit kurzen, flatternden Röckchen und fliegenden Böpsen. Wo und wie ich nur konnte, ergriff ich vor ihnen die Flucht, wenn es nicht anders ging, durch den Schornstein. Als ich in der Kreisstadt das Gymnasium besuchte, legte ich durch den Verkehr mit Lehrern und Mitschülern einen großen Theil

meiner Jaghaftigkeit ab, nur meine Scheu vor den Töchtern Evas wollte nicht weichen. Man nannte mich den Cato, dieser Spottname blieb mir auch dann noch, als ich in der Hauptstadt die Universität besuchte. Das Rauschen eines Frauenkleides, ein rascher, schalkhafter Mädchenblick konnte mich damals noch ganz aus der Fassung bringen.

„Bald wurde das anders. Ich fand an einem älteren Herrn von Adel, einem Freunde meiner Familie, einen würdigen Mentor. Er lancirte mich in die Welt, wie er gerne sagte, natürlich in feiner Weise, er brachte mich in jede Art von Gesellschaft, in die Sphäre des echten und des falschen Hermelins, in die Douvoirs der großen Damen und in die Garderoben der Ballettänzerinnen. Ich bekam Routine, aber im Herzen blieb ich derselbe, der arme, thörichte Märchenprinz, der die gelbe Rübe vom Stern nicht zu unterscheiden vermag.

„Es liegt eine grausame Ironie darin, daß Männer dieser Art, indem sie in jedem Weibe eine Göttin sehen, leichter als andere die Opfer selbstfächtiger Frauen werden.

„Ich lernte, vor einem Jahre etwa, eine Dame kennen —“

„Eine Künstlerin,“ unterbrach ihn der Domino ruhig; er war offenbar seiner Sache gewiß.

„Es war ein kindischer Ritterdienst, den ich ihr leistete. Die Pferde gingen mit ihren Schlitten durch, ich fiel denselben in die Bügel und rettete ihr — wie sie behauptete — das Leben. Von dieser Stunde an trug ich ihre Ketten. Die Sache war sehr einfach, sie amüsrte sich mit mir, und ich hatte eine ideale Leidenschaft für sie gefaßt. Der Vortheil war also ganz auf ihrer Seite, und sie machte ohne Rücksicht davon Gebrauch. Wenn ich noch etwas mehr war als Marionette in ihren Händen, so war es wahrlich nicht ihr Verdienst. Das Schlimme war nur, daß ich sie noch liebte, als ich längst aufgehört hatte, einen pikanten Zeitvertreib für sie abzugeben. Meiner müde, begann sie sich von meinem besten Freunde, einem jener Freunde, die unsere ärgsten Feinde sind, den Hof machen zu lassen.“

„Von diesem mit einem Talglicht erleuchteten hohlen Kürbislopf Valentin Drobizki,“ fiel die Maske lebhaft ein.

„Von diesem dicken, schwammigen Ungethüm mit dem Gesicht eines Bäckers, der sein Gebäck zu klein und zu leicht bäckt, und den apathischen Augen eines Haremvächters. Die Entdeckung war für mich niedererschmetternd, ich forderte ihn, mehr aus Scham als aus Eifersucht, bekam eine Kugel in den Leib, blieb für todt liegen, wurde durch ein Wunder gerettet und — von einem Engel gepflegt.“

Die Maske lächelte, und etwas von diesem süßen Lächeln stahl sich durch die Sammetlarve.

„Sie glauben nicht an Engel?“ fuhr Makar fort, „ich war ebenso ungläubig, aber ich bin bekehrt. Ach, könnte ich nur noch einmal diese hohe

lichte Gestalt sehen, dieses edle Antlitz, diese Augen, dieses Goldhaar, noch einmal diese Stimme hören — es war eine Stimme wie Deine —“

„Du leidest an Einbildungen,“ antwortete der Domino, „beantworte mir lieber eine Frage. Wie kommt es, daß gerade solche kaltblütige, herzlose, berechnende Frauen von den Männern leidenschaftlich geliebt werden und heutzutage auch noch nach zahlreichen Abenteuern die vornehmsten und glänzendsten Partien machen?“

„Weil unsere Mädchen allzu klüsterlich erzogen werden,“ gab Makar zur Antwort, „und zu sehr außer dem Kampfe der Zeit stehen, der um den Mann von heute mächtig wogt, mag er in demselben die Waffen ergreifen oder nicht; diese Frauen, welche auf den Brettern Königinnen und Priesterinnen ebensogut wie Bettlerinnen und Dirnen zu verkörpern haben, sind nicht mehr Frauen einer bestimmten, durch Sitte und Vorurtheile eingeeengten Klasse, in ihnen erscheint uns gleichsam das Weib als solches, von allen ererbten Zufälligkeiten des Standes, der Kirche, des Reichthums oder der Armuth losgelöst, und in dieser Freiheit der Denkweise, des Herzens, ja des ganzen Wesens, von einem Zauber umgeben, der uns der geistig beschränkten, engherzigen Mehrzahl der anderen Frauen gegenüber geradezu unwiderstehlich erscheint.“

„Du hast zum Theil Recht,“ sprach die Maske, sich mit dem großen schwarzen Straußenwedel im altvenetianischen Geschmack sächelnd, „aber nur zum Theil. Ich glaube, was an diesen Frauen ungewöhnlich erscheint und deshalb auch fesselt, ist, daß sie ihr Leben nicht verträumen und auch nicht verkochen und verstricken, sondern etwas Großes und Schönes zu schaffen im Stande sind, obwohl die Kunst der Schauspielerinnen und Sängerrinnen doch nur Halbkunst ist. Eigentlich müßten es die Dichterrinnen, Schriftstellerinnen, Malerinnen und Tonkünstlerinnen sein, zu deren Füßen die Männer liegen sollten. Die Theaterdamen haben stets etwas Oberflächliches, nicht selten etwas Brutales an sich und in ihrer Verehrung liegt ein brutaler Zug.“

„Wie selten findet man aber Reiz, Anmuth und Geist mit einem edlen, idealen Wesen vereint,“ gab Makar zur Antwort. „Du scheinst mir eine solche Ausnahme —“

„Ein Engel?“ spottete der Domino.

„In der That ein Engel,“ fuhr Makar fort, „wie jenes holbe Phantom meiner Fieberträume. Obwohl ich weder Deine Gestalt noch Deine Blicke zu ergründen vermag, so fühle ich doch eine räthselhafte Sympathie für Dich, und deshalb bitte ich Dich —“

„Nein, nein.“

„Auf meinen Knien —“

„Begehen Sie keine Thorheit, Herr Streifitz,“ sagte die Dame leise, aber in einem festen strengen Ton, und zugleich erhob sie sich und that zwei Schritte dem Ausgange zu.

„Nur noch ein Wort,“ flehte Makar.

„Es sei.“ Sie sah ihn groß und ruhig, aber nicht ohne Theilnahme an. „Sie wünschen also ein Wiedersehen?“

„Ich beschwöre Sie, es mir zu gewähren.“

„Wozu sollte das führen?“ erwiderte sie mit einem Anflug von Trauer, „trotz Ihrer idealen Erziehung sind Sie im Grunde ebenso leichtfertig wie die anderen.“

„Lassen Sie mir also Zeit,“ bat Makar, „Ihnen Beweise zu geben daß ich das Leben ernst nehme.“

„Das läßt sich hören,“ sagte die schwarze Dame, „und welche Frist soll ich Ihnen gewähren?“

„Ein Jahr.“

„Angenommen,“ sprach sie rasch, „hier ist meine Hand.“

Makar ergriff dieselbe und küßte sie an der kleinen Stelle, wo der Handschuh die rosige Haut sehen ließ.

„Sobald Sie mit mir zufrieden sind —“

„Werden Sie mich wiedersehen,“ fiel sie mit einer reizenden Entschiedenheit ein, „und nun leben Sie wohl, mein Freund, und wehe Ihnen, wenn Sie mir folgen.“

Sie verließ mit kurzen stolzen Schritten das kleine Gemach und verschwand in der Menge.

Als Makar, eine ganz andere Richtung nehmend, durch den Saal schritt, näherte sich ihm von Neuem die Teufelin mit den dunkeln, flammenden Augen.

„Nun, hast Du Dich getröstet?“ fragte sie voll süßen Hohneß.

„Vollkommen,“ erwiderte Makar, küßte den Hut und lehrte ihr den Rücken.

\* \* \*

Als Makar am nächsten Morgen erwachte, überlegte er, was nun zu thun sei. Die schwarze Dame vom Maskenball hielt ihn in einem anmuthigen Zauber gefangen, zuerst, indem sie ihn an das engelgleiche Phantom seiner Träume und die in duftigen Hermelin geschmiegte, stolze Frauengestalt aus dem Schloßpark von Zoltin mahnte, dann aber auch durch das Geheimniß, das sie umwebte, und die Strenge, mit der sie ihn fernhielt. Ein Wiedersehen mit ihr war das einzige Ziel, das ihm noch vorschwebte, seine Seele war erfüllt von dem fatalistischen Glauben, daß sein Glück und Unglück, ja sein Leben fortan und für immer mit dieser wunderbaren Erscheinung verknüpft sei.

Es gab nichts, was er nicht gethan hätte, um sie zu verdienen, zu erobern. Er dachte daran, ein Schiff auszurüsten und damit nach dem Nordpol zu segeln oder mit einer gewaltigen Karawane in das Innere Afrikas einzubringen. Er beschäftigte sich ernstlich mit dem Plan, einen Roman zu

schreiben, dann schien es ihm seiner Stellung als Gutbesitzer angemessen, sich in den Landtag wählen zu lassen, bis er endlich bei dem Project ankam, eine von allen Parteiströmungen und jedem Claqueurwesen vollkommen unabhängige Zeitung zu gründen.

Wie er so sann und brütete, schien es ihm aber, als wären aus einer mysteriösen Sammetlarve heraus zwei magische blaue Augen spöttisch auf ihn gerichtet, und er schlug sich plötzlich mit der flachen Hand vor die Stirne.

Um irgend etwas zu leisten, mußte er Kenntnisse besitzen, und was hatte er bisher gelernt? Er erschrak darüber, wie übe es auf dem Felde des Wissens bei ihm aussah. Nachdem er noch einige Zeit den Kopf hängen lassen, richtete er ihn getrübt wieder auf. Er war entschlossen, vor Allem ernstlich zu studiren und außerdem Vorlesungen an der Universität zu besuchen. Er hatte wohl seine Anzahl Semester an derselben durchgemacht, aber die Professoren stets nur am Anfang und am Schlusse zu Gesichte bekommen und sich statt mit den Büchern auf der Reitschule, dem Fectsboden, in den Cafés und Clubs herumgeschlagen.

Jetzt blickte er mit einiger Wehmuth auf die verlorenen Jahre, aber er war der entschlossene Charakter, Alles wieder einzuholen.

Vor Allem mietete er neben seiner eleganten Wohnung in der Stadt ein zweites einfaches Quartier in der Vorstadt, zwei Zimmer gegen den Garten zu, die er mit Büchern, Globen, Mineralien, Käfern, Schmetterlingen, Thier skeletten, Landkarten, verschiedenen Instrumenten und Gypsabzügen vollstopfte. Hier wollte er sich vor der Welt, vor seinen Freunden verbergen und wie ein Maulwurf unermülich arbeiten. Mit den Naturwissenschaften machte er den Anfang, und je mehr er sich in das Studium versenkte, um so mehr wurde es ihm Bedürfniß und Freude. Nicht selten saß er bis in die Nacht hinein vor seinen Büchern, Atlanten und Präparaten. Er besuchte auch mehrere Collegien, darunter eines über Anatomie.

Als er das erste Mal in dem betreffenden Hörsaal erschien, erregte in der ersten Bank eine ganz seltsame Erscheinung seine Aufmerksamkeit. Er wußte Anfangs nicht, ob er einen jungen Mann von seltener Schönheit oder ein ungewöhnlich streng und ernst aussehendes junges Mädchen vor sich habe. Der Anzug ließ zuletzt keinen Zweifel darüber, daß es eine junge Dame sei, die hier mitten unter den Studenten den ernststen Lehren der Wissenschaft lauschte, wengleich der Kopf mit dem, wie es den Anschein hatte, kurzen Haare, der eines Jünglings, des jungen, üppig schönen Dionysos war.

Als die Vorlesung zu Ende war, blieb Malat an der Thüre stehen und ließ „die Studentin“, wie sie allgemein genannt wurde, vorübergehen. Es war eine große schlankte Gestalt in einem kurzen schlichten Kleide und einem langen Männerpaletot, eine kleine Sealskinmütze auf dem blonden Haar, einen Stock in der Hand, ein Buch und Feste unter dem Arm.

Sie würdigte weder Matar noch sonst Jemand eines Blickes, ging rasch die Treppe hinab, stieg in einen bereitstehenden Miethwagen und fuhr davon.

Matar's Phantasie beschäftigte sich seither auch mit ihr, auch sie mahnte ihn ein wenig an sein Traumbild. Er versuchte in Gedanken ihre schlankte Figur mit dem weißen Cherubingewande zu bekleiden und dann wieder in fließende schwarze Gewänder zu hüllen und ihr Gesicht mit der Sammetlarve zu bedecken, so daß nur ihre Augen sprechen konnten.

Diese Augen trafen ihn einmal fast drohend, als er die Studentin vor dem Thore erwartete, und der strenge Blick dieser schönen, tiefblauen Augen rief ihm zu gleicher Zeit seinen rettenden Engel in dem kleinen Hause der Försters Wittve, die Dame im Purpurpelz im Schloßgarten zu Zoltin und die Maske vom Opernball in's Gedächtniß zurück. Sollte sie es sein, sie selbst? Wie kam sie in den anatomischen Saal? Und wenn sie es war, wenn der Drang nach Wahrheit sie, die Unbekannte, hierher auf die Schulbank geführt hatte, in welcher Beziehung stand sie zu dem Schlosse von Zoltin?

Genug der Räthsel, und doch kam noch ein neues hinzu.

„Wer ist die junge Dame, die mit uns den Vorlesungen beivohnt?“ fragte Matar einen jungen russischen Arzt, der bereits sein Diplom erworben hatte, und nur noch an verschiedenen europäischen Hochschulen sein Wissen zu ergänzen suchte.

„Eine Amerikanerin, Frau Kate Hargis,“ erwiderte der Doctor, „eine sehr interessante Dame und tüchtig, höchst tüchtig.“

Matar starrte ihn sprachlos an.

\* \* \*

Man gab im Opernhause „Carmen“. Matar saß im Parter in einer der ersten Reihen, unweit von ihm Valentin Oganowski mit seinem dicken rothen Gesicht, beiläufig so, wie man auf alten Stichen den mit vollen Backen blasenden Nordwind abbildete. Frau Laura Victorini sang die Titelmelodie.

Im Zwischenacte stand Matar auf und lehnte sich an die Ballustrade, die das Orchester vom Publikum trennte. Er wußte, daß die schöne Primadonna jetzt durch das Loch im Vorhang blickte und ihre Anbeter in den Logen und im Parquet zählte, und deshalb kehrte er ihr den Rücken. Er wollte etwas mehr bedeuten als eine Nummer. Scheinbar kalt und gelangweilt, aber innerlich kochend musterte er mit seinem Opernglase die Damen, vorläufig nur mit der Absicht, die treulose Geliebte zu ärgern. Neben ihm stand Herr von Stasli, ein langer magerer, junger Mann in tadelloser Toilette, mit kurzgeschnittenem, semmelblonden Haar und wasserblauen Augen.

„Kennst Du diese hübsche Person dort?“ fragte dieser gähnend, mit den Augen auf eine Loge des ersten Ranges hintweisend.

„Wo?“



„Hier rechts — die Blonde — die allein sitzt.“

Makar richtete sein Glas auf die bezeichnete Loge und erbebt leicht. Wieder das Phantom, das ihn seit seinem Duell verfolgte. Den vollen, mit einem einzigen kostbaren Bracelet geschmückten, weißen Arm auf die samtene Brüstung gelehnt, saß eine Dame im offenen Hermelinpelz von Purpursammet mit weiten griechischen Ärmeln, das schöne, strenge Gesicht der Bühne zugewendet, da. Das Publikum, die Herren, die sie bewunderten, die Frauen, die über sie zischelten, schienen gar nicht für sie zu existiren. Das weiche, üppige Goldhaar lag wie eine Aureole um ihr Haupt.

Es war die Erscheinung aus dem Schloßparke zu Boltin, dieselbe Kazabaita, dasselbe Haar.

„Ich kenne sie nicht,“ sagte Makar leise.

„Eine Fremde ohne Zweifel,“ bemerkte Stasli, „denn ich sehe sie auch zum ersten Male.“

Nach dem nächsten Act begab sich Makar auf die Bühne. Frau Victorini beschäftigte ihn noch immer, er hatte für sie das Interesse des Passes, es zog ihn in ihre Nähe, und als er sie auf der Bühne im Gespräch mit dem Capellmeister und einem Kritiker traf, ignorirte er sie, als sei sie ihm nicht nur fremd, sondern vollkommen gleichgiltig.

Die Sängerin bemerkte ihn sofort, sein Betragen reizte sie. Als er sich dem Vorhange näherte, wo eine Gruppe Ballettänzerinnen sich sichernd und mit den Florstöckchen rauschend umherdrehte, nickte sie ihm freundlich zu, und als er sich begnügte, kalt den Hut zu lüften, fuhr sie fort, ihn mit koketten Blicken zu verfolgen.

Makar blickte durch den Vorhang in den Zuschauerraum. Neben ihm stand der große Tenorist, ein Adonis, der alle hübschen Frauen und Mädchen und womöglich auch nach ihrer Biographie und ihrem Stammbaum kannte. Er fragte ihn nach der einsamen Dame im ersten Rang. Der Sänger legte sein Auge an das schwarze Loch und schüttelte dann den Kopf. „Ist nicht auf meiner Liste,“ murmelte er, „werde sie mir jedoch notiren. Bis morgen sollen Sie alles wissen, Name, Stand, Religion —“

„Die Dame im Hermelin?“ fragte in diesem Augenblick eine helle, lachende Frauenstimme. Makar wandte sich um. Neben ihm stand Laura Victorini und sah ihn mit ihrem lebenswürdigsten Blicke an.

„Was bekomme ich von Ihnen, Strelizki,“ fuhr sie fort, „wenn ich Ihnen den Namen Ihres Ideals nenne?“

„Befehlen Sie.“

„Also einen Besuch.“

Makar verneigte sich kalt.

„Also, das ist eine Amerikanerin, Frau Kate Hargis.“

„Wie?“ Makar blickte wieder durch den Vorhang. „Aber das ist ja nicht möglich.“

„Es ist doch so.“

Die Glocke ertönte, alles floh von der Bühne hinter die Coulissen. Während die Primabonna an Makar vorüberhüpfte, rief sie ihm lachend zu: „Vergessen Sie nicht, was Sie mir schulden.“

Makar kehrte auf seinen Platz zurück, verließ denselben jedoch wieder, lange ehe die Oper zu Ende war, um unten an der Treppe die Studentin zu erwarten. Sein Herz klopfte vor Ungebuld. Endlich fiel der Vorhang zum letzten Male, die Thüren wurden geöffnet, die dunklen Menschenwogen, in denen die Damen in ihren hellen Toiletten wie verstreute Blumen schwammen, strömten herab.

Jetzt nahte sie.

Von weitem schon erhob sich ihr stolzes Haupt über die Menge, leuchtend wie ein Stern, und als sie an ihm vorüberschritt und ihr Blick ihn traf, da waren es wieder dieselben Augen, die ihn auf dem Maskenball aus der schwarzen Sammetlarve heraus so vollständig bezaubert hatten. Sein Herz klopfte. Und jetzt lächelte sie, und dieses Lächeln war kein spöttisches und auch kein böses, sondern ein Lächeln wie Frühlingshauch und Maienglanz, bei dem man den Athem des knospenden Waldes zu hören meint und das Hochzeitslied der gefiederten Sänger.

\*     \*     \*

Am nächsten Tage gab Strelitzki bei Frau Victorini zur Zeit, wo sie im Probesaal trillerte, seine Karte ab. Er war beständig in seinem Haß wie in seiner Liebe.

Seine Gedanken beschäftigten sich nur noch mit der Amerikanerin, und seltsamer Weise stand sie in seiner Phantasie immer zu gleicher Zeit als Engel und Lehrerin vor ihm, der Cherubim mit dem feurigen Schwert als Schulmeister. Ihre strengen blauen Augen schienen ihn zum Fleiße, zur Arbeit zu ermahnen, und so kam es, daß er in den Clubs, im Theater, im Café, bei den bekannten Familien endlich gar nicht mehr zu sehen war, und daß man ihn in seiner eleganten Wohnung zu jeder Tageszeit vergeblich suchte. Vom Morgen bis zum Abend war er in seiner mit Büchern vollgepfropften kleinen Stube, die er das Faß des Diogenes nannte, in Studien vergraben; seine einzige Erholung, welche er täglich mit freudiger Aufregung erwartete, war die Vorlesung im anatomischen Hörsaal.

Hier sah er sie, hier war er ihr nahe, die mehr und mehr sein ganzes Sein gefangen nahm.

Bisher hatte er nie gewagt, das Wort an sie zu richten, obwohl ihm wiederholt dazu Gelegenheit geboten war, dafür hatte ihm der Zufall mehreremals gestattet, ihr kleine Dienste zu erweisen. Einmal kam sie zu spät und konnte, ohne eine Störung hervorzurufen, ihren Platz in der ersten Bank nicht mehr einnehmen. Sie blieb rathlos stehen, da alle Bänke dicht gefüllt waren. Makar, der in der letzten Bank an der Ecke saß, erhob sich rasch

und lud sie mit einer tiefen Verneigung ein, seinen Platz einzunehmen. Ein anderes Mal ließ sie beim Verlassen des Hörsaals ein Hest fallen, das er eilig aufhob und ihr übergab, und wieder ein Mal sprang Strelitzki herbei, als sie den Wagenschlag nicht gleich zu öffnen vermochte, und half ihr einsteigen. Er benahm sich dabei wie ein stummer Sklave des Serails, und auch sie nahm seine Dienste wie eine Sultantin schweigend, mit einem leichten Kopfnicken an, als verstände sich das Alles von selbst.

Als er aber eines Tages nach der Vorlesung die Treppe hinabging und sie sich plötzlich an seiner Seite sah, lächelte sie unwillkürlich, und wie nun unten eine Stockung stattfand und sie beide Schulter an Schulter stehen bleiben mußten, lehrte sie ihm langsam das frische, leuchtende Antlitz zu und sah ihn mit einem mütterlich komischen Wohlwollen an. „Wir sind doch die beiden fleißigsten Zuhörer,“ sagte sie, „nicht wahr?“

Matar nahm den Hut ab. „Ich bin sehr glücklich, mich Ihnen vorstellen zu dürfen,“ sprach er, und eine leichte Röthe überflog sein männliches, sonnenbraunes Gesicht.

„Das ist gar nicht nöthig,“ gab sie schalkhaft zur Antwort, „ich kenne Sie ja so und besser als Sie glauben.“ Als sie auf die Straße kamen, war der Wagen nicht zur Stelle.

„Ich werde sofort einen holen,“ rief Matar.

„Nein, nein,“ versetzte sie rasch, „ich gehe gern zu Fuß, wollen Sie mich begleiten?“

„Es ist mir eine besondere Ehre.“

Matar ging ein paar Schritte neben ihr.

„Aber so geben Sie mir doch den Arm,“ sagte sie mit einem lebenswürdigen Nicken. Strelitzki gehorchte mit dem Eifer eines Verliebten.

„So,“ fuhr sie fort, „und jetzt wollen wir einmal zusammen plaudern.“

Sie gingen unter den Bäumen der Promenade, welche bereits ihr Laub verloren hatten, langsam um die Stadt herum und sprachen von den verschiedensten Gegenständen, ruhig und heiter wie zwei Menschen, die sich lange kennen und sehr gut verstehen.

Seitdem geschah es täglich, daß die schöne Studentin beim Verlassen des Hörsaals an Matar das Wort richtete und dann an seinem Arme eine Promenade um die Stadt machte und zwar bei jedem Wetter, in den schönen, hellen Herbsttagen wie in der folgenden, trostlosen Regenzeit und auch dann noch, als der Winter bereits Stadt und Land in Schnee eingehüllt, Bäume und Häuser mit Eisbiamanten behangen hatte.

„Wir sind die richtigen peripatetischen Philosophen,“ sagte die schöne Frau einmal, als sie im langen, schwarzen Pelz, der sie fast bis zu den Ferseu einhüllte, eine kleine Rosenmütze von dunklem Fell auf dem Kopfe, an Matars Arme dahinschritt und der Schnee unter den hohen Männer-

stiefeln, die sie an den Füßen hatte, kräftig knirschte, „aber ich habe mir endlich doch einen ‚göttlichen Schnupfen‘ geholt. Es wird zu frostig, um im Freien plaudern zu können, und da ich die Disputationen mit Ihnen nicht gerne missen möchte, mache ich Ihnen den Vorschlag, in Zukunft bei mir den Thee zu nehmen und in meinem kleinen, behaglich erwärmten Salon unsere Dialoge fortzusetzen.“

\* \* \*

Schon am nächsten Tage durfte er die schöne Studentin nach Hause begleiten. Die Vorlesungen fanden jetzt schon bei lustig flackernden Gasflammen statt, und als sie die Universität verließen, brannten in den Straßen die Laternen, und alle Schaufenster waren feenhaft erleuchtet. Es war die Zeit der langen Abende, die so trostlos sind, wenn man einsam ist, und so schön, wenn man sie in Gesellschaft einer geliebten Frau zubringt.

Makar betrat mit freudig-klopfendem Herzen an der Seite seiner anmuthigen Gefährtin das kleine, einstöckige Haus, an dessen Pforte er sonst von ihr Abschied genommen hatte. Sie schien es allein zu bewohnen, denn als sie die Klingel zog, ging die Thüre von selbst, gleichsam von unsichtbarer Geisterhand geöffnet, auf, und ebensowenig ließ sich Jemand blicken, als sie zusammen die blumengeschmückte Treppe hinauffstiegen, den mit alten Stichen behängten und mit Teppichen belegten Corridor durchschritten und durch das Vorzimmer, in dem sie ihre Winterhüllen abwarfen, und durch den getäfelten Speisesaal in den kleinen Salon traten, in dessen Kamin eben Feuer gemacht worden war. Die schöne Frau entfernte sich für einige Augenblicke, so daß Makar Muße hatte, beim hellen Schein der eine Gasflamme bergenden rothen Ampel den reizenben, dusterfüllten Raum ein wenig zu mustern. Mitten in demselben stand ein türkischer Divan, aus großen und kleinen Polstern aufgerichtet, über denselben war ein Tigerfell und vor demselben das große Fell eines schwarzen Bären ausgebreitet. In der Ecke war ein niedliches Sopha, vor demselben der gedeckte Tisch. Ein paar Fauteuils vollendeten die Einrichtung. Möbel und Wände waren mit dunkelrothem Damast überzogen, schwere Vorhänge von demselben kostbaren Stoff verhüllten Fenster und Thüren. Auf dem Kamin waren eine Rococouhr und verschiedene allerliebste Figuren und Gruppen aus Meißner Porzellan aufgestellt, und an den Wänden hing ein Duzend anmuthiger niederländischer Genrebilder von Mieris, Mezu und Slingelandt.

Das Holz, das zu brennen begann, knatterte wie fernes Kleingewehrfeuer, der Samowar sang auf dem Tische, und draußen war die winterliche Melodie des Nordwindes mit den fallenden Schneeflocken.

Jetzt rauschte es geheimnißvoll in der Nähe, zuerst ein fließendes Frauengewand, dann die Damastportiere, und dann erschien die blonde Fee dieser Räume in hellgrauer Seidenschleppe und bequemer, blauamntener.

Neußerem weiblich zu bleiben. Ich hasse jene Frauen, welche schreiben oder malen oder studiren und dabei schlecht gekleidet und womöglich ungekämmt und ungemaschen umherlaufen, sie sind es gerade, die das ernste geistige Streben unseres Geschlechtes in Mißcredit bringen. Eine Frau, welche sich der Wissenschaft weihet, hat vor allem die Pflicht, dabei nicht nur zart und keusch zu bleiben, sondern auch geschmackvoll, elegant —

„Und schön?“ fiel Makar ein.

„Ja, auch schön,“ wiederholte die blonde Fee lächelnd.

„Und Sie sind es,“ fuhr Makar fort, „in einer Weise, die etwas Ueberirdisches an sich hat —“

„Schon wieder der Engel,“ unterbrach sie ihn liebenswürdig spottend, „aber kommen Sie, das Wasser kocht.“ Sie stand auf und begann den Thee zu bereiten.

„Sie wollen nicht hören,“ fuhr Makar fort, indem er ihr langsam folgte, „wie sehr ich Sie bewundere, gnädige Frau.“

„Warum so förmlich? Nennen Sie mich einfach Zenobia.“

„Zenobia?“

„Ja. Gefällt Ihnen der Name nicht?“

„Gewiß, und Sie gestatten mir wirklich?“

„Ich wünsche es, ich befehle es Ihnen.“

Makar führte rasch ihre weiße Hand an die Lippen.

Sie setzten sich, Zenobia füllte die Tassen und wartete ihrem Gaste mit den verschiedenen kleinen pikanten Gerichten auf, mit denen der Tisch bedeckt war. Sie aßen, schlürften das warme duftige Getränk und plauderten harmlos und glücklich. Dann bot die Fee Makar eine Cigarre an und zündete sich selbst ein Papiros an.

So war der Anfang zu einem behaglichen Beisammensein gemacht, und die langweiligen Winterabende wurden heiter und — kurz. Zenobia fand offenbar immer mehr Gefallen an dem Umgang mit Strelitzki, denn sie war es, die ihn zuerst aufforderte, mit ihr eine Fahrt im Schlitten zu machen, wobei sie das feurige Ukrainergespann mit ihren schönen Händen kräftig und sicher lenkte, und bald geschah es täglich, daß er mit ihr ausritt oder sie auf den Eisplatz begleitete. Und doch fiel kein Wort zwischen ihnen, das nur den leisesten Verrath an ihren Empfindungen gelibt hätte, aber wenn sich ihre Hände flüchtig berührten, strömte helle Wärme von ihr zu ihm und zurück, und ihre Augen sprachen unverhohlen von den süßen Geheimnissen, die noch verschleiert und halb unbewußt auf dem Grunde ihrer Seele lagen.

\*

\*

\*

Und als sie wieder einmal in dem kleinen Salon, den der rothe Damast, die Ampel und die rothen Rosen, welche Makar gebracht hatte, mit einer Art zartem, leuchtenden Duft füllten, auf dem Tigerfell saßen, das

sagen, daß ich mich während meiner Ehe niemals unglücklich gefühlt habe. Mein Mann war sehr galant und aufmerksam gegen mich, das genügte mir. Nie ist ein Wort des Vorwurfses oder des Widerspruchs zwischen uns gefallen. Wenn mich etwas verstimmte, so war es, daß ich keine Kinder hatte, aber auch diese Empfindung breitete sich nur von Zeit zu Zeit wie ein leichter Schleier über mein freundliches Gesicht.

„In dieser ruhigen verständigen Ehe habe ich etwas Großes und Wichtiges gelernt: Pflichten zu erfüllen und um so mehr, als mein Gemahl im letzten Feldzuge schwer verwundet wurde und an meiner Seite langsam dahinsiechte. Es kamen ein paar schwere Jahre, in denen ich nicht nur jedem Vergnügen, sondern auch fast jeder Beschäftigung mit meinen Freunden, den großen Dichtern und Forschern, entsagen mußte, wo mir die Schönheit verhüllt blieb und die Wahrheit, und doch athmete ich nicht auf, als mein Mann endlich in meinen Armen verschied und meine Thränen auf sein bleiches Antlitz herabfloßen. Ich fühlte mich einsam, und ich hätte viel darum gegeben, wieder einmal sein freundliches Auge auf mich gerichtet zu sehen und seine klangvolle Stimme zu hören.

„Ich war Wittve, aber ich mied die Welt, ich suchte einzuholen, was ich in den letzten Jahren versäumt, ich las und studirte, und mehr als je versenkte ich mich in die geistige Wunderwelt, welche die wahren Genien der Menschheit, die Schöpfer schöner und rührender Gebilde und die Entdecker ewiger Wahrheiten um uns aufgebaut haben. In ihr fand ich mein Glück und in der Natur.

„So hat man mich in der Welt fast vergessen, und ich bemerkte mit einer Art Schadenfreude, wenn ich hier in der Hauptstadt öffentlich erscheine, daß man mich nicht einmal mehr erkennt. Alte Freunde gehen an mir vorüber und staunen mich an wie eine Regersfürstin oder eine Riesendame aus der Marktbude. Ich bin eine Fremde geworden in der alten Heimat, aber ich habe mir dafür eine neue gewonnen, voll Sonnenlicht und Vögelnsang, ein unermesslich Reich ist mir unterthan, in dem nur mein Wille gilt und mein Geschmack. Ich lebe gleichsam abseits dieses Planeten, auf einem glücklichen Stern, für mich allein.

„Arbeit und Forschung sind die beiden Pole des Daseins, Wahrheit und Schönheit des unruhvollen Erdenpilgers Sonne und Mond.

„So bringe ich denn die warme Jahreszeit auf meinen Gütern zu, wo ich pflüge, säe und pflanze, und den Winter in irgend einer großen Stadt, wo ich den Lehren der Wissenschaft lausche, die Gallerien, die Museen, die Theater besuche, studire, lese, male und ab und zu meinen Beethoven spiele, denn zu viel Musik halte ich für ungesund, es ist die Kunst, die am meisten unser Gemüth und unseren Charakter verweichlicht und unseren Geist in die unheimliche Sphäre des Unbewußten und des Wesenlosen führt.“

Als Zenobia geendet hatte, herrschte einige Zeit Stille in dem präch-

tigen behaglichen Gemach, man hörte nur den gleichmäßigen Schlag der Uhr, das Summen des Kaminfeuers und das leise Knistern der hermelingefüllerten Seide um die üppig schlanken Glieder der schönen, goldblonden Zauberin.

„Und Sie sind also keine Amerikanerin?“

„Nein.“

„Man sagte mir doch —“

„O! Sie glauben noch, was die Welt sagt, Sie armes, thörichtes Menschenkind.“

„Wer sind Sie also, Zenobia, eine Fee? ein Engel oder ein Teufel?“

„Wissen Sie es noch immer nicht?“ gab sie ihm mit einem holdseligen Lächeln zur Antwort, „ich bin eine Frau, die Ihnen von Herzen gut ist, die Sie achten und schätzen gelernt hat, Ihr treuer Kamerad —“

„Die Maske vom Opernball,“ fiel Matar begeistert ein, „die Dame im Purpurpelz aus dem Schloßparke zu Bolkín, mein guter Engel — in dem Häuschen der Förstersfrau —“

Zenobia lächelte; Matar aber suchte und fand ihre herrliche Hand in dem weichen Versteck ihres Hermelinpelzes und bedeckte dieselbe mit leidenschaftlichen Küssen.

„Genug, genug,“ sagte endlich Zenobia, noch immer lächelnd, „gehen Sie jetzt, gehen Sie.“

\*     \*     \*

Indeß drohte das eitle Herz der schönen Sängerin tropfenweise zu verbluten. Sie ertrug es, Matar verloren zu haben, was ihr aber unerträglich schien, war seine Kälte, die schändliche Gleichgültigkeit, mit der er sie, das Theater, ja sogar die Gesellschaft ihrer Freunde mied.

Und was noch schlimmer war, die Depteren begannen sie zur Zielscheibe ihres Spottes zu machen; besonders Valentin Brobikí, der sich seit dem Duell mit Strelizki als der Löwe der Residenz, der Matador der gesammten jeunesse dorée fühlte. Als er wieder einmal Frau Victorini in ihrem Boudoir gegenüberfaß und sie mit seinem dicken, rothen Gesicht durch das runde Glas, das er im Auge trug, unverschämt angrinste, zeigte sie ihm ohne weiteres die Zunge. Es war ein Moment muthwilligen Selbstvergessens, in dem die üppig schöne Frau durchaus nicht häßlich erschien, eine Bewegung, so rasch und niedlich wie das Bischen einer Schlange.

„Ich weiß ganz gut, was Sie mit Ihrem albernen Lächeln sagen wollen,“ rief sie dann, ihn mit den dunklen Augen anblickend, „aber Sie irren sich ganz und gar.“

„Ich bin deshalb doch überzeugt, daß Sie noch immer ein Faible für diesen Strelizki haben.“

„Ich?“ Die Sängerin zog mit der Behandigkeit eines Panthers den kleinen Sammetpantoffel vom Fue und gab Valentin einen Schlag, der wie eine Fliegenklappe durch das Zimmer klatschte, „ich verliebt? in Makar ebensowenig wie in Sie! was die Männer doch für Unsinn im Kopfe haben, wenn sie sich dem Muiggange ergeben. Gehen Sie doch lieber mit Makar in die Hörsäle und lernen Sie was. Ich verliebt! Sie sind auf ihn eifersüchtig, das ist es, aber ich bin in ihn nicht verliebt. Mein Herz ist frei wie eine trillernde Lerche, aber ich will ihn haben, und hab' ich ihn, dann —“ Sie zog langsam den Pantoffel wieder an und trat dann kräftig auf den Kopf des Wären, dessen Fell unter ihren Fu gereitet war.

Noch denselben Nachmittag geschah es, da Makar, als er in seiner Studirstube in die Oden des Horaz vertieft daset, durch den hellen, sat spöttischen Ton der Glocke gestört wurde. Als er erstaunt aufstand und öffnete, stand eine dicht verhüllte und verschleierte Dame vor der Thür, welche blickschnell wie eine Racerte hineinschlufte und dann laut lachend zwischen seinen Bucherschranken und Instrumenten auf und ab ging.

„Sie hier, Laura,“ begann Makar, ein wenig erbleichend, „was suchen Sie bei mir?“

Es war in der That Frau Victorini in ihrer ganzen dämonischen Macht, mit ihrem längst entwohnten zaubertollen Wesen, es war ihre maig groe, üppige Gestalt, die sich sündhaft schön in den Huften wiegte, ihr rundes Gesicht mit dem sammtenen Teint, den vollen eigensinnigen Lippen und dem verschmizten Stumpfnaschen, es war ihr schwarzes Manadenhaar, es waren ihre Augen, die ein witziger Verehrer, auf zwei bekannte Bilder anspielend, eine Nacht in Venedig und eine Nacht in Neapel genannt hatte. Sie trug einen Membrandthut mit rother Feder, und über all dem anmuthigen Tand und blinkenden Mammon, der an ihr flatterte und kirrte, einen langen schwarzen Sammetpelz.

Sie gab Makar keine Antwort, sondern begann in seinem gelehrten Hausrath umherzustobern, zu sichern und ihre Sachen abzuwerfen, zuerst den Muff, dann die Handschuhe, den Schleier, den Hut. Makar bemerkte an ihr eine sonderbare Unruhe, aber auch er fühlte ein gewisses sues Wangen, das Wesen ihrer Zaubersphare. Plötzlich setzte sie sich in seinen Ledersstuhl und sah ihn spahaft an.

„Warum ich hier bin?“ fragte sie kampflustig, aber mit vibrierender Stimme, „um Sie in Ketten mit mir fortzuführen. Valentin langweilt mich, ich brauche Sie, und — Sie wissen, wenn ich mir etwas in den Kopf gesetzt habe, dann hindert mich weder Gott noch Teufel.“

„Ich verstehe Sie nicht, Laura,“ erwiderte Makar frostig, „und ich glaube, da Sie mich noch weniger verstehen.“

„Ich gebe mir auch gar keine Mue, auf Ihre Grillen einzugehen,“ antwortete sie heiter, „ich will Sie nur wieder in mich verliebt machen,



das ist Alles.“ Sie stand auf und ging eine Weile schweigend hin und her, umloft von den spielenden Lichtern des Sammetz; dann begann sie vor sich hin zu pfeifen. Es war der Pfiff des Vogelstellers.

„Ich bitte — wenn Sie mir etwas zu sagen haben,“ begann jetzt Matar, welcher der schmälen Situation ein Ende machen wollte.

„Was wollen Sie?“ antwortete sie, noch immer ironisch, „ich habe nun einmal diese Schwäche für Sie, ich habe Sie unbedacht aus meinem Käfig entlassen, und sehe jetzt, daß ich Ihr brennendes Herz nicht so leicht entbehren kann, als ich dachte.“ Und indem sie die weichen Arme zärtlich um ihn legte, kamen ihre Lippen den seinen so nahe, daß er ihren warmen Athem fühlte. „Sie wollen mich hassen, aber Sie lieben mich noch, ich weiß, ich fühle es.“

Matar machte sich sanft von ihr los. Ihre Liebenswürdigkeit machte ihm denselben Eindruck wie das Rosen einer Mutter, die ihr ungehorsames Kind mit einem Bonbon an sich lockt und dabei grausam listig auf ihrem Rücken die Ruthe versteckt.

„Sie zwingen mich, ungalant zu werden, schöne Frau,“ sprach Strelitzki trocken.

„Sie thun, als wäre ich Ihnen gleichgültig,“ rief sie, „aber das glaube ich Ihnen ja nicht!“

„Welche Verblendung!“

„Haben Sie mich geliebt, Matar, ja oder nein?“

„Ja.“

„Dann lieben Sie mich noch.“

„Sie vergessen, was dazwischen liegt, Ihr Verrath, mein Duell, die Wochen, wo ich mit dem Tode rang, und wo es Ihnen nicht einfiel, auch nur einmal nach dem zu Ihrem Vergnügen sterbenden Gladiator zu fragen —“

„Matar, das ist nicht wahr.“ rief Frau Victorini mit stolzer Energie, sie war mit einem Male eine ganz Andere, dunkle Gluth und tiefe Blässe wechselten auf ihrem Gesichte, und ihre Augen strahlten in ungewöhnlichem Feuer; „ich war bei Ihnen, als Sie verwundet lagen, ich lüge nicht.“

„Sie waren der Dämon?“

„Ja,“ erwiderte sie rasch, „ich war der Dämon, der den schwarzen Fluthen entstieg, hier sind sie wieder, sie umrauschen Sie, wehren Sie sich dagegen, wenn Sie können.“

Während sie dies sprach, hatte sie mit ein paar sündhaft schönen Bewegungen ihr Haar gelöst und ihren Pelz auseinander geschlagen, die schwarzen Locken rollten ihr auf die Schultern und dann den Rücken hinunter, und die dunkeln Felle schautelten leise und schimmernd wie nächtliche Meereswogen um ihre Amazonenbrust. Sie war in diesem Augenblicke hinreißend, sie hatte einen Zug von Größe, von echter Leidenschaft, ja etwas

Elementarisches an sich und zu gleicher Zeit einen schwermüthigen Reiz, die langen Wimpern warfen einen magischen Schatten über den Phosphorglanz ihrer Augen und um ihre üppigen Lippen zuckte ein tiefes Weh.

Makar war bewegt und hingertissen, einen Augenblick stand sie wieder gleich einem Idol vor ihm. Sie sah die Wirkung, die sie übte und triumphirte zu früh. Ein schadenfrohes Lächeln spielte um ihren rothen Mund, da zerriß die magische Herzensschlinge, die sie leise um ihn gelegt hatte.

„Sie sind schön, Laura,“ sprach er in ruhigem festen Ton, „und haben ein Recht, von Jenen, die Ihnen nahen, Anbetung zu verlangen, ich aber habe den Wunsch, Ihnen ferne zu bleiben, wenn ich auch seit heute den Glauben gewonnen habe, daß Sie nicht gefühllos sind, daß Sie mindestens des Mitleids fähig sind.“

„Sie mögen mich fliehen, wie Sie wollen,“ erwiderte Frau Victorini. „Sie gehören doch mir, und ich werde Sie eines Tages einfangen wie einen entlaufenen Sklaven und Rache nehmen.“

„Täuschen Sie sich nicht,“ sprach Makar, „ich habe zwei weibliche Ideale, die sich gleichen wie Licht und Finsterniß, das eine ein dunkles, quälendes und entzündendes Räthsel, das andere klar und milde, in lichter Hoheit wie ein gütiger Stern. Das erste haben Sie mir verwirklicht, und ich leugne nicht, Laura, daß Sie mir ebenso freigebig süße Wonnen als brennende Höllepein gespendet haben. Doch das ist vorüber, und mich tröstet das heilige Licht meines zweiten schöneren Ideals, das zwar nur aus weiter Ferne, aber freundlich und segensbringend meinen Lebenspfad erhellt.“

Frau Victorini zuckte die Achseln. Sie war jetzt wieder vollkommen ruhig. Ohne Makar eines Blickes zu würdigen, warf sie ihren Pelz ab und begann langsam ihre Haare aufzustecken. Lange kam kein Laut über ihre Lippen, dann rief sie plötzlich:

„Aber das ist ja Alles lächerlich, deshalb giebt man eine Frau, giebt man mich nicht auf. Sie sind einfach verliebt.“

„Einbildungen!“

„Sie sind verliebt, Makar, soll ich Ihnen sagen, in wen?“

„Sie irren sich.“

„Ich irre mich nicht, Sie lieben Frau Kate Hargis oder besser gesagt — die Gräfin Zenobia Boltin.“

„Wie?“

„O, ich kenne alle Ihre Geheimnisse,“ fuhr die Sängerin fort, während sie ihren Hut aufsetzte, „die schöne Gräfin war es, die Sie damals im Walde fand, sie hat Sie in dem Fürsterhaus zu Rawka gepflegt, und bei ihr verträumen Sie jetzt Ihre Abende.“

„Sie wissen mehr als ich,“ sagte Makar.

„Geben Sie sich doch keine Mühe, mich zu täuschen,“ rief Frau

Victorini mit einer Lustigkeit, die unheimlich war, „helfen Sie mir lieber in meinen Pelz.“

Makar gehorchte, und sie fuhr mit einem höhniſchen Blick auf ihn raſch in die weichen, löſlichen Felle.

„Du darfeſt werben um zwei Königinnen,  
Ein zärtlich liebend Herz haſt Du verſchmäht“

declamirte ſie mit komiſchem Pathos, und verließ ihn dann mit einem Lachen, das grell und häßlich durch das kleine Haus klang.

\* \* \*

Am nächſten Abend ſang Frau Victorini die Lucrezia Borgia. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß Zenobia und Makar im Theater waren. Schon ihr Anblick reizte die Sängerin, aber ihre Aufregung ſteigerte ſich biß zur blinden Wuth, als ſie vor Beginn des zweiten Actes durch den Vorhang in das Publikum blickte und Makar an der Seite Zenobias in der Loge der Letzteren entdeckte. Das war doch mehr, als ihr eitles, ſonſt ſo ſiegesgewiſſes Herz ertragen konnte. Ganz im Geiſte ihrer Rolle ſchritt ſie auf der Bühne auf und ab, von der blutigrothen Hermelinrobe drohend umrauſcht, als Herr von Staſki ihr mit einem Bouquet nahte.

Sie hörte kaum die geiſtloſen Complimente, die er ihr machte, ſie war nur von einem Gedanken erfüllt, haſtig faßte ſie ihn beim Arm und zog ihn in das vertrauliche Dunkel einer Couliſſe.

„Herr von Staſki,“ begann ſie mit fiebernden Lippen, „Sie ſagen mir täglich, daß Sie mich anbeten; wenn Sie mich wirklich lieben, dann fordern Sie dieſen Strelitzki und tödten Sie ihn.“

„Was haben Sie denn noch mit ihm?“ erwiderte Staſki erſtaunt, „ich dachte, das wäre vorbei.“

„Ich haſſe ihn.“ Sie begann das Bouquet zu zerpflücken und warf die duftigen Blumenblätter zur Erde. „So lange er lebt, kann ich nicht glücklich ſein, er vergiftet mein Herz. Tödten Sie ihn, und ich gehöre Ihnen.“

Herr von Staſki ſah die ſchöne Borgia einen Augenblick ſtarr an, dann verneigte er ſich. „Befehlen Sie über mich.“

Frau Victorini holte tief Athem, ſie fühlte ſich befreit, erlöſt. „Ich danke Ihnen,“ ſprach ſie, ihrem Verehrer die Hand reichend, „und jezt werde ich die Lucrezia ſingen, daß die Welt darüber ſtaunen ſoll.“

Sie hielt Wort. Das war die echte Tochter des Papſtes Alexander, die rothhaarige Liebesgöttin mit dem Lilienleib, die ſchöne Giftſchlange von Ferrara, welche jezt mit wilber Majestät auf die Bühne trat und von ihrem Gemahl die Beſtrafung des jungen Frevlers forderte, der ſie unerhört herausgefordert und beleidigt hatte. Das Publikum hielt den Athem an

wie ein einziger Mann. Ihre Stimme ergriff die Seelen der Zuhörer wie mit feurigen Bangen, und von Scene zu Scene, bis zu dem schrecklichen Ausgang steigerte sich ihre Kraft, ihre Kunst, ihr Erfolg.

Es war ein vollständiger Triumph.

„Ich begreife,“ sagte Zenobia, als sie an Matar's Arm die Treppe hinabstieg, „daß man dieses Weib liebt, wenn man einmal in seinen Zauberkreis gerathen ist, aber ich glaube auch, daß der muttigste Mann unter ihren Küssen etwas wie Furcht empfinden muß.“

In diesem Augenblick setzte Herr von Stasli, der mit Brobizki in der Nähe stand, sein rundes Glas in das linke Auge und fixirte Zenobia.

„Eine Amerikanerin,“ sprach er so laut, daß Matar es hören mußte, „und ohne Zweifel auch eine Abenteurerin.“

Zenobia lächelte verächtlich, aber Matar, dessen Wangen zornig flammten, ließ ihren Arm los und gab Stasli einen Schlag in's Gesicht. Er hätte ihn auf der Stelle erwürgt, wenn nicht Brobizki und Andere dazwischen getreten wären und Stasli in Sicherheit gebracht hätten.

„Ein neues Duell,“ sagte Zenobia, als Matar sie hierauf zu ihrem Wagen begleitete, „und um mich, aber Matar, Sie dürfen ihr Leben nicht um eines solchen Weiden willen in Gefahr bringen. Ich möchte darauf schwören, daß diese schöne Lucrezia Borgia hier ihre Hand im Spiele hat.“

„Mag sein,“ erwiderte Matar heiter, „aber das ist nur ein Grund mehr, diesen traurigen Ritter zu züchtigen.“ Er küßte Zenobias Hand und kehrte in das Theater zurück. Dort, in den Corridoren, wurde noch in derselben Stunde das Duell verabredet und der Wald von Kawka zum Ort des Rendezvous erwählt.

\* \* \*

Der Wald lag im rothigen Morgenlicht, die Sonne schien hell und warm auf die grünen Wipfel, den zwischen den röthlichen Stämmen webenden Nebel und den Schnee, der die Erde bedeckte. Ein Schlitten aus weißem Holze, mit Gold verziert, flog durch die dunklen Tannen, einer Taube gleich, die vor dem Geier flieht. Die feurigen schwarzen Pferde schnaubten, und noch immer trieb sie die schöne Frau, welche, in dunkle Felle geschmiegt, die Zügel führte, mit der Peitsche vorwärts.

Und dennoch kam sie zu spät.

Ein Schuß fiel, ein zweiter, und als sie auf der Waldblöße hielt und aus dem Schlitten sprang, war der Arzt bereits damit beschäftigt, die Kugel herauszuziehen, welche Matar in den rechten Arm bekommen hatte.

„Da sind wir wieder auf demselben Punkte,“ sprach Zenobia, indem sie mit einem herzlichen Blick die Hand auf Matar's Schulter legte.

„Diesmal ist es nicht so ernst,“ antwortete der Vermundete lächelnd, „aber ich habe einmal kein Glück im Duell.“

„Nun, sind Sie jetzt mit mir zufrieden?“ fragte sie und ließ sich nahe bei ihm auf dem Diban nieder.

„Nicht so ganz,“ entgegnete Makar lächelnd.

„Ei! Ei!“

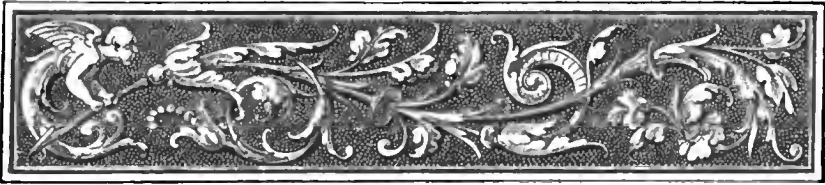
„Sie waren mein guter Engel, mein holber Stern, der mir den Weg zum Glück gezeigt hat, aber das ist nicht genug.“

„Was wollen Sie noch, mein Freund?“ Die Gräfin erröthete und spielte verlegen mit den zarten weißen Härchen ihrer Pelzjacke.

„Was ich will?“ Makar nahm sie bei den Händen und blickte ihr treuherzig in das Gesicht, „wenn Sie es nicht wissen, nicht fühlen, dann —“

„Ich weiß Alles,“ rief Zenobia, „denn ich liebe Sie, Makar, seit jener Stunde, wo ich Sie im Walde von Zolzin in Ihrem Blute fand, und so wie ich Sie jetzt halte, für immer, so nehmen Sie mich hin.“ Sie schloß ihn mit einer raschen, herrlichen Bewegung an ihre Brust, und seine Lippen suchten und fanden die ihren.





## Ferdinand von Lesseps.

Von

F. Keller-Teuzinger.

— Stuttgart. —

**D**ie zweite Hälfte unseres Jahrhunderts wird von kommenden Geschlechtern, deren Blick, ungetrübt durch brennende Zeitfragen, das Ganze unserer culturgeschichtlichen Entwidlung überschauen und zusammenfassen kann (etwa so wie uns bei der Betrachtung einer Reliefkarte die Gebirgszüge und Flußläufe klarer zum Verständnisse kommen, als wenn wir selbst mitten in einem der Thaleinschnitte stünden) als eine Zeit des gewaltigsten Aufschwunges in Bezug auf Weltverkehr und Welthandel charakterisirt werden.

Die Erfindung und erstmalige Einführung von Eisenbahnen, Dampfern und elektrischen Telegraphen ist allerdings schon älteren Datums, doch war eine gewisse Zeit der Reife nothwendig, um deren Verwerthung für Handel und Verkehr zu einer so ausgiebigen zu machen, deren weitreichenden, alle Verhältnisse umgestaltenden Nutzen praktisch darzulegen, und auf derart gewonnener Basis zu größeren, bis dahin für unerhört gehaltenen Entwürfen zu schreiten.

Eiserne Schienenstränge durchauern heute zwei- und dreifach die Continente von Ocean zu Ocean, gewaltige Dampfer durchpflügen mit oder ohne staatliche Subvention unsere eigenen Nordmeere wie die fernste Südsee, und diese ganze, im Laufe weniger Jahrzehnte eingetretene Ummwälzung war schließlich so weit vorgeschritten, daß sie, ohne die Einführung durchaus neuer Motoren wenigstens, wesentliche Verbesserungen nicht mehr zuzulassen schien.

Aber der auf weitere materielle Fortschritte erpichte Geist unserer Zeit

beruhigte sich dabei nicht; die mit Windeseile durchflogenen Entfernungen sollten in sich selbst gekürzt, dem Weltverkehr ganz neue Bahnen gewiesen werden — und Ferdinand von Lesseps machte sich zu dessen Sprecher.

Vasco da Gamas kühne Fahrten hatten dem Abendlande den Weg um das „Cap der Stürme“, wie es ursprünglich genannt wurde, gezeigt und damit dem Caravanenhandel von Indien und Centralasien nach dem Mittelmeere (der Grundlage von Venedigs und Genuas Reichthum und Größe) ein Ende gemacht.

Nabezu vier Jahrhunderte lang umsegelten die Schiffe der Portugiesen, Spanier, Holländer, Engländer, Deutschen und Franzosen, der neuen Weltung froh, Afrikas Südspitze, um nach Indien zu gelangen.

Die Schätze der neueröffneten, zum Theil erst neuentdeckten Länder waren so groß, der verheißene und tausendfach realisirte Gewinn ein so enormer, daß man die lange und gefährliche Fahrt nicht scheute, ja es schienen sogar die damit verbundenen Abenteuer einen dem des Hazardspieles ähnlichen Reiz auf die damalige Welt auszuüben.

Indessen hatte England in Indien ein ungeheueres Colonialreich gegründet, die Inselbesitzungen anderer europäischer Völker, der Holländer in erster Linie, hatten unter einer von gesundem Egoismus geleiteten Verwaltung eine höhere und stets wachsende Bedeutung erlangt, eine neue Ära hatte begonnen und statt der unbehüllichen, von Wind und Wetter abhängigen Segelschiffe durchfurchten schnelle Dampfer die Meere.

Damit war auch der Zeitpunkt gekommen, um ein uraltes, mehrfach gefaßtes, aber stets wieder aufgegebenes oder wenigstens nur unvollständig realisirtes Project, das der Durchstichung der Landenge von Suez, aufs Neue hervor zu holen und zwar diesmal mit besserer Aussicht auf Erfolg, als früher.

Ramses II. schon hatte, 13 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, begonnen, dort einen Canal zu graben, den seine Nachfolger vollendeten und die Ptolomäer schließlich erweiterten und verbesserten. Aber es war keine directe Verbindung zwischen den beiden Meeren, sondern der östliche, pelusinische Nilarm war in der Gegend des heutigen Bagazig, der alten Bubastis, theilweise gefaßt und in die Seen der Landenge geleitet worden, von wo aus, da das rothe Meer sich zu jener Zeit weiter nach Norden erstreckte, die Salzfluth leicht zu erreichen war.

Der Vater der Geschichte, Herodot, hat diesen Canal gesehen und es ist kein Zweifel, daß damals und später noch egyptische Flotten aus dem Nil in's rothe Meer gelangten.

Aber der Islam brach herein und unter seiner Herrschaft mußten die letzten Reste alter Cultur verdorren: der Canal verfiel, obgleich der eine oder andere jener Gewaltthaber sich mit dem Gedanken getragen haben soll,

ihn direct zum Mittelmeer zu führen, und schließlich wurde er sogar theilweise verschüttet.

Nach vielhundertjähriger Pause brachte der kühne, schließlich aber mißglückte Zug des corsischen Eroberers den Canal aufs Neue wieder in den Vordergrund. Unter tausend Schwierigkeiten, wobei die wiederholten Angriffe wilder Mameluckenchaaren noch nicht einmal das Schlimmste waren, mußten seine mehrfach vom Tode des Verdurstens bedrohten Ingenieure ein Nivellement der Landenge aufnehmen.

Kein Wunder, daß dasselbe höchst mangelhaft ausfiel, indem nach mehrjähriger Arbeit ein Höhenunterschied von nahezu 10 Metern zwischen dem rothen und dem Mittelmeer herausgerechnet wurde!

Daß damit ein fundamentales Gesetz der Hydrostatik über den Haufen geworfen wurde, hätte diese Herren billigerweise stutzig machen sollen; — es wurde aber damals so viel Anderes noch zu Boden getreten, daß es auf ein Mehr oder Weniger, und wäre es auch ein Widerspruch mit Naturgesetzen gewesen, nicht ankam.

Zu einer Wiederaufnahme und Correctur der Vermessung hätte übrigens die nöthige Zeit gemangelt und von einer gründlichen Bearbeitung oder gar Ausführung des Canalproject's konnte überhaupt keine Rede sein, selbst wenn man, Dank jener irrthümlichen Hinaufschraubung des rothen Meeres, nicht hätte befürchten müssen, mit der Durchstechung der hohen Sandschwellen des Isthmus das niedrig gelegene Delta unter Wasser zu setzen.

So ruhte also, abgesehen von einigen nur in Fachkreisen gelesenen Schriften polemischen Charakters, die Sache aufs Neue und wie es schien auf immer, als im Jahre 1831 ein junger französischer Diplomat an Bord eines von Marseille kommenden Dampfers auf der Rhede von Alexandrien eine Quarantäne durchzumachen hatte. Er erbat sich, um die Langeweile zu vertreiben, von einem seiner am Lande befindlichen Collegen einige Bücher, die er auch erhielt. — Unter denselben befand sich der Bericht Lepères, des seiner Zeit auf Befehl Bonapartes mit der Vermessung des Isthmus beauftragten Ingenieurs. —

Das Schicksal des Einzelnen, wie das von Völkern, hängt oft von Zufällen ab!

Der Suezcanal wäre ohne Zweifel einmal gegraben und eröffnet worden, ob aber in unserer Zeit und durch Ferdinand von Lesseps, wenn der Dampfer „Diogenes“ in Alexandrien keine Quarantäne durchzumachen gehabt und der französische Consul Lepères Wert nicht an Bord geschickt hätte, — ist eine andere Frage.

Der 26jährige Diplomat, der in Vissabon, in Tunis, in Alexandrien selbst seine Spuren verdient hatte, begeistert sich für den großartigen Gedanken und wenn er auch jetzt noch nicht an dessen Verwirklichung denken kann, so begleitet er ihn doch auf all' seinen Fahrten, um so mehr, da seine amtliche Stellung ihn des öfteren noch an die Ufer jenes Mittelmeeres führte,



das, Dank seiner Ausbauer, seinem diplomatischen und administrativen Geschick, Dank seinem Genius, seine Wasser einst mit denen des rothen Meeres vermischen sollte. —

Ferdinand de Lesseps ist am 10. November 1805 in Versailles geboren. Sein Vater Mathieu de Lesseps, von alter, aber erst unter Ludwig XV. in den Adelsstand erhobener Familie, starb in Tunis als französischer Geschäftsträger am Hofe des Bey und auch Ferdinand war für die Carrière des Diplomaten bestimmt.

Der begabte junge Mann war schon mit 20 Jahren in Bissabon, später in Tunis und kommt im Jahre 1829 zum ersten Male nach Alexandrien, um wenige Jahre später als Consul dorthin versetzt zu werden.

Im Jahre 1835 wüthet dort die Pest und ein großer Theil der europäischen Bevölkerung verläßt den tobbringenden Ort.

Lesseps aber hält aus und verwandelt das Consulatsgebäude in ein Spital, in dem er selbst den Dienst besorgt.

Während sieben Jahren verweilt er nun in Egypten, vermählt sich auch in dieser Zeit mit Fräulein Delamalle, die ihm zwei Söhne schenkt, Charles und Victor, um dann späterhin als französischer Consul nach Malaga überzusiedeln, von woher seine Mutter stammte.

Seine Züge erinnern übrigens auch lebhaft an jenen südspanischen Typus: die starke Nase, die wohlgeformte Stirn und vor Allem die buschigen Brauen über den klug und freundlich blickenden Augen.

Im Jahre 1842 wird er nach Barcelona versetzt, jener wichtigsten Handelsstadt Spaniens, die in Bezug auf Ausdehnung mit der Hauptstadt rivalisirt und sie an Leben und Bewegung übertrifft.

Aber es war gerade eine böse Zeit. Gspartero lag mit seiner Flotte im Hafen und bombardirte die Stadt.

Da hißt Consul Lesseps die Tricolore seines Landes und giebt jedem der da kommt, Spanier wie Franzosen, Schutz und Zuflucht.

Doch wird er später nach Paris berufen, da man seiner politischen Gesinnung nicht ganz sicher zu sein glaubt; Lamartine aber versetzt ihn bald darauf nach Madrid.

Von dort wird er bei Ausbruch der römischen Revolution nach der ewigen Stadt gesandt; äußerlich allerdings mit einer höchst ehrenvollen Mission, im Grunde genommen aber als ein Strohmann, über dessen Kopf hinaus Louis Napoleon die Fäden der politischen Intrigue in ganz anderer Weise zu spinnen gedachte, als es in der bezüglichen amtlichen Instruction zu lesen war.

General Dudinot kannte ohne Zweifel die Gedanken und Absichten der leitenden Persönlichkeit in Paris viel besser, als der „außerordentliche Bevollmächtigte und Minister“ und handelte auch darnach.

Nicht die Oesterreicher sollten, wie es geheißen, von Rom ferngehalten, sondern die Italiener daraus hinausgeworfen werden. — Es kommt zu

scharfen Auseinandersetzungen zwischen Schwert und Feder, Lesseps wird zurückberufen und Rom bombardirt!

Als er sein Benehmen vor dem Staatsrathe zu rechtfertigen sucht und gegen ein derartiges Verfahren protestirt, wird er einfach aus dem Dienste entlassen.

Er zieht sich nun von Allem zurück und lebt während 4 Jahren seinen Erinnerungen und Studien, unter denen diejenigen über die Durchstechung der Landenge von Suez nicht die letzten sind.

Mehr und mehr reift der Entschluß in ihm heran, sich trotz seiner 50 Jahre der Riesenaufgabe zu widmen, und am 15. November 1854 sehen wir ihn beim damaligen Vice-König von Egypten, Mohamed Said, dem er eine Denkschrift über den Canal unterbreitet.

Mohamed Said nahm die Idee mit Enthusiasmus auf; die erste Concession wurde ausgefertigt und die „Compagnie universelle du Canal maritime de Suez“ konnte sich constituiren.

Nach dieser, bei aller Kürze so folgenschweren Acte sollte der neuen Compagnie die Benutzung des auszuführenden Canals auf 99 Jahre garantirt und das dazu nöthige Terrain, soweit es Staats Eigenthum war, unentgeltlich überlassen werden. Dafür sollte die ägyptische Regierung 15% des erhofften Reinertrages erhalten, 10% sollten den Begründern des Unternehmens zufallen, 3% den Verwaltungsräthen und 2% einem Pensions- und Unterstützungsfonds, so daß für die Actionäre 70% verblieben.

Es war ein denkwürdiger Augenblick, als jenes Document unterzeichnet wurde, denn von dem Tage an gehörte Egypten nicht mehr ausschließlich den Egyptern, und da es wohl keinem Zweifel unterworfen ist, daß die heutigen, nahezu anarchischen Zustände des unglücklichen Landes eine Folge der europäischen Invasion, der friedlichen wie kriegerischen, sind, so wird und muß ein patriotischer Sohn des alten Pharaonenreiches, wie überhaupt jeder Moslim, jenen Tag schwarz anstreichen.

Noch aber fehlt die Sanction von Seiten der hohen Pforte. Lesseps eilt nach Konstantinopel und kehrt mit einem Schreiben des Großveziers an den Khebidive zurück, wonach der Letztere autorisirt wird, die Compagnie gewähren zu lassen.

Hätten die Leiter der englischen Politik damals schon eine dem Project feindselige Haltung angenommen, so wäre es wahrscheinlich überaus schwierig gewesen, die Zustimmung des wegen gewisser ägyptischer Unabhängigkeitsgelüste an und für sich schon wenig geneigten Sultans zu erlangen; zum Glück für Lesseps und sein Werk mochten sie das Letztere aber für etwas so Chimärisches halten, daß eine ernsthafte Opposition dagegen überflüssig schien, und ließen vorerst den Sachen ihren Lauf. Das sollte sich freilich bald ändern!

Raum hatte Lesseps in Paris eine internationale, wissenschaftliche

Commission zusammengebracht und deren Hauptvertreter nach Egypten übergeführt, wo sie vom Khedive mit fürstlichen Ehren empfangen wurden, so begann Lord Palmerston die Ausführung des Canals mit allen Mitteln zu hintertreiben.

Die Commission mochte den auf neue und gründliche Vermessungen\*) basirten, 1855 beendeten Entwurf der Ingenieure Linnant Bey und Rougel Bey nach eingehender Prüfung an Ort und Stelle billigen oder nicht, — — der Leiter der englischen Politik wollte nichts wissen von dem Canal und Allem, was damit zusammenhing.

Er mochte erkannt haben, daß mit dem großen Werk eine neue Aera für Handel und Verkehr zu beginnen habe, in der England alle seine Kräfte werde anstrengen müssen, um mit jüngeren Concurrenten gleichen Schritt zu halten und seine Herrschaft über die Meere zu wahren; er mochte herausfühlen, daß, wenn auch England selbst für die Beherrschung seines indischen Reiches die größten Vortheile aus dem Canale ziehen dürfte, andere Völker gleichfalls an der Ausbeutung von dessen Schätzen in vermehrtem Maße theilnehmen müßten, und die noch lange nicht assimilirte „Colonie“ überhaupt in einer Weise in den Vordergrund gerückt werden würde, die für dessen dermaligen Herrn früher oder später Sorgen und Verlegenheiten herbeizuführen geeignet war. Etwas anderes wäre es gewesen, wenn der neue Canal auf englischem Grund und Boden belegen gewesen wäre und man an dessen Mündungen ein anderes Malta und ein zweites Gibraltar hätte errichten können!

Da es jedoch nach Allem unmöglich schien, den Canal für England und englische Interessen allein in Beschlag zu nehmen, da derselbe nun einmal international geplant war und es auch fernerhin bleiben mußte, so sollte er lieber gar nicht zur Ausführung kommen.

Freilich schien es nicht wohl thunlich, derartige Grundsätze der ganzen gebildeten Welt gegenüber, die das projectirte Werk, für dessen Popularisirung der unermüdbliche Veffers durch öffentliche Vorträge und Flugschriften schon gesorgt, freudig begrüßt hatte, offen darzulegen, und so wurde zu einem System von kleinlichen Ränken gegriffen, die dem englischen Löwen keineswegs zur Ehre gereichten und sich schließlich doch als erfolglos erwiesen.

---

\*) Diese Vermessungen hatten unter Anderem auch den Höhenunterschied der beiden Meere definitiv richtig gestellt. — Derselbe bewegt sich innerhalb ziemlich enger Grenzen, die der Hauptsache nach durch die Fluthhöhe im rothen Meere gesteckt sind, und bis zu 2 Meter betragen können. Als eine, wenn auch sehr lang gestreckte Bucht des indischen Oceans, dem es auch seiner Thier- und Pflanzenwelt nach angehört, participirt das rothe Meer direct an der mächtigen Fluthbewegung dieses letzteren, während das Mittelmeer sich, freilich in einer stark modificirten Weise, dem Atlantischen anschließt. Es waren übrigens schon in den Jahren 1841 und 1847 genauere Messungen vorgenommen worden.

Der „Graben“ (ditch), hieß es, sei so lächerlich, wie nutzlos,\*) selbst wenn er jemals ausgehoben werden könne, was übrigens unmöglich sei; würde er aber dennoch für einen Augenblick fertig gestellt, so sei er in keinem Falle offen zu halten, da der Wüstenwind ihn unverzüglich wieder verschütten werde!

Der erste englische Ingenieur, H. Stephenson, wurde beauftragt, dies wissenschaftlich zu begründen, und der große Techniker gab sich wirklich dazu her, die Ausführung und Conservirung des Canals als etwas über menschliche Kräfte Gehendes hinzustellen!

Allzu überzeugend müssen aber seine fadenscheinigen Gründe selbst für Lord Palmerston nicht gewesen sein, denn der Widerstand gegen die Ausführung des für utopisch erklärten Werkes hörte deshalb von Seiten Englands nicht auf, und erst lange nachher, nachdem der Fortgang der Arbeiten selbst die beschränktesten Köpfe überzeugen mußte, und auch englisches Capital anfang sich in größtem Maßstabe daran zu betheiligen, wagte man es nicht mehr, in so plumper Weise vorzugehen; an geheimen Intriguen hat es aber bis zuletzt nicht gefehlt.

Wirklich freundliches Entgegenkommen hat also Lesseps in England nie gefunden, ebensowenig wie von Seiten des Hofes Napoleons III., bei dem er, wie wir gesehen, keineswegs eine persona grata war.

Späterhin, als Lesseps Ruhm die halbe Welt erfüllte, als der Canal fertig und mit glänzenden Festlichkeiten eröffnet werden sollte, hat allerdings die Kaiserin den Act durch ihre Gegenwart verherrlicht; ob aber der ausgezeichnete Mann bei den Ehren, mit denen er damals überhäuft wurde, nicht gedacht haben mag: Weniger, aber zu rechter Zeit und mehr im Sinne der Unterstützung meines Werkes, als für mich selbst, wäre mir lieber gewesen, — lassen wir dahingestellt! —

Immerhin ist es mit Bezugnahme auf Englands feindselige Haltung nur gerecht, anzuerkennen, daß mit dem theilweisen Einlenken des Welthandels in die alten Bahnen, d. h. über die Häfen des Mittelmeeres, nicht nur ein neues Aufblühen dieser, sondern auch des süddeutschen Binnenhandels zu

\*) Aehnliche Argumente widersinnigster Art haben wir selbst vernehmer müssen, als man ernstlich daran ging, unsere Kriegsmarine auf einen unserm Handel, der Ausdehnung unserer Küsten und der politischen Machtstellung der Nation entsprechende Höhe zu bringen. Wir hätten ja keine Colonien und bedürften deshalb auch keiner Flotte! Als wir dann in jüngster Zeit begonnen hatten, ganz im Kleinen zu „colonisiren“, wurden diese bescheidenen Anfänge in der englischen Presse zuerst mit wohlfeilem Spott überschüttet, um, als der deutsche Mar mehr und mehr seine Fittige entfaltete, übelgemeinten Demonstrationen und tödtlichem Wüthen Platz zu machen.

Mit Bezug auf Deutschland wenigstens gleicht die Politik der Whigs jener der Tories wie ein Ei dem andern.

erwarten war und daß sich in Folge dessen unsere eigenen nordischen Handelsplätze, die Hansastädte in erster Linie, anfangs ebenso ablehnend gegen das Project verhielten. —

Außerdem war es ja ein in England längst verbreiteter Glaubenssatz, daß Frankreich darnach strebe, das Mittelmeer zu einem französischen Binnensee (a french lake) zu machen, und es scheint deshalb einigermaßen verzeihlich, wenn die dortige Handelswelt dem Suezcanal so geringe Sympathien entgegenbrachte. — Wenn das englische Volk übrigens im Verein mit seiner Regierung sein ganzes Ansehen, sowie seine gewaltige Capitalmacht in die Waagschale geworfen und die Sache zu der seinigen gemacht hätte, so ist kaum daran zu zweifeln, daß das Büngelein sich zu seinen Gunsten geneigt und England im Verwaltungsrathe der Compagnie einen bestimmenden Einfluß errungen haben würde.

Lord Beaconsfield hat dies nachträglich wohl erkannt und sich beeilt, die von Ismail Pascha zum Verkauf ausgetobenen Suezcanalactien im Werthe von 100 Millionen Francs zu erwerben, doch kam der Streich etwas spät und blieb daher, wie wir dankbar anerkennen wollen, ohne tiefergehende Folgen.

Die Sanction von Seiten der hohen Pforte war also glücklich erlangt und ebenso hatte die internationale Commission den ihr vorgelegten Plan in allen Hauptpunkten gebilligt und nur kleinere Modificationen (und zwar entschieden zum Vortheil des Ganzen) vorgeschlagen, die auch angenommen wurden.

Der Canal sollte im Allgemeinen eine Breite von 80 Metern in der Wasserlinie und eine Tiefe von 8 Metern erhalten, d. h. genügend, um den größten Schiffen den Durchgang zu gestatten. Er sollte von Suez nach den sogenannten Bitterseen und von da nach dem Timсах,<sup>\*)</sup> dann nach Durchschneidung der nicht unbeträchtlichen Schwelle von El Guizr<sup>\*\*)</sup> nach dem Ballah<sup>\*\*\*)</sup> und von dort nach dem südöstlichen Winkel des Menzalehsees bei El Kantara<sup>†)</sup> geführt werden, um an dem jenseitigen Ufer dieses Brackwasserbeckens, einer Art von schmaler Mehrung, bei dem Punkte, den

\*) Timсах = Krokodil. Es müssen also diese Thiere zu einer Zeit, da eine Wasser-Verbindung mit dem Nil bestand, in größerer Zahl herüber gekommen sein.

\*\*\*) El Guizr = der Damm; der höchste Punkt desselben liegt immerhin 23 Meter über dem Niveau des Canals und sein starkes Felsgerüste verursachte gewaltige Sprengarbeiten.

\*\*\*) Ballah = Dattel.

†) El Kantara = die Brücke; sc. zwischen zwei Continenten, d. h. der Punkt, wo die alte Karawanenstrasse nach Syrien auf dem schmalen Landstreifen zwischen dem Ballah und Menzaleh von afrikanischem auf asiatischen Boden übertritt. Eine wirkliche Brücke war selbstverständlich niemals vorhanden, und ist auch heute nicht da, obgleich nun der Canal den sandverwehten Pfad durchschneidet und Dreimaßer den Ort kreuzen, wo früher nur das „Schiff der Wüste“ transitierte.

heute das wie durch Zauberschlag entstandene Port Said markirt, in das Mittelmeer zu münden.

Schleußen sollte der eigentliche Seecanal keine enthalten, und bedurfte deren in Wahrheit auch nicht. Die Berechnungen ergaben, bei einer Länge des Canals von 160 Kilometern 96 Millionen Cub.-Meter an auszuhebender Masse (meistens Sand und Schlamm, in der Schwelle El Guizr und bei Chalouf jedoch auch Felsgestein), und die Gesamtkosten wurden auf rund 200 Mill. Francs veranschlagt.

Dieser erste Anschlag wurde allerdings im Laufe der Arbeit um mehr als das Doppelte überschritten, ebenso wie auch die in Aussicht genommene Zeit von 6 Jahren nicht inne gehalten werden konnte. Da jedoch Kostenschätzungen überhaupt nur da zu sein scheinen, um überschritten zu werden, und da es in erster Linie darauf ankommt, die aufgebrauchten Mittel richtig zu verwenden, und damit etwas für alle Zeiten Dienliches und Segensreiches zu beschaffen, was sicherlich in vollem Maße erreicht wurde, so kann dieser Umstand Lesseps' Ruhm nicht schmälern; auch blieben den Actionären schließlich so glänzende Dividenden, daß man beinahe von einem *embarras de richesse* hätte sprechen können.

Am 25. April erfolgte bei Port Said der erste Spatenstich und in kurzer Zeit waren die Arbeiten an den verschiedensten Punkten in vollem Gang.

Vor Allem mußte, um überhaupt am Seecanal mit größter Energie vorgehen und den schwierigen, überaus lästigen und kostspieligen Trinkwasser-Transport auf Kameelen\*) umgehen zu können, der uralte, längst verschüttete Süßwasser canal nach dem Nil wieder eröffnet werden.

Derselbe war denn auch am 29. December 1863 schon glücklich vollendet, so daß man nicht nur die zahllosen, im Sonnenbrande der Wüste nach Erfrischung lechzenden Arbeiter in vollem Maße erquiden, sondern auch die neue Wasserstraße, auf die man sogleich kleine Dampfer gesetzt, zum Transport von Lebensmitteln, Werkzeugen und Geräthen jeder Art benützen konnte.

Zwei Jahre später war sowohl die Strecke von Ismailia (am Verbindungspunkte des Süßwasser canals mit dem Seecanal gelegen) bis Port Said der Hauptsache nach hergestellt, als auch der erstere längs der Bitterseen bis Suez verlängert, so daß ein Kohlentransport von Port Said auf dem Hauptcanal bis Ismailia und von da auf dem Süßwasser canal bis Suez gelangen konnte.

Waren auch die beiden Meere noch nicht direct mit einander verbunden, so konnte man doch, unter Benützung einer Schleufe beim Timsah, zu Schiff von einem zum andern gelangen.

\*) Vor Eröffnung des Süßwasser canals waren zeitweise 1600 Kameele mit diesem Transport beschäftigt.

Das müstendürre Suez, das alte Arsinoë, woselbst (wie in den ägyptischen Hafenstädten am rothen Meere auch heute noch) das Trinkwasser zu den theuren Artikeln gehört hatte, erhielt mit einem Male das köstliche Raß in Hülle und Fülle zugeführt und begann unter dem Treiben einer tausendköpfigen Arbeitermenge und dem rasch zunehmenden Verkehr eine gegen früher sehr veränderte Physiognomie anzunehmen.

Es war der erste Schritt auf der ansteigenden Bahn der Entwicklung, die es nun betrat und bis heute verfolgt hat.

Fürwahr ein Resultat, auf welches allein schon der Schöpfer des ganzen Werkes mit gerechtem Stolze blicken konnte! Aber welcher Mühen und Anstrengungen hatte es bedurft, um nur so weit zu gelangen und wie oft mochte er in seinem Hauptquartier von Ismailia den Gang der Arbeiter sorgenvollen Gemüthes überdacht, und heute diesen, morgen jenen Schachzug ausgeklügelt haben, um allen Zufälligkeiten zu begegnen und das große Werk durch Hindernisse und Widerwärtigkeiten aller Art zu glücklicher Vollendung zu führen!

Nicht die Riesenlast der eigentlichen Administration war es, die er am drückendsten empfinden mochte, obgleich auch da mit der zunehmenden Ausdehnung der Linie, der Vielseitigkeit der eigentlichen, technischen Arbeiten, den tausendfachen Bedenken, die sich erst bei der Ausführung ergeben und welche der erste Entwurf unmöglich voraussehen und erlebigen kann, mehr zu thun war als die Kraft eines Einzelnen für gewöhnlich zu leisten im Stande ist, sondern äußere Zufälligkeiten und Störungen die zu verschiedenen Malen das ganze Unternehmen in Frage zu stellen drohten.

Eine englisch-türkische Coalition hatte es wirklich dahin gebracht, daß der Compagnie die unverzügliche Einstellung der Arbeiten anbefohlen und eine militärische Execution, à la turca ohne Zweifel, in Aussicht gestellt wurde, wenn dieser lebenswürdigen Ordre nicht Folge geleistet würde; die Cholera war hereingebrochen und hatte nicht nur die Arbeiter decimirt, sondern es waren, da der Isthmus im Anfange von der Seuche verschont zu bleiben schien, ganze Horden von Flüchtlingen aus dem Delta und Cairo dahin gezogen, die, als die Krankheit schließlich doch noch kam, wie nicht anders zu erwarten war, den Jammer und das Elend aufs Höchste steigerten.

Was nicht zu Grunde ging, oder an das Schmerzenslager gefesselt war, suchte das Weite, und nur Lessers und ein Stab von getreuen und muthigen Männern und Frauen hielt aus, helfend und rathend in nothdürftig errichteten Spitälern, bis die Macht des scheußlichen Gespenstes gebrochen und die frühere Ordnung der Dinge wieder hergestellt war.

Die Lage hinsichtlich des für die rechtzeitige Vollendung dringend nöthigen Arbeiterstammes wurde durch den Einbruch der Seuche eine um so mißlichere, als schon im Jahre 1863, d. h. zwei Jahre vorher, die

20 000 gebulbigen Fellahs,\*) welche Mohamed Said, kraft einer zweiten, ausführlicheren Concessionsacte, in der auch die von der Compagnie zu erhebenden Schiffstranfitgelber stipulirt worden waren, für die Canalarbeit gestellt hatte, zurückberufen wurden.

Dieser Gönner des Unternehmens und Lesseps' persönlicher Freund war gestorben und sein Nachfolger Ismail Pascha war zwar geneigt der Sache ihren Lauf zu lassen und bei Gelegenheit klingende Procente einzulassiren, von thatkräftiger Unterstützung derselben aber war nicht mehr die Rede.

Hatte er doch ganz andere Dinge im Kopfe! „Reformen“ sollten eingeführt oder wenigstens so lange davon gesprochen werden, bis das leichtgläubige Europa diese Projecte für mehr als schöne Worte genommen und dem liberal denkenden Moslem goldene Kränze geflochten haben würde.

Die schon früher decretirte Aufhebung der Leibeigenschaft der Fellahs sollte factisch eingeführt und der Anfang damit gemacht werden, daß die 20 000 am Canal beschäftigten in die heimathlichen Dörfer entlassen würden.

Die Arbeit dieser armen Burschen war allerdings keine leichte, und ihr Lohn ein erbärmlicher, aber sie förderten wenigstens ein gemeinnütziges Werk, und wenn auch dieser Trost für sie selbst ein sehr mäßiger sein mochte, so waren sie doch, als sie nach ihrer Rückkehr sammt und sonders mit weiteren tausenden ihrer Genossen auf die vicelöniglichen Landgüter vertheilt und beim Zuckerrohr- und Baumwollenbau beschäftigt wurden, um kein Haar besser daran, sondern wahrscheinlich noch um ein Merkliches schlechter. Denn so kam es und solches war neben fortbauernenden Erpressungen und Placereien das klägliche Ende der mit so vielem Lärm verkündeten großartigen Neuerungen.

Die Suezcanal-Compagnie aber hatte, Dank diesem Vorgehen des neuen Khedive, eine überaus kritische Periode durchzumachen.

Selbst dann, wenn es gelungen wäre, den Ausfall an inländischen Arbeitskräften ohne weiteren Verzug in Europa zu decken, so wäre es doch nicht möglich gewesen, dasselbe System bei deren praktischer Verwerthung und Ausnützung zu befolgen, wie früher.

\*) Fallah, plur. Fellahin, heißt nichts anders denn Bauer. In Egypten aber ist es seit Jahrtausenden synonym mit Leibeigener und wird es auch der Hauptsache nach wohl bleiben, ungeachtet aller Phrasen und Versprechungen.

Willkürlich auferlegte und mit rücksichtsloser Strenge, wie zu Kriegszeiten, eingetriebene Steuern vermögen trotz philanthropischer Erlasse die Existenz der ackerbauenden Bevölkerung zu einer ebenso precären zu machen, wie die von wirklichen Leibeigenen, ja, zu einer noch elenderen womöglich.

Um nämlich den mit barbarischer Strenge auftretenden Steuerbeamten den Willen thun und seinen Antheil an der dem heimathlichen Dorfe auferlegten Contribution entrichten zu können, verpfändet der Fellah seine nächstjährigen Ernten den wie Kasgeier überall auf Beute lauernenden griechischen Bucherern, die ihn in kürzester Frist rein ausziehen und als obdachlosen Bettler auf die Straße werfen lassen.



Die Fellahs hatten, einem fleißigen Ameisenvolke vergleichbar, Sand und Steine in Körben aus der Canalrinne auf die Höhe der Wöschungen hinaufgetragen, d. h. so gearbeitet, wie sie es von altersher gewohnt waren und ihre Vorfahren es schon 3000 Jahre früher gethan haben mochten.

Ihre Bedürfnisse an Nahrung und Kleidung waren außerdem die denkbar einfachsten und niemals würden sich Europäer dazu herbeigelassen haben, selbst für ganz außergewöhnliche Löhne, unter ähnlichen Verhältnissen und in gleicher Art zu arbeiten und zu leben.

Eins nur blieb also übrig, das ganze System der Erdförderung zu ändern, der Hauptsache nach Dampfkraft und Maschinen an Stelle der Menschen zu setzen und nur so viele Arbeiter in Europa anzuwerben, als für deren Bedienung und für gewisse, auch den bestcombinedirten Maschinen unerreichtbare Leistungen nöthig waren.\*)

Aber diese Maschinen zum Graben, Baggern, Fördern zc. müssen zum großen Theil erst erdacht, oder wenigstens in ihrer Construction den eigenartigen Verhältnissen des Orts angepaßt werden, und zwar so schnell wie möglich, auf daß keine Stodung eintrete, das Unternehmen nicht discreditirt und kein Augenblick der kostbaren Zeit verloren werde.

Die Aufgabe war eine so schwierige, daß Mancher davor zurückgeschreckt wäre und den Kampf wenigstens bis auf bessere Zeiten vertagt haben würde.

Nicht so Vessèps! — Er nimmt den Handschuh auf und sein Genies weiß auch seine Ingenieure und Constructeure zu neuen und außergewöhnlichen Leistungen zu begeistern. In unglaublich kurzer Zeit ist der Ausfall an Menschekraft gedeckt und reden sonderbar gestaltete, an Wagger- und sogenannte Paternosterwerke erinnernde, meist auf flach gebauten Fahrzeugen errichtete Grab- und Fördermaschinen ihre langen Arme und schiebt sich die durch schneidige Eisenmulden geschürfte und gehobene Masse langsam und stetig auf endlosen, über Rollen laufenden Tuchstreifen ihrem hochgelegenen Ablagerungsplatze zu.

Die Compagnie besaß in jener Zeit 58 große Wagger, 18 Elevatoren, 10 Hermalmer, 20 Erbhöhler, 60 Locomobilen, 109 Dampfschiffe, 25 schwere Schlepper, 200 eiserne Chalande oder Flachboote, 15 Dampf-Chalande, 6 Kettendampfer und 2000 Transportwagen für Erde und andere Materialien.

Allerdings waren die aus aller Herren Ländern zusammengesuchten Arbeiter auch bei der besten Behandlung nicht so gefügig und genügsam, wie die seit grauer Vorzeit geknechteten, an unbedingten Gehorsam gewöhnten Fellahs; es kam zu Revolten und blutigen Austritten, bei denen egyptische Polizei schließlich Ruhe stiften mußte, aber der Geist hatte auch hier über die Materie gesiegt, und das Werk schritt seiner Vollendung entgegen.

\*) Es waren dies immerhin noch 7000—8000 Mann.

Der brave, zeitweilig für Baumwolle, Zucker und Liberalismus schwärmende, von seinem Onkel Halim Pascha zur massenhaften Einfuhr von Dampfmaschinen (die zum Theil heute noch unmontirt und unbenutzt am Nilufer rosten) animirte Rhedive sollte übrigens bei seinem Vorgehen gegen die Compagnie die Rechnung doch ohne den Wirth gemacht haben.

Er hatte nicht nur die Fellaß zurückgezogen, sondern wollte der Compagnie auch die großen, wohlverbrieften Landconcessionen längs des Canals streitig machen und außerdem den Süßwassercanal, der den von ihm durchschnittenen Ländereien einen vorher ungeahnten Werth verliehen, für sich allein in Anspruch nehmen.

Es kam zur scheidsrichterlichen Auseinandersetzung, bei der, den damaligen politischen Verhältnissen entsprechend, dem Manne an der Seine das erste Wort zufiel. Napoleon III. war, wie schon bemerkt, kein Freund von Lesseps, doch konnte er nicht umhin, den Ausspruch zu thun, daß die ägyptische Regierung der Suez-Canal-Compagnie folgenden Schadenersatz zu leisten habe:

für die Zurückziehung der Fellaß . . . . .	30 Mill. Frsch.
für die Ueberlassung des Süßwassercanals . . . . .	10 " "
für weitere damit im Zusammenhang stehende Rechte . . . . .	6 " "
für die Rückgabe der am Seecanal belegenen Ländereien . . . . .	38 " "

mithin im Ganzen 84 Mill. Frsch.

Diese Summe entschädigte die Compagnie allerdings nicht vollständig (der Süßwassercanal hatte z. B. eine wirkliche Baarausgabe von 10 Mill. Frsch. verursacht, ungerechnet die allgemeinen Verwaltungskosten), doch war damit wenigstens das Princip einer Sühne anerkannt und konnte die Compagnie vertrauensvoller in die Zukunft blicken.

Die Riesenarbeit neigte sich also mit Beginn des 10. Jahres allmählich ihrem Abschlusse zu.

Am 14. März kam der Rhedive zum ersten Male an den Canal und unter seinen Augen vollzog sich in den Bitterseen, wohin nach Eröffnung der beiden, ungleich langen Canalhälften, die Wasser geleitet worden, die Verbindung der beiden Meere.

Sie sollen dabei gebraust und geschäumt haben wie zwei feindliche Mächte, die nur widerwillig und dem Nachtwort eines Gewaltigen folgend, zu gemeinnützigem Zwecke sich einigen.

So war der große Gedanke zur That geworden, und der sechzigjährige, unermüdlche Leiter des Ganzen durfte stolzen Blickes und dankbaren Herzens auf das Erreichte schauen.

Ist es mehr der gewandte Diplomat, der auch das Kleinste nicht übersieht und zu seinem Vortheile zu nützen weiß, oder der kräftige Administrator, der, stets das große Ziel im Auge, die Zügel mit gewaltiger Hand regiert,

oder der erfindungsreiche Ingenieur, zu dem er schließlich noch geworden, der in allen Fällen Hülfе schafft, den wir in ihm bewundern sollen — wer wußte es zu sagen. — Er war Alles in einer Person!

---

Noch waren rückständige Arbeiten kleinerer Art in Menge vorhanden, so daß die feierliche Eröffnung des Canals für die Schiffe aller Nationen erst auf den 16. November 1869 festgesetzt werden konnte.

Nicht geringe Schwierigkeiten machte unter Anderen auch die Fertigstellung der riesigen Molen oder Steindämme, welche die Canalmündung bei Port-Said begrenzen, indem der eine westliche auf 3000 Meter, der andere östliche auf 2500 Meter verlängert werden sollte, um in dem seichten, durch eine westliche Küstenströmung mit Rilschlamm erfüllten, mächtige Ablagerungen bildenden Meerwasser die nöthige Tiefe, d. h. 8—10 Meter zu erreichen, und ein ähnlicher, in seiner Art ebenso gewaltiger Damm mußte bei Suez angelegt werden. Hier wie dort krönt ein mächtiger Leuchthurm das wogenumspülte Ende dieser Bauten, um dem sorgenden Schiffer durch sein weithin strahlendes Licht die Einfahrt zu erleichtern.

In dem See von Menzaleh, den der Canal zwischen meilenlangen Dämmen durchschneidet, war der stets wieder nachquellende, schlammige Grund nur durch wiederholtes Ausbaggern im richtigen Niveau zu erhalten und auch bei den in festerem Boden ausgehobenen Strecken fehlte da und dort noch Manches an den Böschungen sowohl, wie zur Erreichung der gleichmäßigen und normalen Wassertiefe.

Doch gelang es, diese Mängel zum größeren Theile wenigstens noch zu verbessern, so daß der bestimmte Termin innegehalten werden konnte.

In Port Said hatte sich eine ganze Flotte von Dampfern mit Gästen aus aller Herren Ländern zusammengefunden, um die erste Fahrt durch den Canal mitzumachen und den Festlichkeiten beizuwohnen, welche sie begleiten sollten.

Nächst der Kaiserin Eugenie, die den halben Diamantenschatz der französischen Krone auf ihrem wallenden Staatskleide trug, war es die kräftige, Alles überragende Heldengestalt unseres Kronprinzen, welche die Blicke auf sich zog.

Es war ein Werk des Friedens und internationaler Vereinigung, bei dem sich Beide hier begegneten, — und in weniger als Jahresfrist sollten sie sich, er als siegesgekrönter Feldherr — sie als bedrängte, verzweifelnnde Regentin eines von der Höhe seiner oft mißbrauchten Macht herabgestürzten Reiches einander gegenüber stehen!

---

Das Fest hatte seinen Glanzpunkt in dem am Schlusse des ersten Tages erreichten Ismailia, woselbst der Aethiobe sich einen Palast hatte erbauen lassen, und muß mit seinem bunten Leben und Treiben, im Gegen-

sage zu dem tiefernsten Charakter der umgebenden Wüste, unter Aegyptens tiefblauem Himmel einen märchenhaften Eindruck gemacht haben.

Europäische Macht und Thatkraft hatten einen Triumph gefeiert, und jeder Gast aus nordischen Landen glaubte daran einen gewissen geistigen Antheil nehmen und in den allgemeinen Jubel mit einstimmen zu können.

Nur der Sohn des Landes, der genügsame Beduine, mochte, trotz Kanonenschlägen, Raketenknatter und rauschender Musik, die ihm neue Welt ruhigen, ja düstern Blickes betrachten.

Wie bescheiden nimmt sich sein niederes Zelt gegenüber den prunkenden, flaggengeschmückten Häuserfassaden aus; die Güter, die er früher auf seinen Kameelen bedächtigen Schrittes durch den Wüstenand geschleppt, kommen nun zu Schiff, von Dampfern gezogen, oder rollen mit Windeiseile auf eisernen Schienen dahin, und das Trinkwasser, dessen Transport früher sein Hauptverdienst gewesen, läuft gar von selbst nach Suez!

„Ah, ja Afrank, ja aulad el kilab! améltu thejib, uallahi. — Schughl e-scheitan Kullu. — Kabáh kum Allah, ja Kufara entum! — La ilah ill allah, ua Mohammed rasul Allah\*),“ brummt er zwischen den Zähnen, den Blick nach Süden gewandt.

Was hatte er hier noch zu suchen?

Fort! Auf nach Sybiens fernen Oasen und nach dem Sudan, wohin der Franke seinen Fuß noch nicht gesetzt und sobald nicht setzen wird, denkt er und schnürt seine Gezelte, seinen armseligen Hausrath auf unwillig murrende Lastthiere.

Am zweiten Tage erreichte die Flotte festlich geschmückter Dampfer den Hafen von Suez, allerdings nicht ohne daß einige tiefer gehende Fahrzeuge da und dort auf den Grund gerathen und festgerannt wären.

Lesseps konnte trotz alledem mit Ruhe in die Zukunft sehen; der Bestand seines Werkes schien gesichert und selbst seine früheren Gegner (d. h. wenigstens diejenigen, die es überhaupt ehrlich meinten) waren bekehrt.

Statt 100 Tagen bedarf nun ein Dampfer von Triest nach Bombay deren 20; nach den Sundainseln: früher 120, jetzt nur 35 oder 40 Tage.

„Abkürzung der Fahrten um mehr als die Hälfte, Vermeidung der gefährlichen Passage um das Cap, Verringerung, d. h. Vertheilung der Versicherungsprämien für Schiff und Ladung, indem das erstere nun zwei Fahrten vollbringen kann in der Zeit, da es früher nur eine vollbrachte,

\*) Nach Dr. Klunzingers, des ausgezeichneten Forschers, Reisenden und Zoologen, freundlicher Mittheilung. — Die wortgetreue Uebersetzung lautet: „Oh, Ihr Franken, Ihr Hundesöhne! Ihr habt es gut gemacht, bei Gott (sio). — Al! Euer Werk ist Tefelswerk. — Möge Gott Euch verunstalten, Ihr Ungläubigen! Es giebt keine Gottheit als den einen Gott, und Mohamed ist sein Prophet.“ — Die orientalischen Sprachen sind bekanntlich sehr reich an derartigen — Wünschen.

Ersparniß an Capitalzinsen für die gegen früher nur halb so lange auf dem Wasser schwimmenden Waaren“ — so lautete das Gutachten einer zu Glasgow im Jahre 1869 zusammengetretenen Versammlung von Kaufleuten und Rhebern!

Freilich sollte sich bei dem rasch zunehmenden Verkehr bald herausstellen, daß es besser gewesen wäre, den Canal in doppelter Breite zu graben, d. h. so, daß sich überall und auf die ganze Länge zwei Schiffe größter Form einander ausweichen konnten, während dies jetzt nur in zweien der von dem Canal durchschnittenen Seen (dem von Limsah und den Bitterseen) möglich ist.

Doch hätte die Arbeit dann statt 10, mindestens 18 Jahre in Anspruch genommen und würden die Ausgaben den ersten Kostenschlag nicht um das Doppelte, sondern um das Drei- oder Vierfache überschritten haben.

Bei der im Anfange so überaus feindseligen Haltung Englands, die jeden Augenblick auch in Konstantinopel und Cairo zu einem gründlichen Umschwung der Verhältnisse führen konnte, mußte dem Leiter des Unternehmens vor Allem daran liegen, den Canal so schnell wie möglich zu einem „fait accompli“ zu machen, d. h. soweit herzustellen, daß die öffentliche Meinung in Europa es keiner Macht mehr gestattet hätte, dessen schließliche Vollenbung zu verhindern. Pos festum klüger zu sein und das unter Schwierigkeiten jeder Art zu Stande gekommene Werk zu tabeln, wie es in letzter Zeit besonders von Seiten Englands geschehen, ist überaus leicht, in Anbetracht der Verhältnisse aber kaum am Platze, und die Art und Weise, wie man gegen die Suezcanalcompagnie jüngst noch von dieser Seite vorzugehen versuchte, in jeder Hinsicht zu verdammen.

Hätte es doch einen Augenblick den Anschein, als wollte England sich des Canals mit Gewalt bemächtigen, und wurde, als man von solchen Plänen, wenn sie ja ernstlich gemeint waren, kluger Weise doch Abstand genommen, mit dem Bau eines „Concurrenzcanales“ gedroht, der, da die Compagnie heute noch das Monopol auf mehr denn 80 Jahre hat, einer flagranten Rechtsverletzung gleichläme.

Das Einzige, was gethan werden kann und auch von der Compagnie zugesagt wurde, ist die Anlage von passenden Ausweichstellen, die derart vertheilt sind, daß eine Stockung so leicht nicht eintreten kann.

Es mag zugestanden werden, daß die von der Compagnie erhobenen Abgaben, die für die durchgehenden Schiffe 10 Frs. per Tonne\*) und 10 Frs. für jeden Passagier betragen, verhältnißmäßig hohe seien; zur Zeit aber, da der Canal noch im Werden begriffen war und mit Schwierigkeiten jeder Art zu kämpfen hatte, konnte Niemand sagen, ob sie überhaupt nur genügen würden, das aufgewandte Capital zu verzinsen, indem weder dessen Gesamt-

\*) Die Panamabahn, deren Länge um die Hälfte geringer ist, als die des Suez-Canals, erhebt eine allerdings übertrieben hohe Fracht von 125 Frs. per Tonne.

betrag, noch der zu erhoffende Schiffsverkehr genau angegeben werden konnte. Es war, wie bei allen Unternehmungen dieser Art, ein Spiel, das von den Unterzeichnern der Actien gewagt und Dank der Energie und Umsicht eines genialen Mannes gewonnen wurde.

Lesseps hoffte allerdings auf einen Verkehr von jährlich 6 Mill. Tons, d. h. etwas weniger als die Hälfte von dem gesammten Handel mit Indien, den Sundainseln und China, und wie die Verhältnisse heute liegen, kann man sagen, daß er auch hierin das Richtige getroffen habe. Doch war es mehr ein glücklicher Wurf von seiner Seite, da sich derartige Verhältnisse jeder eigentlichen Berechnung entziehen und irgend welche Sicherheit in dieser Hinsicht durchaus nicht vorhanden sein konnte.

Noch bis in die jüngste Zeit war der gewiegte alte Diplomat übrigens genöthigt für sein Werk einzutreten, die Weise aber, wie er sich bei Beginn der ägyptischen Wirren aus der Affaire zog und die Besetzung des Canals durch englische Truppen (die aus einer provisorischen leicht eine definitive hätte werden können) zu verhindern mußte, war eine so meisterhafte, die Unterstützung, die ihm dabei von Seiten der öffentlichen Meinung in Europa zu Theil wurde, eine so deutliche, daß man hoffen durfte, die englischen Staatsmänner würden ihn und die Compagnie fernerhin in Frieden lassen.

Aber Albion ist zäher in seinen Ansprüchen, als man denkt, und wenn bei dem im fernen Osten sich brohend zusammenziehenden Gewitter die europäischen Mächte nicht in kategorischer Weise ihre Meinung dahin abgeben, daß der Seecanal, sowie seine ganze Umgebung (wozu auch der unentbehrliche Süßwasser canal gehört), als eine Art von unantastbarem, nur den Interessen des Friedens dienenden Heiligthum zu betrachten sei, in dessen Nähe kein Schuß abgefeuert werden dürfe, so können wir es trotz aller Neutralitätserklärungen erleben, daß bei ausbrechendem Kriege sich englische Flotten vor Port-Saïd und Suez legen und den Welthandel in empfindlicher Weise schädigen.

„Neutralisirt“ oder „unter internationalen Schutz gestellt“, — das bleibt sich gleich —, die Hauptsache ist, daß jede Gefahr einer Verkehrsstörung auf gewaltsamem Wege im Canal und vor dessen Mündungen absolut ausgeschlossen, und der Compagnie, resp. deren Vorstehenden, die vollste Freiheit des Handelns gewährleistet sei.

Im Jahre 1854 schon hatte Ferd. v. Lesseps seine erste Wittin verloren; die Kämpfe, welche er bis zur glücklichen Vollendung seines großen Werkes durchzufechten hatte, mochten ihm wenig Zeit gelassen haben, an sich selbst und an die Gründung einer neuen Häuslichkeit zu denken.

Nachdem er sich aber trotz englisch-türkischer Intriguen und ägyptischer Zümmertlichkeiten tapfer durchgeschlagen, führt der Sechszigjährige eine junge Dame, Fräulein Hélène Antard de Bragard zum Altare, die ihm noch acht Kinder schenken sollte.

Er wäre nun mehr als berechtigt gewesen, von den Strapazen seiner Suezcampagne auszuruhen und sich, umgeben von seiner Familie, den Abend seines Lebens so bequem zu machen, als es seine Verhältnisse, die übrigens trotz der Millionen, die ihm durch die Hände gegangen, niemals besonders glänzende waren (das einzige Talent, welches ihm fehlt, scheint das des Geldmachens zu sein), ihm gestatteten; doch sollte der Rastlose noch eine zweite Niesenarbeit beginnen: die der Durchstechung des Isthmus von Panama.

Ein Blick auf den Globus lehrt uns, daß mit der Herstellung eines interoceanischen Schifffahrtskanales an irgend einem Punkte Centralamerikas der Seeweg von Europa nach Japan, China und Hinterindien in ähnlicher Weise gekürzt werde, wie dies durch den Suezcanal für Vorderindien und die Sundainseln der Fall ist.

Seitdem der Spanier Vasco Nunez Balboa am 25. September 1513 den stillen Ocean zum ersten Male von den waldigen Höhen der Landenge geschaut und der Portugiese Fernando Magalhães \*) im Jahre 1520 unter tausend Gefahren durch die nach ihm genannte, vielfach gekrümmte, von wild zerrissenen Felsufeln umsäumte „Straße“ nach der Westküste gelangt war, hatten speculative Köpfe nicht aufgehört die Frage in Betracht zu ziehen, ob der ungeheure Umweg, den der langgestreckte Continent die nach der Südsee bestimmten Schiffe zu nehmen zwang, nicht zu kürzen wäre.

Es wäre etwas Schönes gewesen, wenn die mit peruanischem Silber befrachteten Gallionen, von deren Masten Spaniens „stolze Löwenflaggen“ wehten, die heimatischen Häfen hätten erreichen können, ohne zuerst weit, weit gen Süden, dem fernen Pole zu, steuern zu müssen, an unwirthlichen, nebelumzogenen Küsten vorbei, an deren granitenem Fuß die Wogen sich donnernd brachen.

Immer und immer wieder wurde an der Landenge nach einem natürlichen Durchlasse geforscht und als schließlich dessen Nichtvorhandensein erwiesen war, deren künstliche Durchstechung in's Auge gefaßt und zwar schon unter der Regierung Carl V. und Philipp II. von Spanien.

Aber die Zeiten waren nicht reif für derartige Arbeiten, und selbst wenn man angefangen hätte das große Project in Angriff zu nehmen, so hätte dem Willen das Können gemangelt.

Elende Saumthierpfade nur führten von dem Ufer des Atlantischen nach der rasch aufblühenden Stadt von Panama hinüber, und als diese im Beginne des 17. Jahrhunderts von englischen Flibustiern, Morgans berühmten Bucanieren, geplündert und zerstört worden war, wurden selbst diese nur in nothdürftigster Weise unterhalten.

\*) Es ist unerfindlich, warum wir Deutschen der corrupten englischen Schreibweise folgend den ersten Weltumsegler immer noch „Magellan“ nennen sollten, ein Name, den man in Portugal ebensowenig kennt und zu placiren wüßte, wie wenn ein Yankee bei uns einen Herrn Schenk in einen Mr. Skant verkehrerte.

Spanien selbst schien einer Art von Marasmus verfallen und mit ihm seine ehemals so reichen Colonien.

Aber selbst als diese letzteren sich im ersten Viertel unseres Jahrhunderts vom Mutterlande getrennt hatten, blieb es, in materieller Hinsicht wenigstens, mehr oder weniger beim Alten.

Man hatte wohl den Versuch gemacht, einen Postwagen gehen zu lassen, und auf der damals schon als Concurrentin auftretenden Nicaragualinie quälten sich sogar kleine Dampfer ab die Strömung des S. Juanflusses zu bewältigen, von grünlichen Verbesserungen aber, die zuerst den Weg selbst und seine Beschaffenheit, die Basis von Allem, in's Auge fassen, und dann erst das Behikel, war kaum die Rede.

So lagen die Verhältnisse als in den vierziger Jahren das californische Goldfieber ausbrach und sich mit einem Male ein wahrer Strom von Auswanderern über jene Gegenden ergoß, und Handel und Wandel in einer vorher ungeahnten Weise zunahmen.

Bald war auch nordamerikanische Unternehmungslust zur Hand, die Landverbindung zwischen den beiden Meeren wurde vervollkommenet und schließlich eine Eisenbahn zwischen dem neu gegründeten Colon oder Aspinwall und Panama erbaut.

Da dieselbe während Jahrzehnten, d. h. bis zur Eröffnung der Pacificbahn, keinen Concurrenten hatte und dieser Umstand von der Direction mit echt amerikanischer Rücksichtslosigkeit ausgebeutet wurde, so hatten die Actionäre goldene Zeiten.

Um so dringender aber wurde auch der Ruf nach einer besseren und wohlfeileren Verbindung zwischen den beiden Meeren, d. h. nach einen Canal.

Project auf Project entstand und zwar, da die centralamerikanische „Brücke“ an mehr denn einem Punkte die Möglichkeit bietet sie zu durchschneiden, zum Theil auf sehr verschiedener Basis.

Es war nicht abzusehen, wie bei dem Streite der Interessen, bei der Buntschiedigkeit der politischen Eintheilung jenes Landstriches und der allgemeinen Unstabilität der Verhältnisse, die der Intrigue Thür und Thor öffnete, bei der kühlen, um nicht zu sagen ablehnenden Haltung der Vereinigten Staaten, in dieses Chaos Ordnung kommen und das große Werk Gestalt gewinnen konnte. Da fiel der Blick einiger Hauptinteressenten auf den greisen Lesseps, der eingeladen wurde, sich der Sache anzunehmen.

Er hatte in Suez seine Probe glänzend bestanden und wenn Einer im Stande war, die schwere Aufgabe richtig zu lösen, so war er es.

Ein internationaler Congress zur Prüfung der Panamastrage wird zusammen berufen und unter seinem Voritze im Mai 1879 in Paris eröffnet.

Nicht weniger als 14 verschiedene Projecte lagen vor, die sich jedoch nach einer vorläufigen Sichtung auf 7 reducirten.



Es waren folgende:

- 1) Canal von Tehuantepec.
- 2) „ von Nicaragua.
- 3) )
- 4) ) „ von Panama in drei verschiedenen Lösungen.
- 5) )
- 6) „ von S. Blas, an der schmalsten Stelle des Isthmus, süd-  
östlich von Panama.
- 7) „ nach dem Thale des Arato\*).

Als wirklicher Concurrent der eigentlichen Panamaprojecte konnte vermöge seiner leichteren Ausführbarkeit übrigens nur das den S. Juanfluß und den Nicaraguafee benützende, also das zweite, in Betracht kommen.

Aber die Zugslinie wäre dabei mehr denn dreimal so lang geworden und im Ganzen 17 große Schleußen nöthig gewesen.

So wurde beschlossen, eines der die Panamalandenge, und zwar in der Richtung der bestehenden Eisenbahn durchschneidenden Projecte\*\*) zu wählen, bei dem der Canal eine Länge von 73 Kilometer erhalten und die Tiefe des größten Einschnittes an der Wasserscheide zwischen den beiden Meeren circa 90 Meter betragen wird.

Der Canal sollte im Allgemeinen weder Schleußen noch Tunnel haben, und nur für eine vielleicht später nöthig werdende Fluthschleufe bei Panama wurde ein größerer Posten (12 Mill. Frs.) in den Kostenanschlag aufgenommen.

Die Fluthhöhe beträgt auf der atlantischen Seite kaum  $\frac{2}{3}$  Meter, auf der pacifischen aber 2m bis 6m (bei Hochfluthen). Zur Ueberwindung dieses zeitweilig also ziemlich beträchtlichen Höhenunterschiedes, (der nicht in die Kategorie jenes von Lepère irrthümlich berechneten, ständigen, zwischen Nothem- und Mittelmeer gehört), sollen nun neuerdings 3 große Schleußen angelegt werden, — eine für die einlaufenden Schiffe, eine für die auslaufenden, und eine dritte als Reserve.

Die von den Aufstellern dieses Projectes schon früher erworbene Concession von Seiten der „Vereinigten Staaten von Columbia“ ging auf die neu constituirte „Compagnie du Canal interocéanique du Panama“ über, worauf sogleich mit der Vorarbeit begonnen und am 1 Januar 1880 der erste Spatenstich gethan wurde.

Die Kosten sollten 800 Mill. Frs. betragen und der Canal in 8 Jahren vollendet sein.

Wie bei dem Suezcanal hatte Lesseps auch hier außer den eigentlichen

\*) Für uns Deutsche hat dieses letzte Project ein gewisses Interesse, indem Alexander von Humboldt es war, welcher zuerst die Aufmerksamkeit auf den Arato lenkte.

\*\*) Project der Ingenieure Wyse und Reclus.

technischen und administrativen Schwierigkeiten mit Hindernissen jeder Art zu kämpfen.

Dort waren es England und die Pforte gewesen, welche die Ausführung des Canals zu hintertreiben suchten, — hier war es Nordamerika, welches diese Rolle übernahm.

Die Vereinigten Staaten werden ohne Zweifel von dem Canal von Panama ähnliche Vortheile haben, wie England von dem von Suez, — die Einmischung einer fremden, d. h. europäischen Compagnie in amerikanische Verhältnisse mußte ihnen aber ebenso zuwider sein, wie der internationale Charakter des neuen Verkehrsweges es dort für England war.

Nach der Monroe-Doctrin soll kein Europäer auf amerikanischem Boden etwas zu sagen haben, und eine mächtige Gesellschaft, die ihren Sitz in Paris hat, — am allerwenigsten.

Zuerst suchten sie es dahin zu bringen, daß ihnen das Recht zur Erbauung von Forts an den Canalründungen, oder wenigstens an der von Colon zugestanden wurde, und als Lesseps von Bruder Jonathans zweifelhaftem Schutze ebensowenig etwas wissen wollte, wie die kleine Republik, auf deren Grund und Boden die neue Zwingsburg errichtet werden sollte, so planten sie einen Concurrencycanal durch Nicaragua, der späterhin wohl zur Ausführung kommen dürfte.

Mit der Zeit wird die neue Welt also zwei Canäle in diesen Gegenden aufzuweisen haben.

Der Verkehr vom atlantischen nach dem stillen Ocean wird nach Eröffnung der Wasser Verbindung übrigens solche Dimensionen annehmen, daß der Nicaraguacanal mit seiner übergroßen Zahl von Schleußen ihn niemals würde allein bewältigen können.

Ganz abgesehen von dem Handel mit Japan und China, der nach endlicher Erschließung dieses letzteren ungeahnte Verhältnisse annehmen kann, sowie mit den östlicher liegenden Inseln des Pacificen, wird der Handel von New-York und den andern Häfen der Ostküste mit S. Francisco, Callao de Lima und Valparaiso, — ausnahmslos seinen Weg durch den Canal nehmen müssen.

Die von europäischen Häfen nach Indien, den Sundainseln und China gehenden Schiffe werden allerdings in der Regel den Weg über Suez wählen, und auch für Australien und Neuguinea ergiebt sich noch ein Vortheil zu Gunsten der genannten Linie, — von da ab beginnt jedoch eine gewissermaßen neutrale Zone (in die z. B. Neuseeland fällt), innerhalb welcher gegenüber den immer unbeträchtlicher werdenden Distanzunterschieden Factoren rein merkantiler Art, wie Frachten und „Conjuncturen“, den Ausschlag geben. Die eigentliche Südsee aber mit ihren tausend Inseln und Inselchen wird selbst mit Bezugnahme auf Europa, ausschließlich dem Verkehre über Panama zufallen. —

Ganz im Allgemeinen gesprochen wird der Weg um das Cap Horn von den Schiffen in noch höherem Grade gemieden werden, wie derjenige um's Cap der guten Hoffnung; sie haben dann in Wahrheit an jenen rauhen, unwirthlichen Küsten nichts mehr zu suchen. —

Der zu erwartende Verkehr wird heute auf sieben Millionen Tons im Jahr geschätzt, mit der weiteren Entfaltung der in Betracht kommenden Länder muß derselbe aber in steigender Progression zunehmen und diese Ziffer, so groß sie scheinen mag, in naher Zukunft überschreiten.

Die Arbeiten am Panamacanal schreiten trotz mancherlei Schwierigkeiten, die zum großen Theil mit den ungünstigen klimatischen, topographischen und hydrographischen Verhältnissen des Landes zusammenhängen (der Chagresfluß besonders ist ein böser Nachbar) — unter der Leitung des technischen Generaldirectors Dingler, eines ausgezeichneten Ingenieurs deutscher Abkunft, in befriedigender Weise vorwärts, und werden nach ihrer Vollendung ohne allen Zweifel das großartigste, einheitlich geplante Werk dieser Art darstellen, das Menschenkraft jemals geschaffen.

Mag auch der für die Eröffnung des Canals festgesetzte Termin nicht innegehalten werden können, so steht doch bei der Klüsigkeit jenes trefflichen Mannes und „rastlosen Arbeiters“, der sich nach Vollendung seiner ersten „Corvée“ trotz vorgerückten Alters nicht gescheut, diese neue Last auf sich zu nehmen, zu hoffen, daß es ihm vergönnt sein werde, wie dort in Suez, so hier in Panama, unter dem Jubel zweier Welten die erste Dampferflotte quer durch das Land, von einem Ocean zum andern zu führen. —

Es wäre die schönste Krönung eines den Werken des Friedens gewidmeten, aufopferungsvollen Daseins!

Vespey's Leben ist die Schilderung seiner Thaten und Schöpfungen und diese selbst sind sein Ruhm. —

Anm. In jüngster Zeit hat die französische Akademie F. v. Vespey unter die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen habe. Die illustre Körperschaft hat sich damit selbst geehrt. — Weder Dichter, noch Gelehrter, noch Künstler, ist er, wie er in seiner kurz gehaltenen, humoristisch angehauchten Antrittsrede selber sagt: *Géographe à la Manière!*

Manches Werk seiner neuen Kollegen mag im Laufe der Zeiten im Staube der Bibliotheken und Museen vergraben und vergessen werden, — seine beiden inter-oceanischen Canäle, zu denen als Nachspiel vielleicht noch die Schaffung eines afrikanischen Binnensees in den Schott's (zu deutsch: Ufer) der Wüste südwestlich von Tunis kommt, — werden die Jahrtausende überbauern.





## Ueber die Symbolik unserer Kleidung.

Von

Theodor Lippz.

— Bonn. —

**M**ehrfach ist in neuerer Zeit der Gegenstand behandelt worden, auf den ich im Folgenden die Aufmerksamkeit der verehrten Leserinnen und Leser dieser Zeitschrift lenken möchte. Freilich war die Art der Behandlung nicht immer dieselbe. Der Eine wollte mehr wissenschaftlich erklären, der Andere fühlte sich mehr getrieben von dem Bedürfniß, seinem Unmuth über wirkliche oder vermeintliche Ausschreitungen und Unsinnigkeiten der Mode Luft zu machen. Mir nun liegt das gemüthliche Bedürfniß hier fern. Ich will überhaupt — zunächst wenigstens — nicht davon reden, wie unsere Kleidung sein sollte oder nicht sein sollte, sondern zu erklären versuchen, warum sie ist, wie sie ist, welcher Sinn und welche allgemeinen Gesetze sich darin erkennen lassen. Wenn ich dabei doch nicht umhin kann, mein anererkennendes oder verwerfendes Urtheil da und dort mit in den Kauf zu geben, so bitte ich dies mit der Natur der Sache entschuldigen zu wollen.

In doppeltem Sinn kann in der Theorie und Geschichte der Kunst von Symbolik gesprochen werden. Der Künstler symbolisirt, wenn er eine Männergestalt durch Beigabe des Schwertes als Apostel Paulus kennzeichnet. Er symbolisirt auch, wenn er derselben Männergestalt solche Haltung und solche Geberden zu geben weiß, daß daraus deutlich wird, welche, eines Apostels Paulus würdige Gedanken und Empfindungen sie bewegen. Der Unterschied der beiden Fälle ist deutlich. Paulus ist der Ueberlieferung zufolge durch's Schwert hingerichtet worden. Auf Grund davon ist es künstlerische Sitte geworden, ihn durch das Attribut des Schwertes kenntlich zu machen. Aber was hat das Schwert unmittelbar und von Hause aus mit

dem inneren Wesen des Apostels zu thun? Wenn er es wenigstens züchte! Aber davon ist hier nicht die Rede. Dagegen dienen Haltung und Geberden zum unmittelbaren und naturgemäßen Ausdruck des Inneren einer Persönlichkeit. Jene Symbolik ist äußerlich, geschichtlich, conventionell, diese unmittelbar und naturgemäß; muß jene Symbolik künstlich heißen, so ist diese die eigentlich künstlerische. Wir nun haben es hier nicht mit jener, sondern nur mit dieser Art der Symbolik zu thun. Wir haben es zu thun, mit andern Worten, mit der Sprache, die unsere Kleidung unmittelbar und naturgemäß zu uns redet.

Wir machen in unserer Lautsprache einen Unterschied zwischen mancherlei Wortklassen. In ähnlicher Weise können wir in der Symbolsprache unserer Kleidung Klassen von Worten oder Symbolen unterscheiden. Die Klassen werden andere und andere je nach dem Gesichtspunkt, von dem die Einteilung ausgeht. Ich unterscheide hier zunächst nach einem leicht erkennbaren Gesichtspunkt die vier Klassen der stofflichen, structiven, plastisch-anatomischen und geistigen Symbole. Dabei bemerke ich gleich, daß ein und dasselbe symbolische Element mehreren Klassen, ja allen Klassen zugleich angehören kann.

Was die vier Klassen wollen, wird aus Folgendem, einstweilen mehr im Allgemeinen, deutlicher erhellen. Wenden wir einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit von dem Kleidertwesen hinweg auf andere Gebiete, die davon weit abzuliegen scheinen. Wir lassen die Oberfläche unserer hölzernen Möbel, ebenso die unserer Fußböden oder Thüren nicht in ihrem ursprünglichen Zustande. Wir beizen, poliren, und was dergleichen technische Verfahrungsweisen mehr sind, und verleihen damit der Oberfläche Glanz und Festigkeit. Indem wir dies thun, gewinnen wir nicht nur praktisch, sondern auch ästhetisch. In beiden genannten Eigenschaften liegt ja ein leicht erkennbares ästhetisches Moment. Dagegen halten wir es für barbarisch, die Structur der Oberfläche durch Bedeckung mit undurchsichtiger Farbe für's Auge zu vernichten. Wir suchen sie sogar, wenn wir sie in der Weise vernichtet haben, nachträglich, durch Aufmalung der Faseru und Adern des Holzes, wieder herzustellen. Auch dies geschieht nicht grundlos. Wir wissen, daß mit der Structur des Holzes ein eigenthümliches Schönheitsmoment verloren ginge. Bildende Kräfte der Natur haben in eigener Art ihres Zusammenwirkens dies zarte und doch so feste Gewebe hervorgebracht, ein eigenartiges Spiel von mannigfaltig wechselwirkenden Kräften blüht uns auch jetzt noch anmuthend und Bewunderung fordernd daraus entgegen.

Ein derartiges, rein stoffliches Schönheitsmoment liegt nun aber nicht nur in der Structur des Holzes, sondern auch in der jedes andern zumal jedes technisch verwertbaren und bildsamen Stoffes, wenn auch verschieden abgeküßt und mannigfach charakterisirt. Wer hätte nicht schon einmal die frische Bruchfläche eines Steines, sei es Granit oder Marmor oder schlechter Kalkstein, genauer in's Auge gefaßt, und eine eigenthümliche Befriedigung

gefunden in dem Anblick des gröberen oder feineren Gefüges, der Betrachtung des gebundenen und erstarrten Lebens, das hier sich darzustellen scheint?

Ein verwandtes Schönheitsmoment liegt endlich auch in dem Stoff, den wir zu unserer Bekleidung verwenden. Auch das Erzeugniß des Webstuhls hat Leben. Es hat sogar, wenn man will, ein doppeltes Leben; denn es ist gebildeter Stoff. Menschliche Kunstfertigkeit hat die rohen Fäden zusammengefügt und dazu gebracht, sich aneinander zu schmiegen, ineinander zu schlingen, einander festzuhalten, ohne doch damit sich ihre natürliche Freiheit ganz zu rauben. Daraus ist das stoffliche Gebilde entstanden, dessen Schwere und leichte Beweglichkeit, Festigkeit und Biegsamkeit es für die Bekleidung in so ganz spezifischer Weise eignet.

Es ist aber auch schon gesagt, was aus diesem Schönheitswerth des Stoffes für die technische Verwendung folgt. Es gilt, den Stoff nicht zu negiren und zu vergewaltigen, sondern ihn in seiner Eigenart zu respectiren, seinen eigenthümlichen Schönheitswerth in der Behandlung zur Geltung kommen zu lassen — dies thut denn auch die rechte Kunst aller Orten. Ich erinnere etwa an die Florentinischen Paläste des 15. Jahrhunderts und die Absichtlichkeit, mit der hier an den roh behauenen, nur an den Fugen geglätteten Quadern die Rauheit, Festigkeit, Stärke des Gesteins betont ist. Nicht den geringsten Theil ihrer imponirenden Wirkung verdanken die genannten Bauten diesem Umstande. — Damit übereinstimmend spricht man von einem eigenen Stein-, Holz-, Metallstil, alles Begriffe, deren Sinn einzig aus dem bezeichneten Gesetze sich ableitet.

Natürlich besteht das Gesetz nun auch für die Bekleidungskunst zu Recht. Es fordert ästhetische Verwerthung der spezifischen Eigenart des von ihr verwandten Stoffes, fordert mit andern Worten, daß in den Formen der Bekleidung jene Eigenart sich ausspreche oder symbolisire. Wir bezeichnen darum jenes Gesetz als das allgemeine Gesetz der stofflichen Symbolik. Ein stoffliches Symbol ist dann jedes Element oder Motiv der Kleidung, daß dem Gesetze genügt.

Ich komme zum zweiten Punkte. Seiner Verdeutlichung diene wiederum der Hinweis auf ein anderes Kunstgebiet. Vergewärtigen wir uns irgend ein complicirteres Gefäß — eine Weinlanne oder dgl. — mit seinen Bestandtheilen. Wir unterscheiden den Fuß, der gegen den Boden sich stemmt und den Bauch trägt, den Bauch, der die Flüssigkeit umfaßt, den Hals, der auf den Bauch sich aufsetzt und zum Ausgießen und Eingießen einladet, den Henkel, der an Bauch und Hals sich anklammert und zum Anfassen und Tragen des Gefäßes auffordert. Jeder der Theile hat seine Function, durch die er dem Ganzen dient, ist einerseits relativ selbstständig, andererseits zugleich in eigenthümlicher Weise auf's Ganze bezogen. Dies Zusammenwirken relativ selbstständiger Theile hat wiederum seinen eigenen Schönheitswerth. Das Ganze gewinnt in ihm neues, höheres Leben — über das bloß stoff-

liche Leben, das ihm schon vorher eignete, hinaus — wird zum Organismus, dem Organismus in Pflanzen- und Thierwelt nicht gleich, aber vergleichbar.

Besteht nun aber dieser Schönheitswerth, so gilt wie oben die Forderung, daß er herausgehoben, daß also dasjenige, was ihn bedingt, die relative Selbstständigkeit der Glieder einerseits und der eigenartige Bezug auf's Ganze andererseits, in lebendiger Weise zum Ausdruck gebracht und dem Auge versinnlicht werde. Die Forderung hat denn auch die Töpferkunst der besten Zeiten auf's Schönste erfüllt.

Die Forderung gilt aber wiederum überall, sie gilt auch bei der Kleidung. Auch sie hat ja relativ selbstständige Theile, auch bei ihr bestehen mannigfache Beziehungen der Theile zu einander und zum Ganzen, Beziehungen des sich Haltens, Fassens, Umschließens u. dgl. Ich nenne alle die Formen und Elemente, in denen jene Selbstständigkeit und diese Beziehungen zum Ausdruck kommen, structurive Symbole, und bezeichne als Gesetz der structuriven Symbolik das Gesetz, dem sie ebendamit gehorchen.

Der Vergleich zwischen Erzeugnissen der Töpferei und der Bekleidungskunst ergiebt neben der angeführten Uebereinstimmung einen wesentlichen Unterschied. Der Topf besitzt Eigenständigkeit; er bedarf keines Andern, um in seiner Form zu verharren. Dagegen ist die Kleidung in ihrer Form überall abhängig vom Körper. Andererseits erscheint der Körper für uns so an die Kleidung gebunden, daß sich auch unser Bewußtsein der Schönheit des Körpers wesentlich durch die Kleidung vermittelt. Wir sehen ja in weitem Umfang den Körper nur durch die Kleidung. Darnach ist diese naturgemäßer Träger körperlicher Schönheit. Was nun Schönheit des menschlichen Körpers bedeuten wolle, braucht man Niemandem zu sagen. Kann diese aber durch die Kleidung uns zum Bewußtsein gelangen, so soll sie es auch. Die Kleidung soll den Körper nicht zerstören, sondern soviel möglich dasjenige, was an ihm ästhetisch wesentlich ist, seinen Bau, seine Kraft und Geschmeidigkeit, die selbstständige Leistungsfähigkeit seiner Glieder zur Darstellung bringen. In dieser Forderung besteht das allgemeine Gesetz der plastisch-anatomischen Symbolik der Kleidung. Plastisch-anatomische Symbole sind alle Formen und Elemente, welche und insoweit sie dem Gesetze dienen.

Endlich ist aber der Körper in seiner Form und seinen Bewegungen nicht allein bedingt durch seinen Bau und das in ihm wirkende organische Leben, sondern er ist in jedem Augenblicke zugleich bestimmt durch das geistige Wesen des Menschen, seinen dauernden Charakter und das, was ihn momentan bewegt. Der Geist übt Herrschaft über den Körper und prägt, was ihn erfüllt, in ihm aus. Es giebt eine Geberdensprache, nicht blos des Gesichts und der Hände, sondern des ganzen Körpers. Diese Geberdensprache überträgt sich, wie die sonstige Sprache des menschlichen Körpers, auf die Kleidung. Jene Formen und Elemente werden geistig symbolisirt.

Da das geistige Leben des Menschen das absolut Werthvolle ist, so gilt es die Symbolik auszubilden. Die Forderung besteht umso mehr, je höher das Moment geistigen Lebens steht, um dessen Ausprägung in sichtbarer Form es sich handelt.

Ich habe das Wesen der vier Klassen von Symbolen im Allgemeinen bezeichnet. Jedesmal ergab sich zugleich das Geseß, die in Rede stehende Art der Symbolik wirklich zu treiben und künstlerisch auszubilden. Daß ein Element der Kleidung zugleich der einen und der andern Klasse von Symbolen angehören könne, habe ich schon betont. Ich muß jetzt hinzufügen, daß auch die Geseße ineinandergreifen, in ihren einzelnen Forderungen bald sich unterstützen, ebenso aber auch sich widersprechen. Im letzteren Falle ist die höhere Forderung der niederen voranzustellen. In der Art, wie das geschieht oder nicht geschieht, zeigt sich, von zwingenden praktischen Gründen abgesehen, der Geschmack, nicht immer der Geschmack der Einzelnen, sondern noch mehr der ganzer Völker und Zeiten, gegen die der Einzelne nichts vermag.

Ich wende mich nun, um für den Inhalt der gegebenen allgemeinen Bestimmungen concretere Gestalt zu gewinnen, zu den einzelnen Formen und Elementen der Kleidung, die symbolische Bedeutung haben. Und zwar nenne ich der Reihe nach die Faltung und den Wurf der Kleider überhaupt, die Naht, mit dem was dazu gehört, den Saum, das frei umfassende Band, die Anhänge, die Verlängerungen, die auf Erweiterung des Selbstbewußtseins hinauslaufen, endlich die Mittel der Flächenbelebung, Farbe und Ornament.

Von vornherein ist deutlich, daß bei der Faltung der Gewänder, ihrem Wurf, der Lage der Theile zu einander, jederzeit die Natur des Stoffes und die des Körpers in Wechselwirkung treten, also die beiden Arten der Symbolik, die stoffliche und die plastisch-anatomische, zugleich gegeben sind. Der ästhetische Werth jener Wechselwirkung ist naturgemäß ein um so höherer, je freier dieselbe ist, je mehr sie ein Spiel von Kräften darstellt. Jede Freiheit und Leichtigkeit erfreuet, jeder Zwang und jede Gewaltthat beleidigt. Damit ist nicht gesagt, daß man am besten thue, den Wurf und die Faltung so zu lassen, wie sie sich unter dem Einfluß des Körpers zufällig ergeben. Vielmehr wird der ästhetische Sinn eben das rein Zufällige, das mit keinerlei sichtbarer innerer Nothwendigkeit aus der allgemeinen Natur des Stoffes und des menschlichen Körpers sich ergibt, das rein zufällige, durch nichts sagende äußere Anlässe hervorgerufene Fastenbleiben von Falten an einander oder an einer Stelle des Körpers etwa vermeiden. Ja es erscheint sogar die Anwendung künstlicher Mittel, die dazu dienen, den Mangel des Stoffes oder Körpers auszugleichen, und solche an sich naturgemäße Formen zu erhalten, die im Drange des Lebens allzuleicht der Zerstörung anheimfielen, ästhetisch wohl gerechtfertigt. Wir wissen, daß die Griechen nicht nur viel Zeit und Kunst verwandten, ihre



Gewandung geschmackvoll zu ordnen, sondern daß sie auch bemüht waren, durch besondere Mittel, Festhaltung der Falten und Beschönerung der Zipfel, das Geschaffene zu erhalten. War Dergleichen den Griechen erlaubt, so wird es sicher auch uns unverwehrt bleiben müssen.

Dagegen sind durch das Gesagte allerdings ausgeschlossen alle Steifungen und Bauschungen, die, ohne solchen Zweck, mit der Natur des Stoffes und dann auch in der Regel des Körpers sich in Widerspruch setzen und aus dem Gewandstück, das den Körper umspielen oder sich ihm anschmiegen soll, ein Brett, eine Röhre, eine schwebende Glocke oder dergl. machen. Es bleibt dies aber wenigstens so lange ausgeschlossen, als die genannten Formen nicht als Träger einer höheren und werthvolleren Symbolik sich auszuweisen vermögen.

Ich sprach im Bisherigen von der Natur unserer Kleiderstoffe nur im Allgemeinen, als wären alle diese Stoffe einander im Wesen gleichartig. Dies ist aber keineswegs der Fall. Keinen hat andere Eigenschaften als Wolle, diese andere als Seide u. s. w. Es muß demgemäß einen besonderen Leinen-, Woll-, Seidestil zc. geben, wie es nach oben Gesagtem einen besonderen Holz-, Stein-, Metallstil giebt. Wir dürfen nicht, um mich hier auf Andeutungen zu beschränken, die starre, glatte, schwere Seide in die leichten, wohl gar bauschigen Falten zwingen, die aus der Natur des Leinens oder feiner Wolle von selbst sich ergeben. Die knitterigen, brüchigen Formen, die sich dabei ergeben würden, erheben deutlichen Protest. Dagegen schließen wiederum die scharfen, glatten, langwellenden, wohl gar zur Schleppe sich verlängernden Falten, wie sie dem inneren Wesen der Seide entsprechen, ein Schönheitsmoment in sich, das Linnen und Wolle nicht in gleicher Weise darzustellen vermögen.

Es ist unmöglich, hier nicht zugleich an die verschiedene geistige Symbolik der verschiedenen Stoffe erinnert zu werden. Daß sie in der That eine verschiedene ist, fühlt Jedermann deutlich. So muthet uns Seide, abgesehen von den mannigfachen Abstufungen ihres Charakters, wie sie durch die hinzukommende Farbe entstehen, immer einigermaßen an wie Zurückhaltung, Ruhe, Kühle, Glätte. Diese kühle Ruhe wird zu Stolz und Noblesse unter Voraussetzung stilgemäßer Behandlung, also großer und fließender Gewandformen, zur Koletterie, wenn das Gewand im Uebrigen Leichtigkeit und Beweglichkeit affectirt. Der Grund jenes Eindrucks liegt einfach darin, daß der Stoff durch seine Eigenart zu einer Haltung, wie sie die genannten Ausdrücke bezeichnen, aufzufordern scheint. So gilt überhaupt die Regel, der wir noch öfter begegnen werden, daß Stoffe und Formen an diejenigen geistigen Eigenschaften gemahnen oder sie symbolisch andeuten, zu denen oder zu deren Affectation sie aufzufordern scheinen.

Die Regel erstreckt sich auch auf den Fall und Wurf der Gewandstücke: Es ist kein Zweifel, daß die griechische Gewandung sich von der unserigen nicht nur hinsichtlich ihrer sonstigen Eigenschaften, sondern auch

in Ansehung der geistigen Bedeutung grundsätzlich unterscheidet. In der vollkommensten Weise konnte bei der griechischen Kleidung das freie Wechselspiel zwischen Gewand und Körper, und damit der Schönheitswerth beider zur Geltung kommen. Eben damit war die Kleidung auch des mannigfachen und naturgemähesten geistigen Ausdruckes fähig. Will man dafür einen Beweis, so kann an so manche griechische Gewandstatue erinnert werden. Es dürfte schwer fallen, die geistige Concentration, das innere sich Sammeln, bei aller Freiheit des Blicks nach außen, deutlicher zu veranschaulichen, als dies der berühmte Ithipp'sche Sophokles that durch die Art, wie er äußerlich sich sammelt, sein Gewand in straffen Falten zusammennimmt und um sich schlingt; und schwerlich vermöchte Jemand die freie Begeisterung, das Wehen des Geistes, „man weiß nicht, von wannen er kommt, noch wohin er geht,“ überzeugender zur Darstellung zu bringen, als dies geschehen ist in dem Apollo Musagetes der Vatican'schen Sammlung, dem frei wallenden und wehenden Gewande des leicht dahinschreitenden Dichtergottes.

Nun, — auf diese völlig freie griechische Gewandung leisten wir Verzicht und wir müssen es thun. Nicht bloß aus praktischen Gründen, obgleich die schwer genug wiegen mögen. Die freie Gewandung ward geboren aus dem griechischen Wesen und entsprach diesem. Uns verbietet unser Wesen und der Geist der Gesellschaft, in der wir leben, ihre Wieder- ausnahme. Die Gesellschaft schneidet uns unseren Charakter, unsere Art zu denken und zu empfinden, innerhalb gewisser Grenzen zu, sie schreibt uns wenigstens vor, welche jener Denk- und Empfindungsweise entsprechende Haltung wir anzustreben haben. Da ist es denn nur recht, daß sie uns auch unsere Kleidung im Wesentlichen zugeschnitten in die Hand giebt. Wenn Kleider Leute machen, so machte der Grieche, der seine Kleidung machte, sich selbst, uns dagegen macht in demselben Sinne die Gesellschaft — durch die Hand ihrer willenlosesten Diener, zugleich unsere unerbittlichsten Tyrannen.

In der so zugeschnittenen Kleidung muß nun natürlich, wenn die in dem übereinstimmendem Zuschnitt liegende Symbolik nicht wieder aufgehoben werden soll, das Anliegende und damit zu einer bestimmten „Haltung“ Auffordernde das den Körper frei Umspielende überwiegen. Nur dem weiblichen Geschlechte, dem man kein größeres Maß freier Activität, wohl aber ein erregbareres und wechselvolleres Empfindungsleben zugesteht, bleibt auch ein größeres Maß frei umspielender Gewandung, das doch zugleich die freie Bewegung der Glieder hemmt, zugestanden. Welcher Art die „Haltung“ ist, welche die Gesellschaft von den Männern erwartet, dies zeigt sie zum Ueberfluß durch die gesteihten und geglätteten Brusteinsätze, Kragen, Manschetten, Hüte, die sie uns aufnöthigt, und in denen die moralische Steifheit und Glätte so trefflich zum Ausdruck kommt. Daß sie bei der freieren Beweglichkeit des weiblichen Empfindungslebens nicht an

die einfache, schlicht natürliche Aeußerung dieses Empfindungslebens denkt, sondern noch etwas mehr, ein Quantum Schein erlaubt und wünschenswerth findet, deutet sie auf's Sprechenbste an durch die Bauschungen und Spreizungen des unteren Gewandtheiles, die sonderbarsten Symbole des Strebens, mit seinem geistigen Wesen einen Raum zu füllen, den dies Wesen doch nicht zu erfüllen vermag.

Doch gehen wir einen Schritt weiter. Mögen wir den Verlust der freien Formensprache der griechischen Gewandung, jener Sprache, die mit so einfachen Mitteln so unendlich viel zu sagen wußte, noch so sehr bedauern, so dürfen wir dabei doch auch nicht vergessen, daß wir mit dem Verlust zugleich gewinnen, gewinnen nämlich an Mannigfaltigkeit der Ausdrucksmittel. Vor Allem ist dadurch bedingt das Hervortreten eines Ausdrucksmittels, das nicht so verächtlich ist, als es scheinen könnte; ich meine das Ausdrucksmittel der Naht, mit allem, was unter diesen Begriff untergeordnet werden kann.

Die Nothwendigkeit der Naht folgt unter Voraussetzung unseres Kleiderzuschchnittes ohne Weiteres aus der Natur des Stoffes, der nun einmal nur geringe Dehnbarkeit besitzt, einerseits, und der Natur des Körpers andererseits. Achten wir zunächst auf die Abhängigkeit von der Stoffnatur. Die geringe Dehnbarkeit mag ein Mangel genannt werden. Aber die Regel, daß die natürlichen Eigenschaften der Stoffnatur künstlerisch zu verwerthen seien, erstreckt sich auch auf solche, wenn man will, negative Eigenschaften. Künstlerischer Sinn weiß, nach einem Ausdruck des großen Aesthetikers Semper, auch aus der Noth, d. h. in unserem Falle aus der Naht, eine Tugend zu machen. In der Naht treten zwei relativ selbstständige Stofftheile, also zwei relativ selbstständige Kräftesysteme, in Wechselwirkung, und sie thun dies in einer Weise, die der Natur der Kräftesysteme specifisch angemessen, also specifisch geeignet ist, ihre Natur zum Ausdruck zu bringen. Darin, in dieser stofflich und zugleich structiv symbolischen Kraft der Naht liegt das erste Element ihrer ästhetischen Bedeutsamkeit.

Von dieser ästhetischen Bedeutsamkeit finden wir ein deutliches Bewußtsein schon bei Völkern, denen wir sonst wenig künstlerischen Sinn zuzuschreiben geneigt sind. So waren, wie der eben citirte Semper berichtet, die alten Deutschen zu Tacitus' Zeit Meister in der Kunst, Gewänder, die sie aus schön gegerbten Thierfellen zusammensetzten, in der Weise künstlerisch zu beleben, daß sie in die Hauptnähte lebhafter gefärbte und mit zierlicher Stiderei versehene Lederstreifen einsetzten. Diese Gewänder waren bei den vornehmen Römern so beliebt, daß schließlich eigene Luxusgesetze dagegen erlassen werden mußten. Eben dahin gehören die Nahtstidereien an irdischen Gewändern, russischen Pelztiefeln zc. — Es scheint darnach, als hätten wir, um unseren Geschmack zu bilden, selbst bei den alten Germanen und den Stämmen Nordamerikas in die Schule zu gehen.

Indessen wir dürfen die Einschränkungen nicht vergessen, denen die

geflissentliche Hervorhebung der Nähte für uns sofort unterliegt. Dabei denke ich nicht daran, daß selbstverständlich nur solche Nähte Hervorhebung fordern können, die wirklich um der allgemeinen Eigenschaften des Stoffes willen structiv nothwendig sind und in dieser ihrer Nothwendigkeit ohne Weiteres einleuchten, dagegen Nähte, die nur der Sparfamkeit ihr Dasein verdanken oder ungeschickte Schnitte und Risse heilen sollen, vielmehr nach Möglichkeit unsichtbar gemacht werden müssen. Wichtiger ist jedenfalls die Rücksicht auf den Körper. Es giebt an unserem Körper gewisse herrschende Richtungen, Richtungen des Kraft- und Lebensgefühls. Ich fühle die Kraft, die meinen Arm von der Schulter nach der Hand zu durchströmt. Ich fühle, wenn ich mich aufrichte, die aufrichtende, also von unten nach oben gehende Kraft, ich fühle ebenso die Kraft, die die hochaufathmende oder muthgeschwellte Brust erweitert, also in die Breite dehnt. Mit diesen Kraftrichtungen darf die Richtung der deutlich hervorgehobenen Nähte nicht in Conflict kommen, um so weniger, je mehr hier unser Bewußtsein, Kleid und Körper verwachsen sind, und demgemäß herrschende Linien der Kleidung zugleich den Anspruch machen müssen, herrschende Richtungen des Körpers zu repräsentiren. Dafür gewinnen dann umgekehrt diejenigen Nahtlinien eine erhöhte Bedeutung, die ungesucht mit den Linien der körperlichen Kraftrichtung zusammentreffen. Dies gilt besonders von den Längsnähten der Aermel und Beinkleider und den beiden gewöhnlichen Rückennähten. Indem die letzteren sich nach oben richten und zugleich nach außen gegen die Armanfänge zu sich umbiegen, versinnlichen sie in schöner Weise die nach oben gerichtete, zugleich den Körper in die Breite deh nende und in die Arme verlaufende Kraft des Rückens.

Doch auch diesen Nähten erlauben wir nicht unter allen Umständen ausdrücklich hervorzutreten. Dies hat in unserer überall sich vordrängenden, wenn nicht wirklich vorhandenen, so doch nach Vorschrift der Gesellschaft zur Schau getragenen einseitigen Werthschätzung des Geistigen und entsprechenden Mißachtung des Körperlichen und Stofflichen, wo sie für sich etwas bedeuten wollen, seinen deutlichen Grund. Was hätte es auch für einen Sinn, Richtungen des körperlichen Kraft- und Lebensgefühles äußerlich zu betonen, wenn dies Gefühl mit irgend welcher Rückhaltlosigkeit zu äußern, die Arme lebhaft zu bewegen, zu laufen, gar über Hindernisse hinweg zu springen, gegen den Anstand geht. Ebensovienig aber gilt es als mit unserer geistigen Würde, zumal der des Mannes, verträglich, daß das Kleid, dies stoffliche Gebilde, als solches sich vordränge. Nur da, wo die Kleidung eine nicht ästhetische, sondern officiële, gesellschaftliche oder staatliche Bedeutung hat, wie bei der Uniform, glauben und erwarten wir ohne weiteres eine ausdrückliche Betonung des stofflichen und structiven Symbols der Naht. Beim Soldaten liegt es außerdem in der Natur seines öffentlich anerkannten Berufs, seine Glieder zu brauchen und sein Lebensgefühl zu äußern. Es besteht also bei ihm ein doppelter Grund, Nähte zu

betonen. — Mögen wir nun im Uebrigen zur Vermeidung der Betonung noch so viel Grund haben, so gehen wir doch niemals so weit, daß wir die Bedeutung der Nähte völlig leugnen. Trotz aller Geistigkeit lassen wir sie bestehen und haben ein deutliches Bewußtsein, daß ihre Vertuschung nach Art der Sparsamkeits- und Flicknähte widersinnig wäre.

Mit der Naht gehört sowohl wegen der ähnlichen praktischen Bedeutung als auch vermöge der daraus fließenden analogen Symbolik die Knopfreihe in eine und dieselbe Klasse. Wir können geradezu alles Wesentliche, was über die Naht gesagt wurde, auf sie übertragen. So brauche ich nicht mehr zu sagen, warum wir deutlich hervortretende Knopfreiheiten beim Soldatenkleid, überhaupt bei der Uniform am Platze finden, während im Uebrigen das männliche Geschlecht in der Hinsicht hinter dem weiblichen zurückbleiben muß. Ebenso erhellt ohne weiteres, daß, wie die Naht, so auch die Knopfreihe an ästhetischem Werth gewinnt, wenn sie zugleich herrschenden Körperrichtungen zur Hervorhebung dient. Als Beispiel mögen die beiden oben auseinander gehenden Knopfreiheiten dienen, die die Brust unserer soldatischen Interimsröcke zieren. Ohne Zweifel verankert die Tracht den Eindruck selbstbewußter Männlichkeit, den sie auf Jeden machen wird, zum großen Theile der Art, wie durch die Richtung der beiden Reihen zugleich die nach oben und die in die Breite gehende Kraft der Brust verfinlicht wird. Dagegen muthet die in der Mitte der Brust verlaufende und die Brustbreite durchschneidende einfache Knopfreihe immer einigermaßen an die Beengtheit und Zurückhaltung, daher sie zur Dienstuniform trefflich paßt.

So sehr nun die Symbolik der Knopfreihe der der Naht analog sein mag, so besteht doch auch ein wesentlicher Unterschied. Das zugeknöpfte Gewand kann aufgeknapft und wieder zugeknöpfet werden. In diesem Aufknöpfen und Zuknöpfen erweisen wir uns dem Gewande gegenüber als freie Herren. Die Freiheit ist größer bei weiter als bei enger Knöpfung. In der Art der Knöpfung wird also ein Mittel liegen müssen, einen größeren oder geringeren Grad von Freiheit beziehungsweise Gebundenheit überhaupt zum Ausdruck zu bringen.

Mit diesem Gedanken der Freiheit und Gebundenheit verknüpft sich aber sofort ein anderer. Wir haben oft genug, auf der Bühne und im gewöhnlichen Leben, Gelegenheit zu sehen, wie derjenige, der sich rüstet, einer Gefahr zu begegnen oder einem Angriff auf seine Person, und bestehe er auch nur in Worten, standzuhalten, diesen inneren Vorgang sofort äußerlich zur Anschauung bringt, daß er seinen Rock zusammennimmt und zuknöpft. In der That kann man das innere sich Rüsteten und Zusammennehmen, den Entschluß der Abwehr, nicht sprechender zum Ausdruck bringen. „Mag es kommen,“ dies sagt die Bewegung fast deutlicher als Worte. Nun, — eben die innere Regung, die die momentane Handlung des Zuknöpfens ausdrückt, bezeichnet auch, in größerem Grade, die fertige und dauernde Knöpfung,

nur so, daß sie dieselbe gleicherweise in einen dauernden Zustand überseht. ~~Wird~~ dann nicht der Eindruck um so stärker sein, je enger die Knöpfung ist?

Nehmen wir die beiden Momente der Knöpfungs-Symbolik zusammen, und ziehen außerdem den Ort der Knöpfung und die sonstige Beschaffenheit der Gewandung, die hier natürlich immer mit hereinspielt, in Betracht, so erhellt, eines wie mannigfachen Ausdrucks die Knöpfung fähig sein muß. Weiteren und zum freieren Abwerfen und Wiederanziehen bestimmten Gewändern, wie Ueberröcken und Mänteln, widerspricht offenbar die enge Knöpfung. Sie widerspricht auch dem vorhin genannten Interimsrock und dem enger anliegenden, doch nicht beengenden, bis zum Knie umschließenden „Gehrock“, wie wir ihn auf der Straße oder in freier Gesellschaft tragen. Die obzwar freiere, doch völlige Geschlossenheit dieser Gewänder aber macht einen deutlichen Eindruck, nämlich den der freien Geschlossenheit des inneren Wesens, worin ein geringerer Grad des sich Zusammennehmens und Gerüstetseins mit der Freiheit und Bequemlichkeit zu ruhigem Selbstvertrauen sich verbindet.

Sind die Gewänder seitlich geschlossen, wie dies bei doppelter Knöpfreihe naturgemäß ist, so erhöht der Ort der Knöpfung, abgesehen von oben Gesagtem, auch noch insofern den Eindruck der Freiheit, als er eine weiter ausholende und freiere Bewegung des die Knöpfung ausführenden Armes nothwendig macht.

Dagegen verstärkt die enge Knöpfung den Eindruck der Gebundenheit und Zurückhaltung beim fest anliegenden Gewande und giebt zugleich in höherem Maße das Gepräge des Gerüstetseins und der Bereitschaft zur Abwehr. Freilich kann der daraus sich ergebende Gesamteindruck wiederum in mannigfacher Weise modificirt erscheinen. Er ist insbesondere nothwendig ein anderer beim dienstlich gekleideten Soldaten, dessen ganze übrige Gewandung auf Activität und, wenn's gilt, Dreinschlagen gerichtet ist, ein anderer bei der weiblichen Gewandung, die, solcher Activität widerstreitend, der Grazie und der leichten Beweglichkeit zarterer Regungen zum Ausdruck dient oder dienen soll. Eben dadurch mildert sich hier der Eindruck des Gerüstetseins; er müßte denn auf andere Weise wieder verstärkt werden. — Bemerkt kann hier noch werden, daß die Knöpfung im Rücken, die das Kleid der Herrschaft der Trägerin völlig entzieht, eben darum in noch höherem Grade an Zurückhaltung und innere Gebundenheit gemahnt. Da diese Tracht an sich naturwidrig ist, so verdankt sie ohne Zweifel ihr Dasein der unbewußten oder bewußten Absicht, eben jenen Eindruck hervorzurufen. Freilich leistet sie außerdem auch noch den Dienst, den Rücken schlanker erscheinen zu lassen.

Endlich ergiebt sich eine Symbolik besonderer Art, wenn eng anliegende Gewänder im Widerspruch mit ihrer Engigkeit und trotz der zum Schluß bestimmten Knöpfe dennoch so geschnitten sind, daß der Schnitt die Knöpfung zu verbieten scheint. Man erräth, daß ich auf das wunderbarste männliche

Kleidungsstück, den Frack, anspiele. Deutlich weist der doppelte Ausschnitt oben und unten auf offenes Tragen und damit auf eine gewisse Art geistiger Offenheit hin. Wir sollen, so predigt uns diese Uniform, in der Gesellschaft, in der wir das Kleidungsstück tragen, nicht die Dinge und Menschen, d. h. in dem Falle insbesondere die Damen, an uns herankommen lassen, oder denen, mit denen wir zu thun haben, mit zugeknöpfter Reserve begegnen, dies heiße die gesellschaftlichen Rollen vertauschen; wir sollen auch nicht in freier, sei es behaglicher, sei's würdevoller Selbstbewußtheit uns bewegen, — dies hieße die Symbolik des Fracks mit der des Gehrocks verwechseln; sondern wir sollen bereit sein entgegenzukommen — die Frackschöße hindern ja daran nicht —, sollen dahin und dorthin hören, Bedeutendes und Unbedeutendes mit gewissem Ernst und Antheil aufnehmen. Bei allen dem aber, so lehrt uns dann weiter die Glätte und Unfreiheit des Gewandes, sollen wir Convention und Haltung nicht aus den Augen lassen. Daß die Haltung zugleich eine Art von Zurückhaltung in sich schließe, — die doch anderer Art sein muß als die weibliche, — zeigen zum Ueberfluß die Schöße, der Theil des Fracks, an dem uns die Gesellschaft recht eigentlich zurückzuhalten scheint. So fühlen wir uns im Frack vorwärts getrieben und zurückgehalten. In der That eine wunderbare Symbolik des Benehmens, das die „Gesellschaft“ von uns erwartet. Sollten wir an dieser Symbolik noch zweifeln, so brauchen wir uns nur zu erinnern, mit welchem ganzen Stande, dem wir uns sonst gesellschaftlich nicht gleichstellen, wir die Tracht theilen. Daß übrigens auch intelligente Kleiderkünstler von der Symbolik, die im Zuschnitt des Fracks enthalten liegt, ein deutliches Bewußtsein haben, zeigt die Art, wie sie unterscheiden zwischen dem gewöhnlichen Gesellschaftsfrack, der durchaus auf's Offentragen eingerichtet ist, und dem „Diplomatenfrack“, der auch geschlossen getragen werden kann.

Doch ich unterlasse es, noch weiter bei diesem Capitel zu verweilen. Nur kurz bemerke ich noch, daß die Symbolik anderer Mittel des freien Schlusses der der Knüpfung naturgemäß analog sein muß. Vor allem gilt überall, daß das, was frei und leicht zu verbinden scheint, die geistige Freiheit der Person hebt und umgekehrt. Ich denke aber bei den Mitteln des Schlusses auch an solche Dinge, die wie Broschen, Spangen, Agraffen, nur an einer Stelle zu schließen bestimmt sind. Bei ihnen ist noch besonders darauf aufmerksam zu machen, daß sie, wenn ihre ästhetische Bedeutung nicht verloren gehen soll, die Aufgabe, die sie erfüllen, nach Möglichkeit in ihrer Form zum Ausdruck gelangen lassen müssen, sowie daß sie äußerlich um so anspruchsvoller sein dürfen, je wichtiger ihre Function ist und je größere plastisch-anatomische und geistige Bedeutung die Stelle hat, an der sie angebracht sind. Dies führt mich noch zu der Bemerkung, daß unsere Broschen offenbar nicht in erster Linie den Abschluß des Kleides vollenden sollen, sondern die schöne Aufgabe haben, eine der bedeutsamsten Stellen unseres Körpers, an der sich für unser Gefühl die Thätigkeit des Athmens

und die geistigere des Sprechens sozusagen concentrirt, in dieser ihrer Bedeutsamkeit zu heben.

Nicht der Verbindung von Theilen des Gewandes, wie Nähte und Knöpfe, sondern dem Abschluß des Gewandes dient der Saum, zu dem ich jetzt übergehe. Dem Saum verwandte Motive begegnen uns in mannigfacher Form auch auf anderen Gebieten. Unsere Thüren bestehen aus Rahmen und Füllung. Der Rahmen umfaßt die Füllung und giebt dem Ganzen Festigkeit und Halt. Eben daraus ergiebt sich die ästhetische Bedeutung. Die einförmige Masse wird zum Organismus oder System mit einander in Wechselwirkung stehender Glieder, nicht gleichartiger Glieder, wie sie in der Naht zusammentreffen, sondern verschieden functionirender, darum auch verschieden charakterisirter. Der Rahmen concentrirt in sich die Festigkeit des Ganzen, der Füllung bleibt die Aufgabe des Verschlusses der Oeffnung. Der Rahmen giebt, die Füllung empfängt. Dieser Gegensatz in der Einheit giebt dem Symbol der Umrahmung vor dem der Naht einen bedeutsamen ästhetischen Vorzug.

Freilich, wir haben hier nicht Rahmen und Naht zu vergleichen. Aber der Saum, um den es sich uns handelt, verhält sich zum übrigen Gewebe ganz analog wie der Rahmen zur Füllung. Er faßt sozusagen die Kraft des Gewebes in sich zusammen und giebt dem Ganzen Festigkeit. Er gehört naturgemäß dem Rande an, weil hier vor allem dem Gewebe die Auflöfung droht. Vom Rande anfangend kann ich leicht und ohne viel Gewalt das ganze Gewebe zerstören.

Der Saum schafft Abschluß. Er giebt aber für sich keinen vollkommenen Abschluß. Dies darum nicht, weil er die dem Rande parallel wirkende Kraft und Richtung des Gewebes einseitig betont. Das Gewebe besteht aber aus rechtwinkelig zu einander laufenden Fäden. Der Saum für sich allein wird also, an dieser stofflich wichtigsten Stelle des Gewebes, dessen innerer Natur nicht gerecht. Soll dem Uebel abgeholfen werden, so muß, nachdem der Saum sich genügend breit gemacht hat, nun auch die senkrecht zu ihm wirkende Kraft und Richtung des Gewebes noch besonders zur Geltung kommen und ihren eigenen Abschluß gewinnen. Dies kann nur so geschehen, daß das Gewebe über den Saum hinausragt und dort in der verlangten Richtung sich auflöst. Die einfachste Art besteht darin, daß die senkrecht zum Rande laufenden Fäden durch den Saum hindurchgreifen und jenseits entweder unmittelbar auseinandergehen, oder, was den Eindruck höheren Lebens giebt, vorher in Knoten sich zusammenschließen, — mit anderen Worten in der Fransbildung. Es entsteht auf die Weise ein Ganzes von vollkommen befriedigender Wirkung. Die Kraft des Gewebes löst sich, nachdem sie das Ihrige gethan und dem Gewebe Sicherheit verschafft hat, spielend auf. So sehen wir den gymnastischen Künstler, nachdem er lange genug das Publikum vergnügt hat, seine letzte Kraft zu



einem Salto mortale zusammenraffen und dann mit leichter Handbewegung sich empfehlen.

Dieser vollkommene und natürlichste Gewebeabschluß kann nun nicht überall sich finden. Er ist am Plaze und hat seine volle Wirkung bei Tisch- und Fußbodenteppichen, die ein allseitig freies, in sich abgeschlossenes Ganze darstellen. Dagegen ergeben sich bei Gewändern allerlei Bedenken. Zunächst unterliegt die Anwendung der Fransen gewissen Einschränkungen. Es liegt in der Natur dieser Gebilde, wenn sie können, zu fallen und zu hängen, und so neben ihrer sonstigen Bedeutung die Schwerkraft und den Zug nach unten zu verstärken. Sie können darum an Gewändern nur zum Abschluß nach unten verwandt werden, wo sie die Richtung des Falles fortsetzen und ihren Eindruck verstärken. Sie können weiter auch nur dem unteren Saume frei fallender Gewänder angeheftet werden. Soll der Saum den Eindruck des Gespannten machen, so sind sie darum unzulässig, weil, wie schon gesagt, die mit der Richtung des Saumes identische Spannungsrichtung durch die Fransen gekreuzt, also der Nachdruck, der auf jener Richtung liegt, gemindert würde; oder kürzer gesagt, weil der Eindruck des gespannten Saumes, wenn er zur Geltung kommen soll, den Eindruck des Falles des Gewandes in den Hintergrund drängen muß.

Immerhin bleibt eine große Klasse von Gewandstücken, es bleiben insbesondere Plaids, Schürzen, freie Umhänge, wenig anliegende Mäntel u. s. w. des Fransenabschlusses fähig. Doch sind auch dabei noch zwei Dinge zu berücksichtigen. Fransen sind um so naturgemäßer, je mehr sie aus dem Gewand heraus zu wachsen scheinen. Sie müssen sich darum hinsichtlich ihrer Schwere und Farbe nach dem Gewande richten, und mit seinem Rande in organischem, d. h. in diesem Falle in textilem Zusammenhange stehen oder zu stehen scheinen. So wären an eine Pelzverbrämung angeheftete Fransen offenbar widersinnig. Andererseits geben Fransen ebenso wenig wie Säume für sich allein einen vollkommenen Abschluß. Der Eindruck des Zerfallenden, haltlos Auseinandergehenden, der so leicht entsteht, wo sie für sich auftreten, zeigt dies deutlich. Demgemäß wird man immer gut thun, durch einen deutlichen Saum dem Gewand für's Auge Halt zu geben, ehe man es sich in Fransen auflösen läßt. So läßt man ja auch nicht den Thurm in Zinnen, den Ofenmantel in Zaden, die in ein Eisengitter eingefügte Säule in einer Spitze auslaufen, ohne vorher ein kräftigeres Endglied aufgesetzt zu haben.

Ein zweites wichtiges Moment ist folgendes. Ich hatte, wo ich oben von Säumen sprach, zunächst den auf dem Webstuhl entstandenen Saum im Auge. Dieser natürliche und ebenso jeder dem Schein der Natürlichkeit nahe kommende Saum setzt aber voraus, daß auch das Gewand wenigstens nach der betreffenden Seite hin einigermaßen den Eindruck des natürlichen, so wie es ist, auf dem Webstuhl entstandenen Gewebstückes mache. Dies ist wiederum am meisten der Fall bei unseren frei über den Körper

hängenden oder an ihm herabfallenden Gewändern. Hier also werden, zugleich mit den Fransen, natürliche oder natürlich scheinende Säume am Platze sein. Dagegen wird ein künstlicher Saum sich besser eignen, wo Gewänder als künstlich auf den Leib zugeschnittene sich darstellen.

Der künstliche Saum nun ist mancherlei Art. Er erscheint als engere oder weitere Einsäumung, nach außen hervortretend nur durch die schwache Einsäumungsnaht oder durch ein über diese gelegtes Band, als Einfassung, endlich als Verbrämung. Knappe Einsäumung oder Einfassung macht zugleich den Eindruck geistiger Knappheit, nach der Regel, daß nun einmal nichts Wesentliches der Kleidung begegnen kann, das nicht auch dem Wesen des damit bekleideten Menschen zu widerfahren scheint. Einen besonderen Werth hat die Verbrämung, wenn in ihr der Futterstoff des Gewandes nach außen zu treten und seinen Rand zu umfassen scheint, einerseits wegen der darin liegenden neuen Wechselbeziehung, andererseits weil damit zugleich der ästhetische Werth des inneren Stoffes, die Wärme und Behaglichkeit bei der Pelzverbrämung, dem Blick sich darstellt. Hinzugefügt kann noch werden, was ich oben schon hätte bemerken können, daß naturgemäß jeder Saum, sei es durch dunklere Farbe, sei es durch seine sonstigen Eigenschaften, dem übrigen Gewebe gegenüber den Eindruck des Festeren und Schwereren und dadurch zum Umfassen Befähigten machen muß. So wird man ein Seidenband zur Umsäumung von Wolle, schwerlich aber umgekehrt, verwenden dürfen.

Auch dieser künstliche Saum fordert nun, ursprünglicher Weise wenigstens, zur Vollständigkeit des Abschlusses solche Elemente, welche die dem Saum entgegengesetzte Richtung betonen und zugleich das Nachlassen und die Auflösung der stofflichen Kraft symbolisiren. Außer den Fransen, und was damit unmittelbar verwandt ist, gehören hierher Gebilde wie Plisse und Spitzen. Es werden aber von vornherein und von allen besonderen Rücksichten abgesehen diese letzteren Elemente darum, weil sie künstlich sind, d. h. nicht in der Art wie Fransen aus dem Gewebe hervorzunehmen können, zum künstlichen Saume besser sich fügen. Sie sind nicht am Platze, wo der Fall eines Gewandstückes stärker betont werden soll, haben aber eben dadurch den Vortheil, auch oben und an der Seite angebracht werden zu können. Sie sind, je leichter sie sind, um so weniger geeignet, schwere und feste Gewänder zu begrenzen; denn das Schwere und Feste löst sich nun einmal nicht in so leichter Form. Dagegen vermögen sie dem leichten Gewande größere Leichtigkeit und Freiheit zu geben. Andererseits gilt auch von ihnen wie von den Fransen, daß sie für sich allein und ohne, wenn auch noch so leichten, Saum keinen vollkommenen Abschluß geben.

Eine besondere Art des Saumes ist hier besonders zu erwähnen. Ich meine den Ueberhang, den umliegenden Tragen. Wir begegnen dem Motiv in etwas anderer Gestalt in der vegetabilischen Natur. Ein Blumen- oder

Stengelblatt richtet sich elastisch empor, um dann in sanfter Biegung sich rückwärts zu wenden und abzuschließen. Sicher kann die Kraft, die das ihrige vollbracht hat und nun beruhigt in sich zurückkehrt, nicht schöner zum Ausdruck gebracht werden. Das Motiv hat denn auch in den verschiedensten technischen Künsten bald in der, bald in jener Modification Anwendung gefunden.

Natürlich modificirt es sich auch bei der Kleidung in einer der Natur des Stoffes entsprechenden Weise. Je sicherer es dies thut, je freier der Ueberfall ist, um so mehr befriedigt es. Wir gewinnen in um so höherem Grade auch hier den Eindruck der Kraft, die nach vollbrachter Leistung freiwillig in sich zurückkehrt und eben dadurch die Leistung als vollbracht bezeichnet.

Seinen vollen Werth erhält indessen das Motiv erst durch die Beziehung auf den Körper. Wir kommen damit überhaupt auf die plastisch-anatomische und damit zugleich auf die geistige Bedeutung des Saumes. Der Kragen, wie er sich an unseren Kleidern findet, schließt die ganze Kleidung nach oben ab; zugleich aber bezeichnet er den Abschluß des Oberkörpers; das Gewand weicht zurück, aber es thut dies, um zugleich einem neuen relativ selbständigen Theile unseres Körpers, dem Halse, Platz zu machen und seine Selbständigkeit und freie Beweglichkeit zu betonen. Die Bedeutung dieses Symbols kann auf verschiedene Weise modificirt und erhöht werden. In eigenthümlicher Weise geschieht dies zum Beispiel, wenn nicht der Saum des Obergewandes, sondern ein mit dem inneren Untergewande verbundener oder in Verbindung gedachter Spitzenkragen mit leichter Grazie über die Schultern zurückweicht und so zugleich den leichten Fluß der Schultern erhöht und die Leichtigkeit des Halses hervorhebt. Denn wir weichen leicht zurück vor dem, das auch selbst nicht mit plumper Gewalt sich Bahn zu machen gewohnt ist. Die Bedeutung des Symbols wird in anderer Weise gesteigert, durch den schweren Kragen des Pelzmantels, der die Stärke der Schultern vermehrt, dabei aber doch auch, durch genügend weites Zurückweichen, dem Halse Freiheit zu geben scheinen kann. Dagegen wird das Beste an dieser Symbolik zerstört bei unseren umliegenden oder besser umgebrochenen steifen Leinentragen, die den Hals einzwängen, indem sie ihn zu befreien scheinen. Dafür fehlt es freilich diesen steif umliegenden, ebenso wie den stehenden Kragen nicht an einer besonderen Bedeutung. Wir haben aber davon nachher zu reden.

Zunächst kehren wir zurück zu den Säumen des Obergewandes. Der aufrecht stehende Kragen des Oberkleides unterscheidet sich von dem umliegenden dadurch, daß er statt dem Hals und Kopf Freiheit zu geben, vielmehr ihm seine Richtung anweist, also zu einer gewissen äußeren und inneren „*Haltung*“ auffordert und demnach sie symbolisirt. Er thut dies in leichter Weise, giebt der Haltung zugleich Elasticität, wenn er von einem aufrechten Spitzenrand oder einer Krause überragt wird. Diesem Halssaum

zunächst steht der Saum des Ärmels, der den Ärmel abschließt und zugleich die Selbständigkeit des Handgelenkes und der Hand anerkennt. Auch hier dient der Spitzenrand zur wesentlichen Modification des Eindruckes. Der leicht zurückfließende oder absteigende hebt die freie Beweglichkeit der Hand, der nach vorwärts gerichtete giebt ihr eine bestimmte Richtung, fordert sie auf zu sanfteren, mehr dem Ausdruck leichter Empfindungen, als körperlicher Arbeit angemessenen Bewegungen, und macht dadurch den Eindruck einer gewissen Vornehmheit.

Hinter diesen beiden Säumen und Randabschlüssen stehen alle anderen an ästhetischer Bedeutung weit zurück; umsomehr, je weniger sie einen wesentlichen anatomischen Abschluß bezeichnen. Aber auch wo diese Beziehung zum Körper fehlt, hört doch nicht jede Rücksicht auf die Körperformen auf. Vielmehr kommen eben dann, wie bei den Nähten, die herrschenden Linien des Körpers in Betracht. Deutlich hervortretende Säume dürfen solche Linien durchschneiden am ehesten bei Gewandtheilen, die vom Körper relativ unabhängig erscheinen, also vor allem bei Plaids, weiten Pelzmänteln u. dgl. Wo dies nicht der Fall ist, laufen sie Gefahr, den natürlichen Charakter des Körpers, insbesondere seine Schlantheit zu zerstören. Es sind darum die horizontalen Säume der weiblichen Kleidung vor allem die übereinander gethürmten Plissé- und Spitzenränder des Rocks, nur darum wohl am Platze, weil hier, der Forderung der Mode gemäß, die natürliche Proportion des Körpers zerstört und die naturgemäß fallenden und sich anschmiegenden Gewänder in die Breite getrieben werden sollen; sie fallen also unter einen Gesichtspunkt mit den schon erwähnten künstlichen Wauschungen und Spreizungen, deren Eindruck sie verstärken, während sie bei naturgemäß fallender Gewandung widersinnig wären.

Aus dem Gesagten ergibt sich, wie man sieht, eine wesentliche Einschränkung der Anwendung deutlich hervortretender Säume. Warum von solchen bei der männlichen Civilkleidung so außerordentlich wenig die Rede ist, während sie bei der Uniform eine so wesentliche Rolle spielen, für diese Frage verweise ich auf das über die Naht Gesagte.

Mit dem Saume hängt das Band, ich meine das selbstständig umpassende, enge zusammen. Der Saum ist ja selbst eine Art von Band. Entsprechend bietet auch die Symbolik beider manche Berührungspunkte. Vor allem ist unter den Bändern der Gürtel hervorzuheben, das wirkungsvolle Mittel zur Festhaltung und zum Zusammenschluß des Gewandes in der Mitte des Körpers. Natürlich ist es nur angebracht, wo das Gewand einen Zusammenschluß fordert. Daß der Gürtel zugleich die ganze Person gürtet und rüstet, die selbständige Beweglichkeit des Oberkörpers hebt und damit zugleich anzeigt, giebt ihm seine tiefere Bedeutung.

Neben diesem Bande stehen solche Bänder, die Theile des Körpers unmittelbar umfassen. Sie zerfallen in zwei Gattungen, die fest umschließenden und die umspielenden. Jene, die wohl meist aus Metall gebildeten Bänder

des Oberarmes und ebenso die analogen Bänder, die wilde Stämme unter dem Knie anbringen, deuten auf schwellende Kraft des umschlossenen Theiles. Die Theile scheinen eines ihrer inneren Kraft entgegenwirkenden und sie bändigenden Mittels zu bedürfen. Dagegen bezeichnen die andern, die umspielenden Bänder, die wir um Hals und Handgelenk legen, diese Orte als Ausgangspunkte bewegender Kraft und heben eben damit die Selbstständigkeit der frei beweglichen Organe des Kopfes und der Hand. Entsprechend ihrer Function müssen sie in sich beweglich gebildet sein. Ketten, Perlenchnüre, überhaupt Reihungen gegeneinander beweglicher Theile sind dazu geeignet. Auch leicht um das Handgelenk sich windende Schlangen geben guten Sinn. Dagegen verliert das Symbol einen Theil seines Sinnes, wenn man statt in sich beweglicher Gebilde, starre, nur um das Handgelenk klappernde, bald über den Arm zurück, bald über die Hand vorfallende Reifen verwendet. — Daß übrigens das umspielende Band in der That die bezeichnete Bedeutung hat, zeigen deutlich die Knöchelgelenkbänder, die bei einzelnen Völkern die Tänzerinnen tragen, während sie sonst nicht gebräuchlich sind.

Hier ist auch der Ort zur Erwähnung der Linnenträger und Manschetten. Ihre Aufgabe ist im Wesentlichen die der Halsketten und Armbänder. Sie bezeichnen den Ort, jenseits dessen die bedeutsamsten Theile des Körpers, Kopf und Hände, beginnen.

Damit sie eben den Ort bezeichnen und für sich hervorheben, ist aber erforderlich, daß sie sich äußerlich bandförmig darstellen, daher bei unserer gewöhnlichen Männertracht die den Krager vom Brusteinfaß trennende Binde ebenso wesentlich ist als der Krager selbst. Daß das jenseits der bezeichneten Stelle beginnende Organ ein freibewegliches sei, der Gedanke kommt freilich bei der Steifheit der fraglichen Gebilde ebensowenig, wie bei der Anwendung starrer Armringe und Halsbänder zur Geltung. An die Stelle der Freiheit tritt vielmehr hier, wie sonst, und mit voller Absichtlichkeit, die „Haltung“. Eine nebensächliche Erhöhung ihrer Bedeutsamkeit gewinnen die Gebilde noch dadurch, daß in ihnen die sonst verdeckte untere Bekleidung zu Tage tritt, also das ganze Bekleidungs-system in gewisser Weise zu seinem Rechte kommt. Wie sehr wir von dem Bewußtsein der Nothwendigkeit, daß gerade beim Manne Kopf und Hand dem Körper gegenüber ästhetisch verselbständigt werden, durchdrungen sind, beweist der Umstand, daß wir die männliche Kleidung ohne ein solches Hervollständigungs-mittel gar nicht für vollständig halten. Dies widerspricht dem sonstigen Princip der einseitigen Betonung des Geistigen beim Manne insofern nicht, als Kopf und Hand die specifisch geistigen Theile des Körpers sind.

Auch das Gebiet der Anhänge haben wir mit den Erörterungen über den Saum bereits gestreift. Die Symbolik der Anhänge, die selbständige Bedeutung der Franzen, Troddeln, Quasten, andrerseits der Spitzen, Schleifen, freien Bänder u. dgl. beherrscht ein einfaches Gesetz. Diejenigen Elemente,

in deren eigener fühlbarer Natur es liegt, leicht und frei sich zu bewegen, fordern zu dieser freien Bewegung auf, da ja erst in der freien Bewegung der Person jene ihre eigene Natur, d. h. jene freie Beweglichkeit zur tatsächlichen Geltung kommen kann. Eben damit machen sie zugleich den Eindruck der freien Beweglichkeit des ganzen Wesens. Inwiefern dies von den Spitzen gilt, ist schon angedeutet worden. Frei angeheftete leichte Bänder, deren Bestimmung es scheint, im Winde zu flattern, können bei reicher Anwendung den Eindruck bis zur Flatterhaftigkeit steigern. Immer ist dabei zugleich die Stelle, wo dergleichen sich findet, wesentlich. Auf die Schulter geheftet, giebt das freie Band zunächst dieser Leichtigkeit und erzeugt damit den Charakter sorgloser Fröhlichkeit, die die Welt auf leichte Schultern nimmt. Leichte Bewegung der Schulter, die Unbequemes leicht abzuschütteln scheint, ist ja die naturgemäße Geberde zur Bezeichnung des Leichtnehmens. Freilich dürfen, wenn der Eindruck entstehen soll, die Bänder nicht glatt und schlaff an der Schulter herunterhängen. Die Symbolik haftet ja überhaupt nicht an der Bandform als solcher, sondern an dem Charakter des Bandes; daher beispielsweise die von der päpstlichen Mitra schwer niederhängenden Bänder den völlig entgegengesetzten Eindruck machen.

Mit den flatternden Bändern verwandt sind die am Hute angebrachten nach rückwärts gerichteten, wallenden Schleier und Federn. Jene, für Reiterinnen wie geschaffen, steigern die Fröhlichkeit zu leicht vorwärts strebender Keckheit, diese, die bei rascher, übrigens ruhiger und gemessener, mehr strebender Bewegung zu ihrer eigenthümlichen Geltung kommen, mildern den Eindruck der Keckheit und fügen dazu ein Quantum geistiger, übrigens freier Ruhe und Gemessenheit.

Das zuletzt genannte Symbol macht im Grunde schon den Uebergang von den leicht beweglichen zu den schweren Anhängen. Es fordert auf zur Bewegung nach vorwärts, scheint aber nicht nur die rückwärtsgehende, sondern auch die starke seitliche Bewegung, sowie jedes rasche sich Heben und Senken des Körpers zu verbieten. Daher jenes Element der geistigen Ruhe und Gemessenheit. Dies Element nun wird zum herrschenden, wenn ein Anhang jeder Art der Bewegung sich ungern zu fügen, und falls ihm eine solche aufgenöthigt wird, sofort wieder zur Ruhelage zurückzutreten scheint, wie dies in zunehmendem Maße bei den Franzen, Troddeln, Quasten der Fall ist. Es entsteht daraus der Eindruck der ruhigen Zurückhaltung bis zur gravitätischen Würde. Letztere spricht beispielsweise aus den mit schweren Franzen besetzten altassyrischen Herrschergewändern auf's deutlichste. Ohne unmittelbare Beziehung auf den Menschen, bei teppichartigen Ueberhängen, Vorhängen, Portièren, deren Beruf es ist, mehr oder weniger stark zur Erde herabzuhängen, dienen die Franzen und noch mehr die schweren Quasten zur Verstärkung dieser, jedes Wehen und Flattern ausschließenden Schwere.

Es gehören aber in dies Capitel auch alle Anhänge, die wie Ohrgehänge und Nasenringe am Körper unmittelbar angebracht sind. Letztere schließen wir, als das Gesicht verunzierend, aus. Von ersteren könnten wir, mit Semper, fast bedauern, daß sie verschwunden sind. Sie fordern ruhige Haltung des Kopfes und deuten damit auf einen entsprechenden Charakter. Kommt dazu ein schlanker oder in seiner Schlantheit — etwa durch den besprochenen weit zurückweichenden Spitzenkragen — künstlich gehobener Hals, so entsteht der Eindruck des freiwilligen Verzichts auf freiere Bewegung, also des mehr oder weniger edlen Stolzes. Mit diesem Symbol gleichartig sind dann auch noch die lang herabhängenden Anhänge an leichten Armbändern oder Armbketten, wie sie eine Zeitlang üblich waren oder noch sind. Die Armbkette betont die Beweglichkeit der Hand, der Anhang, der die Bewegung thatsächlich hemmt und jedes freie Anfassen und Hantiren unter sagt, symbolisirt eben damit den vornehmen oder zimperlichen Verzicht auf die freie Bewegung. Freilich ist es, wie ich schon durch die gebrauchten Ausdrücke anzudeuten versuchte, ein ander Ding um den Verzicht in diesem und in obigem Falle. Beide stehen sittlich, darum auch ästhetisch, nicht auf gleicher Stufe.

Endlich gehören zu den Anhängen ihrem Charakter nach — und zwar theils zu den schweren, theils zu den zwischen den schweren und leichtbeweglichen in der Mitte stehenden — auch einige ganze Gewandstücke oder Theile von solchen. Ich rechne zu den letzteren, den Anhängen von mittlerer Beweglichkeit, vor Allem die breite Krempe unseres weichen, dem Kopfe ungezwungen sich aufschmiegenden, darum auch ungezwungen, d. h. etwas schief aufzusehenden Filzhutes. Schon der ganze Hut deutet durch das freie Verhältniß zum Kopfe auf Freiheit und Herrschaft. Außerdem hebt die breite Krempe die geistige Bedeutung des Kopfes, giebt dem Gesichte Schutz und Schatten und erzeugt dadurch das Gepräge einer gewissen freien Sicherheit. Indem sie dabei doch das Gesicht nicht verdeckt, sondern von ihm, analog wie der weitumliegende Kragen von dem Halse, respectvoll zurückweicht, anerkennt sie zugleich die Bedeutung des Gesichtes, des vorzugsweisen Spiegels des seelischen Lebens, und giebt damit dem Wesen einen, doch nicht zu großen, Grad von Offenheit. Endlich scheint aber die Krempe auch, durch ihre Beweglichkeit, analog wie die wallende Feder, zu einer mäßigen und ruhigen, übrigens allseitigen Bewegung aufzufordern. Damit vollendet sich der Eindruck der freien unbeengten Männlichkeit. Jedenfalls muß der Hut Alles in Allem genommen des freien Mannes würdiger erscheinen, als der kleine steife Hut, in dem eine Art kokett conventioneller Enge in so vollendeter Weise sich ausspricht, und der steife Cylinderhut, in dem selbstbewußte Haltung und conventionelle Beengtheit sich so wunderbar vereinigen.

Dagegen müssen zu den schweren Anhängen in jedem Betracht unsere Frackschöße gerechnet werden. Wir pflegen den Frack auch beim Tanze zu

tragen. Aber selbst bei unseren doch wenig leidenschaftlichen Tänzen werden die Schöße dieses Kleidungsstückes gelegentlich zu Bewegungen genöthigt, die ihrer Natur sichtlich widersprechen und darum in hohem Grade unschön heißen müssen. Es wird dabei völlig deutlich, welche Haltung die Frackschöße erfordern und welchen Charakter sie naturgemäß versinnlichen. Analoge Bedeutung wie die Frackschöße scheint noch die Schleppe und einigermaßen auch der den Schößen räumlich entsprechende Vausch des modernsten weiblichen Kleides haben zu müssen. Doch liegt die Hauptbedeutung der beiden Motive, die ja beide nicht freie Anhänge sind, auf einem gleich zu besprechenden verwandten Gebiete.

Dagegen darf hier das Gewandstück nicht unerwähnt bleiben, das ich schon früher als schwebende Glocke bezeichnete. Es fordert naturgemäß zu der trippelnden Bewegung auf, durch die das sichtbar in seiner Natur liegende Schweben allein thätig werden kann, deutet also auf ein entsprechendes Wesen.

Mit dem dem Gebiete der Anhänge verwandten Gebiete, auf das ich eben hinwies, meinte ich das Gebiet der Verlängerungen, von denen ich schon bei ihrer ersten Nennung sagte, daß sie der Ausdehnung des Selbstbewußtseins dienen sollen. Man weiß, warum wir Stöcke tragen. Mit dem Stock können wir einen weiter von uns entfernten Gegenstand berühren, die Luft durchschneiden, überhaupt einen größeren Umkreis als sonst thätig oder spielend beherrschen. Darin liegt eine Erweiterung unserer Persönlichkeit und unseres Selbstgefühls, aus der wir eine Art harmloser Befriedigung schöpfen. Die Erweiterung ist in diesem Falle vermittelt durch Arm und Stock. Sie kann ebenso auch durch andere Theile des Körpers und anderweitige verlängernde Objecte, auch solche, die unserer Kleidung angehören, vermittelt sein. Ich fühle, wenn ich den schon besprochenen Cylinderhut auf dem Kopfe habe, bei jeder Bewegung meinen Schwerpunkt nach oben verlegt, ich fühle mich eben damit innerlich gehoben, zugleich freilich auch an freier Bewegung gehemmt, woraus dann das Gefühl, und bei anderen der Eindruck der steifen Würde, der beengten Feierlichkeit entsteht. Aehnlich wirkt, wenn auch nach anderer Seite, die Schleppe. Sie gehört zunächst, wie schon gesagt, mit dem Frackschöß in die Gattung der schweren Anhänge, bezeichnet also würdige Zurückhaltung. Zugleich erzeugt sie den Eindruck der Machtsphäre. Auch hier giebt ja jede Bewegung ein Gefühl der Beherrschung eines weiteren Raums. Wiederum in etwas anderer Weise erweitert der auch schon genannte, am oberen Theile des weiblichen Rockes angefügte Vausch, dessen Symbolik aus dem Selbstbewußtsein, mit dem der Pfau seine schönste Zierde trägt, zur Genüge deutlich wird. In einer dem hohen Hüte unmittelbar entgegengesetzten Richtung wirken weiter auch die hohen Haden. Sie ergeben damit eine Befriedigung, die mit der des Stelzenlaufens völlig aus derselben Quelle stammt.



Endlich haben einen eigenen Charakter die künstlichen Schultererhöhungen. Wie die hängende Schulter das sich und die Dinge Gehelassen, die künstlich erleichterte die sorglose Fröhlichkeit, so bezeichnet die erhöhte Schulter das Active, Unternehmende. Der Grund liegt darin, daß wir in der That die Schulter anziehen, wenn wir, zunächst körperlich, etwas unternehmen, uns anstemmen und dergl. Daraus ergiebt sich die Bedeutung der Epaulette beim Soldaten, wie der künstlichen Erhöhung der Schulter bezw. des Armansatzes, wie sie jetzt bei den Damen gebräuchlich ist. Verbunden mit dem die Arme zur Unbeweglichkeit zwingenden, schene Zurückhaltung und enges sich in sich Zusammenziehen verkündenden Mantel wirkt die letztere, wie eben die Verbindung von unternehmender Kühnheit und gesteigerter Zurückhaltung wirken kann und muß.

Ich habe endlich auch über die Belebung der Gewandflächen noch eine Bemerkung zu machen. Der Belebung dient schon die einfache Färbung. Da helle Farben Gegenstände leicht, dunkle sie schwer und fest erscheinen lassen, so wird in der Farbe der Kleidung, soweit sie überhaupt verschieden ist, naturgemäß auf die Schwere und Festigkeit der Gewandstücke, ebenso wie auf die der damit bekleideten Theile des Körpers Rücksicht zu nehmen sein. Dabei kann denn die eine oder die andere Rücksicht überwiegen. Andererseits kann man freilich auch durch die Umkehrung des naturgemäßen Verhältnisses bald den naturgemäß schweren Theil erleichtern, bald umgekehrt, und damit mannigfache, immerhin künstliche Effecte erzielen. Doch scheint es mir über die Grenze des Zulässigen zu gehen, wenn man bei sonst heller Kleidung schwarze Handschuhe trägt, und damit die Hand als den gewichtigsten und ruhigsten Theil des Körpers erscheinen läßt. Jedenfalls steht in vollem Widerspruche damit die Thatfache, daß Damen beim Tanze weiße Handschuhe tragen und damit ausdrücklich jenes obige Gesetz anerkennen.

Von der sonstigen Symbolik der Farben, dem Schwarz als Farbe des Ernstes und der Trauer und dergl. rede ich hier nicht, da dies Gutes nach Athem tragen hieße. Nur daran will ich erinnern, daß in unserer allgemeinen Scheu vor bunten Farben, zumal bei der männlichen Kleidung, am deutlichsten eine öfter berührte Eigenthümlichkeit unseres Charakters sich ausdrückt. Grau ist alle Theorie, grün und nicht nur grün, sondern auch roth, gelb, blau ist des Lebens goldener Baum. So zeigt sich in unserer Vorliebe für die verschiedenen Schattirungen des Grau, vom hellsten Grau, dem Weiß, bis zum Schwarz deutlich unsere gesellschaftliche und sonstige Art, die Theorie der Bildung des Intellects über Alles zu schätzen, selbst das Schöne nicht mehr vor allem genießen, sondern kennen lernen, an ihm Kritik üben zu wollen, worüber dann nothwendig die Wärme unserer unmittelbaren Empfindung verkümmert, jede Art des Gefühles verblaßt und unser geistiges Leben immer kühler und farbloser wird.

Doch auch davon rede ich nicht weiter. Ein weiteres Element der

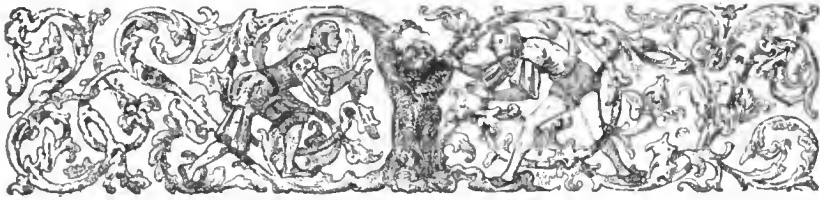
Belebung ist die Musterung und sonstige Ornamentirung der Flächen. Hier kommt in besonderem Maße die Rücksicht auf die Hauptrichtungen des Körpers in Betracht. Vermöge dieser Rücksicht sind ohne Zweifel alle deutlich und groß carrirten und ebenso alle deutlich und weit gestreiften Stoffe vom Uebel, es sei denn bei weiten und faltigen, leicht übergeworfenen Gewandstücken. Der Körper ist weder ein Gitter noch ein Quadergemäuer, sondern ein organisches Gebilde. Die Linie des Organischen ist aber überall die bewegte, geschwungene, geschweifte, sich senkende. Mit Ornamenten, die aus solchen Linien bestehen, mit arabeskenartigen Formen, wären also die Gewandflächen auszuschnücken. Dabei hätten aber wiederum die Hauptrichtungen mit den Hauptrichtungen des Körpers zusammenzutreffen. Sie könnten außerdem die Säume begleiten, die Ecken verstärken, also die strukturellen Symbole unterstützen. Da wir diese Ornamentik vom Webstuhl nicht fordern können, so müßte sie nachträglich angebracht, ausgenäht oder eingestickt werden, oder wir hätten uns mit einförmigen, beziehungsweise mit nur leicht und eng gemusterten Stoffen zu begnügen.

Und nun zum Schluß. Ich habe versucht die Arten der Symbolik unserer Kleidung zu unterscheiden und die symbolischen Elemente der Reihe nach vorzuführen. Dabei habe ich keineswegs alles vorgebracht, was vorgebracht werden könnte. Aber dafür sind mir, wie ich vermuthet, die verehrten Leser dieses Aufsatzes eher dankbar. Schlimmer ist jedenfalls ein anderer Mangel. Ich habe auch versucht, die Symbolsprache unserer Kleidung in unsere Lautsprache zu übersetzen. Dies habe ich nur sehr oberflächlich vermocht. Glücklicherweise kann ich aber dabei zu meiner Entschuldigung anführen, daß diese Uebersetzung vollständig überhaupt nie gelingen kann. Jene Symbolsprache ist nun einmal unendlich viel feiner und mannigfaltiger als es die Lautsprache ist. So muß ich mich schließlich mit der Hoffnung begnügen, daß es mir gelungen sei, dem Leser die Ueberzeugung zu verschaffen, beziehungsweise seine Ueberzeugung zu verstärken, daß überhaupt Symbolik überall in unserer Kleidung sich findet. Aber schon dies Ergebnis ist wichtig genug. Ich sagte Eingang, daß der Geschmack der Völker und Zeiten in der Art sich zeige, wie die Symbolsprache der Kleidung gehandhabt werde. Ich kann jetzt hinzufügen, daß ihr Charakter darin sich spiegelt. Es kann keine bessere Illustration der Culturgeschichte geben, als sie in der Geschichte des Costüms enthalten ist. Wie die Zeiten sich unterscheiden, wie insbesondere unsere Zeit sich von andern unterscheidet, zeigt uns diese Geschichte deutlich. Sie zeigt zugleich auch, wie ähnlich sie ihnen ist. Mögen wir gewisse symbolische Elemente vergangener Zeiten, den Hops, die Perrücke, die langen Schnabelschuhe u. dgl. weit von uns weisen, so zeigt sich bei genauem Zusehen doch oft genug, daß die Art der Symbolik dieselbe geblieben ist. Aber auch praktisch folgt etwas aus dem Ergebnis. Wir alle sind darin einig, daß es Trachten gegeben hat, die das Auge vielmehr befriedigen mußten, als die unsere es thut. Sollen wir darum die letztere wegwerfen,

und jene annehmen? Nichts wäre verkehrter als dies. Der Charakter der Zeit bestimmt die Kleidung; den Charakter unserer Zeit hätten wir also zuerst zu reformiren, wenn wir nicht uns der Unwahrheit schuldig machen wollten. Aber eines können wir doch thnn. Wir haben nicht denselben Charakter und dieselbe Denk- und Empfindungsweise, wie unsere Nachbarvölker, und wollen sie nicht haben. So sollen wir sie auch nicht in unsern Trachten affectiren. Unser Charakter muß sich kräftig erweisen, sich seine eigenen Trachteigenthümlichkeiten zu schaffen oder es steht schlimm um ihn. Und noch eines. Jeder Einzelne muß sich in seiner Kleidung der Gesamtheit unterordnen. Aber dies hebt doch einen ziemlichen Grad von Freiheit nicht auf. Wie wäre es, wenn wir innerhalb der Grenzen dieser Freiheit mehr bemüht wären, uns selbst und die geistigen Eigenschaften, die wir werthschätzen, in der Kleidung zum Ausdruck zu bringen, statt die äußere Erscheinung unseres Wesens beliebigen Launen zu opfern?

Die Sache ist aber wichtiger als man meinen könnte. Der Charakter bestimmt nicht bloß die Kleidung, sondern diese wirkt auch wieder auf jenen zurück. Sonach würde eine Veredelung der Kleidung auch auf unser Wesen veredelnd wirken. Sie würde zwar nicht die goldene Zeit wiederbringen, aber doch uns derselben einen kleinen Schritt näher führen. Man weiß, wie in der goldenen Zeit der Wahlspruch lautet: Erlaubt ist, was sich ziemt. Zwischen der Kleidung und dem, was sich ziemt und nicht ziemt, besteht aber ein weit engerer Zusammenhang, als man gemeinhin denkt. Meine verehrten Leseriunen wissen auch, daß an der Stelle in Goethes Tasso, der ich jenen Wahlspruch entnehme, den edlen Frauen vorzugsweise die Fähigkeit zugesprochen ist, zu entscheiden, was sich ziemt und was nicht. Daraus ergiebt sich eine Hoffnung für die Zukunft unseres Kleidertwesens, die nicht trügen kann.





# Fortis.

Ein Märchen

von

Georg von Bertzen.

— Marseille. —

Durch den letzten Purpurschein des Abends  
Spähte Fortis nach den Waidgenossen,  
Vorgebeugt zur Mähne seines Rappens,  
Dessen Wiehern wie ein Nothruf schmetterte.  
Hohe Wipfel ruhten über ihnen  
Gleich der Ebene. Allein war Fortis.

Müde nun des langen Harrens wandte  
Er den Hengst zum Walde. Nicht mißfiel's  
ihm,

Sich zur Raft in's weiche Moos zu betten,  
Dort beim Blick des Sternlichts rings im  
Laube

Wach zu träumen oder zu entschlummern,  
Nur sein Ross bisweilen hörend, wenn es  
Blätter rupfte von den nahen Zweigen  
Und Gebiß und Bügel leise klirren.  
So geschah's und lange schlief der Jüngling.

Beim Erwachen labt er sich der Sonne,  
Die des Jagens neue Lust ihm weckte,  
Streichelte lieblosend den Gefährten,  
Tränkte ihn aus nahem Quell und trabte,  
Um sich schauend und vor niedern Aesten  
Schnell das Haupt im Reiten bückend, vor-

wärts.  
Weiche Matten hütet hier der Eichwald,

Wiesen, die aus dunklen Blumenangen  
Ihm verwundert nachzublicken scheinen.  
Rings im Dickicht spielt es irisfarben,  
Morgenthau benezt ihm Stirn und Lode,  
Und sein Denken thut wie die Libelle,  
Hastet, ruhet. Was der jungen Seele  
Ufersteht, ihr schmeichelt und dann  
schwindet:

Ehre, Freude, Glanz, die holde Liebe —  
Alles ahnt er, trunken lächelnd, nahe,  
Ahnt's erreichbar — da! Was spitzt der Klappe  
Aufmerksam die Ohren? Reiser knacken  
Und hervor dort durch die Büsche bricht es  
Ungeflüm: das war der Hirsch! Der Waid-  
mann

Hat den Zauber von sich abgeschüttelt,  
Glühend sucht er, lautlos nur die Fährte.  
Über seltsam — keinen Hirsch hier spürt er,  
Spürt den frischen Hufschlag eines Zelters.

Da er staunend diesen noch betrachtet,  
Hört er plötzlich eine nahe Stimme,  
Hebt das Auge und in's Kühle steht er  
Aus der Lichtung eine Dame reiten,  
Weiß gekleidet, schlank. Wie Sonnen-  
strahlen

Walt das Haar ihr hin und wieder  
flatternd

Um den Sattel ihres edlen Rosses,  
Welches goldroth glänzend war zu schauen.  
Einsam, gleich ihm selber ungeleitet,  
Scheint sie Raft zu halten, läßt die Zügel  
Lässig ihrer feinen Hand entgleiten  
Und nun äugt sie, wie ein Reh, dem bang  
ward.

Fortis sieht's entzückt, sieht's unentschlossen  
Einen Augenblick, doch dann, getrieben  
Von dem Sturmhauch seiner zwanzig Jahre,  
Jäh'n Wollens sprengt er ihres Weges.  
Sie enteilt, zwar dünkt es ihn, nicht bange;  
Denn sie wendet ihr Gesicht, sie lächelt . . .  
Doch sie flieht — — der Jüngling aber  
folgt ihr,

Sein nicht Meister, rascher Sehnsucht Beute,  
folgt ihr, die schneller, wilder flüchtet,  
Athemlos, als ob ihn Flügel trügen.  
Dröhnend durch den Wald hin stürmt der  
Rappe,

Doch der lichte Felter bleibt behender.  
Die Secunden, die Minuten sterben,  
Keise erst, dann lauter fragt das Echo,  
Wer so hart aus langem Schlaf es weckte?  
— Fort nun sind sie, fern und wieder nahe.

Hier im See die Wiegewellen flüstern  
Mit dem Schilfrohr von den zwei Gestalten,  
Die den Spiegel ihm wie Schatten streiften,  
Dort der Strahl, der hoch im Laubdach  
funkelt,

Lacht, wie sonst der andren Schmetterlinge,  
Toller nur, denn jene, treiben's diese.

Endlich, da der jagdvergeßne Jäger,  
Welk umflocht vom Schaum des müden  
Hengstes,

Grimmig der Gefundenen, Verlorenen  
Und auf's Neue dann Gewahrten nachblickt  
— Einem Spuk, der ihn, den Träumer  
narrete —

Sieht er zwischen ihr und sich ein Bächlein,  
Rinnend unter hingebrochnem Baumstamm  
Und sieht jenseits durch den Saum des  
Forstes,

Weiß sich schlängelnd die bestaubte Straße.  
Hin auf jene — dies erräth sein Auge —

furchtsam starrt die Fremde, unbehaglich . .  
Jetzt ein Druck der Schenkel: er ist drüben.

Und als habe seiner sie gewartet,  
Grüßend lenkt die Reiterin gelassen  
Ihm entgegen ihren feinen Kenner.

Er — in ihm ist fürder keine Neugier,  
Ist nicht Staunen mehr, nur schene Wonne.  
Unterthan der Hoheit ihres Bildes,  
Bleibt er wortlos ihr zur Seite, zagend.  
So selbänder ritten sie und schwiegen.  
Spät dann bat er: Nenne Deinen Namen!  
Und sie gab die Antwort ihm: Beata.  
Bin daheim bei treuen Pflegemüttern  
Dort im Thurm, dem Du vorübereiltest,  
Dem der See die heil'ge Schwelle küßt und  
Dämmerung vertraute Wipfel weben.

O Beata — kühner wurde Fortis —  
Wolle hören, was Dein Auge schauet;  
Denn es dringt zur Tiefe meiner Seele,  
Oder thue, wie mein Blick Dich bittet.  
Thu's und sage, sprich, daß Du den Wilden,  
Den der Athem Deiner Nähe sänftigt,  
Künftig wollest gönnen nicht der Wildniß.  
Bürgen würden, Wälder mir zur Oede,  
Todt mein Herd, wenn Du nicht, hohes  
Traumbild,

Leben mir an diesem Herd willst werden.  
Flehend klang die Stimme des Ergriffnen,  
Doch geraupte Weile schwieg Beata.  
Endlich sprach sie: Kommt nach dreien  
Tagen,

Wenn bis dann Ihr gleichen Sinnes bliebet.  
Kommt zur Pforte meines Heimathhauses.  
Sie, die Epheu zwar verbirgt, ist dennoch  
Freunden willig, wie das Herz der Meinen.  
Jetzt lebt wohl! . . .

Dem übermannen Reiter  
führer durch den Wald hin ward sein  
Rappe.

Keine Sterbliche — der Trunkne schwur es —  
Blick an Schönheit jemals der Geliebten.

\* \* \*

Theilnahmlos der Ungeduld des Hoffens  
Sind die ewig ruhenden Gestirne.  
Theilnahmlos die Wolken und die Schwalben,  
Kalt der rüstig liedesfrohe Wandrer.

Fortis gönnt dem schnellen nicht die Eile,  
Grollt herab vom hohen Giebelerker  
In dies träge eingeschlafne Weltall,  
Das soviel der Zeit bedarf, zum Ausgang  
Dreier Tage endlich zu gelangen.

Endlich wurde Morgenfrühe, endlich  
Nach dem blöden Dämmergraun des  
Wartens

Und noch niemals also sporenblutig  
Seinen Reiter trug zum Ziel der Kappe.  
Hier, was legt sich schwer auf jenen? Er,  
der

Hastig aus dem Sattel sprang, was hält er  
Unbewegt des Klopfers wucht'gen Zierrath  
Einen langen Augenblick? Bis plötzlich  
Er erwacht vor seinem Schall und horchet.

Nicht vergebens — denn des Riegels wurde  
Bald ein roß'ger Schlüssel Herr und freund-  
lich

Tönt es ihm aus Weibesmund: Will-  
kommen!

Frau Experta, Schützenin des Hauses,  
Das den Zutritt Suchenden nicht weigert,  
Grüßet Euch und läßt den Freund Beatens  
Als den eignen vor ihr Mutterauge.  
Die es sprach, verneigte sich. Der Jüngling  
Schritt, ihr folgend, über Marmorstufen,  
Durch gewölbte Gänge tief hinunter  
Bis an Thüren, deren Schleierumhang  
Stumm sie hob, zum Weitergehn ihm  
deutend.

Nochmals fallen Maschen, seidne, zarte,  
Leicht zurück und ihn empfängt ein hohes  
Zeltgemach, von dessen obrer Decke  
Wolken leichten Stoffes niedersehweben,  
Die ihn selbst und Jene, die ihn führte,  
Wie ein goldner Nebeldunst umjittern.  
Kaum nur sieht er, daß sie nicht zu Zweien:  
Vor ihm steht Experta. Seinem Blicke  
Kündet dies der tiefe Glanz des ihren,  
Der erfüllt vom Reichthum langen Lebens,  
Sagt's in jedem Wort der Hauch der Seele,  
Einer, die kein Zweifel mehr verkümmert —  
Und in Ehrfurcht neigt er ihr die Locke.

Ihr erhofft Beaten Euch zum Weibe?  
— So begann die Greisin ohne Zaudern

Zu dem Ritter, der verwirrt empor sah —  
Ihr, ein Fremdling werdt um sie, die  
Fremde?

Sagt, warum und was den Muth Euch  
weckte?

Dies, o Mutter — bebend sprach es Fortis;  
Denn die Wahrheit und die Macht des Blutes  
flammt in ihm vom Herzen auf die Zunge —  
Dies, daß ich die Ungekannte liebe,  
Liebe — hört es — wie der Wald das Früh-  
roth.

Nie noch fragt' ich, woher Sterne wandeln,  
Nie, wer Licht, wer Namen ihnen leucht? Die  
Leuchtenden, Gott schickt sie. Auch Beata  
Kam, wie jene, — kümmer't's mich von  
wannen?

Lebt sie nicht und grüßt, wie die dort oben?  
Segnen, Hohe, laß sie gleich den Schwestern  
Sterne winken fremden Staubgebornen.

Gütig hört den Bittenden Experta,  
Wiegt gedankenvoll den Silber Scheitel  
Und ergängt sein warmes Wort durch ihres.  
Wohl verkündet, hub sie an, Herr Ritter,  
Habet Ihr den Ausgang Eurer Liebe.  
Euer Herz und jedes, wie das Eure,  
Wenn es pocht und strebt und will besitzen,  
Wirft es sich voll innern Schauens, wirft sich  
Glaubensfroh, ein Thor, der siegt durch  
Blindheit

Sonder Wissen stumm an's Herz dem Glücke  
Ihr auch sieget und Beata fühlt es;  
Über mir, der Gott sie anvertraute,  
Bangt um sie, — nein, edler Fortis, zürn  
nicht —

Bangt; denn morgen bleibt nicht heute, . . .  
Morgen

— Zufall weckte solche Morgenstunde —  
Werdet Ihr, der Mann voll Kraft, ein  
Mensch sein,

Wie wir alle, klügelnd, nüchtern, zweifelnd  
Bis Beata — Nicht doch! Heut sei heute  
Und, gehorchend diesem Heute, will ich  
Wahr und frei Euch die Bedingniß nennen  
Zweifach ist sie, die Beata's Loose  
Und ihr Heil zu eigen giebt dem Euren.  
Schauet um Euch. Unter Euren Blicken.  
Ueber ihnen, überall ist Schatten,

Dunkel nicht, doch die gebrochne Helle,  
Die den Wimpern wie der Seele wohlthat.  
Darum fließen duftige Gespinnste  
Hoch vom Sims und darum, weich wie Flügel,  
Breitet Waldlaub, wo wir wandeln, Frieden.  
Blinde Ungesehene sind glücklich.  
Unser Liebling, den Ihr Euch erkärtet,  
Ist von diesen und, so wahr ich lebe,  
Ihr gelobet denn, sein Aug' zu hüten  
Vor der nackten Mächternheit der Sonne,  
Niemals soll er, da Ihr hingehet, folgen.  
Aber — — Euch von offner Stirn dies  
Über

Leß' ich klar und will ihm Antwort sagen —  
Aber sprecht Ihr, wie im Staub, im Sturme,  
Die des Weibes Schläfe ach, nicht schonen,  
Wird sie wandeln, wie den Alltag meistern,  
So sie nur ihn tastend darf berühren?  
Hört darum den zweiten Spruch der Ew'gen,  
Deren Wort ich Dienende vollstrecke:  
Ihren Spuren ist gefolgt die Freundin  
Unzertrennlich seit der ersten Stunde,  
Da sie unser wurde, unermülich.  
Sie belehrte, tröstete das Mägdlein  
Und die Zwei, sie haben nur Ein Träumen  
Einen Jubel, wie wenn Blüthen lachen,  
Caritas, Beata, nur Ein Leben . . .  
Dies gebietet, daß ihr Pfad der gleiche.  
Wo die Schwester wohnet, wird die Schwester  
Wirken, walten und das Haus ihr  
schmücken.  
Ihr vernahmt den Auftrag, wohl: Ent-  
scheidet!

Er entschied. Voll Lebens stand der Freier,  
Dank und heitre Zuversicht im Antlitz.  
Kämet Ihr, soviel von diesem Dache,  
Das mir Gott gesegnete, beschirmt seid,  
Singt Ihr Alle mit der Chören, Alle,  
— Wonnic sprang das Wort ihm aus der  
Seele —

Gütiger noch pries ich dann mein Schicksal!  
Caritas, wo weilt sie, wo Beata?

Kaum nur rief er's und die Beiden traten  
Hand in Hand hold grüßend vor Experta;  
fernher aber jubelt das Gewieher,  
Drin sich Rapp und Goldfuchs neu erkennen.

Horch, Geliebte, unsre Freunde rufen!  
Sprach jetzt fortis und aus Mutterarmen  
Durch das Thor her mit den zween Genossen  
Schritt Beata, nahest ihrem Zelter;  
Doch der starke selige Mann umschlang sie  
Unversehns und vor sich in den Sattel  
Hub er jauchzend das errungne Kleinod,  
Brach ein Reis noch ihrem Hut und sprengte  
In den Weg zur Heimat, wie ein Sieger.  
Der mit ihnen trug die heil'ge Dritte,  
fern nicht blieb der Kenner diesen Beiden.

Unterdeß in stiller Kemerate  
Starr in's Weite blickte Frau Experta,  
Oeffnete dann freie Bahn dem Lusthauch,  
Der ihr lind die Augenlider kühlte,  
Und allein der Einsamkeit vernehmbar:  
Seid geweiht, so sprach sie, und gewarnt.

\* \* \*

Leise, wie ein kaum bemerkter Diener,  
Kommt und geht um Glückliche die Stunde,  
Leise in der Burg des tapfern Ritters  
Um die Pforten, deren Angeln schweigen,  
Und um Menschen, die mit sich beschäftigt,  
Sehn die Rüden hin gesenkten Hauptes;  
Denn der Burgherr ruft sie nicht zur Waid-  
lust,

Noch des Nachts zur Ruhe an sein Lager.  
In den Hallen feiert Zauberfülle,  
Athmet heimlich Märchenhauch — und fortis,  
Gleich dem Knaben zu der Mutter Füßen,  
Will nur Eines noch, nur Märchen haben,  
Doch nicht hört er, nein, er lebt sie wirklich,  
Lebt sie mit Beata und der Liebe.

Amuth ist der Hausfrau sinnig Walten  
Und das zarte Jungfraunthum des Weibes  
Hüllt ihr Bild in Lieblichkeit und Würde.  
Diesem Bilde, wie das Blatt um Blüthen,  
Wie um Marmor neckend, halb verstedend  
Ranken wehn, so, ihm willkommen, schmiegen  
Um sein frohes Thun sich die Gewebe,  
Die, wie dort im fernen Wald der Heimat,  
Hier gesponnen sind zu seinem Schutze.  
Nicht verwehren sie das Herz dem Herzen,  
Nicht den Lippen ihre stumme Rede;  
Doch die Flamme, von dem Wanderflehler  
Sacht gedämpft und zwiefach dann entlobernd,

Reiner wirbt sie, edler um Erhörung.  
 Schön und gut steht fortis die Geliebte.  
 Auch ihm selber in dem Farbenspiele  
 Wechselnder Empfindung, rascher Laune,  
 Eh' er sie sich ranhen Wollens zeigte,  
 Spann den Goldduft Caritas, die treue.  
 Deine Kunst, er sprach es einst zu dieser,  
 Lehrt' dich fürwahr die Engel Gottes,  
 Aber jüngst, da wir zur Burg gekommen,  
 Rüstetest Du kein Geräth dem Werke.  
 Ist Dein fleiß ein Zauberer? Die Schwester,  
 Auf den Knochen einer Gose weisend:  
 Gütiger, antwortete sie lächelnd,  
 Liebe spinnt von jeder Spindel Seide.

Herzensfrieden, Herzenswonne zählen  
 Nicht die Wellen in dem Strom der Tage;  
 Selige Schwimmer, schließen sie die Augen  
 Und mit Zaudern nur, wenn her vom Ufer  
 Endlich mahnt der Zuruf mindern Daseins,  
 Träumend noch entwandeln sie der Woge.  
 Dann unmerklich werden die Erquickten  
 Irdischer, alltäglicher und treiben's  
 Müchtern fort, wie Andre, wie sie selber,  
 Fort im Gleise, das wir Leben heißen.  
 Freilich, so nicht regte sich Beata,  
 So nicht Caritas, da auch für diese  
 Dies Gesetz im Staub Erfüllung wurde.  
 Ungekannt, gegrüßt nicht, noch gesegnet,  
 Mit den Müden heim zum Herd der Armuth  
 Schritten sie und -- knisternd um die Pfanne  
 Sprüht es wieder, .. Speise ward dem Hunger  
 Oft zwar, wenn zum Scheiden sie sich

wandten,  
 Wenn des Siechen Blick mit müder Frage  
 Und zugleich der Dank der Abendröthe  
 Diese Zwei geleitet bis zur Schwelle,  
 Spät alsdann geschah die Offenbarung,  
 Wunsch und Bitte riefen die Entfernten.

Unterdeß den Jagdspieß trug der Jäger  
 Und hinauf am Rappen freudig bellend  
 Sprang die Dogge, die den Weg zum Forste  
 Oft im Her und Wieder sich erneute;  
 Wald und Wild nicht hatten längern Sonn-  
 tag.

Kaum vom Hahnschrei zur Vesperruhe  
 Hörte fern den Gatten nur Beata.

Nord und Süd. XXXIII, 89.

Grauer, öder sind ihr Zeit und Räume,  
 Doch der Pflichten, wie der Schwester Mahnen  
 Lehrt' warten, bis ihr Waidmann komme.  
 Und er kam, kam ihr zurück, der Hohe,  
 Den sie lieb hat, der nur Frieden suchte,  
 Nur ihr reines Antlitz, drum das Mondlicht  
 Streitet mit dem Flammenschein des Herdes.

So in Eintracht weiter gehn die Beiden,  
 Gehn nicht frei des Nachblicks; denn sie  
 fragen

Niemand um den Weg zu ihrem Ziele;  
 Feind jedoch dem Stummen ist die Neugier.

— . . Schlossen waren's, die an's Fenster  
 klrten,

Und im Rauchfang frühe Sturmchorale,  
 Welche fortis hießen von dem Eber,  
 Den er just im Traum bezwungen hatte,  
 In die Höhe fahren, seines wachen  
 Waidwerks eingedenk. Der Rappe harnte  
 Ungeduldig längst des säumigen Reiters.  
 Dieser hub sich lautlos von Beata,  
 Tränkte fromm den Blick an ihrer Schöne,  
 Ging und — fröstelte beim Gruß des Wetters.  
 Dennoch, seiner Unbill spottend, trieb er  
 Mit den Wolken nun den Hengst zum Wett-  
 lauf,

Trieb nicht weit ihn; denn der Aether strömte  
 Prasselnd fluthen durch zerschlagne Aeste  
 Ueber Weg und Steg, die Blitze flammten  
 Und nach Zustrucht schaute fortis um sich.

Stolzer Nachbar — dieses Wort vernahm er  
 Jetzt so nah, daß er erschrak, der Rappe  
 Aber stugt' und schraubte mit den Nüstern,  
 Seitwärts blickend. Eine krumme Alte  
 Stand am Pfortlein ihres Bretterhauses.  
 — Nachbar, rief sie, bringt den Gaul in's  
 Crodne,

Daß er nicht ein andres Mal erkrankte.  
 fortis sah der Sprecherin in's Auge:  
 Ihr seid's, Prudenz? Besser, denn mit  
 Lärmen  
 Mir mein Thier und selbst mich schon zu  
 machen,

Solltet Ihr für Unterschlupf uns sorgen.  
 Scheltend saß er ab und hieß sie eilen,  
 Litt es, daß den nassen Kameraden



Sie zur Geis im niedern Schuppen stelle,  
Die ihn ansah mit erschauertem Meckern.  
Er inzwischen, in die Hütte tretend,  
Harrte an der Kohlengluth des Weibes.

Ei, Herr Ritter, grinste dies beim Eintritt,  
Nie bisher, seit von der Influenza  
Ich den braven Schwarzen ließ genesen,  
Nie besuchtet Ihr den Arzt. Heut will ich's  
Eurer Wolke demuthsvoll verdanken.

Meiner Wolke? Weib, was soll das?

Eurer!

Seid nicht Ihr's, den sie verschleiert heißen?  
Eder von der Wolfenburg, Euch mein' ich.  
Fortis bin ich.

Fortis heißt Ihr, aber  
Schwächer, denn der Name ist sein Träger.  
Schwach? Ich schwach?

— Die Starken sind die Klaren,  
Muthigen, die sehn, die wissen wollen,  
Sie, die Blindheit schlimmer dünkt, denn  
Unheil.

Märrin Du, Du tappst, Du sprichst im Dunkel.  
Seht mir doch! Des Worts im Dunkel lacht  
Ihr,

Aber wirken, werden gar in Dämm'ring,  
Frein in Schattennacht um ein Verhülltes,  
Wohl, sei's weise; denn, was Ihr erflühret  
Kann — wer sagt's? — die Helle fürchten  
müssen.

Nichts für ungut, aber mir, die siehet,  
Krankter heute brachtet Ihr den Menschen,  
Denn vordem das —

Nichts mehr! Schweig, Verruchte.  
Bebend rief's der Jäger, während Prudenz  
Kalt hinweg von dem Getroffenen schielte.  
Dann, als sei es zu sich selber, sprach sie:  
Seht die Sonne: Sie, des Wetters Herrin,  
Liebt das ehrlich offene Haus der Armuth,  
Schon der Schwelle naht sich die willkommne  
fliehet, fortis, eh von ihrem Strahle  
Euer Kleid mag einen Glanz bewahren,  
Den die Frevler und die Lügner hassen.

Schnell verstummt, nur fichernd sah die  
Urge

Den Gehöhnten keines Wortes mächtig,  
Bleich, vom Stall her seinen Liebling zerren  
Ihn besseigen und wie trunken reiten,  
— Nicht zum Schloß die Pfade. — Abend.

Nacht ward

Ueber diesem, der jetzt Nicht begehrte  
Und hinein in's Anwegsame stürmte,  
Eine schwere Finsterniß im Herzen.

Zu derselben Stunde rief Beata:  
Caritas, — und siehst Du nichts? O breite  
Mit der Schleier dichtestem bedecke  
Mir das Bild, das meine Träume malen.

\* \* \*

Antwort geben sich die hohen Wmen,  
Hüter hier des hausenden Geschlechtes,  
Wechseln sachte Rede mit einander,  
Lauschen, was vom Wald im Morgenwinde  
Um sie geht, wie Weissagung, wie Klage,  
Und, die Schatten ihres Hauptes neigend,  
Gute Mütter, wehren sie der Sonne.

Dennoch drinnen ruhte nicht die Herrin,  
Zuckte, dehnte schlaflos sich zum Schlafe,  
Gleich dem Meer, das nahen Sturm empfindet  
Caritas stand traurig ihr zu Häupten  
Und Beata saß empor und streifte  
fort das Blondhaar von dem müden Auge.  
Taub dem Gruß, dem Liebeswort der  
Schwester.

— Ist er da? Die sie gefragt, verstummte.  
Mitgefühl hat deutlicher nicht Antwort.  
Caritas, wie schenckst' ich ihn? Was drängte  
fremd sich zwischen fortis und den Frieden?  
Wer, dem ich ein Leides that, verkehrte  
Mir in Gram, was mich mit Freude labte?

Schmerzlich rief sie's und versank in Sinnen.  
Bis vom Lager sie zur Welle nieder  
Sonder Lust hinabging, sonder Lächeln  
Bei der weichen Schmeichlerin Umarmung.

Darnach, da dem Bade sie entflohen,  
Wie im Traum ein Feierkleid umgürtend,  
Daß den Gatten, wenn er kommen werde,  
Endlich kommen, heiter sie empfangen —  
Tonlos sprach sie, vor sich hingewendet:  
Asche warest, Asche sollst Du werden.

chwester, dies, auf niederm Kreuze las ich's,  
 Da wir neulich jenen Friedhof schmückten,  
 Und mich froh, ich blickte bang nach Innen,  
 Suchte Gott und betete, bis mäßig  
 Still der Aufruhr des Gemüthes wurde.  
 Aber wisse: Ueberall, nie endend  
 Seit der Stunde, da mich dies erschreckte,  
 Hört mein Ohr das Echo einer Weise,  
 Die Experta sang. Ich eilte vormals  
 Vor dem düstern Klagetou mich bergen,  
 Den ich nicht erfasste. Seltsam, Freundin,  
 Jetzt, warum jetzt? — lieb' ich ihn und  
 weiß ihn:

Ich, die gerufen  
 Vom Schmerze der Sehnsucht,  
 Geträumet, geladen  
 Durch wartende Chöre  
 Zum Pfähle des Elends,  
 Zum Füßtenpurpur,  
 Ich, das Glück,  
 Heimatlos bin ich,  
 Sonder Wohnstatt  
 Im Himmel, auf Erden.

Denn ach, die Seligen,  
 Ruhend und sorgend,  
 Mir, des Heiles nie  
 Altern dem Kiebling,  
 Liehen sie Flügel,  
 Daß ich, ihr Bote,  
 Heimlich entsandt,  
 Siebenfarbige  
 Brücken weihe  
 Vom Himmel zur Erde.

Doch Staubgenährte,  
 Des Starrsinns Knechte,  
 Herbergen Hochmuth ;  
 Und, wie der Sonne  
 Wesen und wie sie  
 Bahnen ihr fanden —  
 Rechnend, dreist,  
 Näh'n sie dem kenschen  
 Strahle Jehovahs  
 Vom Himmel zur Erde.

Schamhaft aber  
 Birgt sich der reine,  
 Spieglend des Ewigen

Blick, vor der spähenden  
 Fackel des Weltlichts,  
 Fürchtet den Menschen, der  
 Zuchtlosen Muths  
 Herrt am Gewande, drin  
 Segnende grüßen  
 Vom Himmel die Erde.

Asche warest, Asche sollst Du werden . . .  
 Caritas, die Flamme meines Lebens  
 Hungert, ahnt mir, nach der letzten Scheiter.

Draußen zu der Stunde dieser Zwiesprach,  
 fern dem Schmerze, der im Dunkeln blutet,  
 Draußen hält die hohe Mittagssonne  
 Ueber Alpen, weiß im Schneelicht, Heerschau,  
 Ueber Städte, glühnde, dumpf bewohnte,  
 Ueber jene, die im Wegestaube  
 Weit hinaus die Flucht vor ihr nicht finden,  
 Alle trifft sie, Wanderer wie Saumros —  
 Trifft auch ihn, den finstern Ritter Fortis,  
 Der hier wacht ob wunderlicher Arbeit,  
 Mühevoller. Schier als ob ihn lässe,  
 Daß er selbst die eigne Burg erstürme,  
 Hieß er rings an Leitersprossen klimmen,  
 Seile knüpfen, Seile klug verbinden,  
 All in Eines, bis wie Spinnwebewe  
 Häßlich kriechend sie des Thurms Gemäuer  
 Fenster, Chöre wachsend überkleiden.  
 Dann — ein Wink aus wirrem Blick des  
 Burghern

Und das Tau, an dem die anderen hasten,  
 Legt er einem Knappen in die Hände:  
 Nimm's, belehrt er ihn, und ohne Zaudern,  
 Wenn mein lautes Wort Dir Zeichen wurde,  
 Sei gehorsam dem, was Du gelobtest.  
 So befahl er und verließ die Stätte.

Seiner Schritte Dröhnen weckt die Frauen.  
 — — — fortis, eigner fortis! Doch  
 Beata,

Die es rief, erbebte jetzt, verstummt —  
 Den sie grüßte, er, ihr gegenüber,  
 Todesfahl, das Auge scheel zur Seite,  
 Kaum das Wort zum Gegengruße findend,  
 Nimmermehr, dies Bild ist nicht der Eine,  
 Der ihr Alles, Alles ist hienieden.  
 Ihr, der bleichen Wankenden, zur Seite  
 Hoch und still blieb Caritas. Sie wehrte

fort den Beistand, welchen der Gemahlin  
höflich nun der Gatte bringen wollte,  
Über ihr, ein Gotteslicht im Blicke,  
Sieht in's Herz sie, bis die Schwache plötzlich  
Stark wird, ruhig und die Wimper öffnet:

Lieber, Schlimmes Leidender, begann sie,  
Sprich, was schlug Dich? Oder, falls Du  
zürnest,

Mir, ach, zürnest, die in ihrem Busen  
Nichts begreift, was solchen Zorn Dir fachte,  
Schöne nicht. Was forderst Du?

Ich? Eines!  
Jenes einzig Eine, das Du weigerst.

Ich, Dir weigern? Ich? Mein Hauch ist  
Geben,

Geben mir Erfüllung meines Daseins,  
Mich an Dich, Dir — —

Mir gieb endlich Klarheit,  
Sonnenklarheit gieb mir, Unglücksfelge!  
Dunkel Aufgezogene, wer bist Du?  
Nacht Dir heischend, Frevlerin am Lichte.

Traurig klang die Antwort der Gescholtnen,  
Klang ergeben, klagend nicht, nur bittend.  
Fortis, sprach sie, horch: In diesen Wänden  
Docht der Wurm, die Uhr des Unterganges.  
Zweifel, eh die Stunde schlagen darf, — noch  
Leben, lieben, athmen wir, o banne  
Worte, die Dir Sünde sind. Sieh: Lösest  
Eines Du der Räthsel, das Dich ärgert,  
Hundertten in mir, in Dir doch schreitest  
Nachtlos Du vorüber und sie bleiben  
Räthsel Dir, die Deinen Stolz nicht kränken.  
Bin ich dunkel, wohl, sei Du mir Leuchte.  
Helle willst Du? Blicke in meiner Seele  
Tiefsten Abgrund. Heilige Strahlen siehst Du,  
Wenn nur Du mir gütig bleibst, mein Fortis.  
Sieh, Gewohnheit ist ein weicher Mantel:

fort mit ihm vom Innern auch vom Kerne  
Geben wir, was bleiben soll und blühen.  
Mir sind lieb, wie Brautschmuck, seine Falten.  
Dir, Du Meiner, sind sie mehr, sind ewig  
Das Geheimniß, dem Du Glauben schwurest,  
Glauben, ihn, den Inbegriff der Klarheit.  
Nicht um mich, o hör um Deinetwillen:  
Glaube, fortis!

Sehn will ich, Du Winde!  
Schütternd rief's die Stimme durch die  
Räume —  
Pforten sprangen und durch offene Bogen  
Unbarmherzig brach der Schein — —

O nie mehr!  
Wie ein Sterbelied aus fernster Ferne,  
Dieses Nie, ein Abschied war's, ein letzter.

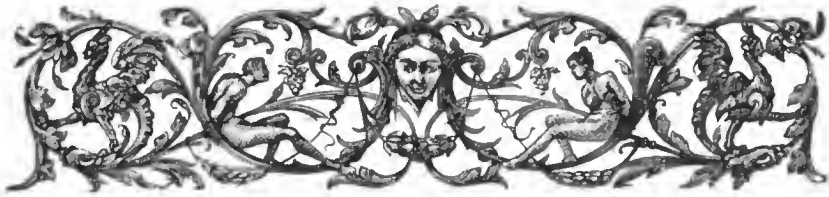
Doch der Auser suchte bange Herzen,  
Suchte sie jetzt, die er kennen wollte,  
Suchte, suchte — —, Caritas nur sah er,  
Die voll Mitleids her zu ihm sich wandte.  
Über, wo Beata sonst, war blendend  
Weißer, weiter wesenloser Schimmer,  
— War ein Schmerz, der bis in's Mark ihm  
tauchte.

. . . Stöhnend sank er auf den Estrich nieder  
Lichtlos, freundlos; — denn zum Hohn der  
Sonne

Lag's auf ihm, wie undurchdringlich Dunkel.  
Als es Abendruhe ward, vernahm er  
Eine sanfte Stimme, die ihn weckte.  
Caritas stand neben dem Gebrochnen,  
Hub ihn auf und führte ihn unmerklich  
Durch die Stille fort zu einer Höhe,  
Die hinaus sah in den Wald Beatens.

Dorthin blickt er und von dort noch einmal  
Milde, selig, nahe, wie im Leben,  
Winkte ihm das todt' Glück der Jugend.





# Colonisation und Klima.

Von

**Isidor Sopka.**

— Prag. —



Es ist nicht unwerth, den Ursachen dieses wunderbaren Vorzugs nachzuspüren, dessen sich die südliche Hemisphäre gegenüber der nördlichen erfreut; es sind in der That klimatische Unterschiede und die hieran sich knüpfenden, nosologischen resp. epidemiologischen Consequenzen. Die klimatischen Differenzen zwischen der südlichen und nördlichen Hemisphäre lassen sich nach den Darstellungen unseres vorzüglichen Klimatologen Hann kurz dahin präcisiren:

Die südliche Halbkugel ist in niedriger Breite etwas kühler als die nördliche. Diese Differenz für die mittlere Jahrestemperatur beträgt nach Dove freilich nur 1,6° für die Breite von 10°, 1,8° C. für die von 20 und 30°, 0,6° C. für die von 40°; von da an, in den höheren Breiten, also in der gemäßigten Zone wird dagegen die südliche Hemisphäre etwas wärmer um 0,1—1,5° C. Diese Temperaturdifferenz an sich ist freilich nicht sehr bedeutend und kann allein das eigenartige Verhalten nicht erklären. Wir haben zwischen zwei Gegenden derselben Hemisphäre weit bedeutendere Temperaturdifferenzen, ohne daß sie sich in Bezug auf die mörderische Natur ihres Klimas etwas nachgeben würden. Wichtiger erscheinen schon die Differenzen in den jährlichen Schwankungen der mittleren Temperatur beider Hemisphären. Diese Schwankungen betragen für die einzelnen Breitengrade:

Breite . . . . .	30°	40°	50°	60°	70°
Nördliche Hemisphäre . . .	13,8	18,3	24,6	30,7	33,2
Südliche . . . . .	5,6	6,6	7 4	8,2	9,0

Die jährliche Wärmeschwankung auf der nördlichen Hemisphäre ist also um mehr als das Doppelte und Dreifache extremer als auf der südlichen; und hierin liegt schon ein Moment von sehr großer physiologischer Tragweite; besonders wenn wir erfahren, um wie viel empfindlicher man in heißen Gegenden gegen Wärmeschwankungen ist.

Der Creole Moreau de Jonnets schildert die Einwirkung der Wärme auf den Körper der Creolen wie folgt:

Bei 23,7° C. lebhafteste Kälte;

= 25° merklich kalt;

= 28—30° mildes angenehmes Wetter, leichtes Athemholen, regelmäßige Verdauung;

über 30° drückende Hitze;

33° ohne Wind, erstickende Hitze;

35° Gefühl von Unwohlsein.

In Gombé, 11° n. Br., 400 m Meereshöhe und weiter südlich fand Kofhls in den Hütten der Bulloneger eigenthümliche Nachtlager, Bänke aus Thon, die innen hohl sind und Nachts durch Kohlen und Feuer gewärmt werden. Der fröstelnde Neger breitet seine Matten darüber und schützt sich so in den Wintermonaten gegen Kälte. Gombé liegt um 50 m höher, dafür aber 2° südlicher als Cuba, wo der kälteste Monat noch eine Mitteltemperatur von 22° hat, d. i. 2° wärmer als der normale Juli in Wien, wo man um diese Zeit Nachts vor Hitze kaum schlafen kann. Diese große Empfindlichkeit gegen geringe Wärmeschwankung bei absolut hoher Temperatur stellt sich nun auch bald bei den Eingewanderten ein. Humboldt sagt darüber: „Noch waren wir nicht zwei Monate in der heißen Zone und bereits waren unsere Organe so empfindlich für den kleinsten Temperaturwechsel, daß wir vor Frost nicht schlafen konnten. Zu unserer Verwunderung sahen wir, daß der hunderttheilige Thermometer auf 21,8° C. stand. Im Jahre 1803 sahen wir bei unserem Aufenthalte in Guayaquil die Eingeborenen sich über Kälte beklagen und sich zudecken, wenn der Thermometer auf 23,8° fiel, während sie bei 30,5° die Hitze erstickend fanden. Es brauchte nicht mehr als 7—8°, um die entgegengesetzten Empfindungen von Frost und Hitze zu erzeugen, weil an diesen Küsten der Südsee die gewöhnliche Lufttemperatur 28° beträgt. In Cumana hört man bei starken Regengüssen in den Straßen schreien: „Welche Eiskälte, ich friere wie auf dem Rücken der Berge“, und doch fällt der dem Regen ausgefetzte Thermometer nur auf 21,5°.“

Was nun noch speciell die gemäßigten Zonen betrifft, so schreibt Hann die größere Salubrität der südlichen Hemisphäre wohl mit Recht der lebhaften Ventilation, der stärkern und constanteren Luftbewegung und größeren Lufttrockenheit zu, gegenüber den analogen Verhältnissen der nördlichen Hemisphäre in gleichen Breiten. „Diese Lufttrockenheit, welche in der That für die Landflächen der südlichen Hemisphäre jenseits der Tropenzone ein

Es kann nun wohl, wenigstens für einzelne Gebiete unserer Erde, der Beweis als erbracht betrachtet werden, daß auch jetzt noch eine, sagen wir individuelle, vor unseren Augen sich vollziehende Acclimatization vorkommt; es handelt sich nur um die richtige Wahl des Ortes, sowohl im Großen als im Kleinen.

Aber selbst in jenen Gebieten, die sich nicht gewissermaßen im ersten Ansturm erobern lassen, wo bisher die Erkrankungs- und Sterblichkeitsverhältnisse auf eine noch nicht vollzogene Acclimatization hinweisen, können wir doch in vielen Fällen wenigstens eine sich vorbereitende oder sich allmählich vollziehende Acclimatization erkennen. Es spricht sich diese erfreuliche Thatsache ziffermäßig in der Abnahme der durch die klimatischen Verhältnisse bedingten Krankheits- und Todesfälle aus. Während z. B. die englischen Truppen in Indien in den Jahren 1870/79 durchschnittlich auf 1000 Mann 19,34 Todesfälle hatten, verminderten sich die letzteren in den Jahren 1877/81 auf 15,69‰ und sind jetzt sogar andauernd geringer als die der heimischen Truppen.

Nach van der Burg betrug die Sterblichkeit der nach den niederländischen Colonien überpflanzten Europäer von 1818—1849 11,39‰, von 1850—79 nur noch 5,95‰. In Algier läßt sich bei allen Racen eine relative Abnahme der Sterbefälle und Zunahme der Geburtsziffer nachweisen. Auch darin ist ein Effect allmählicher Acclimatization zu ersehen, daß mit dem längeren Aufenthalt die Disposition für gewisse Krankheiten abnimmt (für manche leider auch wieder zunimmt). Von 100 in Rio de Janeiro 1876 an Gelbfieber erlegenen Fremden hatten:

41	zwischen	1	Tag	6	Monat	in	Rio	gelebt
39	"	6	Wt.	1	Jahr			
14	"	1	"	2	Jahre			
4	"	2	"	3	"			
2	"	4	"	6	"			

In der Armee Bengalens ist das Verhältniß der Soldaten, die noch nicht zwei Jahre dort gedient, zu den über zwei Jahre Dienenden bezüglich der Häufigkeit des Typhoid wie 9,7 zu 1,9.

Je länger also der Aufenthalt in dem gefährlichen Klima währt, desto geringer wird die Disposition zur Erkrankung an gewissen (leider nicht an allen) Infectionskrankheiten; zum großen Theil auch deshalb, weil die weniger widerstandsfähigen Individuen denselben bereits früher zum Opfer gefallen sind; aber so muß sich ja nach den ehernen Gesetzen der Natur, nach den grausamen Kriegsregeln des Kampfes um's Dasein die Acclimatization vollziehen. Die weniger Widerstandsfähigen gehen zu Grunde, die Resistenteren erhalten sich, es tritt so die natural selection ein und durch Vererbung kann allmählich diese erhöhte Resistenzfähigkeit übertragen und gesteigert, die generelle oder historische Acclimatization herbeigeführt werden. So vergleicht auch Quatrefages die Acclimatization mit einem

ist, je größer früher die Erregung gewesen. Die Respiration und Circulation verlangsamt sich, der Puls wird weicher, die Bewegung peinslich, die Verdauung schwach, der Geschmack im Mund pappig, der Magen träg, scheint stark gewürzte Speisen zu verlangen und alkoholische Getränke.“ Diese allgemeine, leider nicht in allen Punkten richtige Schilderung kann noch ergänzt werden durch die Beobachtungen von Ferris, der bei Reisen in südlicher Breite eine Beschleunigung der Respiration von 18,3 auf 21,4 Athemzüge in der Minute und des Pulses von 79 auf 87 nachwies.

Die wichtigsten physiologischen Aenderungen beim Klimawechsel sind hauptsächlich in den Aenderungen der Temperatur und Feuchtigkeit der Luft, eventuell auch des Luftdrucks (beim Höhenklima) und sodann in der Ernährung begründet. Es scheint besonders die Temperatur in Combination mit der Feuchtigkeit der Luft eine große Rolle zu spielen.

Unser Körper besitzt eine eigenthümliche Wärmeökonomie, er producirt eine große Menge Wärme; weit mehr als nöthig ist, um die ihm im gesunden Zustande zukommende Temperatur von 37° C. aufrecht zu erhalten; dieser Ueberschuß an Wärme muß also wieder abgegeben werden. Es beträgt die Menge der producirten Wärme innerhalb 24 Stunden ungefähr 3 000 000 Wärmeeinheiten (1 Wärmeeinheit oder Calorie gleich derjenigen Wärmemenge, die nöthig ist, um ein Gramm Wasser um 1° zu erwärmen). Die vom Menschen im Tage producirte Wärmemenge, würde also hinreichen, 30 Liter Wasser von 0° bis zum Sieden zu erhitzen. Die Abgabe der überflüssigen Wärme geschieht auf verschiedenen Wegen, durch Wasserverdunstung, durch Leitung und Strahlung, durch mechanische Arbeit zc.

Der wechselseitige Antheil, den diese Functionen hieran haben, ist ein verschiedener; so participirt die Wasserverdunstung mit ca. 21,5% an diesen Ausgaben, die Erwärmung der Athem- und umgebenden Luft mit ca. 27%, die Strahlung mit 42%.

Dies gilt natürlich für unsere Verhältnisse, wo für gewöhnlich wesentliche Unterschiede zwischen der Temperatur des Körpers und der der umgebenden Medien herrschen; je geringer aber diese Differenzen sind, desto mehr werden gerade jene Arten der Wärmeabgabe behindert, die dem Procentverhältniß nach die größten sind. Durch Strahlung, durch Erwärmung der Athem- und der uns umgebenden Luft werden an 70% der gesammten Wärmeabgabe besorgt. Die Einbuße, die hier bei Erhöhung der äußeren Temperatur erfolgt, muß nun hauptsächlich durch die Wasserverdunstung ersetzt werden, wenn nicht der Körper eine höhere Temperatur erhalten soll; daraus ergiebt sich aber von selbst die schädliche Wirkung einer Combination von hoher Lufttemperatur und gleichzeitig hoher Feuchtigkeitsgehalte derselben. Eine solche mit Wasserdampf gesättigte oder wenigstens stark beladene Luft kann keinen oder wenig Wasserdampf mehr aufnehmen. Die Verdunstung ist also behindert, und so eine weitere ergiebige Quelle der Wärmeabgabe verschlossen. (Die Wärmemenge, die verbraucht wird, um nur 1 Gramm

einen großen Einfluß auf unsere Wärmeökonomie. Wir haben oben die Frage unerörtert gelassen, woher denn die Wärme stammt, die unser Körper in so reichem Maße producirt. Sie ist die Folge einer Verbrennung, einer Oxydation, ganz ähnlich wie die Wärme, die unser Ofen uns zu spenden hat, nur daß die Verbrennung hier unsichtbar erfolgt; aber das letzte Verbrennungsproduct ist ebenso Kohlensäure und Wasser, wie bei der Verbrennung einer Kerze. Das Heizmaterial jedoch ist unsere Nahrung, die wir als Ersatz für die verbrauchten Stoffe aufnehmen und die, nachdem sie in die Zusammensetzung des Körpers eingegangen ist, auch wieder verbrannt wird und so Wärme producirt. Wie die Brennstoffe im Allgemeinen, so haben auch unsere Nahrungsstoffe einen verschiedenen Heizwerth, je nach ihrer Zusammensetzung.

So z. B. giebt:

ein Gramm fettfreies Rindfleisch . . .	5321	Calorien (Wärmeeinheiten).
„ „ trockenes Rinderfett . . .	9069	„
„ „ Butter im natürl. Zustand . . .	7264	„
„ „ Kartoffeln . . . . .	1013	„
„ „ Reis . . . . .	3813	„
„ „ hart gekochtes Ei . . . . .	2383	„
„ „ Rohrzucker . . . . .	3348	„
„ „ Brot . . . . .	2721	„

Nach diesem Verhalten bei gleichzeitiger sorgfältiger Berücksichtigung des Nährwerthes und der Verdaulichkeit werden wir die Wahl unserer Speisen zu treffen haben; wir werden in heißen Klimaten solche Nahrungsstoffe zu wählen haben, welche ihren Zweck der Erhaltung der Körpersubstanz erfüllen und dabei so wenig als möglich Wärme liefern. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der reichliche Genuß von stärkehaltigen und zuckerhaltigen Nahrungsmitteln in den Tropen, wie z. B. von Reis, Mais, Zuckerrohr, Datteln u. s. w., welche sämmtlich, wie aus obigen Zahlen ersichtlich ist, eine relativ geringe Wärmemenge bei der Verbrennung liefern, hierauf zurückzuführen ist, abermals als eine instinctive Erfüllung eines nun wissenschaftlich festgestellten, physiologischen Postulats.

In dieser Weise können wir versuchen, das Individuum in seinem Kampfe mit der Natur zu unterstützen. Wir können aber auch die Gesammtheit schützen, wenn wir die Erfahrungen, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten mit Colonien gemacht wurden, zu Rathe ziehen. Das Mißlingen so vieler Colonisationsversuche hatte oft nur seinen Grund in der unrichtigen Wahl von Ort und Zeit mit Rücksicht auf das zu colonisirende Object. Hören wir, wie sich Vertillon, der jüngst verstorbene französische Statistiker, der dieses Gebiet seit Jahren mit Eifer bearbeitet, über diese Frage ausspricht:

„Während England sich in den Besitz von Canada, Australien, Tasmanien, Neu-Seeland, des Cap gesetzt hat, wo sich asiatische Völkerschaften



Man braucht sich nur in's Gedächtniß zurückzurufen, daß die hauptsächlichsten Gegner der neuen Ansiedelungen gewisse Infektionskrankheiten sind, wie Malaria, Cholera, Ruhr, Gelbfieber, welche eine bestimmte Bodenbeschaffenheit zu ihrer Entwicklung und Ausbreitung bedürfen, und welche dort, wo diese Bodenbeschaffenheit nicht vorhanden ist, sich nicht einstellen, sich auch nicht verschleppen lassen. Es genügt oft schon die Wahl eines etwas elevirten Terrains, um sich gegen die verheerenden Seuchen zu sichern. In Guadeloupe ist das Camp Jakob bloß 545 m hoch, genießt aber eine bemerkenswerthe Salubrität. Während der Gelbfieberepidemie des Jahres 1869 kamen dort von allen Erkrankungen bloß 14% Todesfälle vor, während sie sonst 66% betrugten. Nach Matouba, das noch 100 m höher liegt, verbreitet sich das Gelbfieber überhaupt nicht und kann auch nicht dahin verschleppt werden. Lind erwähnt schon 1792 der Insel Antigua: „Diese Insel ist vorzüglich bei dem englischen Hafen sehr ungesund, das gelbe Fieber und der Durchfall reißt die Mannschaft auf, aber man setzt sich vollkommen in Sicherheit gegen diese Krankheiten, wenn man seine Zuflucht auf ihre Berge nimmt, insonderheit auf denjenigen, welcher den Namen Montshill führt.“

Ähnliche Beispiele weist nun die Geschichte der Epidemien an allen Orten auf und wir haben auch bereits charakteristische Anhaltspunkte, um solche Gegenden zu unterscheiden. Ja, schon bei den alten Römern hat man derartige Erfahrungen zu würdigen und praktisch zu verwerthen verstanden. Von einer der bedeutendsten Thatsachen auf diesem Gebiete berichtet Vitruv im Jahre 90 vor Christus\*):

„So war es in der alten Stadt Salpia in Apulien, die Diomedes, von Troia kommend, oder, wie Einige haben wollen, Epiphias Rhodius erbaute. Aus dieser Stadt kamen einmal die Bewohner, da sie daselbst alle

daß die Unwissenheit und Dummheit der Erbauer großer Städte und der Befehlshaber großer Provinzen vollreiche und prächtige Städte dem Unglück ausgesetzt haben, daß sie alle Jahre von einer pestartigen Krankheit verwüstet werden. Das ist der Fall, in welchem sich Batavia zu befinden scheint.“

\*) Demselben Schriftsteller entnehmen wir folgende Schilderung eines culturgeschichtlich hochinteressanten Brauches. „Ich glaube daher immer wieder die alte Uebung in Erinnerung bringen zu müssen, nach welcher unsere Väter Thiere schlachteten, die an jenen Orten zu weiden pflegten, wo sie Städte oder ständige Lager anzulegen beabsichtigten, um zu sehen, ob die Gegend gesund sei. Hatten sie zur Probe mehrere Thiere geschlachtet und in allen gesunde Lebern gefunden, so ließen sie sich getrost nieder; waren aber alle Lebern von dunklem, krankhaftem Aussehen, so wußten sie, daß an dem Orte das Wasser und die Nahrungspflanzen dem Körper nicht zuträglich seien, und zogen weiter, nach einer andern Himmelsgegend. Die Thatsache, daß man aus dem Futter die gesunden Eigenschaften des Bodens erkennen kann, läßt sich aus den Gegenden in Creta ersähen, welche am Flusse Rothereus liegen, zwischen den beiden Städten Gnosus und Gortyna. Zur Rechten wie zur Linken des Flusses weiden Rinder, aber jene, welche bei Gnosus weiden, haben eine vergrößerte Milz, bei denen auf der andern Seite, bei Gortyna, kommt keine Milzvergrößerung vor.“

will. Es wird auch hier vielleicht allmählich nach vielen Generationen durch natürliche Zuchtwahl, durch Vererbung und Anpassung eine Acclimatisation sich einstellen können.

Wir können aber in vielen Fällen durch geeignete Maßregeln eine Beschleunigung dieser Accomodation herbeiführen und eine gewisse Garantie des Erfolges uns verschaffen. Wieder anknüpfend an jene wichtigsten Feinde der Neuanzusiedelnden, an jene verheerenden endemischen Krankheiten, führen wir in's Gedächtniß, daß die meisten von ihnen in innigem Zusammenhang mit einer Bodenbeschaffenheit stehen, auf welche wir durch unsere Thätigkeit Einfluß nehmen können. Alles das, was man unter dem Namen Bodenmelioration, Bodencultur versteht, geeignete Drainirung, Regulirung von Flüssen, Trockenlegung von Sümpfen, Anpflanzungen, Reinhaltung des Bodens u. dgl., übt einen gewaltigen Einfluß auch auf die Salubrität der Gegend aus, das haben nun zahlreiche Erfahrungen in allen Ländern Europas, aber auch in Indien, Algier, Aegypten u. bewiesen, und das gewährt uns einen Trost für die Zukunft solcher in der Gegenwart noch bedenklicher Ansiedelungen. Ein großer Theil der günstigeren Erfahrungen der Neuzeit bezüglich der Acclimatisation ist wohl diesen Maßnahmen zuzuschreiben, man hat nicht die Menschen der Gegend, sondern die Gegend dem Menschen etwas anzupassen versucht. So können wir denn unsere heutige Mittheilung mit einem Resumé beschließen, daß der bereits mehrfach citirte Quatrefages für diese Frage aufgestellt hat:

„Alles führt uns dazu, zuzugestehen, daß außer einigen exceptionellen Punkten sich die menschlichen Rassen in den verschiedensten Gegenden acclimatisiren können unter der Bedingung, Verluste zu erleiden, je nach der Verschiedenheit der Medien. Oft kann der Mensch, Dank seinem Studium, seiner Wissenschaft, seiner Thatkraft, diese Opfer herabmindern. In jedem Falle hängt es von ihm ab, sie nicht durch Unvernunft, durch unzuweckmäßige Lebensweise zu erschweren. Die Acclimatisation ist zum großen Theil eine einfache Frage der Hygiene.“





## Der Fortschritt in der Geschichte.

Von

Alexander Brückner.

— Dorpat. —

**B**aco sagt, die Empiriker seien mit den Ameisen zu vergleichen, welche nur sammeln und verzehren, die Dogmatiker mit den Spinnen, welche den Faden nur aus sich ziehen; an den Bienen sei ein Beispiel zu nehmen: sie sammeln und verarbeiten. So hat sich auch der Historiker nicht bloß auf eine Anhäufung von Kenntnissen über das Geschehene zu beschränken; er muß sich vor dem in der Luft stehenden Schematismus hüten. Er hat zu sammeln und zu verarbeiten.

Kein Zweifel, daß die Historiker mehr gesammelt als verarbeitet haben. „Es ist Zeit, daß die Arbeit der Steinhauer ein Ende habe,“ sagt ein russischer Gelehrter (Stronin), „und daß die Arbeit des Baumeisters beginne.“ Nicht ohne Grund bemerkt Champion: „Hüten wir uns, daß die Arbeit der Feststellung der Thatfachen uns nicht Zeit und Lust rauben, sie zu verstehen, daß das Studium der Einzelheiten uns nicht abhalte von der Verallgemeinerung.“ Und ähnlich lautet die Klage Mayrs: Deutschlands Geschichtsforschung habe einerseits durch unberechtigtes Hereinziehen metaphysischer Speculation allen Boden unter den Füßen verloren, andererseits sich in die Tiefen des Detailwissens verbohrt, wohin auch kein Strahl einer höheren Einsicht dringe.

So steht denn das Problem von dem Wesen und den Aufgaben der Geschichtsforschung auf der Tagesordnung. „Künftige Zeiten,“ sagt Lazarus in seiner Abhandlung über die Ideen in der Geschichte, „werden im Rückblick auf die gegenwärtige die Signatur der geistigen Bestrebungen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mehr als wahrscheinlich darin erkennen,

daß, sowie die erste Hälfte eifrig und strebsam bemüht gewesen ist, die äußere Natur zu erforschen, an die Stelle subjectiver Begriffe objective Thatsachen zu setzen, mit der Fackel des Geistes in ihren Proceß und ihre Gesetzmäßigkeit hineinzuleuchten, so die zweite vorzugsweise das Wissen vom Menschen als Natur- und Kulturwesen, vom Menschen, wie er aus der Geschichte und sie aus ihm hervorgeht, sich zur Aufgabe gemacht hat.“

An der Lösung dieser Aufgabe haben Vertreter verschiedener Völker mitgearbeitet. Mag in Deutschland die Literatur über die Theorie und Philosophie der Geschichte einen ganz besonderen Reichthum an Schriften, Abhandlungen und größeren Werken aufweisen, so haben auch die Franzosen, die Engländer, die Italiener u. A. an diesen Bestrebungen theilgenommen und den Historikern vielfach Anregung geboten. N. Kochovs bibliographische Zusammenstellung: „Die Philosophie der Geschichte. Darstellung und Kritik der Versuche zu einem Aufbau derselben“ (Göttingen 1878) zeigt, wie rührig und strebsam man überall auf diesem Gebiete gewesen ist.

Auch in Rußland ist man während der letzten Zeit nicht müßig gewesen. So gab der ehemalige Professor der Geschichte an der St. Petersburger Universität (jetzt Redacteur der bedeutendsten aller russischen Monatschriften, des „Europäischen Boten“) M. Staßjulewitsch, eine Geschichte der Philosophie der Geschichte heraus; so veröffentlichte der Professor der Moskauer Universität, Guerrier, eine „Skizze der Entwicklung der Geschichtsforschung“; so ließ etwas später ein jüngerer Gelehrter, Stronin, ein theoretisches Werk über die Geschichte als Wissenschaft erscheinen u. dergl. m.

In der allerletzten Zeit ist nun von dem Professor der Geschichte an der Warschauer Universität, Nicolai Karejew, dem russischen Publikum ein sehr umfassendes Werk über das Wesen und die Aufgabe der Geschichtsforschung dargeboten worden, ein Buch in zwei starken Bänden, welches über die Grenzen Rußlands hinaus Beachtung verdient, von ungewöhnlicher Belesenheit und großer Umsicht des Verfassers zeugt und sehr wesentlich zur Lösung der Frage von der Theorie der Geschichte beizutragen geeignet ist. Es führt den Titel: „Die Grundfragen der Philosophie der Geschichte. Kritik der historiosophischen Ideen und Versuch einer wissenschaftlichen Theorie des historischen Fortschritts.“ (Moskau 1883, 2 Bde.)

Die Schrift ist in vier Bücher getheilt, jedes dieser in mehrere Capitel. Buch I.: „Die Construction der Philosophie der Geschichte,“ behandelt den Begriff und die Literatur der Philosophie der Geschichte, die Frage von der Gesetzmäßigkeit, die Annahme von einem Plane in der Geschichte, den

\*) N. Karejew, Ossnownije woprossy filossofij istorij. Kritika istoriosofitscheskich idej i opyt nautschnoi istorij istoritscheskago progressa. Bb. I „Das Wesen und die Aufgabe der Philosophie der Geschichte,“ 456 SS. Bb. II „Die wissenschaftlichen Grundlagen einer Theorie des Fortschritts,“ 400 SS. Es soll ein dritter Band erscheinen.

geben, daß es für die Entwicklung Europas und Asiens besondere Gesetze gebe; so gestand Ferron, daß die historischen Gesetze der Vergangenheit keine Anwendung finden würden auf die Ereignisse der Zukunft. Es giebt also keine historischen Gesetze im eigentlichen Sinne; auf dem Wege der Verallgemeinerung gefundene Formeln sind noch keine Gesetze; Buckles Gesetze stellen sich als bloß empirische Verallgemeinerungen heraus.

So zeigte denn die Kreislauftheorie, welche Vico aufstellte, nur, wie das Räthsel der Geschichte nicht zu lösen war. Es läßt sich kein Schema für die verschiedenen Geschichtsperioden aufstellen. Wenn schon bei dem Individuum die verschiedenen Altersstufen sich in ganz verschiedener Weise abspielen, so gilt der angebliche Parallelismus um so weniger bei den Nationen. Die Annahme von der Nothwendigkeit des Verfalls aller Völker ist eine ganz willkürliche, ein Uberglaube. Der Untergang von Staaten und Völkern ist accidentell und keineswegs der Ausdruck eines historischen Gesetzes. Wie viele Völker und Staaten sind denn untergegangen? Ist nicht das, was wir gelegentlich als Verfall bezeichnen, vielmehr eine Modification, eine Metamorphose, eine Regeneration? Ist nicht ferner die Gefahr des Verfalls oder Unterganges eine andere, sowohl qualitativ als quantitativ verschiedene auf verschiedenen Culturstufen? Läßt sich der Untergang der Rothhäute, mancher Stämme der Südsee-Inulaner mit dem Verfall des römischen Kaiserreichs vergleichen? Ist die Katastrophe von Peru und Mexiko ein Analogon zum Untergange Polens? Ist nicht die physische Degeneration eine wesentlich andere als die politische? Ändert sich nicht das Maß der Widerstandsfähigkeit gegen äußere Gefahren mit der Culturhöhe? Steigt nicht das Maß der Solidität und Entwicklungsfähigkeit der Civilisation? Wäre nicht eine vollkommene Gesetzmäßigkeit der historischen Erscheinungen eine Negation des Wesens derselben, der Entwicklung, des Fortschritts?

Also keine historischen Gesetze. Sie wären das Grab der Geschichte. Wer eine Wissenschaft todt schlagen will, kann dieses Ziel am besten erreichen, wenn er ihr eine Aufgabe stellt, welche sie nicht lösen kann. Gäbe es historische Gesetze, so wäre die Geschichte eine Naturwissenschaft. Während die letztere es mit dem Anorganischen und Organischen zu thun hat, ist gerade dasjenige, was das Wesen des historischen Lebens ausmacht, Staat, Religion, Wissenschaft, Sitte, Sittlichkeit, Weltanschauung — „überorganisch“. Es gab Zeiten, wo die Menschheit von der Thierwelt sich nicht unterschied, in steter Wiederholung der Generationen nur organisch lebte. Dann trat ein neues Element ein, ein überorganisches, die historische Evolution, der Ausgangspunkt der Tradition, des Fortschritts. Auf darwinistischem Wege, durch Zuchtwahl, Vererbung u. s. w. allein ist das Räthsel der Geschichte nicht zu erklären. Nur der Mensch ist ein „politisches Thier“; nur für ihn giebt es eine Sociologie; nur er hat eine Geschichte. Bei den Thieren giebt es keine Solidarität, keine Continuität; jeder Organismus besteht bloß für

sich oder für eine Gruppe, während die menschlichen Beziehungen mit der Höhe der Culturstufe an Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit zunehmen. Ein Stamm eines wilden Volkes kann allenfalls mit einem Bienenschwarm verglichen werden, während auf höheren Stufen excentrische Kreise (wie Sprache, Religion Nationalität, Parteibildung) die concentrischen (wie Familie, Stand, Staat) in buntester Weise durchschneiden. Je höher die Culturstufe, desto weniger Analogie mit dem Naturproduct. Der Staat, dem das Kastenwesen sein Gepräge aufdrückt, ist eher mit dem Ameisenstaate zu vergleichen, als der moderne Rechtsstaat. Bei den Thieren giebt es keine persönliche Initiative und ohne diese keine historische Entwicklung. Bei den Thieren giebt es kein eigentliches Princip der Vergesellschaftung. Nur im uneigentlichen Sinne kann man von einem Ameisen- oder Bienenstaate reden. Er ist mehr einer Familie zu vergleichen und der Russe hat für die Bienenkönigin den entsprechenden Ausdruck „Mutter“ (matka). Auch sind die Glieder des sogenannten Bienenstaates verschiedene Thiere.

In den Zeiten der Vorgeschichte gab es bei den Menschen keine individuelle Entwicklung; der Mensch war völlig abhängig von seiner Umgebung; der Zustand gleich demjenigen der Termiten, Wiber, Affen. Es herrschte die unbewußte Nachahmung, das Typische. Daher ebenso wie bei den Affen kein Stand, kein Recht, keine ökonomische Cooperation, keine geistige Cultur, keine historische Tradition, keine Geschichte. Die Thiere bilden nur einzelne Gruppen, die unter sich keine Beziehungen haben; es fehlt die Möglichkeit der Mittheilung; es giebt keine Sprache, keinen socialen Körper, keine Tradition, daher keine Neuerung, keine historische Evolution. So auch die Menschenwelt auf der Stufe der Vorgeschichte. Da tritt auf eine uns unbekannte Weise ein neues Moment ein: das Institut, die Norm, ein Abstractes, ein Princip. Eine Schafheerde folgt dem Leithammel, ohne von dem Princip der Autorität zu wissen. Anders in der historischen Welt, wo die Autorität ein Princip, eine Abstraktion, eine sociologische Thatsache ist. Die niederen Rassen bilden das Mittelglied zwischen der Thierwelt und dem Culturmenschen. Je näher der Mensch der Thierwelt steht, desto ausschließlicher steht er unter der Herrschaft der Naturkräfte; je höher er steigt, desto stärker werden die überorganischen Agentien. So scheiden sich Naturwissenschaft und Geschichte. Die Gesetzmäßigkeit reicht nicht aus, um die Erscheinungen der historischen Welt zu erklären. Die Producte der überorganischen Sphäre, die Ideen, die Ideale schließen die Nothwendigkeit der regelmäßigen Wiederholung gewisser Erscheinungen aus; die neuen Principien schwächen die Wirkung der Tradition ab. Die exacte Arbeit des Naturforschers ist auf dieses Object nicht anzuwenden. Eine mechanische Erklärung der historischen Vorgänge ist keine. Auf bloß empirischem Wege ist das Räthsel der Geschichte nicht zu lösen.

Ebenso wenig führte eine abstracte Construction der Geschichte zu dem gewünschten Ziele. Man faßte die Geschichte als eine Rechtfertigung Gottes

auf; die Weltregierung allein sollte die Geschichte machen; es waren phantastische, mythologische Vorstellungen, willkürliche Constructionen. Der Providentialismus stand im Mittelpunkte einer solchen Philosophie der Geschichte. Man meinte, die Aufgabe des Historikers in der Erkenntniß der Pläne der Vorsehung suchen zu müssen, eines Schemas, einer Formel, welche sich dem Ganzen der historischen Vorgänge anpassen lasse. Der bedeutendste Vertreter dieser Richtung ist Bossuet, dessen Ausführungen Laurent in dem 18. Bande seiner „Histoire du droit des gens“ einer schonungslosen Kritik unterwarf. In der Geschichte, wie der berühmte Geistliche des Zeitalters Ludwigs XIV. dieselbe construiert, dienen alle Staaten und Völker nur der Religion und dem Volke Gottes. In dieser Universalgeschichte giebt es keine Willensfreiheit. Die Gottheit ist die einzige handelnde Person darin. Es fehlt das ganze Morgenland; es fehlt das Eingehen auf die Entfaltung des natürlichen Lebens, der Künste, der Gewerbe, der Forschung. Die Kirche beherrscht Alles. Die Geschichte ist die Offenbarung der Gottheit und nichts als eine solche. Alles dient unbewußt den Zwecken der Vorsehung, welche die Vorgänge der Jahrhunderte und Jahrtausende sich nach einem Programm abspielen läßt. Aber ähnlich teleologisch construiert auch Laurent selbst die Geschichte; auch sein Hauptprincip bei der Deutung des Räthfels der Geschichte ist der Determinismus, und die Arbeit des Historikers besteht nach ihm in dem Errathen der Pläne der Vorsehung. Er polemisiert gegen den Fatalismus anderer Geschichtstheoretiker und versällt in denselben Fehler. Aehnlich willkürlich ist die Construction der Geschichte bei Hegel. Seine Aufeinanderfolge verschiedener Stufen der Entwicklung des Weltgeistes erscheint als eine grundlose Annahme. Hegel will die Geschichte als eine Linie auffassen. Was die Chinesen beginnen, setzt sich in Indien fort, dann folgt Persien u. s. w. Karejew bemerkt dazu, es ist das, als wollte man sagen: Das Wasser fließt in der Wolga bis Kasan, dann im Don bis Lebedjan, dann im Dniepr bis Smolensk u. s. w. Das Schema, demzufolge der Orient die Kindheit, Hellas die Jugend, Rom die Mannesreife, Deutschland das Alter repräsentirt, ist eine in der Luft stehende Erfindung.

So verwirft denn Karejew den Providentialismus und die Planmäßigkeit in der Geschichte ebenso entschieden, wie die Gesetzmäßigkeit. Die Geschichte ist weder eine Naturwissenschaft, noch läßt sich die Entwicklung der Menschheit in ein philosophisches oder theologisches System zwingen.

Ebenso wenig ist die Geschichte ein Chaos, ein Product des Zufalls. Nicht bloß auf historischem Gebiete sehen wir Erscheinungen, welche wir nicht erklären können. Wir kennen die Grundursachen nicht; was sind Kraft, Raum, Zeit, Leben? Wie trat jener Ausgangspunkt des historischen Lebens, ein Abstractes, ein Princip in die Welt ein? Wie entstand der Begriff der Pflicht? u. s. w. Solche Fragen müssen offen bleiben.

Man darf in der Geschichte nicht eine Art mechanischer Gesetzmäßigkeit nachweisen wollen; ebensowenig läßt sie sich als der Ausdruck des Absoluten

So der Grundzug alles historischen Geschehens. Alles Handeln ist seinem Wesen nach zweckmäßig; alles Handeln entspricht dem Princip der Entwicklung, des Fortschrittes, dem Streben, das Glück zu steigern. So die Tendenz des historischen Processes, eine Tendenz statt eines Planes einerseits, statt des Chaos andererseits, statt einer Stabilität oder statt eines Kreislaufs oder der ewigen Wiederholung.

Es entspricht der Tendenz der geistigen Natur des Menschen, daß sehr viele Philosophen der Geschichte den Sinn alles Geschehens im Fortschritt erkannt haben. Das empirische Studium der Geschichte leitet, sobald man überhaupt nicht bei den einzelnen Thatfachen stehen bleibt, sondern vergleicht, reflectirt, verallgemeinert, zur Idee des Fortschritts. Die Ansicht von der Unveränderlichkeit aller Dinge ist ein überwundener Standpunkt; das Princip der Entwicklung ist in den Vordergrund gestellt. Nichts ist, Alles wird. Die Welt wird als Entwicklung, als Evolution erkannt. Die Geschichte ist nicht ein ewiger Wechsel von Nacht und Tag, sondern ein Proceß, der neue Formen schafft. Die Philosophie der Geschichte ist die Anwendung der Fortschrittsidee auf die Schicksale der Menschheit. Hier liegt das Sein oder Nichtsein der Geschichte als Wissenschaft. Bestand die Aufgabe der Philosophie der Geschichte darin, den Gang der Veränderungen im Leben und in den Schicksalen der Völker, wie dieselben uns aus empirischer Beobachtung bekannt geworden sind, im ganzen und großen Verlauf zu erfassen, so lagen für das Ergebnis folgende Möglichkeiten vor: Stillstand, Fortschritt, Rückschritt, Abwechslung von Rückschritt und Fortschritt. Es liegt im Wesen alles historischen Geschehens, daß das Ergebnis von einem Fortschritt in demselben je länger je klarer sich herausstellte.

Dem Alterthum war die Fortschrittsidee fremd. Wenn man auch in den Zeiten Roms gelegentlich auf den Fortschritt aufmerksam machte, so wurde doch keine Doctrin daraus; die Römer verallgemeinerten nicht ausreichend, um dazu zu gelangen. Auch war relativ zu wenig Zeit vergangen, zu wenig geschehen, oder man wußte zu wenig von dem Geschehenen, um auf den Fortschritt als das Princip der historischen Entwicklung aufmerksam zu werden. In der hierauf folgenden Zeit war das stattgehabte Zusammenbrechen der alten Welt nicht geeignet, der Entwicklung der Fortschrittslehre Vorschub zu leisten. Das Christenthum mit seiner Lehre von dem neuen Bunde, welcher höher stehe als der alte Bund, enthielt einen Keim zur Lehre vom Fortschritt. Andeutungen über den letzteren finden sich bei den Kirchenvätern. Während des Mittelalters geschah indessen kaum etwas für diese Lehre. Die conventionelle Doctrin von den vier Monarchieen beherrschte die Theorie der Geschichte in diesen Jahrhunderten. Auch das Vorherrschen des geistlichen Elements, die große Bedeutung der Klerisee beeinträchtigten die Entwicklung der Fortschrittslehre. Roger Bacon bemerkte wohl, daß die jüngere Generation die ältere an Wissen übertreffe, wie denn überhaupt der intellectuelle Fortschritt früher erkannt worden ist, als der ethische, aber sonst herrschte



jectiven Elements zu entkleiden, jede Willkür bei der Auswahl der Thatfachen zu vermeiden, einen Fortschrittsmaßstab zu finden. Dieser Maßstab ist, wie schon oben bemerkt wurde, nach Karejew, der Mensch und sein Glück; für den Menschen sei die Geschichte; sie hat kein letztes Ziel, das nur etwa die Nachgeborenen erreichen; zukünftige Zeiten werden glücklicher sein, aber alles Glück ist relativ; historisch wichtig ist jede Veränderung, welche auf das Glück des Menschen abzielt; der Fortschritt ist eine Steigerung des Glücks und eine Minderung der Leiden der Menschen. Es gilt zu zeigen, wodurch sich der historische Proceß von allen anderen unterscheidet. Man kann „Fortschritt“ nicht durch „Entwickelung“ ersetzen, man muß mit Zuhilfenahme der Psychologie und Sociologie das Wesen des Fortschritts erkennen.

Aller wissenschaftlichen Arbeit, führt Karejew aus, liegt eine leitende Idee zu Grunde; wie auch der Historiker arbeiten möge, er wird Wichtiges von Unwichtigem unterscheiden müssen; es ist unmöglich, auch nur das unbedeutendste Ereigniß zu erzählen ohne zu urtheilen; es gilt zu beweisen, daß die Thatfachen, die wir im Einzelnen erforschten, eine gewisse Bedeutung haben, so entsteht die Verallgemeinerung; das Streben nach Verallgemeinerung muß geregelt werden. Dazu verhilft die leitende Idee und diese ist für den Historiker die Fortschrittsidee. Hat man bei allen Erscheinungen am historischen Object die Veränderlichkeit erkannt, erblickt man in dem Wesen des Menschen, der socialen Institutionen, in der Variabilität alles Menschlichen das Streben nach Vervollkommnung, so ergiebt sich der Fortschritt als die leitende Idee. Daraus resultirt die Möglichkeit der Classification; es giebt Thatfachen, welche dem Fortschritt Voranschub leisten, und andere, welche eine entgegengesetzte Wirkung haben. Als das Allgemeine, als das Gesamtergebniß stellt sich der Fortschritt heraus. Diese Idee, den Thatfachen der Geschichte entnommen, das Ergebniß der Verallgemeinerung, führt uns als Compaß durch den Urwald der historischen Thatfachen und beseitigt alle unwissenschaftliche Spielerei der Philosophie der Geschichte. Die Thatfachen werden dabei weder erfunden noch einseitig interpretirt. Es wird nur vorausentschieden, was in der Geschichte betrachtet werden soll. Ohne diese leitende Idee kommt keine Wissenschaft aus. Will man nicht bloß einzelne Thatfachen betrachten, sondern sie verknüpfen, gruppiren, so gehört dazu eine leitende Idee. Jede Classification ist eine Gruppierung der Objecte nach ihren Merkmalen. Dem Historiker werden diejenigen Veränderungen wesentlich erscheinen, welche andere hervorufen, zu anderen den Anstoß geben, wie z. B. daß die Verbreitung der Volksbildung eine Verminderung der groben Verbrechen bewirke u. dergl. mehr. Bei der Specialgeschichte kann Einzelnes, Anderes in den Mittelpunkt gestellt werden, bei der Allgemeinen Geschichte, wosfern sie nicht bloß ein Wissen, sondern eine Wissenschaft sein will, die Fortschrittsidee. Es handelt sich um die Beantwortung der Frage, ob der Lebensinhalt des Menschen

Affect früher, wird später durch andere Affecte ergänzt, ersetzt. Die groben Instincte treten zurück, Zuneigung, Freundschaft, Sympathie, Philanthropie in den Vordergrund; der in dem Thiermenschen bloß dämmernde, nur mehr im Keime vorhandene Intellect bildet sich zum Verstande aus; das Vorstellungsvermögen entwickelt sich. Das Individuum erhält einen Werth, den es nicht hatte. Bei den Wilden giebt es keine historischen Menschen. Die Geschichte beginnt da, wo der Einzelne etwas Neues in das Bestehende hineinträgt, wo durch die persönliche Initiative Einzelner neue Ideen zur Realisirung gelangen. Die Wilden haben keinen Begriff von der Möglichkeit anderer Lebensformen, als derjenigen, in denen sie unzählige Generationen hindurch verharren. Die Wirklichkeit ist ihr Ideal, d. h. sie haben keines. Sie sind indifferent der Zukunft gegenüber. Dem Thiere gleich sind sie an das Hier und Jetzt gebunden.

Der Schritt von dem ungeschichtlichen Zustande, von einer Stabilität zu dem Ausgangspunkte der historischen Entwicklung entzieht sich der Beobachtung. Daß aber eine solche Veränderung stattgefunden hat, ist gewiß. Es gab eine Zeit, wo die sinnlichen Triebe allein herrschten, sodann eine andere, wo sie das Hauptmotiv der Handlungen abgaben, und auf diese folgten dann andere und andere, während deren das sittliche Ich, der Begriff der Pflicht, gewisse Tugenden und Ideale mehr und mehr bestimmend, maßgebend wirkten. Wie der Begriff der Pflicht entstanden sei, wissen wir nicht, nur daß das Pflichtgefühl und Streben darnach zu handeln entstehen mußte, um den Beginn des historischen Lebens zu ermöglichen. Das sind wesentliche Veränderungen im Leben der Menschheit. Von einer Lebensform geht sie zu der andern über. Die Bedingungen für den Eintritt solcher Veränderungen können mehr oder minder günstig sein. Die deontologischen Ideen, welche die Geschichte beherrschen, treten mehr oder minder stark auf. Sie sind zugleich Factor und Product. Ohne sie keine Geschichte. Auf ihren Sieg über die Routine, die Tradition, die Gewohnheit kommt es an. Indem die einzelne Persönlichkeit sich von der Umgebung emancipirt, von der Macht der Tradition, von der Routine der Wiederholung, ist die Möglichkeit zum Wachsthum der frischen Kräfte, des reformatorischen Elementes gegeben. Der Fortschritt setzt sich rascher, erfolgreicher durch, je mehr Persönlichkeiten als Repräsentanten der Ideale auftreten. Historisch nennen wir die Thätigkeit, welche mehr oder minder, direct oder indirect, die Bedingungen des Lebens der Gesellschaft ändert. So machen denn die überorganische Sphäre und die Persönlichkeit die Geschichte. Sie ist eine Reihe von Verwirklichungen der Ideale. Früheren Generationen würde die Wirklichkeit, in welcher die späteren leben, als Ideal erscheinen. Das Leben wirft immer neue Fragen auf. Jede objective Erscheinung war, ehe sie in's Leben trat, ein Ideal. Jede gesündere Gegenwart stellt Forderungen an die Zukunft; nur in Zeiten völliger Abspannung, welche ihrer Natur entsprechend vorübergehend sein müssen, kann der Glaube an den Fortschritt

zurückgedrängt erscheinen. Jede Incongruenz zwischen Realität und Ideal muß eine Veränderung bewirken. Die Geschichte ist eine Reihe von Aenderungen der Ideale, der Vorstellungen von etwas Besserem, als die Wirklichkeit darbietet. Die politischen Ideale früherer Zeiten entsprechen nicht denjenigen der späteren. Plato und Aristoteles standen ein für den Particularismus, für das Aufgehen der Persönlichkeit im Staate, für die Sklaverei. Ein solches politisches Leben widerspricht unsern Anschauungen vom Staate; unser politisches Ideal mit dem Princip der Solidarität, mit der Forderung, daß das Ganze für den Theil da sei, steht höher als das antike, hellenische; dieses stand höher als der Begriff vom Staate im alten Orient. So ändern sich Grundprincipien. Aristoteles' Politik kann unsern Staat nicht erklären. Wir verstehen den Staat anders. Die Ideale Assyriens, Hellas', der Neuzeit sind grundverschieden. Es treten neue Begriffe ein. Die Sudras in Indien hielten es für unmöglich, aus ihrer Niedrigkeit herauszukommen. Die römischen Plebejer erfassen den Gedanken der Emancipation. Der Begriff der Tugend bei den Römern — *virtus* — war gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe und physischem Muth, während die Stoiker lehrten, daß die Welt das Vaterland der Weisen und Tugend nicht äußere Handlung, sondern Gesinnung sei. Der Kosmopolitismus des Alterthums war gewaltthätig und erobernd, derjenige der Neuzeit ist friedlich und human.

Die in den Lebensformen sich vollziehenden Veränderungen sind nicht unvermittelt. Von dem groben Fetischismus geht man nicht gleich zu einer wissenschaftlichen Weltanschauung über, von dem beschränkten Patriotismus der alten Athener nicht gleich zu dem Weltbürgertum der letzten Jahrzehnte, vom Despotismus des alten Persiens nicht unmittelbar zu der Freiheit, wie sie in den Institutionen der Vereinigten Staaten Ausdruck findet, von der Sklaverei nicht sofort zum System der freien Association u. s. w. Ueberall giebt es bei solchen Gegensätzen eine Menge von Zwischenstufen, deren Realisirung Jahrhunderte in Anspruch nimmt. Von der Leichtgläubigkeit der Wilden ist ein weiter Weg zu der Unbefangtheit wissenschaftlicher Objectivität. Der wissenschaftliche Fortschritt war bedingt durch eine Schwächung des Autoritätenglaubens; zuerst emancipirten sich Einzelne von dem letzteren, dann Viele, bis zuletzt wissenschaftliche Wahrheiten Gemeingut Aller werden. Auf diesem Gebiete ist besonders deutlich wahrzunehmen, wie der Fortschritt durch die persönliche Initiative der Einzelnen auftritt und sich sodann durch Nachahmung verbreitet. Was der Geist des Einen errungen, wird Gemeingut; was eine Generation erschaffen, genießen die folgenden; jedes Individuum, jede Generation fügt dem Erwerb früherer Zeiten etwas hinzu. Gewisse Ideale sind zuerst ganz Wenigen, dann einer Minorität zugänglich, dann einer Majorität, dann Allen.

Der Fortschritt gewährleistet sich selbst. Er ist mehr oder minder bewußt, mehr oder minder combinatorisch; er wird es mehr und mehr. Das instinctive Handeln wird je länger, je mehr durch eine Erkenntniß dessen,

was man will und soll, ersetzt. Das Individuum begreift die Welt mehr und mehr. Die Fähigkeit, nach Grundsätzen zu handeln, ist im Steigen begriffen. So giebt es denn mehr Bürgschaften als früher für den ferneren Fortschritt; jede folgende Generation bringt eine stärkere ererbte Neigung mit auf die Welt. Sowohl die Eigenschaften der Einzelnen als auch die allgemeinen Bedingungen gestalten sich günstiger. Die Erscheinungen der Tugend sind zuerst zufällig und schwach, dann regelmäßig und stark. Nicht bloß die intellectuellen Fähigkeiten der Menschen sind im Steigen begriffen, sondern auch die ethischen. Pflicht und Gewissen nehmen eine bedeutendere Stellung ein als früher. Man gelangt dahin, daß dasjenige, was früher mit Widerwillen als Erfüllung des Pflichtgebots geschah, ohne Zwang und gern vollzogen wird. Was der Pflicht nicht entspricht, wird mehr und mehr unserer Natur widerstrebend. Der Kampf um's Dasein wird weniger heftig; es steigert sich die Harmonie zwischen der Handlungsweise des Einzelnen und dem Glück des Ganzen. Das Bewußtsein der Solidarität wächst. Die Exploitation der Massen durch eine Minorität stellt sich als minder vortheilhaft für die letztere heraus. Die Gesellschaft ist in höherem Maße sichergestellt, wenn die Gewaltthätigkeit abnimmt, die Klassegegensätze allmählig beseitigt werden. Während die rohe Gewalt früher Alles nur mehr mechanisch verband, sind Freiheit, Gleichheit, Solidarität sicherere Mittel der Aufrechterhaltung der Ordnung, der Beseitigung drohender Gefahren. Sociale Krisen wirken nicht mehr so verderblich als früher. Frühere Völker hätten eine Krisis wie diejenige von 1789 vielleicht gar nicht überstanden. Die Gewaltthätigkeit der Kämpfe beim Siege des Fortschritts war früher schlimmer als später.

Die Errungenschaften erscheinen unverlierbarer als früher. Ihre räumliche Ausbreitung gewährleistet ihre Fortentwicklung und schließt die Möglichkeit solcher Gefahren aus, wie sie die alte Welt heimsuchten. Früher waren die civilisirten Völker Dasein, stets in Gefahr, durch Invasionen tieferstehender Massen überfluthet zu werden. Dagegen ist die erziehende Wirkung der höheren Culturen im Verkehr mit den tieferstehenden Völkern eine intensivere geworden; auch stellen ihr die Verkehrsanstalten mehr Mittel als je früher zur Verfügung. So erscheint die Cultur der Neuzeit solider als diejenige des Alterthums. Kataklysmen, wie diejenigen, denen Rom und Hellas zum Opfer fielen, können sich nicht wiederholen, weil das Wissen und Können und Empfinden gleichmäßiger verbreitet sind bei den verschiedenen Völkern, wie bei den Gesellschaftsklassen. Der Fortschritt arbeitet je länger je erfolgreicher das Programm ferneren Fortschritts aus. Je näher wir dem Lichte kommen, desto besser erkennen wir den Weg, welcher uns weiter führt. Die Philosophie der Geschichte erscheint als Lehrmeisterin, spielt die Rolle eines Wegweisers.

Schon oben wurde bemerkt, daß der Begriff des Fortschritts früher mit demjenigen des intellectuellen Fortschritts zusammenfiel, daß der letztere,

production des Hauptganges der Darlegungen des Warschauer Professors beschränken können. Aber auch aus diesen kurzen, die Hauptprobleme streifenden Auszügen mag man erkennen, daß hier ein überaus werthvoller Beitrag geliefert wird zur Lösung der Frage von dem Wesen alles Geschehens und von den Aufgaben der Geschichtsforschung. Herr Karejew ist Historiker, Professor der Geschichte. Die Vertreter der Kunst haben bisher weniger zur Theorie der Geschichte beigetragen als Philosophen, Naturforscher u. A. Der Schreiber dieser Zeilen hat einen der berühmtesten Geschichtsforscher sagen hören, die Historiker hätten zuviel mit den Thatfachen zu thun, als daß man ihnen eine Beschäftigung mit der Theorie der Geschichte zumuthen könne. Im Gegensatz zu einer solchen Auffassung wies Heinrich Ritter (1867) in seinem „offenen Brief an Ranke“ mit Recht auf Leibniz' Ausspruch hin: „les sciences abrègent en augmentant“ und führte aus, wie eine wissenschaftliche Geschichte auf eine Sittengeschichte in höherem Sinne hinarbeiten müsse, und wie man Specialgeschichte anders treiben werde, wenn man den Gesichtspunkt der allgemeinen Sittengeschichte festhalte.



Urbild echter Weiblichkeit erscheinen darf, an dem auch keine Faser eines Blaustrumpfs ist, über eine Kraft der Phantasie und Darstellung, über eine Fülle von Ideen und poetischen Motiven, wie man sie nur bei großen Dichtern findet, so daß sich an ihr das Wort der George Sand bewahrheitet: das Genie ist geschlechtslos.

Freilich schwindet unserem Zeitalter und namentlich der Jugend immer mehr die Fähigkeit, sich begeistern zu lassen, zu bewundern; der Verstand und das nüchterne Wissen stehen obenan, Alles wird kritisiert und Jeder kritisiert darauf los und nur selten wird bewundert.

Und doch wird Thomas Carlyle ewig Recht behalten: der Mensch, der nicht bewundern kann, der nicht aus Gewohnheit bewundert, und wäre er der Präsident von unzähligen königlichen Gesellschaften, und hätte er die ganze *Mécanique céleste* und Hegels Philosophie und den Inbegriff aller Laboratorien und aller Observatorien mitsammt ihren Resultaten in seinem einzelnen Kopfe —, er ist nur eine Brille, hinter welcher es kein Auge giebt!

## I.

Was wir von den sehr einfachen Lebensschicksalen Annettens wissen, verdanken wir hauptsächlich dem Romanschriftsteller Levin Schücking, der als junger Mann zu der älteren Dichterin in ein freundschaftliches Verhältnis trat und uns später ihre Biographie gegeben hat. Ich kann mich daher hier auf die wichtigsten Daten aus ihrem Leben beschränken, umso mehr, als Annette eine durch und durch objectiv Dichterin ist, die selbst die innerlichsten Vorgänge ihres Herzens derartig gegenständlich werden läßt, daß wir keines besonderen Commentars aus ihrem Leben dazu bedürfen.

Sie stammt aus einem uralten westfälischen Adelsgeschlechte, das sich zu Anfang des 15. Jahrhunderts auf der bei Münster gelegenen „Burg auf dem Hülshove“ festhaft machte. Dort ist sie am 10. Januar 1797 geboren und hat mit ihren drei Geschwistern eine vorzügliche Erziehung genossen, die sich auch auf den Unterricht in der lateinischen Sprache und Mathematik erstreckte. Sie war von zarter Constitution und ist in ihrem ganzen Leben kaum jemals zu dauerhaftem Genuße der Gesundheit gelangt. Unter ihren Vorfahren taucht hie und da schon eine künstlerische Neigung namentlich für Musik und Zeichnung auf, in welchen beiden Künsten auch Annette es früh zu hoher Fertigkeit brachte. Eine Sammlung von ihr componirter Lieder ist nach ihrem Tode der Öffentlichkeit übergeben worden. Auch beweist ein Gedicht aus ihrem 14. Lebensjahre die frühe Entwicklung ihres poetischen Talentes.

Wir besitzen eine indirecte Schilderung ihres heimathlichen Schlosses und seiner Insassen von Annettens eigener Hand in dem Fragment eines Romans, den sie in ihren letzten Lebensjahren zu schreiben begonnen hatte.

Die ganze Jugendzeit hindurch bis in das reifere Alter scheint die Poesie bei ihr gegen Musik und Zeichnen sehr im Hintergrunde gestanden zu haben, denn Alles, was wir Werthvolles von Annette besitzen, ist nicht vor ihrem 38. Lebensjahre geschaffen. Wir können häufig die Bemerkung machen, daß originelle, namentlich mit Humor begabte Talente erst spät den richtigen Weg ihres Schaffens finden. So ist in Frankreich Lafontaine und Molière, in Spanien Cervantes, in England L. Sterne, in Deutschland Fritz Reuter, die Alle die Vierzig überschritten hatten oder wenigstens nahe daran waren, ehe sie mit selbständigen Geisteswerken hervortraten. Von ihrem Elternhause unternimmt sie zu verschiedenen Zeiten kleine Reisen nach Coblenz, Cöln, Bonn, an welchen Orten sie bei längerem Aufenthalte mit hervorragenden Männern und Frauen in Verbindung tritt, die nicht ohne Einfluß auf ihre künstlerische Bildung bleiben. Erwähnt sollen nur werden Professor Schlüter, der später ihren Briefwechsel herausgab, und außer Levin Schüding noch Wilhelm Fundmann, ein begabter jüngerer Dichter, seit vielen Jahren Professor der Geschichte an der Universität Breslau. Den beiden zuletzt genannten Männern hat sie schöne Gedichte gewidmet.

Nach dem Tode ihres Vaters geht Annette auf ihr Erbgut Rüschaus bei Münster, wo sie bei ländlicher Stille und Zurückgezogenheit ganz der Poesie und Musik lebt, und ihr Tusculum nur verläßt, um in milderem Klima bei ihrer Schwester, der Frau des bekannten Gelehrten Freiherrn von Laßberg, auf der Meersburg am Bodensee Kräftigung und Erholung zu suchen. Nur selten erhält sie Besuch. Die letzten Jahre ihres Lebens bringt sie fast ganz auf der Meersburg zu und stirbt dort im Mai 1848.

Schüding erwähnt einer Neigung, die Annette in jüngeren Jahren zu einem Arzte gefaßt haben soll, die sie aber unterdrückt hätte, weil sie aus Familienrücksichten niemals in eine Heirat gewilligt haben würde.

So liegt ihr Leben vor uns wie ein ruhiger See, dessen Oberfläche nie ein Sturm bewegt zu haben scheint; und doch muß sie innerlich gewaltig mit sich gerungen haben, wie jede bedeutende Natur, muß sie viel Schmerzliches und Enttäuschendes erfahren haben, davon geben viele ihrer Gedichte, namentlich auch die religiösen, Kunde. So reich an Schönheiten diese letzteren, unter dem Titel „Das geistliche Jahr“ nach der Dichterin Tode herausgegeben, auch sein mögen, so gehören sie doch zu sehr dem religiösen Gebiete an, als daß ich sie hier zu würdigen vermöchte. Annette war eifrige Katholikin, aber von jener echten Frömmigkeit, die gleich weit von Fanatismus und Intoleranz wie von selbstbetrügerischer Heuchelei ist, ein Herz, rein wie Gold, und wie es edler und größer nie in einer Frau geschlagen hat.

Unerwähnt darf ich leider nicht lassen, daß die Werke der Dichterin jetzt in einer neuen Ausgabe\*) mit Einleitungen und Anmerkungen erscheinen, in welcher der Herausgeber — wahrscheinlich um das Seelenheil der Dichterin

\*) Münster, Gasse, 1884.

Wenn über ihm wie schmerzdurchzittert  
Die mitternäch't'ge Stimme klagt  
Gleich Geistern durch der Nacht Revier?  
Ein heimlich Flüstern zischt und kocht,  
Und an die schlechtverschlossene Thür  
Der Wind mit leisem Finger pocht.“

Dann wird das Grauen und die Gespensterfurcht durch alle Stadien verfolgt, bis der Alte, dem Wahnsinn nahe, wieder in die Nacht hinausflieht und endlich, da er gerade noch das Wellen eines Hundes vernimmt, erschöpft zusammensinkt. — Der zweite Gesang zeigt uns das Leben der Mönche auf dem Hospiz in ihrer ernstesten aufopferungsvollen Thätigkeit. Noch ist der Morgen nicht erwacht, da kehrt einer der großen Hunde heim, der treue Barry, auf seinem Rücken ein erstarrtes Knäblein, das seine Händchen in das zottige Fell des Thieres gekrampt hat. Wiederbelebungsversuche werden angestellt, welche auch glücken, und nun begiebt man sich, geführt von dem treuen Hunde, auf den Weg, um den Begleiter des Kindes zu suchen. Endlich findet man den alten Mann, aber todt. Nun geht der Zug seinen beschwerlichen Weg zurück. Alles, von der großartigen Alpennatur an bis herab auf das Gebahren der Hunde, wird mit einer Meisterschaft anschaulich gemacht, die uns um so mehr in Erstaunen versetzt, wenn wir hören, daß Annette damals die Alpen noch nie gesehen hatte und lediglich nach mündlichen Berichten schilderte. — Der dritte Gesang, der mit einer ungemein frischen Hymne auf das Land Savoyen beginnt, ist leider nicht vollendet worden.

Das zweite Gedicht: „Des Arztes Vermächtniß“ enthält den Bericht eines alten Arztes, den er für seinen Sohn niederschreibt, über ein schauriges Erlebnis, das er in seiner Jugend gehabt und das er ewig zu verschweigen, hat schwören müssen. Die Absicht der Dichterin ist, den Zustand zu schildern, in dem sich der Arzt während des Erlebnisses befunden hat, und zugleich den tiefen und verwirrenden Eindruck wiederzugeben, den er bei der Verpflichtung, stets darüber zu schweigen, auf sein ganzes Leben hervor gebracht hat. Das Abenteuer selbst läßt sie daher auch für den Leser völlig unaufgeklärt. Es ist kurz folgendes. Der junge Arzt, der sich botanischer Studien halber in einem einsamen böhmischen Gebirgsdorfe aufhält, wird nächtlicher Weile von zwei unheimlichen Gesellen aus dem Bette geholt, es werden ihm die Augen verbunden und er, theils zu Fuß, theils zu Pferde, nach langen Kreuz- und Querzügen in eine dunkle Höhle geführt, wo er einem schwer verwundeten Manne Hülfe bringen soll. Da gewahrt er plötzlich in dem dunklen Raum ein junges schönes Weib, deren Züge ihm bekannt vorkommen, er hat sie einmal in Wien auf dem Maskenballe gesehen. Man erzählte sich damals, daß sie, ihrem Manne untren, mit dessen Freunde ein Verhältniß angeknüpft hätte. Nachdem der junge Arzt in Todesangst dem Verwundeten das erste beste Mittel gereicht, das ihm gerade einfällt, hört er die Männer neben sich berathen, ob sie ihn, den Arzt, am



Leben lassen oder tödten sollen. Schließlich lassen sie ihn am Leben und führen ihn auf dieselbe geheimnißvolle Weise, wie er gekommen, fort, nachdem sie ihn einen furchtbaren Eid haben schwören lassen, daß er, was er auch gesehen, ewig verschweigen werde. Als er endlich frei ist, verirrt er sich im Walde und sinkt, von Angst und Ermattung überwältigt, in einen traumähnlichen Zustand, in dem er sich nicht zu regen vermag, jedoch hört er in nächster Nähe Stimmen, darunter die jenes Weibes, von dem man verlangt, daß es bete, da seine letzte Stunde gekommen sei. Die Stimmen werden verwirrter und entfernen sich allmählich, er hört aber bald darauf einen Schrei aus Weibermund und den Fall eines Körpers die Klippe hinab. Dann Alles still. Ein Hund kommt, beschnüffelt ihn und läuft wieder davon. Er glaubt geträumt zu haben, rafft sich endlich auf, findet aber wirklich in seiner Nähe eine tiefe Schlucht, mit Blut besleckt, und sieht tief unten in der Felsenplatte einen weiblichen Körper liegen. — Aus der Art und Weise, wie der Arzt sein Erlebnis schildert, lernen wir den ganzen Menschen kennen, und begreifen zugleich, wie das unablässige Grübeln über diesen Schauern seinen Geist allmählich verwirren mußte, so daß die Gestalten seiner kranken Phantasie ihn wie körperlich bedrängen. Das Gedicht ist ein Nachtstück von eigenthümlicher Großartigkeit, das nur noch von dem „spiritus familiaris des Nothtäuschers“ der Dichterin übertroffen wird.

„Die Schlacht im Loener Bruch“ führt uns zwei Helden des 30jährigen Krieges, den Herzog Christian von Braunschweig, gewöhnlich der „tolle Herzog“ genannt, und den Grafen Tilly vor, der jenen in der genannten Schlacht besiegt. Hier ist die Dichterin auf dem Boden ihres Heimatlandes, das sie mit liebevoller Treue schildert. Zugleich entwirft sie ein Bild von den traurigen Zuständen, die der lange Krieg mit sich geführt hat, wie es in gebunneader Sprache vielleicht nicht mehr existirt. Hier nur eine kurze Probe:

's war eine thränenschwere Zeit  
 Voll bitterer Lust und stolzem Leid,  
 Wo schwach es schien, die Todten klagen,  
 Wo so verwirrt Gesetz und Recht,  
 So ganz verwechselt Herr und Knecht,  
 Daß selbst in diesen milden Tagen,  
 Da klar und friedlich jeder Blick,  
 Nicht Einer ist, so möchte sagen:  
 Der ward allein um Schuld geschlagen,  
 Und der allein durch Mißgeschick  
 Das Recht, es stand bei jedem Haus,  
 Und schweres Unrecht auch vollausf,  
 Wie sie sich wild entgegenziehn,  
 Hier für den alten Glauben kühn  
 Und dort für Luther und Calvin.“

Auch müssen wir in der ausführlichen Charakteristik der Hauptfiguren die Klarheit und Objectivität der Dichterin bewundern, die, obgleich Ka-

tholikin, in keiner Weise Partei nimmt für den Vertreter der katholischen Kirche, Tilly, von dem es heißt:

„O Tilly, Deine blut'ge Hand  
Hat guter Sache Schmach gespendet!  
Wohin Dein buschig Aug' sich wendet  
Ein Kirchhof wird das weite Land —“

und den Gegner und Apostaten Christian nicht schwärzer schildert, als ihn uns die Geschichte überliefert. Ja, es fließen sogar in das Bild des letzteren, den die Liebe zu einem Weibe, nämlich zu Elisabeth, der Gemahlin des Winterkönigs, zum Abfall von seiner Religion getrieben hatte, entschieden Züge von Sympathie mit unter. Hieran allein läßt sich vielleicht erkennen, daß das Gedicht von einer Frau geschrieben ist, was wir sonst bei der Markigkeit und treffenden Sicherheit, mit der uns der Jammer eines Krieges und das Gewirre einer Schlacht vorgeführt wird, kaum für möglich halten. Ganz besonders möchte ich noch im zweiten Gesange den Recognoſcirungssritt hervorheben, den Tilly zur Nachtzeit allein in's feindliche Lager unternimmt. Man fragt sich dabei — wie so oft bei Annetten — wie hat eine Frau so etwas sehen und künstlerisch wiederzugeben vermocht?!

Ich komme nun zu dem letzten größeren Gedichte, dem „spiritus familiaris des Roßtäuschers“. Die Anregung dazu fand sie in Grimms Sagen, wo folgende Beschreibung des genannten kleinen Geistes gegeben wird: „Gemeinlich wird er in einem wohlverschlossenen Gläslein aufbewahrt, sieht aus nicht recht wie eine Spinne, nicht recht wie ein Scorpion, bewegt sich aber ohne Unterlaß. Wer diesen kauft, bei dem bleibt er, er mag das Fläschlein hinlegen, wohin er will, immer kehrt er von selbst zu ihm zurück. Er bringt großes Glück, läßt verborgene Schätze sehen, macht bei Freunden beliebt, bei Feinden gefürchtet, im Kriege fest wie Stahl und Eisen, also daß sein Besitzer immer den Sieg hat, auch behütet er vor Haft und Gefängniß. Man braucht ihn nicht zu pflegen, zu baden und kleiden, wie ein Galgenmännlein. Wer ihn aber behält bis er stirbt, der muß mit ihm in die Hölle, darum sucht ihn der Besitzer wieder los zu werden. — Als Orte, wo die Fläschlein zu erhalten sind, wird bald ein Kreuzweg, bald der Rabenstein, bald ein leerstehendes, durch darin begangene Verbrechen dem Bösen anheimgefallenes Haus bezeichnet.“

Dann wird im Grimm berichtet, wie ein Roßtäucher, dem 8 Pferde gefallen waren, sich in der Verzweiflung hierüber, auf den Rath eines Fuhrnechts, einen spiritus familiaris in der Behausung eines kleinen Kästchens zu verschaffen weiß und dadurch zu großem Reichthum gelangt. Als jedoch seine Frau hiervon erfährt, überredet sie ihren Mann, sich dieses höllischen Freundes zu entledigen; da ihm dies nicht gelingt, so öffnet die Frau heimlich zur Nachtzeit das Kästchen, aus dem eine schwarze Fliege surrend zum Fenster hinausfliegt. Von Stund' an schwindet der Reichthum

des Noßtäuschers und dieser tödtet in der Verzweiflung zuerst seine Frau, dann sich selbst.

Was hat nun aber die Dichterin aus diesen trocknen Andeutungen zu machen verstanden! Wie ist daraus ein Gemälde geworden von so düsterer Farbenpracht und magnetisch fesselnder Gewalt, wie sie nur den größten Meistern zu Gebote standen. Wie der Noßtäucher in der Winternacht hinauszieht nach dem öden Hause auf dem Friedhofe, wo er sich den Hausgeist verschaffen will; die Beschreibung des Friedhofes selbst, dann die Verzweiflung des Noßtäuschers, als er sein Geheimniß verrathen weiß; wie er sich seines unheimlichen Begleiters zu schwüler Sommerszeit im tiefsten Waldbesbuntel zu entledigen sucht und zu seinem Entsetzen bemerkt, daß er ihn nicht loswerden kann, bis er endlich das Glas vernichtet und dadurch sein Haus den Flammen preisgegeben sieht; daß Alles ist von einer Gewalt der Darstellung, von einer Treue des Colorits auch in den landschaftlichen Schilderungen, daß wir es nie wieder aus dem Gedächtniß verlieren. Ueberhaupt ist selten von einem Dichter der ganze unendliche Jammer einer von Schuld gefolterten Seele und ihr Kampf um Erlösung mächtiger wiedergegeben worden, als in diesem ganz einzigen Gedichte, das z. B. Joh. Scherr nicht ansteht, die beste poetische Erzählung unserer gesammten Literatur zu nennen.

Die Dichterin bewegt sich hier wie in der „Schlacht im Vorner Bruch“ auf vollständig selbständigen Bahnen, die von andern Dichtern wenig betreten worden sind. Nur etwa Chamisso mit seinem *Salas y Gomez* könnte man ihr an die Seite stellen. Nirgends ist etwas Schwächliches, jedes Ding wird mit seinem richtigen Namen benannt, ja die Dichterin scheut sich nicht, recht berbe Worte zu gebrauchen, wo sie hingehören, ohne doch das künstlerische Maß jemals zu verletzen.

Ich will hier gleich — als auch zur epischen Gattung gehörig — die einzige Novelle erwähnen, die sich im Nachlaß Annetens gefunden hat, und die Paul Heyse mit Recht als eine Perle unserer erzählenden Literatur in seinen Novellenschatz aufgenommen hat. Sie heißt „Die Judenbuche“ und ist eine Art Dorfgeschichte, ein Culturbild Westfalens im 18. Jahrhundert, das in seiner Fülle charakteristischer Einzelheiten und realistischer Lebensanschauung, in seiner Mischung von Humor und düsterem Elend, in uns von Neuem die verwunderte Frage anregt: wo hat das ablige Fräulein nur all' die eingehenden Studien der niedrigen Volksklassen machen können? Die gleiche Beobachtungsgabe und die Fähigkeit, das Charakteristische herauszugreifen und wiederzugeben, finden wir in ihren höchst lesenswerthen „Bildern aus Westfalen“.

### III.

Gab es auf dem Felde der poetischen Erzählung nur Wenige in unserer Literatur, die mit Annette um den Preis der Meisterschaft ringen

konnten, so besitzen wir dagegen an guten Balladen- und Romanzen-Dichtern eine reiche Fülle. Ich brauche nur Namen zu nennen wie Bürger, Goethe, Schiller, Uhland, Schwab, Heine, Chamisso und könnte diese glänzende Reihe leicht noch um ein halbes Duzend vermehren. Wie steht also Annette zu diesen? Nun, ich denke, sie kann sich unter ihnen sehen lassen, und zwar durchaus nicht als Letzte. Ja, fassen wir den Begriff der Ballade als die poetische Darstellung des Natureinflusses auf die menschliche Seele, durch welchen die letztere wiederum der Natur selber Seele einflößt, so möchte die Stellung unserer Dichterin nicht weit von Goethe anzugeben sein. Als reinstes Muster der Gattung kann man Goethes „Fischer“ ansehen. Wie in diesem die Gewalt des Wassers zu heißer Sommerzeit auf die menschliche Seele dargestellt wird, so hat Annette in verschiedenen ihrer Balladen den Einfluß des Mondlichtes oder des Nebelgetriebes auf über Haide oder der heißen Mittagssonnengluth oder das Wehen der Nacht ganz meisterhaft verkörpert. Hierher gehören Dichtungen wie „Der Fundator“, „Vorgeschichte“, „Der Graue“, „Mondesaufgang“, „Das Fräulein von Robenschilb“, „Der Knabe im Moor“, „Der Schloßhelf“, „Ein Sommertags- Traum“. Auch diese Gedichte tragen meist einen düstern Charakter, der sich nicht immer zu so befreiender Stimmung auflöst wie am Schlusse der köstlichen Ballade „Schloßhelf“.

Ihre ganze Kunst, Natur zu beleben, entwickelt Annette in den „Haidebilder“ und in den „Feld, Wald und See“ betitelten Gedichten. Da wird Alles lebendig um uns her, wir verstehen die Sprache der Vögel, wir fühlen den Saft in Baum und Kraut sich regen, was Schilf und Wasser flüstern, ist uns kein Geheimniß mehr, Wolkenzug und Regenschauer sehen und hören wir an uns vorüberziehen; wir empfinden das Grauen der Nacht oder sehen die Sonne allmählich prächtig vor unseren Blicken aufgehen, wir fühlen den frischen Morgenhauch, der uns entgegenweht, athmen den Duft der thaugetränkten Kräuter, an denen die schimmernden Käfer hängen, und über dem allen klingt das ewige Morgenlied der Lerche. Aber auch Menschen weiß die Dichterin in die Landschaft einzuzichnen, wir sehen eine ganze Jagd oder gar eine Schlacht, oder Kinder, die ein Hirtenfeuer anzünden und dazu uralte Haidelieder singen, oder die Dichterin selbst, wie sie im anhaltenden Regen in der Vogelhütte sitzt und mit köstlichem Humor und lachender Selbstironie ihre eigenen Gedanken zum besten giebt. Man könnte sagen, daß Annette mit diesen Gedichten geradezu ein neues Genre geschaffen hat, das weder vor noch nach ihr wieder angebaut worden ist. Denn so vortrefflich z. B. und in ihrer Art unübertrefflich Lenau's „Haidebilder“ und „Schilflieder“, an die man zunächst denken könnte, sind, so ist doch ihr künstlerischer Zweck, wenn ich so sagen darf, ein rein lyrischer, das Herz, das Gemüth treffend, während Annette als echt epische Dichterin, mehr unsere Phantasie, unser inneres Auge gefangen nimmt; dort ist die Melodie, hier die Farbe Hauptsache. —

Außer den eigentlichen Balladen besitzen wir von Annette noch zahlreiche Gedichte jener Mittelgattung, von der man zweifelhaft ist, ob man sie Romanzen, Balladen, Rhapsodien oder kleinere Erzählungen nennen soll. Der Name thut nichts zur Sache, wenn die Gedichte nur gut sind. Und das sind sie größtentheils. Sie zeichnen sich durch dramatische Lebendigkeit, rasch fortschreitende Erzählung und großen Reichthum an packenden Situationen aus. Von tief ergreifender Wirkung ist z. B. das Gedicht „Die Schwestern“, das denselben Gegenstand behandelt wie das große Bild des französischen Malers Giron, das jetzt von Ausstellung zu Ausstellung wandert, und von dem uns gewisse Kritiker weiß machen wollen, daß es ein gutes Bild sei. Man lese das Gedicht und sehe sich dann das Bild an, so wird man den Unterschied kennen lernen zwischen künstlerischer Behandlung eines Gegenstandes und Virtuosität. Der Künstler greift in unser innerstes Herz, wir vergessen dabei völlig die Kunst selber; der Virtuose dagegen erinnert uns fortwährend daran: seht einmal, was ich kann, was ich für ein Hauptkerl bin — und wir „bewundern frierend und frieren bewundernd“.

Für das beste unter diesen Gedichten halte ich den „Geierpiff“, worin das Walten einer höheren Macht über dem gefahrbedrohten Haupte der Unschuld zum poetisch schönsten Ausdruck gelangt. Hier vereinigen sich alle Vorzüge Annetens, wir werden in athemlose Spannung versetzt und in vollkommen veröhnter, träumerisch ausklingender Stimmung entlassen. Diesen reihen sich würdig an: „Die Vergeltung“, „Der Mutter Wiederkehr“, „Kurt von Spiegel“, der „Graf vom Thal“ und vor Allem „Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln“, den Freisigrath in einem Briefe an Schüding „süperbe“ nennt.

#### IV.

Haben wir in den bisher besprochenen Gedichten Annetten zuweilen den Vorwurf nicht ersparen können, daß sie mit Vorliebe düstere Stoffe behandelt, die das Herz eher beklemmen als frei machen, so ist uns zu Muth, als träten wir im Frühlinge in die freie Welt, wenn uns Annette in ihrer Weise Bilder aus dem alltäglichen Leben vorführt. Da quillt eine Gesundheit, eine Reinheit des Gefühls, eine Zartheit der Empfindung, ein Humor — sonst nicht so leicht eine Gabe der Frau — kurz, eine weltveröhnende Stimmung, daß wir das Leben lieb haben müssen. Wenn Wilhelm Scherer sagt: „alle Poesie sei Stümperei, welche nicht das umgebende, augenfällige, greifliche, fühlbare Leben zu gestalten weiß,“ so bewährt sich Annette gerade in diesen Gedichten als echte Dichterin. Obenan steht der Chelus: „Des alten Pfarrers Woche“, in welchem, mit Sonntag anfangend, tageweise das Leben eines Landgeistlichen mit tiefer Gemüthlichkeit und herzerquickendem Humor an uns vorübergeführt wird. Da ist der Geist, der in dem „70. Geburtstag“ des alten Woz waltet, schöner und vielseitiger wieder

aufgelebt, denn während Boß uns den reblichen „Organisten, Schulmeister zugleich und ehrsamten Küster“ nur im Lehrstuhl schlafend zeigt, erleben wir hier alle wichtigen Momente im Leben eines Landgeistlichen mit. Und wie behaglich wird uns bei dem alten Herrn, wie gewinnen wir ihn von Tag zu Tage lieber, der keineswegs auf dem Lande verbauert ist, sondern in seinen Mußestunden gerne zu den Büchern, den „Gesellen seiner fleißigen Jugendzeit“ zurückkehrt.

„Ilion will ich bekriegen,  
Mit Horaz auf Reisen gehn,  
Will mit Alexander siegen  
Und an Memnon's Säule stehn.  
Oder auch vergnügt ergründen,  
Was das Vaterland gebracht,  
Mich mit Kant und Wolf verbinden,  
Zieh'n mit Laubon in die Schlacht.“

Ist das noch dieselbe Feder, fragen wir uns erstaunt, die einst mit gleicher Meisterschaft das grause Vermächtniß des Arztes oder das unheimliche Walten des spiritus familiaris aufzeichnen konnte?

Und weiter: wie zart und innig ist in dem Gedicht „Das vierzehnjährige Herz“ die Liebe der Tochter zum Vater wiedergegeben! Da es nicht lang ist, mag es für sich selbst sprechen:

„Er ist so schön! — sein liches Haar,  
Das möcht' ich mit keinem vertauschen,  
Wie seidene Fäden so weich und klar,  
Wenn zarte Lüfchen sich bauschen;  
Oft streich' ich es, dann lacht er traun,  
Nennt mich seine „alberne Barbe“;  
Es ist nicht schwarz, nicht blond, nicht braun,  
Nun rathet, wie nennt sich die Farbe?

Und seine Geberde ist königlich,  
Geht majestätisch zu Herzen,  
Zuckt er die Braue, dann fürcht' ich mich  
Und möchte auch weinen vor Schmerzen;  
Und wieder seh' ich sein Lächeln blühen,  
So klar wie das reine Gewissen,  
Da möcht' ich gleich auf den Schemel knien  
Und die guten Hände ihm küssen.

Heut bin ich in aller Frühe erwacht,  
Beim ersten Glitzern der Sonnen,  
Und habe mich gleich auf die Sohlen gemacht  
Zum Hügel drüben am Bronnen;  
Erbbeeren fand ich, glüh wie Rubin,  
Schau, wie im Korbe sie lachen!  
Die stell' ich ihm nun an das Lager hin,  
Da sieht er sie gleich beim Erwachen.

Ich weiß, er denkt mit dem ersten Blick:  
„Das that meine alberne Barbe!“

Und freundlich streicht er das Haar zurück  
 Von seiner rühmlichen Narbe,  
 Ruft mich bei Namen und zieht mich nah,  
 Daß Thränen die Augen mir trüben;  
 Ach, er ist mein herrlicher Vater ja,  
 Soll ich ihn denn nicht lieben, nicht lieben!“

Das erste Erwachen des Herzens schildert Annette in dem Gedicht: „Junge Liebe.“ Hier ist das junge Mädchen in Verzweiflung darüber, daß sie außer ihren Eltern noch einen Andern, der nicht mit ihr verwandt ist, lieb haben kann. Sie will ernstlich mit sich zu Rathe gehen und ihr verstocktes Herz prüfen, sie legt sich die Frage vor: was würdest Du thun, wenn das Haus in Flammen stünde und die Mutter und er zugleich um Hilfe riefen? Nach schmerzlichem Kampfe bricht sie endlich in den Entschluß aus:

„Retten, retten würd' ich Mama  
 Und zum Karl in die Flamme springen.“

Nie ist die stille, von jeder Selbstsucht freie, aufopfernde Liebe der Gattin zu ihrem Manne tiefer und freier aufgefaßt worden, als in dem herrlichen Gedicht: „Die beschränkte Frau“, in welchem die Dichterin mit der einfachsten, scheinbar prosaischesten Erzählung der Thatfachen die höchsten poetischen Wirkungen erzielt. — Das Gedicht: „Die Nabel im Baume“ ist eines der wenigen, in denen die Dichterin von ihrer eigenen verklungenen Liebe mit heiterer Wehmuth berichtet. Es ist schwer zu sagen, welchem von allen diesen Gedichten der Preis gebührt. Ich will nur noch auf drei besonders aufmerksam machen: „Die Bank“, „Der sterbende General“ und „Die junge Mutter“, von denen das erste jenen vorher besprochenen an heller Lebensfreudigkeit nicht nachsteht, die beiden letzteren jedoch von tiefem Lebensernste durchdrungen sind.

Wie der Realismus in der Kunst auftreten soll, kann man an diesen Gedichten studiren, sie sind ein Beweis für das Goethe'sche Wort, daß kein realer Gegenstand unpoetisch ist, sobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß.

## V.

Die reine Lyrik, das gleichsam zum Gesang auffordernde Lied, ist nicht eigentlich Annetens Feld, wenngleich ihr auch hierin manches Vortreffliche geglückt ist. Mehr ist sie auf dem Gebiete zu Hause, das Neuere Gedankenlyrik zu nennen pflegen. Es sind meist eigene Erlebnisse, Erfahrungen, an sich und Andern gemacht, die sie diesen Gedichten zu Grunde legt. Und da erhalten wir denn das Bild einer höchst eigenartigen, bei aller Weiblichkeit männlich starken Seele. Ja, zu Zeiten hat sie geradezu bebauert, kein Mann zu sein, wie aus dem wunderbar frischen Liebes „Am Thurm“ hervorgeht, wo es am Schlusse heißt:

„Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,  
Ein Stück nur von einem Soldaten,  
Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,  
So würde der Himmel mir ratzen;

Nun muß ich sitzen so fein und klar,  
Gleich einem artigen Kinde,  
Und darf nur heimlich lösen mein Haar  
Und lassen es flattern im Winde!“

Es weht in diesem Liede die kräftige Luft der Alpen, die über ihren geliebten, von ihr so schön besungenen Bodensee her das einsame Thurmzimmer auf der Meersburg umspielte, wo die meisten ihrer lyrischen Dichtungen entstanden sind. Ein tiefer Ernst durchbringt sie fast alle, den ein Hauch der Wehmuth sanft verklärt. Dabei enthalten sie, wie Alles, was Annette geschaffen hat, eine Fülle origineller Gedanken und Bilder. Obgleich sie in ihrem Leben viel Resignation hat üben müssen, begegnen wir doch nirgends schwächlicher Sentimentalität, sondern sie hat sich hindurchgerungen zu jener bescheidenen Menschlichkeit, die das Treiben der Welt durchschaut hat und ihm ohne Groll — denn wir Alle leiden am Leben — zusieht, gern die hülfbereite Hand jedem Irrenden, jedem Unglücklichen darbietend:

„Wie kühl' ich allen warmen Händen  
Nun ihre leisen Pulse nach  
Und jedem Blick fein scheues Wenden  
Und jeder schweren Brust ihr Ach.

Und alle Pfade möcht' ich fragen:  
Wo zieht ihr hin, wo ist das Haus,  
In dem lebend'ge Herzen schlagen,  
Lebend'ger Odem schwillt hinaus?

Entzünden möcht' ich alle Kerzen  
Und rufen jedem müden Sein:  
Auf ist mein Paradies im Herzen,  
Zieht Alle, Alle nun hinein.“

Dabei läßt sie es auch nicht an humoristischen Tönen fehlen und an jener feinen Selbstironie, die edlen Naturen eigen ist. Den Fragen der Zeit leiht sie ein offenes Ohr, das beweisen ihre Zeitbilder. Sie sind durchglüht von echtem, nicht kleinlich beschränktem, aber auch nicht in's Blaue hinauschießendem Patriotismus, von edelstem Hass gegen das Gemeine und Unwahre. Die Weltverbesserer mahnt sie, Maß zu halten in ihren, wenn auch vielleicht berechtigten Forderungen, und diese Frau hat mit ihrem klaren Blick Recht behalten gegen viele Männer, die damals mit ihrem Phrasengeklänge vergöttert wurden und heute vergessen sind. Auch scheut sie sich nicht die Geißel des Spottes zu schwingen, wo sie mit ihrer Zeit unzufrieden ist, ohne sich selbst dabei zu schonen, wie in den von tiefer Wahrheit besetzten Gedichten: „Vor vierzig Jahren“ und „Alte und neue Kinderzucht“.



Wie hoch sie endlich von dem Verufe des Dichters dachte, zeigen uns die markigen Verse, die sie an Deutschlands und Frankreichs Schriftstellerinnen richtete, goldene Worte, die jeder Dichter jederzeit vor Augen haben sollte. —

Als sie zu dichten begann, stand Heinrich Heine auf der Höhe seines Ruhmes und seines Einflusses, fast keiner seiner Mitstrebenden, so selbständig sie auch sein mochten, hat sich ihm ganz entziehen können: in Annetens Werken finden wir keine Spur von ihm. Am nächsten steht sie vielleicht Freiligrath, mit dem sie die Vorliebe für das Malerische, Bunte in den Stoffen, das Suchen nach originellen, fremdklingenden Reimen theilt, aber ihre Natur ist bei weitem innerlicher und reicher als die Freiligraths.

Wie ich im Anfang schon andeutete, ist sie nicht immer glücklich im Ausdruck; die schnell auf einander folgenden Bilder machen einander todt, Gedanke und Wort decken sich nicht immer, ihre Originalität wird mitunter zur Sucht, um jeden Preis originell zu sein, und daher die Dunkelheiten in ihren Dichtungen. Aber diese kleinen Fehler fallen gegenüber dem großen Reichthum an wahrhaft Schönem und Großartigem gar wenig in's Gewicht.

In der Romantik wurzelnd — namentlich in ihren größeren Dichtungen — hat sie sich später zu jener künstlerischen Klarheit emporgeschwungen, die sich nicht scheut, das Leben wie es ist zu gestalten, ohne sich der Gefahr auszusetzen, in die Prosa herabzusinken.

So steht Annette von Droste vor uns, eine der anziehendsten Erscheinungen unsrer Literatur, zugleich echtes Weib und echte Künstlerin, die mit berechtigtem Selbstbewußtsein verständigen Spöttern gegenüber aufrufen durfte:

„Was meinem Kreise mich enttrieb,  
Der Kammer friedlichem Gelasse?  
Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,  
Ich eingebrochen am Parnasse?  
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:  
Bei der Geburt bin ich geladen,  
Mein Recht, soweit der Himmel tagt,  
Und meine Macht von Gottes Gnaden.“





## Illustrierte Bibliographie.



**on Ocean zu Ocean.** Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen. N. Hartlebens Verlag. Wien, Pest und Leipzig.

Das immer wachsende Bedürfnis des Laien nach Belehrung auf naturwissenschaftlichem Gebiete steht im engen Zusammenhange mit den großartigen Fortschritten, welche die Naturwissenschaften in unserem Jahrhundert gemacht, und ist im Besonderen bedingt durch den Einfluß, welchen einzelne ihrer Gebiete auf das praktische Leben gewonnen haben. Freilich wird das Hauptinteresse des Publikums gegenwärtig von den Errungenschaften der praktischen Physik: wie elektrische Beleuchtung, Telephonie, Telegraphie u. s. w. in Anspruch genommen; es hört darum aber doch nicht auf, sich mit den alten Problemen einer Nordpolfahrt oder einer Weltumsegelung zu beschäftigen, und so dem Wasser als dem Völker verbindenden Elemente seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Das neueste Werk von Schweiger-Lerchenfeld ist bestimmt, Belehrung auf diesem weiten Felde zu bieten. Es betrachtet zunächst die physikalischen Eigenschaften des Meeres, das Verhältnis von Wasser und Land, chemische Zusammensetzung des Meerwassers, die Tiefseeverhältnisse, die zur Erforschung der Meerestiefe erforderlichen Meßinstrumente. Nach einer anziehenden Schilderung von Ebbe und Fluth, den verschiedenen Meeresströmungen, den periodischen Winden, wie Monsun und Taifun, wendet sich der Verfasser den Küsten im Allgemeinen, später den Inseln und Inselbildungen zu. Bereits in diesem, dem physikalischen Theile des Werkes, findet der Leser Anbeutungen über das organische Leben im Meere, weil die Feststellung der Tiefsee-Verhältnisse Rückschlüsse auf das Vorkommen von Organismen in Oceanabgründen erlaubte und solche Rückschlüsse geboten schienen, um sofort das Interesse des Laien für andere Gebiete zu erregen. Der Hauptabschnitt „Die Oceane“ dient vor-



Hummernsong.

Aus: Schweiger-Lerchenfeld „Von Ocean zu Ocean“. K. Gortleben's Verlag, Wien-Pest-Leipzig.

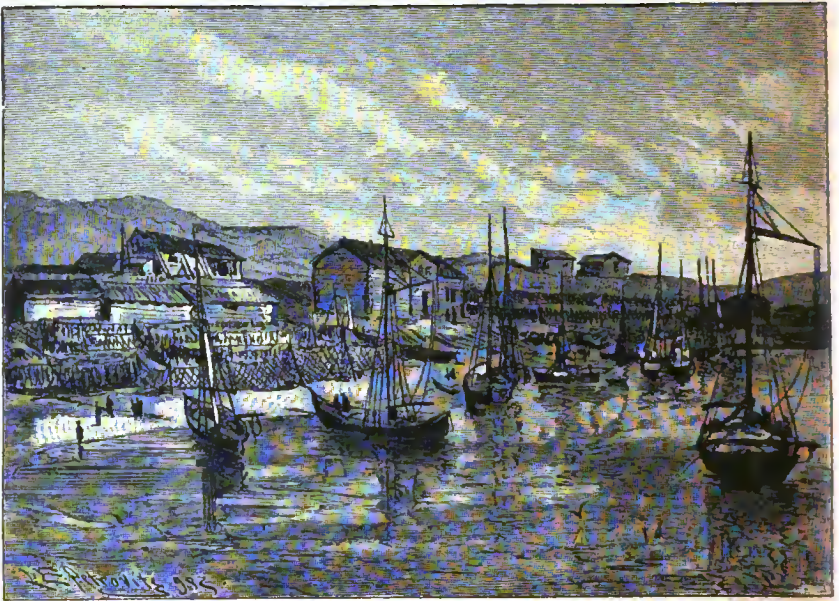


Ein Austerboot in der Chesapeake-Bai.

Aus: Schweiger-Lerchenfeld „Von Ocean zu Ocean“. K. Gortleben's Verlag, Wien-Pest-Leipzig.

wiegend dem geographischen Interesse; der naturgeschichtliche Theil „Die Organismen im Meere“, giebt ein kurzes und übersichtliches Bild über die oceanische Pflanzen- und Thierwelt. Erst nachdem das gesammte oceanographische Material erschöpft war, erschien es an der Zeit, dem Leser auch die Gestaltung der Inseln und Küsten in verticaler und horizontaler Richtung, die Morphologie des Festlandes im Allgemeinen durch Erklärung vulcanischer Vorgänge, die Korallenbildungen, die Hebungs- und Senkungsvorgänge vor Augen zu führen.

Auch dieses Thema mußte behandelt werden, bevor die Beziehungen der Menschen zum Meere erläutert werden konnten. Vorläufer dieser Schilderung ist jener Theil, der die Organismen im Meere bespricht. Erst nach Erlangung einer eingehenden Kenntniß derselben konnte das richtige Verständniß für den ethnographischen Theil des Werkes „Das Leben auf dem Meere“ gewonnen werden. Besonders eingehend finden wir in diesem Abschnitt den Heringfang, Hummernfang, die Austernzucht, ferner den Fang der Wallfische und den Robbeneschlag geschildert.



Pasvig, nördlichster Fischplatz in Norwegen.

Aus: Schweiger-Verschensfeld „Von Ocean zu Ocean. A. Hartleben's Verlag, Wien. Pest-Beipzig.

Schweiger-Verschensfelds Darstellung, so lehrreich und klar sie ist, hält sich nicht ganz frei von einer gewissen Weitschweifigkeit, und auch den schönen Illustrationen gegenüber können wir den Vorwurf nicht unterdrücken, daß vielfach Dinge dargestellt werden, die dem Leser durch die bildliche Anschauung nicht klarer werden, als durch das bloße Wort. Bei der Illustrationswuth, die den deutschen Buchhandel gegenwärtig beherrscht, kann man nicht oft genug den Grundsatz wiederholen, daß das Bild nur da am Platze ist, wo es die Kenntniß bereichert oder das Verständniß erleichtert. Jede andere illustrierte Beigabe ist ein werthloser Luxus, der nur den Umfang des Werkes ungünstig beeinflusst und nothwendigerweise durch Vertheuerung den Leserkreis vermindern muß. Wie in allen Dingen, so ist auch hier Maßhalten eine wichtige Bedingung des Gelingens.

H. N.



## Bibliographische Notizen.

In dem Folgenden wollen wir die lange Reihe von solchen Veröffentlichungen, zum Theil schon älteren Datums, hier aufführen, die uns zur Besprechung zugegangen sind und bisher noch keine Erwähnung gefunden haben. Wir behalten uns ausdrücklich vor, auf einzelne der hier namhaft gemachten oder mit kurzen Bemerkungen begleiteten Werke zurückzukommen und ausführlicher darüber zu berichten.

### A. Gedichte.

**Das Nibelungenlied** für das deutsche Haus. Nach den besten Quellen bearbeitet von Emil Engemann. Stuttgart 1885. Verlag von Paul Neff.

Eine sehr hübsche und geschmackvolle Ausgabe mit einer leicht verständlichen, volkstümlichen Abhandlung über Ursprung, Dichter und Bearbeiter des Nibelungenliedes. Mit Facsimiles der hervorragendsten Handschriften, zahlreichen, in sauberem Holzschnitt ausgeführten Bildern nach den ersten Meistern: Schnorr von Karolsfeld, Wendemann, Kethel u. s. w., sechs Vollbildern in Lichtdruck nach den Fresken von Schnorr im Münchener Residenzschloß, in geschmackvollem Einband

**Catulls Buch der Lieder.** Deutsch von Rudolf Westphal. Leipzig 1884. F. A. C. Leuckart (Constantin Sandner).

Die geistvolle, in ganz modernen Wendungen gehaltene Uebersetzung des hervorragenden Philologen und Uebersetzers, der mit seinen Werken über die Metrik der Griechen, das System der antiken Rhythmiel, die Geschichte der alten Musik u. s. w. sich einen ausgezeichneten Namen gemacht hat, ist in ihrer Weise

ein kleines Meisterwerk. Es macht sich eigenthümlich, in einer Uebersetzung aus dem Lateinischen Ausdrücke zu finden wie, „Flaniren“, „Rous“, „unaussehliches Frauentzimmer“ u. s. w. Aber es ist ganz im Geiste des Originals, und diese flotte Uebersetzung bringt uns der Zeit Catulls und der Zeitstimmung so nahe wie nur möglich.

**Des Lu. Horatius Flaccus Iyrische Gedichte,** in neuer Weise übertragen und geordnet von Prof. Dr. R. Fritsch, Trier, Verlag der Fr. Linz'schen Buchhandlung. 1884.

Die neueste Uebertragung der Horaz'schen Oden ist die Frucht einer neunzehnjährigen, liebevollen Beschäftigung mit dem römischen Dichter. In Programmen und Zeitschriften hat Prof. Fritsch, bald unter Zustimmung, bald unter Widerspruch der Gelehrten und Schriftsteller, die Grundzüge erörtert, die ihn bei der Verdeutschung des Horaz geleitet haben. Die Forderungen, welche der ästhetische Sinn unserer Zeit an den Uebersetzer eines antiken Dichtwerkes stellt, sind um so schwerer zu erfüllen, als in unserer Sprache nicht die Quantität, sondern die Tonhöhe der Silben den Rhythmus beher rscht. Dazu

kommt, daß unser Ohr zu sehr an den Reim bei lyrischen Gedichten gewöhnt ist, als daß es den Mangel desselben beim Hören des bloßen Rhythmus nicht unangenehm empfinde. Ermögkt man die Schwierigkeiten, welche die Erfüllung dieser beiden Bedingungen dem Uebersetzer bereitet, so wird man den Muth und die Ausdauer des H. Fritsch nicht genug bewundern können, eine derartige Arbeit unternommen und glücklich beendet zu haben. Der verdiente Lohn wird sicherlich nicht ausbleiben, denn die bei aller Treue höchst geschmackvolle und dichterische Feinfühligkeit bekundete Uebersetzung wird in vielen gebildeten Kreisen das Verständniß der römischen Lyrik neu beleben.

Von Werken bekannter Dichter führen wir folgende an:

**Gedichte** von Heinrich Leuthold. Dritte Auflage. Mit Porträt und Lebensabriß des Dichters. Frauenfeld, J. Huber.

Zu Neujahr 1879 erschien die erste Auflage dieser Gedichte, deren Autor damals ein gänzlich unbekannter Mann war. Leuthold war sechs Monate vorher im Wahnsinn gestorben. Mit ihm war ein ungewöhnliches Talent für uns verloren gegangen. Leutholds Dichtungen sind die Producte eines durchaus originellen, selbständigen Geistes, der selbst da, wo er sich an seine Vorbilder Peine, Byron, Herwegh, Gottfried Keller anlehnt, durch irgend eine Wendung, durch Originalität der Form seinen Werken Charakter zu geben versteht. Diese neueste Auflage seiner Gedichte ist um Weniges nur bereichert, obwohl sein schriftlicher Nachlaß noch eine ungeheure Menge Unveröffentlichtes enthalten soll. Man wird daraus dem Herausgeber Jacob Baechtold keinen Vorwurf machen. Wir stimmen vielmehr vollkommen seiner Ansicht zu, wenn er sagt, es muß „im pietätvollen Interesse für des Dichters Nachruhm bei der getroffenen Aus-

wahl bleiben“. Würde dieses Princip nur allgemein anerkannt! Bei Männern, die einen umgestaltenden Einfluß geübt haben, mag jedes Brieffchnitzelchen und jedes Versfragment seinen kleinen Werth haben: bei Männern wie Leuthold ist es wahrlich richtiger, nur das Gute aufzubewahren und uns den Genuß seiner werthvollen Leistungen nicht durch die Darbietung des Schlechten, Mangelhaften und Unvollendeten zu trüben. Wie sich Baechtold's Geschmack darin documentirt, zeigt er sich auch in der hübsch geschriebenen Vorrede, die hauptsächlich eine Ergänzung und Berichtigung der in unserer Monatschrift (XIII. 387 ff.) abgedruckten autobiographischen Skizze bildet. Besonders erfreulich ist die Aufklärung, die Baechtold uns über den so oft wiederholten Vorwurf der Verkennung giebt. In diesem Falle war es nicht die Menge, die ihren Dichter verkannte, vielmehr war der Dichter ein Mensch, der sich in die Anforderungen des täglichen Lebens nicht hineinfinden konnte, der mit den Bedürfnissen des Tages in stetem Conflict stand und so, man möchte sagen, nothwendiger Weise in den Irtsinn verfallen mußte. Auch das beigegebene Porträt zeigt eine Physiognomie, wie sie geistig kranken Menschen eigen zu sein pflegt. — Die nicht zu umfangreiche Sammlung bietet eine große Anzahl ganz vorzüglicher, originaler Gedichte und musterhafter Uebertragungen aus dem Griechischen, Italienischen und hauptsächlich Englischen.

**Paul Heyse.** Gedichte. Dritte Auflage. Aus dem „Skizzenbuch“ und den „Versen aus Italien“ vermehrt. Berlin. Verlag von Wilhelm Heyß. Wejersche Buchhandlung. 1885.

**Hans Herrig.** Der dicke König. Ein Gedicht. Berlin. Friedrich Luchardt. 1885.

**Emil Rittershaus.** Am Rhein und beim Wein. Gedichte. Ernst Reiss Nachfolger in Leipzig.

**Stephan Nilow.** Deutsche Elegien. Neue vermehrte und veränderte Auflage des Elegienzyclus „Aus der Scholle“. Stuttgart. Adolf Bong u. Co. 1885.

**Otto Franz Genfichen.** Frauenlob. Berlin. 1885. Eugen Grosser. In fünf Abtheilungen: Hebe, Lybia, Dornröschen, Isolde und Echo. Die letzte Abtheilung enthält Uebersetzungen, namentlich einige sehr gelungene von Alfred de Musset.

Diesen längst bekannten Namen fügen wir drei Namen von Dichtern hinzu, die erst in jüngster Zeit viel und mit Auszeichnung genannt worden sind.

**Ludwig Fulda.** Satira. Grillen und Schwänke. Verlag von Carl Reißner. Leipzig 1884.

Ludwig Fulda hat ein einactiges Lustspiel in Versen „Die Aufrichtigen“ geschrieben, das bei einer Lustspiel-Concurrenz unter der übergroßen Anzahl von Pflückerarbeiten als das Werk eines wirklich begabten Dichters mit Recht bemerkt worden ist. Auch diese „Grillen und Schwänke“ lassen die eigenthümlich frische Begabung und die große Feinfühligkeit in der Form deutlich erkennen.

**Alberta von Puttkamer.** Dichtungen. Leipzig. Verlag von Edwin Schloemp. 1885.

Die Verfasserin, die Frau eines unserer höchstgestellten Beamten, besitzt ein heißblütiges Temperament, tiefes Empfinden und handhabt die Sprache mit großer Kunst.

**Günther Waking.** Von Lenz zu Herbst. Leipzig und Berlin. Wilhelm Friedrich. 1885.

Der Dichter, der unter diesem „Decknamen“ auftritt (wie Felix Dahn das Fremdwort Pseudonym gut verdeutschet hat), ist eine der Berliner Gesellschaft bekannte Persönlichkeit. Die Gedichte sind offenbar in einer langen Reihe von Jahren ohne andere Anregung als die eigene Stimmung geschrieben in jenen Stunden,

in denen, wie Geibel sagt, dem Dichter „vom Ueberflusse löthend die Seele quoll“. Sie zeigen ein unverkennbar reiches Talent, einen sympathischen freimüthigen Charakter. Der Unabhängigkeitsinn des Verfassers berührt besonders angenehm. Er vertritt seine Meinung mit großer Entschiedenheit, geht seinen eigenen Weg und kümmert sich nicht um die Gesichter, die andere Leute machen werden. Er hat etwas vom Mosiöere'schen Alceß, der es durch seine Ehrlichkeit, weil er eben mit den Wölfen nicht heulen will, schließlich mit aller Welt verbirbt. Er bündelt mit allen möglichen Leuten an; mit den Radicalen:

Die Freiheit lieb' ich, aber jene nicht,  
Die in dem Sturm der Revolutionen  
Mit frecher Faust greift nach gewichenen  
Kronen,

Bemühtend Liebe, Glaube Zubersticht.

mit den gemäßigten Liberalen, mit den Conservativen, mit den Antisemiten, mit den Juden, wie gesagt mit allen Parteien und allen Confessionen. Von Heinrich Heine sagt er:

Es klang sein Lied in nie gehörten Weisen,  
Bald war es keuch' und mild wie Himmels-  
reinheit,

Bald frech und wild wie lästernde Gemeinheit.

Den Antisemiten gilt folgendes kräftige Sonett, das den „Brüthern in Christo“ gewidmet ist:

Sie haben uns're Schlachten mitgeschlagen,  
Sie haben uns're Siege mit errungen.  
Und dennoch schmäh't ihr sie mit Lästerungen;  
Weshalb? — weil sie den Namen Juden tragen.  
Sie haben mit geweint bei unserm Klagen,  
Sie haben laut ihr Freudenlied gesungen,  
Als wir errangen Ruhm und Guldigungen;  
Deutsch wie ihr Wort war ihres Herzens Schlagen.  
Und nun, da Deutschland neu geeinigt,  
Ist euer Dank und euer christlich Lieben,  
Daß laut ihr ruft: „Die Juden kreuzigt, steinigt.“  
Ein Brandmal habt in eurer Sinnnumachtung  
Ihr auf die Huchlerstimen euch selbst geschrieben;  
Nur ein Gefühl bleibt mir für euch: Verachtung!

Auch in musikalischen Dingen befreit sich der Dichter derselben energischen Unparteilichkeit. Die Zukunftsmusiker werden sich freuen, wenn sie über Richard Wagners letzte musikalische Dramen lesen:

Es hat im Lohengrin Dein Genius  
Sich selbst das Schwanenlied gesungen.

Oder in dem Epigramm an Rißt  
und Genossen:

Großes wollen — Klein vollbringen.  
Stückwert nur — kein ganzer Guß,  
Hör' aus jedem Ton ich klingen  
Zimmerbar: Non possumus.

Wer aber darum glaubt, daß der  
Dichter Meyerbeer grün gesinnt sei, der  
irrt sich wiederum. Ueber die komischen  
Opern Meyerbeers sagt er:

Doch bei Dir ist alles Effect und schlane Be-  
rechnung.  
Nur, wo der Genius schweigt, rechnet des Künst-  
lers Verstand.

Ganz besonders hat unser Dichter  
Rückerl und dessen allerdingß oft recht  
krause und gekünstelte Sprache auf dem  
Strich:

Ich höre rühmend aller Orten sagen,  
Daß er den Pegasus so sichtlich lenkt,  
Das wilde Ross in jede Gegend zwängt,  
Und selbst das Schwerte ungestraft kann wagen.  
Da hab' auch ich den Rückerl aufgeschlagen,  
Doch als ich kann mich in sein Lied versenkt,  
Sah Alles ich verschandelt und verrenkt.  
Ein Kunststück wohl — nicht Kunst sein Harsen-  
schlagen.

Is dies die Sprache noch von Deutschlands  
Dichtern,

In der einst Goethe, Schiller, Lenau sangen?  
Sind dies die Laute, die bald kensch und schäktern.  
Bald glühend wild von ihren Rippen klangen?  
Ihr Wort ist Klarheit, schlichte Einsfall, Kraft,  
Sinn frohlig Spitel und Handwerkmeisterchaft.

Auch bei anderen Gelegenheiten ver-  
setzt Günther Walling dem braven Rückerl  
kleine und große Hiebe. Er hat nun  
einmal die Antipathie; und wir müssen  
gestehen, sie ist uns nicht unbegreiflich. In  
allen Dichtungen zeigt sich uns der Ver-  
fasser als ein klarer einheitlicher Kopf, als  
ein Mann, der zwar nicht verbittert, aber  
rückwärtslos in seinen Auffassungen ist.  
Ein fein gebildetes Gemüth mit reger  
Freude am Schönen, mit echtem Ver-  
ständniß für Schönheit der Form, ein  
Mann, der viel erfahren hat. Einige seiner  
Schilberungen, z. B. die des Landschaft-  
lichen in dem Gedichte „Jubith“, die des  
Fandango sind von hervorragender Schön-  
heit.

**Emil Claar.** Gedichte. Berlin. 1885.  
Verlag von Freund & Jedel. (Carl  
Freund.)

Wenn unsere Zeit nur ein klein bißchen  
lyrischer wäre, würden Emil Claars Ge-  
dichte sicherlich sich schnell einen großen  
Freundeskreis erobern. Jetzt wird die  
Neugierde manchen nach diesem Bändchen  
einfacher, zum Theil sehr hübscher, echt  
empfundener Lieder greifen lassen. Es  
hat in der That einen eigenartigen Reiz,  
einem Bühnenleiter einmal im lyrischen  
Hausrode zu begegnen. Das kleine Buch  
ist hübsch ausgestattet, bis auf den bunten  
Deckel, der unwillkürlich an die Papeterien  
der Pariser Confitereurs und Parfümeurs  
erinnert.

**John Henry Mackay.** Kinder des  
Hochlands. Eine Dichtung aus Schott-  
lands Bergen. Leipzig und Berlin.  
Wilhelm Friedrich. 1885.

**Paul Voehr.** Neues Buch der Lieder.  
Hervortrotet von Carl von Leitner.  
Bad Deynhäusen. Uebershoff'sche Buch-  
handlung. 1885.

**G. Heinrichs.** Der Jugend Lust und  
Leid. Epos in vier Gesängen. Hannover.  
Schmorl & von Seefeld.

Ganz im Stile des braven Vogt:

Und was dachtest denn Du, des Hauses flechtige  
Dienstmagd?  
An nichts deutend bestieg ihr Lager die wackere  
Niele,  
Streckte behaglich sich aus und schloß zum Schlafe  
die Augen.  
Und nichts träumte die Gute, sie schlief bis zum  
anderen Morgen  
ununterbrochen und fest, erwachend zur richtigen  
Stunde,  
Als die Pflicht ihr gebot im Dienste des Hauses  
zu wirken.  
Glückliche Menschen die künf, die Eltern, die  
Kinder und Niele.

Das Alles ist ja sehr hübsch, aber man  
brauchte eigentlich über die brave Niele  
keine Hexameter zu schreiben.

**Ludwig Gawe.** Gedichte. München.  
Ernst Stahl. 1885.



**G. W.** . . . Hans un Gret. Ein episches Volksgebiht. Hagen i. B. und Leipzig. Hermann Kifel und Co. 1885. In plattdeutscher Sprache.

**G. Emil Bartel.** Sächsisch = Thüringisches Dichterbuch. Halle a. S. Otto Hendel. 1885.

186 Dichtungen von 38 Dichtern aus Sachsen und Thüringen, darunter die bekanntesten: Bunge, Ernst Eckstein, Carl Elze, Rudolf von Gottschall, Julius Groffe, Richard Leander, Robert Walbmüller, Carl Wörmann u. s. w.

**Dr. Faust jr.** Die Erlösung, oder: Ende gut, Alles gut. Metaphysisches Weltendrama in fünf Acten. Queblinburg. Chr. Friedr. Viewegs Buchhandlung.

## B. Romane und Novellen.

Wir verzeichnen hier zunächst die neuesten Romane der bekanntesten und erfolgreichsten Dichter.

**Georg Übers.** Serapis. Historischer Roman. Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt, vorm. Eduard Hallberger. 1885.

**Karl Frenzel.** Geld. Novelle. Berlin. Gebrüder Pötel. 1885.

**Hans Popfen.** Zum Guten. Eine Geschichte aus Südtirol. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden. 1885.

Der zweite Band der Tiroler Geschichten, deren erster, „Brennende Liebe“, in diesen Blättern eingehend besprochen worden ist. Diese Erzählung ist Rudolph Lindau gewidmet. Popfens Meisterschaft in solchen Widmungsgebihten ist bekannt.

**Wilhelm Jordan.** Die Sebalbs. Roman aus der Gegenwart in zwei Bänden. Erster Band: Im alten Hause. Zweiter Band: Exodus. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1885. Die erste Erzählung aus dem modernen

Leben des bekannten Nibelungendichters und Khapsoden.

**Zur Chronik von Grieshuus.** Von Theodor Storm. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1884.

Diese neueste Gabe Storms vereinnigt wieder alle Vorzüge in sich, die wir seit länger als 35 Jahren an dem Dichter verehren, sie ist durchweht von eigenartiger, echt poetischer Stimmung. Wer möchte es dieser reizenden, frischen Dichtung ansehen, daß der Dichter den Siebzigen nicht mehr fern ist? Möge er uns noch oft mit so köstlichen Gaben überraschen.

**Ernst Wichert.** Von der deutschen Nordostmark. Vier preußische Historien. Leipzig. Carl Reißner. 1885.

Die hier vereinnigten vier Geschichten führen folgende Titel: „Der Schulmeister von Labiau.“ „Resi, die Salzburgerin.“ „Das Banrecht“ und „Fanchon“.

**Die Siebinger.** Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert von E. Hirundo. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1884.

Der Verfasser schildert die Geschichte eines Adelsgeschlechts im Zeitalter der Glaubenskämpfe und Bauernaufstände, in welche die Geschihte der Siebinger hineinverflochten werden, in spannender und anregender Weise. Trotz der historischen Treue der im Geiste der Zeit geschriebenen Novelle tritt doch das geschichtliche Moment nie in aufdringlicher Weise hervor und vermag uns der Verfasser für die Gestalten seiner Phantasie durchaus zu interessieren, nur diejenige Bunivalds erscheint etwas all zu sehr idealisirt; besser behandelt ist Edeltraut, die kraftvolle Erscheinung der jungen Burgherrin, die als ein Wesen von mehr Fleisch und Blut unserem Empfinden näher steht. Das Buch verdient jedenfalls als ein besseres Erzeugniß seines Genres hervorgehoben zu werden.

**Ernst Götze.** Das Vermächtniß. Roman aus der Gegenwart. Drei Bände. Leipzig. Carl Reißner. 1885.

**Hermann Heiberg.** Apotheker Heinrich. Leipzig und Berlin. Wilhelm Friedrich.

**August Beder.** Des Rabbi Vermächtniß. Leipzig. Johannes Lehmann. 1884. Zweite Auflage.

Von diesem sehr großen Roman, sechs Bände, drei Abtheilungen, von wahrhaft Gupkow'schen Dimensionen, der seiner Zeit berechtigtes Aufsehen und den Namen des Verfassers in weitesten Kreisen bekannt gemacht hat, ist jetzt, nach nahezu 20 Jahren, die zweite Auflage erschienen.

Von jüngeren Schriftstellern seien folgende Werke hier genannt.

**Ludwig Hebesi.** Auf der Schneide. Ein Geschichtenbuch. Stuttgart. Adolf Bong & Co. 1884.

Hebesi gehört zu den liebenswürdigsten und talentvollsten der Wiener Feuilletonisten. Unter den kleinen Geschichten sind einige ganz reizend, überaus fein in der Stimmung, glücklich erfunden, mit anmutigen Einzelheiten, und allesammt vortrefflich erzählt.

**H. von Perjal.** Vicomte Vossu. Novelle. Düsseldorf. Felix Bagel.

Die ersten Erzählungen des Verfassers „Vornehme Geister“ und „Die Heirath des Herrn von Radenau“ haben seinem Namen schon einen guten Klang verschafft. Der Verfasser ist ein geistvoller Mann, der gut beobachtet und gut schreibt.

**Carl Bleibtreu.** Kraftkuren. Realistische Novelle. Leipzig und Berlin. Wilhelm Friedrich. 1885.

Eine aus der schriftstellerischen Gruppe Jung-Berlin, die bei guter Gelegenheit der Gegenstand einer eingehenderen Behandlung werden soll, denn sie gewinnt in der That allmählich ihren eigenartigen Charakter; und auch der Verfasser der „Kraftkuren“ trägt dazu nicht unwesentlich bei.

**Vier Erzählungen von Jw. Berg-Lurgeniow.** Aus dem Russischen übertragen von E. St. Leipzig, Otto Wigand.

Die jüngste unter diesem Titel erschienene Sammlung ist bereits die vierte Folge, und wir haben somit 16 Erzählungen von Lurgeniow in dieser neuen Uebersetzung. Das Meiste davon gehört in die allerfrüheste Zeit des Dichters und macht uns mit Erzählungen bekannt, die weder in der großen Witauer deutschen Ausgabe noch auch anderwärts bisher in's Deutsche übertragen sind. Andrei Kolossow z. B. ist überhaupt die erste Arbeit des Dichters, die noch der Skizze „Ehor und Kalinitich“, bekanntlich die erste aus dem Tagebuch eines Jägers, vorausging. Die erste Sammlung umfaßte vier Erzählungen, denen das mystische Element gemeinsam ist: Tud! Tud! Tud! — Sonderbare Geschichte, — Die Uhr, — Die Erzählung des Vater Alexei. — Die zweite Folge bringt: Das Lied der triumphirenden Liebe, — Alte Porträts, — Der Verzweifelte, — Der Gasthof; die dritte Folge: Der Jude, — Petuschlow, — Der Kaufbold, — Der Traum, — und die vierte außer dem erwähnten Andrei Kolossow noch: Zwei Freunde, — Der Hund, — Der Brigadier. Die Gabe des Uebersetzers ist sicherlich eine sehr dankenswerthe, aber zahlreiche Unebenheiten im deutschen Ausdruck und schiefe Wendungen, die aus dem Streben nach möglichster Treue hervorgegangen sind, bedürften unbedingt der Verbesserung, wenn die „vier Erzählungen“, was sehr wahrscheinlich ist, in neuer Auflage erscheinen sollten.

**Beno Donzini.** Roman von Alfred Graf Adelmann. Stuttgart, Verlag von Richter & Kappler.

Graf Adelmann führt in einer kurzen Vorrede einen Ausspruch Georg Brandes' an, welchen wir hier wörtlich folgen lassen: „Es gehört Muth dazu, Talent zu besitzen, man muß wagen, sich seiner Inspiration anzuvertrauen; man muß überzeugt sein, daß die Form, welche

einem als natürlich ansteht, ein Recht hat, sich geltend zu machen, man muß die Kühnheit gewonnen haben, sich der Beschuldigung auszusetzen, daß man affectirt oder auf Irrwegen sei: ehe man sich seinem Instinct überlassen und demselben folgen kann, wohin er uns gebieterisch lenkt.“

Graf Adelmann fährt dann weiter fort, „daß in unseren Tagen in Wahrheit einiger Muth dazu gehört, mit einem Roman hervorzutreten, wie der vorliegende, welcher der Wirklichkeit der Gefühlswelt das Recht einräumt, während es fast zur Sitte geworden ist, dem Realismus zu huldbigen.“

Der so eingeleitete Roman schildert den Conflict eines Aristokraten aus fürstlichem Geschlechte mit seiner Familie, der dadurch hervorgerufen ist, weil er gegen alle Traditionen seines Hauses die militärische Laufbahn verläßt, trotz einer Berufung zum großen Generalstabe, um vollständig seiner Kunst — der Musik — zu leben. Dieser Conflict dauert allerdings nur so lange, bis der fürstliche Componist den Erfolg für sich hat. — Graf Adelmann kämpft, will uns bebünnen, gegen ein Vorurtheil, welches in Wahrheit nicht mehr existirt; die Kunst ist in unseren Tagen so hoffähig geworden, daß wohl schwerlich ein Adelsgeschlecht einen der Ihrigen in Acht und Bann thun würde, der seinem künstlerischen Drange folgte; glaubhafter will uns der Kampf erscheinen, den der fürstliche Künstler mit den Seinigen zu bestehen hat, da er eine Bürgerliche liebt und zu seinem Weibe nimmt; in diesem Punkt ist das Vorurtheil weit mächtiger. — Wenn wir dem Verfasser den Vorruf machen, daß er zuweilen allzusehr den Boden verliert und sich in zu hoch gestimmten Empfindungen ergeht, so ist diese Bemerkung durchaus keine Concession an den Zeitgeschmack, den er rügt, sondern nur ein ästhetisches Bedenken, welches wir geltend machen müssen, dagegen wollen wir ihm gern zuerkennen, daß wir sein Bestreben, „seinem Volke ein edelwirkender Schriftsteller zu sein“

überall herausempfunden haben; nicht um ein gemeines Lesebedürfniß zu befriedigen, sondern um die besseren Regungen zu fördern und wachzurufen, hat er die Feder zur Hand genommen.

Ferner seien hier erwähnt:

**Heinrich Hebeles.** Die Armen. Kleine Romane. Leipzig. Carl Reißner. 1885.

**Adolf Stiurichsen.** Künstlerliebe und Leben. Berlin und Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1885.

**Friedrich Mosked.** Ein neuer Mäcenas. Humoristische Novelle. Leipzig. Oswald Muze. 1885.

Von Schriftstellernden Frauen:

**U. Frank.** Das Wunderkind. Erzählung. Berlin. Abendheim'sche Verlagsbuchhandlung (W. Joel). 1884.

**Kataly von Gschtruth.** Wolfsbürg. Stuttgart. Adolf Bong & Co. 1885.

**Ida Boy-Ed.** Männer der Zeit. Roman aus der Gegenwart, in drei Bänden. Leipzig. Edwin Schloemp. 1885, und: Seine Schuld. Roman in zwei Bänden. Leipzig. Carl Reißner. 1885.

Ida Boy-Ed erscheint uns unter den Schriftstellerinnen, die in letzter Zeit aufgetaucht sind, als eine der allerbeachtenswerthesten. Wir werden das in einem längeren Aufsatz über den Roman „Männer der Zeit“ nachzuweisen den Versuch machen.

### C. Dramatische Dichtungen.

**Klein-Buchholz.** Zenobia. Trauerspiel in 5 Aufzügen von J. L. Klein. In freier Bearbeitung für die Bühne von Wilhelm Buchholz. Mit der zur Handlung gehörenden Musik von Carl Reineke. Leipzig. L. D. Weigel.

Dr. Wilhelm Buchholz war unter Laube einer der angesehensten Theaterkritiker in Leipzig. Unter der Förster'schen Leitung des Stadttheaters zu Leipzig übernahm er die Stelle des dramaturgischen Secretärs und gab seine kritische Thätig-

leit auf. Nach Försters Weggang hat er eine gleiche Stellung am Königl. Hoftheater zu München angenommen. Die Bearbeitung der genialen Klein'schen Dichtung zeigt ein fein poetisches Verständniß und eine tüchtige Kenntniß der Bühne.

**Zwei dramatische Dichtungen** von Ivan Turgenjew. Aus dem Russischen übersezt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Eugen Zabel. Die Provinzialin. Lustspiel in 1 Aufzuge. Natalie. Schauspiel in 4 Aufzügen.

„Die Provinzialin“ hat es in Berlin zu einem Achtungserfolge gebracht. „Natalie“ ist in Wien zuerst abgelehnt und von der Kritik in scharfer Weise verurtheilt worden. Bei den späteren Aufführungen scheint es dem Publikum sehr wohl gefallen zu haben.

**Sophokles' Tragödien**, übersezt von G. Wendt. 2 Bände. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1884.

Zu den großen Verdiensten, welche sich die Cotta'sche Buchhandlung um die Herausgabe unserer classischen Dichtungen erworben hat, fügt sie jetzt ein neues durch die Edition der Sophokleischen Tragödien in einer vorzüglichen deutschen Uebersetzung. In 21jähriger Arbeit ist das Buch entstanden, welches die bisherigen Uebersetzungen von Donner, Viehoff u. A. weit übertrifft. Der Wohlklang der griechischen Verse, der anmuthige Wechsel der Metren in den Chorsiedern, die Prägnanz des Ausdrucks kehrt in der Wendt'schen Uebersetzung so vollkommen wieder, daß man nur selten das unbehagliche Gefühl empfindet, kein Original zu lesen. Viele der modernen handwerksmäßigen „Verdeutschungen“ sollten einmal das griechische Original der „Antigone“ mit der Wendt'schen Uebersetzung vergleichen, und wir sind sicher, daß sie bei einiger Gewissenhaftigkeit nicht mehr wagen werden, ihre eifertigen Producte als eine Bereicherung unserer Uebersetzungs-Literatur anzupreisen.

Nicht zu den kleinsten Vorzügen der vorliegenden Publikation gehören die kurzen Einleitungen, durch welche der Leser über die Fabel, den Werth, die Abfassungszeit und fernere Einrichtung der Stücke orientirt wird.

Das hierdurch vermittelte bessere Verständniß der Dichtung erhöht auch den Genuß, den die unnachahmlichen Schönheiten des Sophokles jedem empfänglichen Gemüth bereiten. Wir stehen keinen Augenblick an, zu erklären, daß die Wendt'sche Uebersetzung sich den hervorragendsten Leistungen der deutschen Uebersetzungskunst anreihet.

#### D. Humoristisches.

Unter dieser Rubrik haben wir eigentlich nur eines Schriftstellers neueste Veröffentlichungen hier namhaft zu machen. Denn der ungenannte Verfasser der

„**Naturgeschichte der Berlinerinnen**.“ Berlin. Wilhelm Fiebig. Gustav Schuhr. 1885.

macht wohl auf Humor eigentlich keinen rechten Anspruch. Der Verfasser behandelt in leichten flüchtigen Stizzen, die sich recht nett lesen, verschiedene besonders auffällige Typen der Berliner Weiblichkeit. Er beurtheilt die Damen als galanter Mann überaus freundlich. Auch die Probirmamsells und Damen der angenehmen Bedienung kommen ganz gut bei ihm weg. Das kleine Buch ist wohl hauptsächlich als Eisenbahnlectüre gedacht. Es ist durchaus anspruchlos, soll schnell gelesen und schnell vergessen werden; es ist ohne Zweifel auch schnell geschrieben. Dann sind einige Flüchtigkeitsfehler unausbleiblich. Die wunderbarlichsten sind in dem Aufsaß über die Kellnerinnen und die „Sobalisten“ stehen geblieben. Da heißt es auf Seite 35, daß sich die Zahl derselben seit 1870 „verdreifacht, ja verdoppelt“ habe, und auf Seite 42, daß ihre Verehrer ihnen „Sect und

Champagner vorsehen". Die Steigerung von der Verdreifachung zur Verdoppelung ist gerade so merkwürdig, wie die Unterscheidung zwischen Sect und Champagner.

Wirkliche Humoresken sind die von

**Julius Stettenheim.** Mudenich's Reden und Thaten, und: Unter vier Augen. Besuche des eigenen Interviewers. Berlin und Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1885.

Julius Stettenheim, einer unserer wichtigsten Köpfe, hat in seinen „Berliner Wespenn“ drei köstliche Typen geschaffen. Den Kriegsberichterstatter Wippchen, dessen Name schon in Büchmanns „Geflügelte Worte“ übergegangen

ist, Mudenich, den Besucher aller Festversammlungen, der immer angetrunken ist, und den Interviewer, der alle Verrihmtheiten des Tages aussucht und von jedem Einzelnen an die Luft gesetzt wird. In zwei kleinen Bändchen hat Stettenheim nun die ergößlichsten und lustigsten Aufsätze zusammengestellt, und man freut sich, daß sie in dieser dauerhafteren Gestalt dem Schicksale unverdienter vorzeitiger Vernichtung entgangen sind. Die Lectüre der beiden Stettenheim'schen Humoresken hilft Jedem über verdriessliche Anwandlungen hinweg. Sie sollten soviel Leser finden, wie es verdriessliche Menschen giebt; dann wäre Allen geflossen: dem Verfasser, dem Verleger und den verdriesslichen Leuten.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

**Baechtold,** Jacob, Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Herausgegeben von Baechtold. Stuttgart, Gebrüder Kröner.

**Berger,** Wilhelm, Ziele des Lebens. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Bibliothek** für moderne Völkerkunde. I. Die vereinigten Staaten von Amerika, von H. Neelmeyer-Vukasowitsch. II. Oesterreich-Ungarn von H. Neelmeyer-Vukasowitsch. Leipzig, Franz Duncker.

**Brüggen,** Ernst Freiherr von der, Wie Rußland europäisch wurde. Studien zur Culturgeschichte. Leipzig, Veit & Comp.

**Ellet,** Georg, Bilder aus dem kirchlichen Leben Englands. Deutsch von G. Kuhr. 2 Bde. Leipzig, Franz Duncker.

**Engelhorn's** Allgemeine Roman - Bibl. Band 16. Dosis, von Henry Greville. Band 17. Ein heroisches Weib. Roman von J. I. Kraszewski. Band 18. Eheglück von E. M. Norris. 1 Band. Stuttgart, J. Engelhorn.

**Ermann,** Dr. Adolf, Aegypten und aegyptisches Leben im Alterthum. Mit über 300 Abbildungen im Text und 10 Vollbildern. Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. Zweite Lieferung.

**Eisenberg,** Prof. Dr. Albert, Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde. Medicinisch-Chirurgisches Handwörterbuch für praktische Aerzte. Unter Mitwirkung der Herren etc. herausg. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Wien und Leipzig, Urban & Schwarzenberg. Lief. 3-10. (Schluss des 1. Bandes.)

**Finsler,** Georg, Aus der Mappo eines Fahrenden. Bilder aus Italien und Griechenland. Frauenfeld, J. Hubers Verlag.

**Fischer,** Dr. G. A., prakt. Arzt in Sansibar. Mehr Licht im dunklen Welttheil. Betracht-

tungen über die Colonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibar-Gebiets. Hamburg, L. Friederichsen & Co.

**Fisch,** Johannes, Agape. Altgriechische Novellen. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.

**Flegel,** Ed. Robert, Drei Briefe an die Freunde deutscher Afrika - Forschung, colonialer Bestrebungen und der Ausbreitung des deutschen Handels. Hamburg, L. Friederichsen & Co.

**Glasser,** Adolf, Cordula. Histor. Roman aus dem XVI. Jahrh. Leipzig - Berlin, Wilhelm Friedrich.

**Günther,** F., Der Harz in Geschichts-, Cultur- und Landschaftsbildern geschildert. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). 1 Lief.

**Günther,** Georg, Grundzüge der tragischen Kunst. Leipzig - Berlin, Wilhelm Friedrich.

**Hellwald,** Friedrich von, Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der vereinigten Staaten. Leipzig, Schmidt & Günther. Lief. 41-45.

**Herrf,** Antonie, geb. Wachter, Briefe einer jungen Frau aus Indien. Stuttgart, Carl Krabbe.

**Hirschfeld,** Dr. Robert, Das kritische Verfahren Ed. Hanslick's. Wien, R. Löwit.

**Jensen,** Wilhelm, Aus stiller Zeit. Novellen. Bd. IV. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Jusaker,** E., Schleier der Maja. Roman. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Berlin, Gebüder Paetel.

**Keil,** Robert, Wieland und Reinhold. Original-Mittheilungen, als Beiträge zur Geschichte des deutschen Geisteslebens. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.

**Keyser,** Stefanie, Fanfara. Novelle. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger.

- Mund**, E. D. (Dr. von Pochhammer), Zwei Brüder bei den Karlisten. Für die reifere Jugend. Cannstatt, G. Ad. Stehn.
- Mannmann**, A., Spencer wider Kant. Eine Erörterung der Gegensätze von Realismus und Criticismus mit besonderer Rücksicht auf das egoistische Moralprincip. Hamburg, Gräffins & Möller.
- Nekrasow's**, Nicolai Alexejewitsch, sämtliche Werke, aus dem Russischen metrisch übertragen von Hermann Jurjewitsch Köcher. I. Band. Leipzig-Berlin, Wilhelm Friedrich.
- Reisemann**, Dr. August, Die Oper in ihrer kunst- und culturhistorischen Bedeutung dargestellt. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.
- Revue internationale**. Tome VI. Livraison II. Florence.
- Rosegger**, P. K., Bergpredigten. 20. Band der ausgewählten Schriften. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Roskoschny**, Dr. Hermann, Europas Colonien. West-Afrika vom Senegal zum Kamerun. Nach den neuesten Quellen geschildert. Leipzig, Gressner & Schramm. Lief. 9-12.
- S. H.**, Die Herzoge zu Bayern-München. Dramatischer Versuch in 5 Acten. Berlin, Wilhelm Issleib (Gustav Schuhr).
- Sank**, Israel, Die Religion Altisraels nach den in der Bibel uthaltenen Grundzügen dargestellt. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich.
- Sallinger**, Engen, Allerlei Herzensgeschichten. Novellen und Studien. Zweite Auflage. Frankfurt am Main, J. D. Sauerländers Verlag.
- Die tolle Braut. Roman. Frankfurt am Main, J. D. Sauerländers Verlag.
- Schwarz**, Uli, Sängers Erdenwallen. Lehr- und Wanderjahre. Zwei Bücher deutscher Dichtung gesammelt und herausgegeben von Rudolph Kortensbeck. Leipzig, C. G. Thieme.
- Schenck**, Luise; Lose Blätter aus Brasilien. Hamburg, Karl Grädeners Buch- und Kunsthändler (Arnold Ebert).
- Schweiger-Lerchenfeld**, A. v., Afrika. Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit. Mit 300 Illustrationen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
- Stoß**, Léon, Sünden der Väter. Roman aus dem heutigen Russland. 2 Bde. Jena. Hermann Costenoble.
- Sterns**, Carus, Herbst- und Winterblumen. Eine Schilderung der heimischen Blumenwelt. Mit 71 Abbildungen in Farbendruck nach der Natur gemalt von Jenny Schermanl und mit vielen Holzstichen. Prag, P. Tempisky. Leipzig, G. Freytag. Lief. 6-10.
- Urkunde der Wissenschaft**. Grundriss der systematischen Encyclopädie für Wissenschaft, Kunst und Religion mit einem besonderen Abschnitt: Gesetz des Kreises, und einem Anhang: Tabellarische Uebersicht der Kunstgesetze. Berlin, Julius Bohne.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin**. Band XII. No. 3. Berlin, District Reimer.
- Villamaria**. Im Bann der Kinderträume. Berlin, Gebrüder Paetel.
- Wegner**, E. Walt, Aus Deutsch-Afrika! Tagebuch-Briefe eines jungen Deutschen aus Angra-Pequena. Leipzig, Edwin Schloemp.
- Weltbrecht**, Karl, Was ist's mit der Socialdemokratie. Stuttgart, Levy & Müller.

Rebigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

**Wiesbaden.** Seit vielen Jahren ist die Stadt Wiesbaden hoch renommirt als Cur- und Badeort, es ist allbekannt, dass von Seiten der Direction des Bades von Jahr zu Jahr die umfassendsten und sorgsamsten Massregeln getroffen werden, den Aufenthalt für die beste Gesellschaft angenehm und gewinnreich für Leib und Seele zu machen. Wie der diesem Hefte beiliegende Prospect der Direction beweist, kann kein Badeort der Welt mit schöneren und bequemeren Einrichtungen aller Art versehen sein. Aber es ist auch noch anzuführen, dass Wiesbaden, vermöge seiner paradisischen und überaus gesunden Lage in einem nur gegen Süden offenen Thalkessel des Taunus, auch als Wohnplatz zu einem Eldorado der gebildeten Welt geworden ist. Hervorragende Dichter, Schriftsteller, Schulgelehrte, pensionirte Militärs, Staatsmänner, Rentiers etc. haben sich hier niedergelassen. Es giebt kaum einen Reiz, den diese herrliche Stadt nicht besässe. Näheres lese man in dem erwähnten Prospect.

# CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1885er Frische Füllung 1885er.

Täglicher Versand

Quellen

und  
deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58<sup>20</sup> R.  
 Fühlbrunn . . 41<sup>50</sup> R.  
 Schlossbrunn . 41<sup>00</sup> R.  
 Heresienbrunn . 48<sup>90</sup> R.  
 Leubrunn . . . 49<sup>90</sup> R.  
 Marktbrunn . . 39<sup>00</sup> R.  
 Kass. Kronquelle 28<sup>00</sup> R.  
 Selsenquelle . . 47<sup>00</sup> R.  
 Kaiser Karls-Qu. 347<sup>0</sup> R.

Carlsbader  
**TRINKKUR**  
 im  
**Hause**

Quellen-  
Producte.

CARLSBADER  
Sprudel-Salz.

CARLSBADER  
Sprudel-Seife.

CARLSBADER  
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte  
sind zu beziehen durch die

**Carlsbader Mineralwasser-Versendung**

Löbel Schöttlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

# Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaURES MINERAL-WASSER

Vor ALLEN ANDERN Tafelwassern rühmlichst  
ausgezeichnet auf der

**INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN  
AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.**

**IM EINZELNVERKAUF:—**

*Die ganze Flasche oder Krug, 32 Pf.* } *die Gefäss*  
*Die halbe Flasche oder Krug, 25 Pf.* } *mit*  
*einbegriffen*

*Etwaige Verpackung wird extra berechnet.*

**KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:**

Aachen,	Crefeld,	Hannover,	Ludwigshafen,	Stettin,
Augsburg,	Creuznach,	Harburg,	Mainz,	Stuttgart,
Barmen,	Dortmund,	Heidelberg,	Mannheim,	Trier.
Berlin,	Dresden,	Herford,	München,	Wiesbaden.
Bielefeld,	Duisburg,	Kaiserslautern,	Münster i. W.,	Worms,
Bochum,	Düsseldorf,	Karlsruhe,	Nürnberg,	Würzburg,
Bonn,	Elberfeld,	Kassel,	Osnabrück,	Zweibrücken
Braunschweig,	Essen,	Köln,	Remagen,	
Breslau,	Frankfurt a. Main,	Landau,	Saarbrücken.	
Coblenz,	Hamburg,	Leipzig	Schwerin i. M.,	

**DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED**

**Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.**



(Line deutsche Monatsschrift.

herausgegeben  
von  
Paul Lindau.  
Dreiunddreißigster Band.

IM» den porraits vom Zung Bismarck, Carl Vogt und Ferdinand von kessex.)

George Allan in Bukarest

Margarethe. Novelle 24?

Karl Bartsch in Heidelberg,

Jean Paul in Heidelberg sz

ung-Bismarck. Gedichte aus Nord und Süd <

I, Felix Dahn in Königsberg i. pr.

II. Theodor Fontane in Berlin.

III. «laus Sroth in «iel.

IV. Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.

V. Lrnst von Wildenbruch in Berlin.

Bismarck-Lied. Zum siebzigsten Geburtstage des Reichskanzlers, von

Paul Heyse in München ^

1,81.5. — 1.3Z5. — IM5. Zum 70. Geburtstage und 5«. Dienstjubiläum unserers Reichskanzlers.

von \* . \* 15

Aar! Braun-N?iesbaden,

Das Attentat auf dem Niederwald und der Hochverrathsxrocesz

vor dem Reichsgericht 65

Alexander Brückner in Dorpat,

Der Fortschritt in der Geschichte 27s

k)«N5 Dechend in Marburg.

Lin doppelter Friedensschluß Napoleons 1 224

Aarl Iaenicke in Breslau.

Annette von Droste-Hülshoff

F. AcUer-Leuzinger in Stuttgart. Se,,r

Ferdinand von kefssexs 2«?

Aarl Aoberstein in Dresden.

Friedrich der Große und wilhelmine von Vaireuth während des

siebenjährigen Krieges ^o>.

H. L. in Berlin.

Beim Reichskanzler zu Gast

j)aul Lindau in Berlin.

Helene Jung. Erzählung 25

Theodor Lipps in Bonn.

Ueber die Symbolik vnserer Kleidung 2Zl

Georg von Oertzen in Marseille,

Fortis. Lin Märchen 2SS

Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.

Der Derbytag I9>>

Leopold von öacher-!7!asoch in Leipzig.

Zwei Königinnen, Novelle 28 ^

Isidor Soyka in Prag.

Kolonisation und Klima 2ZS zsz

A. Trinius in Berlin.

Ein Humorist wider Willen ^25

Tarl Vogt in Genf.

Strcifblicke a»f das Universitätswesem im deutschen Reich ISO

Bibliographie lZq 2?« ^os

Bibliographische Notizen l5« 27S ^o?

Inhalt.

ung-Bismarck. Gedichte aus Nord und Süd I

I. Felix Dahn in Königsberg i. jr.

II. Theodor Fontane in Berlin.

III. Rlaus Groth in Niel.

IV. Wilhelm Pensen in Freiburg i. B.

V. Ernst von Mldenbruch in Berlin.

Bismarck-^ied. Zum siebzigsten Geburtstage des Reichskanzlers, von

f>aul Heyse in ^lünchen ^3

s8^5. — 1,835. — 1,885. Zum 7U, Geburtstage und 5«, vienstjubiläuin unseres Reichskanzlers, von' ." ^5

Paul Lindau in Berlin.

Helene Jung. Erzählung 33

Karl Braun-Wiesbaden.

Vas Attentat auf dem Niederwald »nd der Hochver,athzproceß

vor dem Reichsgericht 65

Karl Bartsch in Heidelberg.

Jean Paul in Heidelberg 83

Karl Koberstein in Dresden.

Friedrich der Große und Wichelmine von Baireuth während des

siebeniährigcn Krieges ^i,

H. k. in Berlin.

Beim Reichskanzler zu Gast ^?

A. Trinius in Berlin.

Ein Humorist wider willen ^23

Bibliographie ^

jedvr von «övxn- vie hohenzolien und das Reich. (Mi, Zllustralianen.)

Bibliographische Notizen

Hierzu ein Portrait: Jung-Bismarck. Nach einer im Familienbesitz befindlichen Zeichnung aus dem Jahre 1824. Radierung von U. A. Raubach in München.

„Nord und Süd“ «schein, am Anfang jedes Monats in je einer «unseren Beilage.

preis xrs «Zwarl (Z hcf,e> t Mark,

Alle Buchhandlungen und postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an,

Beilage zu diesem hefte

von:

Zalsermann'sche Verlagshandlung, jr. in Zwickau. (Saich. Albu., )

Jung-Bismarck.

Gedichte aus Nord und Süd.

^).n diesen Zügen, fast von 2Nädchenweiche,  
Wer ahnt darin den künftigen Gewaltigen,  
Den Sturmumwetterten, den Lrzgestaltigen,

Der da zerschlagen wird und aufbau'n Reiche?

Zwar kündet auch dies Antlitz schon die Araft:

Wie trotz das Ainn, wie baut so hoch die ötirne  
Ein stolz Gewölb dem schaffenden Gehirne:

Doch ist „Iung-Bismarck“ nicht „Iung-Siegfried-Haft“.

Ihm fehlt die Hornhaut, die ihm sehr von Nöthen! Nicht, weil ihm Dänen grimmig und Franzosen Im offenen Rampf bald Helm und Schild umtosen:

Nicht Feindeslanzen wird sein Herzblut röthen.

Doch wehe, weh, daß ihm die Hornhaut fehle,

Wann einst ihn trifft mit giftgetränkten Pfeilen,

— Wie schwer, wie schmerzreich diese Wunden heilen!

Der Undank seiner Deutschen in die öeele!

Doch nicht um Dank und Cohn hat er gestritten:  
Aus Dienstpflicht für den Aönig, seinen Herrn,  
And auch aus Liebe zu dem Volk, wie gern

Lr stolz sich oft mag dessen Lob verbitten.

Wann er entrückt ist der parteiung Treiben,

Wird das Gewölk, das ihn umwogt hat, fallen  
Und, leuchtend, in der Weltgeschichte hallen,

Dicht bei Armin, wird stehn sein Lrzbild bleiben! —

Lockenfülle das blonde Haar,  
^Allzeit im Sattel und neunzehn Jahr,  
Im Fluge weltein und nie zurück —  
Wer ist der Reiter nach dem Glück?  
Iung-Bismarck.

was ist das Glück? Ist's Gold, ist's Ehr',  
Ist's Ruhm, ist's Liebe? Das Glück ist mehr,  
Noch liegt es im Dämmer, erkennbar kaum,  
Aber er sieht es in seinem Traum,  
Iung-Bismarck.

Er sieht es im Traume. Was ist, das er sah?  
Am Brunnen sitzt Germania,  
Zween Eimer wechseln, der eine fällt,  
Der andre steigt; wer ist, der ihn hält?  
Jung Bismarck.

Und neue Bilder: ein Schloß, ein Saal,  
N?as nicht blitzt von Golde, das blitzt von Stahl,  
Einer dem Barbarossa gleicht —  
Wer ist es, der die Aron' ihm reicht?  
Iung'Bismarck.

was ist das Glück? Ist's Gold, ist's Ehr',  
Ist's Ruhm, ist's Liebe? Das Glück ist mehr:  
„Leben und sterben dem Vaterland" —  
Gott segne fürder Deine Hand,  
Iung-Bismarck.

al sprung dar in de Ainnerbüx  
 Ln ^)ung herum, vun Leden fix,  
 ^Nitto en lütten Daugenix —  
 Sin Vader nöm ein Otto.  
 De ström herum in Wold un Feld,  
 !Nit lehrn weer't seitlich man bestellt;  
 Schull de wat warm mal in de Welt —  
 Hölp dar de lewe Gott to!

Denn Busch un Brök dat weer sin Bok,  
 Opt Jagen war he tidig klok,  
 Nn swimm' un rieden lehr he ok  
 As inan en Sulubengel.  
 He kenn de Vageln an den Slag,  
 keep geern herum den langen Dag,  
 Un flog ok dann un wann mal fach  
 En beten ut den Swengel.

So wuß he op, war grot un stark,  
 Ln jungen Lekbom in de !Nark. —  
 Schafft mal für den en Riesenwark,  
 öin Araft daran to öben!  
 De's al to grot för Vaders Got,  
 För den is kum de Welt to grot,  
 wo is de Platz, um Rraft un Moth,  
 Vun dissen !Nann to proben?

Beer drunken, smökt nn utstudeert,  
 <Ln flotten Burschen, unversehrt,  
 Hoffräuleins oft en Gresen.  
 De Ogen «wer jüminer klar,  
 <Ln hart für Jeden apenbar,  
 Un Ahnung sä ein jümmerdar:  
 he harr en War? to lösen.

Dat keem. — So kumt bat Weltgericht!  
 Vergeltung kumt! de Weltgeschichte!

N)ie brukt en Mann, as Thor so stark,

Aumm nu! Du Lekbom ut de Mark,  
 Du Mann vun Stahl un Isen! ,

he keem. Mit Fedder un mit Swerdt,  
 Mit Rlokheit un mit Moth bewehrt —  
 N)ie hebbt wul mal ut Märken hört  
 Vun Helden, Hünen glik.  
 De drev de Fulen ut ehr Nest,  
 Den Arffiend drev he rut int Ujest,  
 Un bröch för uns toletzt dat Best:  
 Uns' Drom: dat dütsche Rick.

Nu fürcht de Welt em wiet un siet,  
 Nu ehrt dat Vaterland em hüt.  
 Doch denkt he geern wul an de Tied,  
 As Otto swärm int holt,  
 Un denkt: de Weg weer wunnerbar!  
 Wi ok! Un hofft: noch mennig Jahr  
 Steit unse Aanzler rüstig dar,  
 As Dütschlands Schutz un Stolt.

Kiel. Wsu9 Groch.

Schreikon, — inöl toi ich muffen zu Nichte. — ollieds m allen Zeilen

Vel falsche Götzen möt tonicht,  
 As oltieds nml de Riesen.

Ln Ritter gegen't Lögenwark;

IV.

ewulidert viel  
Und viel gescholten — "  
So hat's am hohen Ziel  
Von je gegolten;  
N?as Freundesstimme  
Auch rühmend schuf,  
Der beste Mannesruf  
Scholl stets von: Feindesgrimme.

Zwar wie Sein Bild  
Wir hier gewahren,  
Den Scheitel dicht umhüllt  
Von blonden haaren —  
<Lin Antlitz milde  
And jugendweich,  
Traumhaften Zug's fast gleich  
Novalis jungem Bilde —

Giebt Fremdes kund  
Sein sanft Gebahren  
Uns, die aus Zeugenmund  
Gar oft erfahren:  
In frühen Tagen  
Schuf manchem schon  
Der kecke Musensohn  
Rein sanftes Wohlbehagen.

AAat lustigein Schweifen,  
Und hinterdrein wie Blitz  
Der Klinge pfeifen!  
Gleich that's ihni Reiner  
An raschein Blut,  
Wie einst an hurtigen: A?uth  
Albrecht dein N)allensteiner.  
So wird man auch

In späten Tagen

Von Seinem Iugendbrauch  
Noch singend sagen,  
So wird einst allen

Sein junger Tritt

Vor Seinen, IVeltenschritt  
»Besonders noch gefallen".  
Dies Bildniß schwand;

Auf Iovis Sitze

Ergriff des Cannes Hand  
Die Schicksalsblitz:  
So, viel bewundert,

Gescholten viel,

Hob er zum hohen Ziel  
Sein Volk und sein Jahrhundert.

Ans alle trägt,

Hält Seine Stärke —  
Ans alle heut' bewegt  
Bei Seinem Werke  
Nur Lins: zu sagen:  
A7ög' Lr noch weit,  
A?Sg' Er durch lange Zeit  
Noch Deutschlands Zukunft tragen.  
Freiburg i. B.

Wilhelm Jensen.

5 tönt aus alten Büchern N?ic aus versuuk'nem Schacht Von Helden und von Thaten Die alte Sagen-Pracht

Von niächt'gen Aönigskronen, Die Ariegesgluth zerschmolz, von Völker-Auferstehen,

Von neuer Aronen Stolz

Die Thaten sind geblieben,

Die einst der Held vollbracht,

Sein Name blieb bewahret,

Sein Antlitz deckt die Nacht.

Alan sucht's und sucht's vergebens, Aein Bild hat ihn bewahrt,

lind Niemand sagt: „So war er von Angesicht und Art.“

So wird dereinst man fragen

Nach ihm, durch dessen Hand

Das Kaiserreich der Deutschen  
In Herrlichkeit erstand.

Und nimmer wird's vergeh'n,

<Ls werden Aindes-Ainder  
Davor in Andacht steh'n

Und flüsternd winkt der Eine  
Den Andern dann heran:

„Sieh her, dies hier war Bismarck,  
Deutschlands gewalt'ger Mann.“

Doch ihnen wird erscheinen

Ein GreiseN'Angesicht, Durchfurcht von Welten-Sorgen,

Gebeugt von Volkes-Pflicht.

Und doch war Anospe einstmals  
Auch dieser mächt'ge Baum,

Und auch in diesem Antlitz

Wuchs einstmals erster Flaum.

<Ls hat auf diesen Scheitel,  
Der Welt-Gedanken hegt,

Die Ulutterhand sich einstmals,  
Die segnende, gelegt.

Den Helden kennt Ihr Alle,

Den heut der Erdkreis nennt,

Aommt her, daß Ihr den ZNenschen  
Den ganzen, ganz erkennt.

Kommt her und seht im Bilde  
lung-Bismarcks Angesicht,

Das schweigend und verheißend  
Von künft'gen Dingen spricht.

An seiner Wiege kniete

Das Brandenburger Land

Und legt' ihn bang und bebend  
In Deutschlands ^Nutterhand:



„Vir Hab ich ihn geboren,

Dein soll er künftig sein, Ls wird für den Gewalt'gen

Die Heimat einst zu klein."

Und Deutschland hob an's Herz ihn:

„Du auf dem ew'gen Thron,

Gott, blick' herab und segne

Alir den geliebten Sohn!

Ich les' auf seiner Stime

Heißt „kandes-AIehrer" eines,

Das andre „Landes-Hort".

Ich seh' in seinen Augen

AZein Volk hat lang geschmachtet,

Gieb, daß er's sätt'gc ganz.

Daß er es mündig mache

Im Völker-Rath der Welt. Sein Führer und Berather,

Sein Herold und sein Held."

Wohlan, Ihr Deutschen, alle,

Aommt, Weib und Aind und A7ann, Seht hier das Bild des Baumes,

Als er zu blüh'n begann.

Es hat die Welt, die ganze,

Zu brechen ihn versucht, Der Baum hat standgehalten,

And kam zu seiner Frucht;

Die Lrde hat gezittert,

Vom Himmel brach der Sturm, Breitästig, festgeankert,

So stand er wie der Thurm,

Ein Wort und noch ein N)ort:

Zukünft'ger Welten Glanz —

Weit über deutsche Tande

Die Rrone ausgespannt,  
Daß Schutz in seinem horste  
Der deutsche Adler fand.

So stand er und so steht er,  
<Lr, den uns Gott geschenkt,

In seines Volkes herzen

Die Wurzeln tief gesenkt,

Nmrauscht von seiner Thaten  
Nie welkendem Gewand —

<Lr, Brandenburgs Vermächtniß  
An's heil'ge deutsche Cand.

Werlin. ^rust von ZVildenbruch.

er hat das Reich uns aufgebaut,  
Daß hoch die Zinnen ragen?  
Germania, du Aaiserbraut,  
N)er ließ dich Arone tragen?  
Durch's deutsche Tand frohlockend schallt's,  
Es lauscht die Welt und wiederhallt's:  
Das hat mit Macht  
Der Eine vollbracht,  
Von dem wir singen und sagen.

Wir haben manch Jahrhundert lang  
Der Fremden Hohn erlitten,  
Das Bruderband im frevlen Drang  
Der Eigensucht zerschnitten,  
Da ward der kühne Held gesandt,  
Von Tcham und Gram und Aorn entbrannt,  
Der wußte gut  
Mit Eisen und Blut  
Den lockern Bund zu kitten.

Uns an den Tag der Thaten.  
Die greisen Häupter wurden jung  
Und reif die grünen Saaten.  
Die Letzten einst im Weltoerein —  
Nun sollen wir die Ersten sein.  
Mit Lins wie stumm  
Die Feinde ringsum!  
Die Welt wie wohlberathen!

Doch als vollbracht dein stolzes Thun,  
Du Schiedsherr der Nationen,  
Du wolltest nicht auf korbeern ruhn,  
Mit besserm Lohn dir lohnen.  
Die Noth des Volks, du Mann von Erz,  
Tief schnitt sie dir in's weiche Herz:

Froh soll fortan

Der niedere Mann  
Am warmen Herde wohnen.

So daure glorreich fort und fort

Der Bau, den Er gegründet,

Des Rechtes Schirm, des Friedens Hort,

Dem freien Geist verbündet.

Ihr Brüder, schwört's mit Mund und Hand,  
Wie Er zu stehn zun, Vaterland!

Er leucht' uns vor

Zum Gipfel empor,  
Ein Stern, der nie entschwindet!

München.

Raul Heuse.

Zum 70. Geburtstag und 50. Dienstjubiläum unseres Reichskanzlers.

von

5

Am 1. April d. I. feiert die deutsche Nation ein doppeltediges Jubiläum U A ihres großen Reichskanzlers, des Fürsten Bismarcks den 70sten Jahrestag seiner Geburt und die 50te, Wiederkehr des Tages seines Eintritts in den Dienst des Staates, den groß zu machen und als dessen leitender Staatsmann selbst zu ungekannter Größe emporzusteigen er berufen war.

Nicht allzu Vielen ist es vergönnt, die verhängnissvolle Altersstufe der Zehnmal-Siebenzahl zu erreichen, und von diesen wieder erreichen sie nur Wenige in jenem Vollbesitz körperlicher und geistiger Kraft, wie unser „eiserner Kanzler"! Wie selten sind ferner die „goldenen Jubiläen" im öffentlichen Dienste!

Aber was wollen alle diese Zeitmaße besagen im Vergleich zu dem Ungeheuern Inhalte des Wirkens und dem Ungeheuern Umfange der Erfolge, die in diese 70 Lebensjahre und diese 50 Dienstjahre eines einzigen Mannes sich zusammendrängen! Und zwar zusammendrängen auf eine verhältnißmäßig kleine Spanne dieser Zeit. Denn im Laufe von weniger als einem halben Jahrzehnt hat Bismarck Deutschland im Innern geeinigt und nach außen zur ersten Großmacht Europas erhoben, und im Laufe der seitdem verflossenen anderthalb Jahrzehnte hat er es, lediglich durch seine ebenso kraftvolle als besonnene, vor Allem aufrichtig friedliebende Politik, ohne Anwendung der Waffen, dahin gebracht, daß alle anderen Mächte, große wie kleine, nicht bloß mit höchster Achtung, sondern auch mit sicherem Vertrauen auf Deutschland blicken und ihm freiwillig die Rolle eines Schiedsrichters und Friedensstifters in Europa zuerkennen.

Nord und Süd, XXXIII., S7, 2

So groß ist der Einfluß dieses einen Mannes auf seine Zeit, daß von dem Augenblicke an, wo er entschieden eingreift in die Geschicke Deutschlands und Europas, die Geschichte beider einen ganz neuen Zug und Schwung, einen tieferen Gehalt und eine höhere Bedeutung erhält. Wir erkennen dies recht deutlich, wenn wir den Verlauf unserer deutschen Dinge von der Geburt Bismarcks an bis dahin, wo an die Spitze der preußischen Regierung tritt, also nahezu ein halbes Jahrhundert hindurch, verfolgen. Wie wenig befriedigend im Innern, wie noch viel weniger nach außen war dieser Verlauf! Deutschland in sich sechsunddreißigfach gespalten, ohne ein festes einheitliches Band, die eifrigsten Bestrebungen der Patrioten nach einer festeren Gestaltung des Vaterlandes entweder mitleidig belächelt als „fromme Wünsche" oder verpönt und verfolgt als strafwürdige Verbrechen; selbst der scheinbar so starke und so einmüthige Anlauf nach diesem Ziele in dem großen Bewegungsjahre 1848 bald wieder umgeschlagen in sein Gegentheil, in nur größere Mißachtung, ja Mißhandlung aller edelsten Gefühle der Nation; nach außen Deutschland, trotz seiner 40 Millionen Einwohner, als Macht wie nicht vorhanden, ohne eine eigne Stimme im Rathe Europas, das deutsche Volk, mit all' seinen reichen geistigen Schätzen und feiner hohen Stellung in Wissenschaft, Kunst und Literatur, doch nur ein Paria unter den Nationen, der einzelne Deutsche im Ausland, zumal in den fernen Welttheilen, Kränkungen, Verletzungen, Vergewaltigungen schutzlos preisgegeben.

Wie so ganz anders gestaltet sich das Bild unserer deutschen Geschichte in diesen letzten zwanzig Jahren unter der Wucht der diplomatischen Meisterschaft. Bismarcks! Derselbe begann sein Werk 1864 damit, daß er das Schmerzenskind Deutschlands, Schleswig-Holstein, dieses schöne Land mit seiner echt deutsch gesinnten, ebenso betriebsamen als kriegs- und seetüchtigen Bevölkerung, der drohenden Gefahr einer Abtrennung von Deutschland für immer, welcher die Schwäche Preußens und der Neid der anderen Großmächte es durch das Londoner Protokoll von 1852 überliefert hatten, glücklich entriß und für immer unauflöslich an Deutschland kettete.

Zwei Jahre darauf, 1866, setzte Bismarck, einlenkend auf die Wege des Jahres 1848 und Fühlung nehmend mit den nationalen Bestrebungen, gegen den vielseitigsten und stärksten Widerstand, selbst in seiner nächsten Umgebung, es durch, daß Preußen endgiltig mit den bestehenden bundestäglichen Verhältnissen brach und sich zum entschiedenen Vorkämpfer derselben Ideen machte, deren Verwirklichung 1849 gerade an der Unentschlossenheit und dem Wankelmuth der damaligen preußischen Staatslenker gescheitert war. Seiner diplomatischen Kunst gelang es, Frankreichs Schwert in der Scheide zu halten und so den preußischen Waffen freie Bahn gegen die zahlreichen Feinde in Deutschland zu schaffen. Durch das strategische Genie seines ihm ebenbürtigen militärischen Mitarbeiters an dem Werke der deutschen Einigung, des großen Schlachtendenkers Moltke, und durch die staunenswerthe Tapferkeit





schlagend ausführte, es mußte im In- und Auslande einen günstigeren Eindruck machen, wenn die Krone selbst, ohne jedes Drängen von außen, das für Volk und Land Nothwendige freiwillig gab. Nur aber waren die allgemeinen Zeitumstände eben damals von der Art, daß eine rasche Ausführung dessen, was doch kommen mußte, geboten, jede Zögerung gefährlich schien. Die rings an den Grenzen Deutschlands bereits hochfluthende Bewegung legte die Besorgnis; nahe, daß plötzlich auch Deutschland in diese Bewegung hineingerissen werden möchte, bevor der König, schwankend und zögernd, wie er seiner Natur nach war, zur rechten Zeit das Rechte gethan haben würde. Diese Besorgniß ging leider nur zu bald in Erfüllung. Am 18. März 1848 gewährte man dann einer unregelmäßigen Bewegung aus dem Volke heraus, was man den wohlgemeinten Bitten der gesetzlichen Vertreter eben dieses Volkes versagt hatte.

Gegenüber dieser 1848er-Bewegung und den ihr gemachten Zugeständnissen blieb Bismarck — mit achtungswerther Festigkeit — seinem früheren Standpunkte getreu. In der Adreßdebatte des zweiten Vereinigten Landtages (der das Wahlgesetz für die Versammlung zur Vereinbarung einer neuen Verfassung mit der Krone berathen sollte) erklärte er: zwar acceptire er das Geschehene, aber „nicht freiwillig, sondern durch den Drang der Umstände getrieben;" und „er bedaure, die Vergangenheit nicht wieder erwecken zu können, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen".

Mit derselben unerschütterlichen Festigkeit widersprach Bismarck sowohl in der preußischen Zweiten Kammer von 1849 als im Erfurter Parlament von 1850 der Herstellung eines Deutschen Bundesstaates auf parlamentarischer Grundlage und mit Ausschluß Oesterreichs. Weder mit der vom Frankfurter Parlament beschlossenen Reichsverfassung, noch mit der von der preußischen Negierung ausgegangenen sogenannten Unionsverfassung konnte er von seinem specifisch preußischen (oder, wie er selbst es ironisch nannte, „stockpreußischen") Standpunkte sich befreunden. Ja, er ging so weit, die Preisgebung Kurhessens, Schleswig-Holsteins und der Union in der bekannten Olmützer Uebereinkunft nicht bloß in Schutz zu nehmen, sondern als einen

Nord und Süd, XXXIII. S. 7, 3

Act weiser Politik zu rühmen. So weit entfernt war damals Bismarck noch von Dem, was er später mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft betrieb, so festgewurzelt in Ansichten, zu deren directem Gegentheile er sich später bekannte! Er selbst hat niemals geleugnet, daß zwischen seinen früheren und seinen späteren politischen Anschauungen ein tiefer Gegensatz bestehe; er hat sich dessen gerühmt, und mit gutem Recht, daß er niemals ein starrer „Doctrinar", sondern stets „entwicklungsfähig", neuen Erfahrungen und dadurch zu gewinnenden besseren Ueberzeugungen zugänglich gewesen sei. Er ist — und darin beruht wesentlich seine Größe als Staatsmann — ein «Realpolitiker" vom Scheitel bis zur Zehe; er ist ferner vor allen Dingen Patriot; als solcher fragt er immer in erster Linie- „Was frommt dem Vaterlande, der Nation?" und richtet danach sein Verfahren ein, unbekümmert darum, ob man ihm vorwerfen könne, seine Ansichten gewechselt zu haben. Sein Ziel ist unverrückbar immer dasselbe- „das Wohl des Volkes und die Größe des Reichs," was aber die Wege zu diesem Ziele betrifft, so wählt er jedesmal den, der ihm im Augenblicke der richtigste und sicherste scheint.

Er selbst hat wiederholt diese seine Denk- und Handlungsweise mit scharfen Worten gekennzeichnet. So sagte er 1871 zu den französischen Unterhändlern, als diese aus Furcht, inconsequent zu erscheinen, ihr Vaterland noch längeren Kriegesnöthen, ohne die mindeste Hoffnung, damit etwas für dasselbe zu erreichen, preisgeben wollten:

„Consequent sein in der Politik wird häufig zum Fehler, zu Eigensinn und Selbstwilligkeit. Man muß sich nach den Thatsachen, nach der Lage der Dinge, nach den Möglichkeiten ummodeln, mit den Verhältnissen rechnen, seinem Vaterlande nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen, die oft Vorurtheile sind. Als ich zuerst in die Politik eingetreten, als grüner junger Mensch, habe ich sehr andere Ansichten und Ziele gehabt, als jetzt, ich habe mich aber geändert, mir es überlegt und dann mich nicht gescheut, meine Wünsche theilweise oder auch ganz den Bedürfnissen des Tages zu opfern, um zu nützen. Man muß dem Vaterlande nicht seine Neigungen und Wünsche aufdrängen; man muß dem Vaterlande dienen, nicht es beherrschen wollen; auch für das genialste Individuum giebt es ein Höheres, dem es sich unterzuordnen hat, das ist der Gedanke der Pflicht und der Verantwortlichkeit vor Gott und seinem Gewissen."

Und im Reichstag von 1881 (am 24. Februar) äußerte er: „Ich gehöre nicht zu denen, die je im Leben geglaubt haben, sie könnten nichts mehr lernen, und wenn mir Einer sagt: ‚vor 20 Jahren waren Sie gleicher Meinung mit mir, heut habe ich dieselbe Meinung und Sie haben eine entgegengesetzte/ so antworte ich ihm: ‚Ja, so klug, wie Sie heut sind, war ich vor 20 Jahren auch; heut bin ich klüger, ich habe in den zwanzig Jahren gelernt,“ „Für mich," fuhr er fort, „hat immer nur ein einziger Polarstern, nach dem ich steine, bestanden, salus public« (das allgemeine Wohl). Doctrinar bin ich in meinem Leben nicht gewesen; alle Systeme,

durch welche sich die Parteien getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie; in erster Linie kommt die Nation, ihre Stellung nach außen, ihre Selbstständigkeit, ihre Organisation in der Weise, daß wir als große Nation in der Welt frei athmen können. In den Parteifragen kann ich zum Nutzen des Landes dem Einen oder dem Andern näher treten — die Doctrin gebe ich außerordentlich wohlfeil."

Als Bismarck zuerst in's öffentliche Leben eingriff, 1847—1850, hielt er es für seine Pflicht, gegen das nach seiner Ansicht schädliche Umsichgreifen liberaler Ideen anzukämpfen, zumal in der höchst bedrohlichen Gestalt, wie in Berlin 1848 das ultrademokratische Element sich geltend machte. Und weil die nationalen Bestrebungen der Jahre 1848 und 1849 mit solchen liberalen Ideen verquickt waren, wurde er auch gegen diese eingenommen, abgesehen davon, daß er, als ein getreuer Anhänger des Bestehenden, auch das Verhältniß Preußens zu Oesterreich und den maßgebenden Einfluß des letzteren in Deutschland wie etwas Selbstverständliches und nicht Anzutastendes betrachtete.

Bekanntlich ward Frankfurt a. M., der Sitz des weiland Bundestages, das Damaskus, wo aus dem Saulus Bismarck ein Paulus ward, und österreichische Diplomaten waren es, die aus ihm, einem warmen Freunde Oesterreichs, zwar nicht einen Gegner dieses Staates selbst, wohl aber einen Gegner der falschen Stellung Oesterreichs in und zu Deutschland machten. Von da an wächst und wächst die Gestalt Bismarcks fort und fort. Wie der Riese Antäus immer neue Kraft schöpfte aus der Berührung mit seiner Mutter, der Erde, so Bismarck als Staatsmann durch die Befreundung mit der nationalen Idee.

Schon sehr bald sehen wir ihn im Bundestage der Sache Schleswig-Holsteins und Kurhessens ein Interesse zuwenden, welches sehr erfreulich absticht von den harten Worten, die er 1850 in der preußischen Zweiten Kammer über die Verfassungspartei in Hessen und über den Kampf der Schleswig-Holsteiner für ihr gutes Recht ausgesprochen. 1858 drückt er in einem Briefe an einen Ungenannten die Ueberzeugung aus, daß, um den Zollverein lebensfähig zu machen, man ihm parlamentarische Formen geben, ein „Zollparlament" errichten müsse. 1859 erblickt er schon in dem Bunde (wo Preußen fortwährend von Oesterreich und seinem Anhangemajorisirt werde) eine auf die Länge unerträgliche Fessel, die Preußen bei der ersten günstigen Gelegenheit sprengen, „ein Gebrechen Preußens, das es früher oder später tsrr« st i^ni werde heilen müssen". 1860 vollends ist er zu einem so entschiedenen Anhänger der nationalen Idee geworden, daß ihm selbst das sog. Legitimitätsprincip weit zurücktritt gegen des unveräußerliche Recht der Nation auf Einheit und Größe. „Wir kommen dahin," schreibt er an einen konservativen Parteigenossen, indem er sich theilweise mißbilligend über das von der konservativen Partei ausgegebene Programm ausspricht, „den ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränitäts



schwindet der deutschen Fürsten, welche unser Bundesverhältniß als Piedestal benutzen, von dem herab sie europäische Macht spielen, zum Schooßkind der konservativen Parteipresse zu machen." Und ebenda sagt er: „Ich sehe nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung, sei es im Bunde, sei es in einem Zoll- und Unionsparlament, so zimperlich zurückschrecken.“

Da haben wir schon ganz den großen nationalen Staatsmann, der, alle Rücksichten bei Seite werfend, gerade auf das von ihm als nothwendig erkannte Ziel losgeht, zugleich den selbstlosen Patrioten, der auf dem Altar des Vaterlandes langgehegte Ansichten und angestammte Vorurtheile opfert.

Wohl kamen dann noch für Bismarck schwere, bittere Zeiten, Zeiten der unlöslichen Mißverständnisse, der Verkennung seiner großen Pläne und der Verketzerung seiner Absichten von der einen, ihrer Anfeindung ebenso von einer ganz entgegengesetzten Seite, Zeiten, wo er fast allein stand mit seiner Politik und wo das ganze Gewicht einer ungeheueren Verantwortlichkeit für einen deutschen Bruderkrieg, dessen Ausgang unberechenbar war, auf ihm lastete, Zeiten, wo er mit Recht von sich sagen konnte, daß er der „bestverleumdete Mann“ in Deutschland sei. Aber nie verließ ihn sein Muth, sein Vertrauen zu sich selbst und zu der Sache, die er vertrat. Und in diesem Vertrauen sprach er jenes prophetische, damals von Vielen mit lautem Hohn aufgenommene Wort: „Es wird noch eine Zeit kommen, wo ich der populärste Mann in Deutschland bin.“

Diese Zeit ist schon längst gekommen: der Name Bismarcks ist ein so populärer, wie es in Deutschland wenige noch gegeben hat. Daß dem so ist, das werden sicherlich zahllose Kundgebungen zur Feier seines 70jährigen Geburtstages, das wird der Ausfall der durch ganz Deutschland in Angriff genommenen Sammlungen für eine „Bismarck-Spende“ unwiderleglich bezeugen.

Möchte es aber bei solchen Kundgebungen nicht bewenden! Möchte doch von diesem Tage an die deutsche Nation einig und ungetheilt, in allen ihren Schichten, hinter ihrem Reichskanzler stehen und durch das Gewicht ihrer Einmüthigkeit die großen Pläne, die er zu ihrem Besten betreibt, unterstützen! Möchten von ihm Alle lernen, das Interesse des Ganzen über das Interesse der Partei zu stellen und selbst liebgewordene Ansichten opfern wo es jenes Interesse gilt! Dann nur wird Deutschland seines großen Staatsmannes Werth sein.





Jugend schon selbstständig? War sie vielleicht Gesellschafterin? Gouvernante? Auch davon konnte keine Rede sein. Ter Prinz hatte geübte Augen für Damentoiletten. Mit dieser kostbaren Einfachheit, mit dieser geradezu raffinierten Unauffälligkeit konnte sich nur eine Weltkönigin kleiden, die seit Jahren in den Ateliers der großen Pariser und Londoner Schneider Bescheid weiß und über alle Keckheiten und Willkürlichkeiten der Moden wieder zum Schlichtesten und Anspruchslosesten zurückgekehrt ist. Und er brauchte nur daran zu denken, mit welcher vornehmen Selbstverständlichkeit sie gestern im Theater den Fächer, der ihr entfallen war, aus der Hand ihrer Begleiterin entgegengenommen hatte. Noch einer Künstlerin sah sie erst recht nicht aus. Was mochte es mit dieser Helene Jung nur für eine Bewandtniß haben?

Reinhard hatte die Warnung, seiner Phantasie die Zügel nicht schießen zu lassen, schlecht beherzigt. Nun war er wirklich auf dem besten Wege, Helene mit dem Reize des Eigentümlichen und Geheimnißvollen zu umgeben. Und sie hatte ihm doch gleich gesagt, daß dazu keine Veranlassung sei, und ihr Name hatte ihre Worte bestätigt. Aber es beschäftigte ihn in angenehmer Weise, während er langsam die Linden entlang ging, und seine Stimmung spiegelte sich in seinen Zügen so deutlich wieder, daß er plötzlich von einem befreundeten Rittmeister bei den Garde du Corps mit den Worten angesprochen wurde!

„Nun, mein Prinz, so aufgeräumt?“

„Ah, lieber Maltzin! Wie steht's? Ja, ich bin Gottlob recht vergnügt. Ich plane etwas . . . etwas Angenehmes, wie ich hoffe. Und Sie wissen ja, ein Werdender wird immer dankbar sein. Und was treiben Sie denn?“

«Ich? Ich warte auf einen Krieg.»

„Das ist aber nicht sehr aufregend. Und inzwischen?“

„Inzwischen reite ich, gehe ich, jage, versehe meinen Dienst, mache alles mit, was man mitmachen muß, spiele Bözigue zu niedrigen Points und nehme bei dem Hundeleben so bedenklich zu, daß ich nächstens Schweningen gebrauchen muß. Hundert fünfundneunzig Pfund, mein Prinz! Es ist eine Schande! Mit dem Stee^Is-oKas« ist's aus! So hat jeder Mensch seine Sorgen. Außerdem liebe ich unglücklich.“

„Ich werde mich hüten zu fragen: wen?“

„Wenn ich's wüßte, würde ich kein Geheimniß daraus machen.“

„Also eine Unbekannte?“

„Natürlich. Der reine ‚schwarze Domino‘. Ich habe sie im Theater gesehen.“

Der Prinz wurde ein wenig ernster.

„Ah!“ sagte er, „Also ein wirkliches Abenteuer?“

„Noch nicht. Aber ein sehr nettes Mädchen.“

„Blond oder schwarz?“

„Keins von beiden! Fuchsroth!“

Der Prinz wurde durch diesen Bescheid von einer gewissen leisen Unbehaglichkeit, die ihn wider Willen beschlichen hatte, befreit.

„Erzählen Sie doch weiter!“ sagte er gemüthlich.

„Es ist nicht viel weiter zu erzählen. Ich habe sie am Ausgange erwartet, ich bin erröthend ihren Spuren gefolgt und wollte sie fragen, ob ihr das Stück gefallen habe, als sie in einen Omnibus einstieg — in einen ganz ordinären Omnibus, nicht einmal Pferdebahn! Ich war in Uniform und mußte ganz einfältig zusehen, wie der Omnibus mit dem hübschen Mädchen weiterfuhr. Ratzdorff wollte wissen, sie sei Blumenmädchen bei Schmidt. Seit vorgestern habe ich mich in dem Laden in Permanenz erklärt, zu allen Tageszeiten bin ich da gewesen — die Sache hat mich ein Vermögen gekostet — acht Bouquets habe ich erstanden — allerdings in bescheidenen Verhältnissen, eigentlich mehr sinnige Sträuße — aber es ist egal, es summirt sich . . . ich bin auf einmal in den Ruf eines fabelhaft galanten Courmachers gerathen . . . Die ganze Garnitur der Blumenmädchen habe ich an mir vorüberziehen lassen — von der Rothhaarigen keine Spur.“

„Ich helfe Ihnen gelegentlich suchen . . . Sagen Sie, Maltzin,“ fuhr der Prinz in anderem Tone fort. „Sie kennen ja alle Welt! Haben wir jetzt einen Zettwitz in Berlin?“

„Jawohl! Ernst Zettwitz bei den zweiten Dragonern! Mein Todfeind! Hans ist vor Kurzem zu den Wandsbecker Husaren gekommen.“

„Mich interessirt für den Augenblick nur der hiesige: Ernst, nicht wahr?“

„Mein Todfeind. Er hat mich gestern wieder im Bözigue erschlagen — von zwölf Parteen habe ich richtig drei kleine gewonnen, und er hat mich fünfmal Rubicon gemacht, einmal mit der Kleinigkeit von 83 Points; er hatte natürlich wieder einmal die 4500. Ich kann Sie nur dringend warnen, mit Zettwitz zu spielen.“

„Also trifft man ihn im Club?“

„Natürlich. Da liegt er auf dem Anstand, bis ich komme ...“

„Werde ich ihn heut da treffen?“

„Ganz sicher. Er will mir Revanche geben. Nun bitte ich Sie, mein Prinz, sehen Sie sich einmal mit an, was Zettwitz unter Revanchegeben versteht? Er geht mit mir um wie mit einem Kadetten.“

„Ich komme also. So etwa um neun, denke ich?“

„Wir essen heute im Club um sechs und bleiben . . . jedenfalls länger!“

„Also auf Wiedersehen, heut Abend!“

„Auf Wiedersehen!“

Reinhard und Baron Ulrich von Maltzin drückten sich die Hände. Der Prinz ging nach Hause, um noch einige Briefe zu schreiben und sich für das Diner in Uniform zu werfen, während Maltzin, schon unter dem Zwange der Gewohnheit, in den Schmidt'schen Blumenladen trat.

Reinhard war beim Briefschreiben sehr zerstreut. Die Begegnung mit Helene Jung wollte ihm nicht aus dem Kopf.

Das officielle Diner war ziemlich langweilig gewesen, und Reinhard war seelenfroh, als er gegen neun Uhr sich verabschiedete und nach dem Club fahren durfte. Gleich im ersten Zimmer fand er Maltzin mit hochrothem Kopfe in heftigem Kampfe gegen den jungen Ernst von Zettwitz. Neben den beiden Spielern am BSziguetische saßen noch drei andere Mitglieder des Clubs, die sich mit mäßigen Wetten an dem Spiele beteiligten. Die Beiden, die auf Maltzin gewettet hatten, behaupteten, daß er unverantwortliche Fehler mache, während Maltzin die tadellose Feinheit seines Spiels mit Eifer vertheidigte und beständig wiederholte: es gäbe keinen Zweiten, der vom Pech so verfolgt werde wie er! Mit dem vollen Fly in der Hand, einer Anstrimo und drei Carreaububen dadurch Rubicon werden, daß er nicht zum Ansagen kommt, und der Gegner sich mit den Damen und Königen herausarbeitet — das sei in den Annalen des Spiels ein unerhörter Fall. Er wiederholte den Satz in allen möglichen Fassungen und mischte mit komischer Wuth die Karten, während der blonde Zettwitz ruhig an den Klappen addirte- „Elf und sieben, achtzehn. Partie von siebenundzwanzig.“ In dem Augenblicke begrüßte Reinhard die Herren. Zettwitz, ein hagerer, langer, junger Lieutenant mit flachblondem, schlichtem, an den Schädel fest angekämmtem Haar, einem dünnen, fast weißen Schnurrbart, schmaler langer Nase und lebhaften hellblauen Augen, der beinahe zehn Jahre jünger war als der Prinz, erhob sich, schlug die Hacken zusammen und neigte den Kopf mit militärisch ehrerbietiger Subordination.

„Herr von Zettwitz?“ redete ihn der Prinz an. „Wir haben uns ja lange nicht gesehen. Es muß drei oder vier Jahr her sein. Sie waren eben Lieutenant geworden . . .“

„Zu Befehl, Durchlaucht. Es ist mir eine Ehre, daß Sie sich dessen noch erinnern.“

„Und ich freue mich, Sie zu sehen. Ich möchte von Ihnen eine Auskunft erbitten . . . nachher, wenn Sie mit dem Spielen fertig sind.“

„Ich stehe sofort zur Verfügung, Durchlaucht, Ratzdorff, der an meiner Partie theilnimmt, springt für mich ein.“

„Das ist eine Idee!“ rief Maltzin, der noch immer mischte. „Dieser Zettwitz hat wieder eine Veine! Habe ich's Ihnen nicht vorher gesagt, mein Prinz?“

„Wenn ich die Partie wirklich nicht störe . . .“

„Thun Sie mir die Liebe und nehmen Sie Zettwitz mit! ... Ich habe den König. Heben Sie ab, Ratzdorffs!“

Der Prinz und Ernst von Zettwitz traten in ein leeres Nebenzimmer und nahmen auf niedrigen Sesseln Platz.

„Sind Sie mit der Frau Majori« von Zettwitz in der Ahornstraße verwandt?“

„Es ist meine leibliche Tante.“















Blicke zu beobachten; und ein Zeuge wollte ihn sogar an diesem „besonderen Kennzeichen“ wieder erkannt haben.

Ehe er von den Henkersknechten ergriffen wurde, richtete sich Reinsdorf noch einmal hoch auf und schrie:

„Nieder mit der Barbarei! Es lebe die Anarchie!“

Einige behaupteten, er habe noch mehr sprechen wollen. In diesem Falle ist ihm durch den Zugriff der Scharfrichterhilfen das Wort abgeschnitten worden.

Der zweite Delinquent, Kuchler, erschien in Beistand des Geistlichen, welchen Reinsdorf abgelehnt hatte. Kuchler war in einem vollkommen apathischen Zustand. Sein Gang war schwankend, seine Haltung gebrochen, sein Blick umflort. Man konnte ihn kaum wiedererkennen. Die Angst hatte dem Richtbeil vorgegriffen und ihn schon vor der Enthauptung halbwegs getötet. Die Scharfrichterhilfen hantierten mit ihm fast wie mit einem leblosen Wesen. <sup>7</sup>rout o»6aver.

Unmittelbar nach der Hinrichtung wurde eine Bekanntmachung des ersten Staatsanwaltes, Herr von Moers, welche nach Vorschrift des § 549 der alten preußischen Criminalordnung die Vollstreckung des Urtheils vom 22. December 1884 an

1. Friedrich August Reinsdorf, Schriftsetzer, geboren am 31. Januar 1849 zu Pegau im Königreich Sachsen, con? fessionslvs, und

2. Emil Kuchler, Schriftsetzer, wohnhaft zu Elberfeld, geboren am 9. Februar 1844 in Krefeld, evangelisch,

öffentlich kundgab, an den Placatsäulen der Stadt Halle angeheftet.





wie das Jahr vorher in Heidelberg, außerordentlich feierte, so daß er „dieses sog? nannte Verehren" doch satt wurde. Namentlich waren es wieder die Frauen, die ihm schwärmerisch huldigten, „Ich gewinne alles," schreibt er aus Frankfurt am 11. Juni, „Jünglinge und Männer drängen sich an mein Herz und die Weiblein heb' ich Nrsterweise aus." Am 31. Mai schrieb er aus Frankfurt an Sophie Paulus: „Nun brauch' ich nur noch einen Schritt von 6 Meilen zu meiner Frühlingsfreude. Wie viele himmlische Stunden werden in der ersten Minute stecken, die ich mir verewigen will, damit sie immer frisch bleibt!" Aber erst am Dienstag, 14. Juni, traf er in Heidelberg ein; der treue Heinrich Voß war ihm zwei Stunden weit entgegengegangen. Er wohnte zugleich mit August Wilhelm Schlegel, der schon seit Anfang des Sommers in Heidelberg war, im „Karlsberg", einem der ersten Gasthöfe der Stadt, dem jetzigen Kochenburger'schen Haus, welches der Familie Koch, den Eltern von Frau Kirchenrätthin Umbreit, gehörte. Er fühlte sich aber diesmal nicht so glücklich in Heidelberg wie das erste mal. „Ich bin hier nicht halb so froh als früher, aus vielen Gründen. Die guten Menschen sind noch die alten; aber das Neue kann nicht zweimal kommen, und manche alte fehlen auch, die Ende, die Piatoli, Sophie Dapping, die Hegel u. f. w. DaS Familienleben fehlt mir auch im prächtigen Gasthofe." „Ich gehe dieses mal ganz anders von Heidelberg fort, als das vorige mal. . . Fast gar zu prosaisch seh' ich jetzt Alles an und die poetische Blumenliebe des vorigen Jahrs ist leider! (denn sie war so unschuldig) ganz und gar verflogen, eben weil sie ihrer Natur nach keine Dauer und Wiederholung kennt," In Heidelberg hatte er, schreibt er nach feiner Rückkehr in die Heimath, „fast zu nichts Lust, als zur — Abreise." Er fürchtete sich, noch ehe er herkam, ordentlich vor Heidelberg und dessen Abend-Trink-Runds. „Frankfurt hat mir Heidelberg versalzen. Es drückt ihn seine „alte Melancholie" und die „Sehnsucht nach Hause und nach Stille". Diese gedämpfte Stimmung steht in merkwürdigem Gegensatze zu der freudehoffenden, die aus dem Briefe an Sophie Paulus am 31. Mai athmet. Wenn wir erwägen, wie gerade zu dieser das Verhiiltniß im vorigen Jahre ein besonders inniges war, daß aber jetzt August Wilhelm Schlegel sich um ihre Liebe bewarb und sie Anfang August sich mit ihm verlobte, so darf wohl angenommen werden, daß dies veränderte Verhältniß wesentlich zu seiner veränderten Stimmung beitrug und daß die „poetische Blumenliebe" hauptsächlich auf Sophie Paulus geht, Sophiens Benehmen gegen Schlegel in der Zeit wurde sehr mißbilligt. Melchior BoisserSe schreibt am 27. Juli an Sulpiz: „Uebrigens ist es wirklich arg, wie die Sophie Schlegel die Cour macht. Da ich jetzt mehreremale da war, habe ich es zu meinem größten Erstaunen bemerkt. Wenn sie ihn förmlich zum Narren hielte, könnte sie es nicht anders machen: sie geht und spricht nur mit ihm, schenkt ihm, wie sie selbst sagt, ihre schönsten Blumen und schickte ihm vorgestern, wo er bei mir aß, durch ihren kleinen Bruder die ersten reifen Tranben, wobei der

Junge immer wiederholte, daß die Schwester ihn schicke." Wie unglücklich die am 30. August geschloffen? Ehe endete, ist bekannt. Am 17. August schreibt Boisseröe an Goethe: „Ich darf doch nicht vergessen zu melden, daß Sophie Paulus, die launenhafte Klavierspielerin, sich mit A. W. Schlegel verlobt hat. Wir anderen brauchen uns nicht zu beklagen, wenn Einundfünfzigjährige (so alt war Schlegel) solche Schäflein nach Hause führen!" Boisseröe hat auch eine Stelle über Jean Pauls Aufenthalt von 1818 in einem Briefe an Goethe vom 29. Juni. „Daß Jean Paul und Wilhelm Schlegel hier sind, wird Ihnen Hofrath Meyer erzählt haben, ersterer brachte schon voriges Jahr einige Zeit hier zu. Sie kennen beide, wozu also viele Worte. Mit aller Achtung für ihren Geist finden wir eben mehr an ihnen zu ertragen, als uns zu erfreuen."

Ein Hauptzweck des zweiten Besuches war, den alten Voß und seine Frau, die treffliche Ernestine, kennen zu lernen, die er im Jahre vorher verfehlt hatte; er scheint bei Vossens auch am häufigsten gewesen zu sein, siebenmal zu Mittag und mehrmals zu Abend. Schon im November 1817 hatte er der frohen Hoffnung, sie im nächsten Jahre kennen zu lernen, in einem Briefe an den Sohn Ausdruck gegeben. „Im künftigen Frühling, wenn mich nicht der Ewige auf- und weggezogen, drück' ich gewiß zwei theuere, warme und reiche Hände an mich, die Deiner Eltern: und dieses helle Zwillingsgestirn soll mir noch mit in den Heidelberger Sternhimmel aufsteigen . . . Wie werd' ich das zweitemal in den Heidelberger Herzen schwelgen, da gar zwei neue schönste dazu kommen! Gott gebe mir diese Freude zum zweitemal?: zum dritten verlang' ich's nach meinem DualisGlauben ohnehin nicht."

Er schreibt über Beide am 19. Juni: „Vossens Mutter stößt Anfangs mit dem kalten Gesicht und Blicke ab, aber ihr ganzes Betragen zeigt die altdeutsche Hausfrau, die ohne Rede und Widerrede den Mann beglückt und befolgt und Alles um sich her erfreuen will. Voß hat Kraft und Stolz des starken gebogenen Nackens, wie ein kühner Pegasus. Aber beide lieben mich."

An Festlichkeiten fehlte es auch diesmal nicht; am 17. Juni gab man ihm und einigen Professoren, unter denen auch Schlegel, ein Mittagmahl.

„Mir wurde eine Blmnenrose, aus lauter Konsituren gebacken, vorgesetzt und sie steht jetzt unberührt neben meinem Spiegel," Am 20. wurde ihm und Schlegel ein „Vivat", wahrscheinlich also von den Studenten, gebracht.

Interessant war ein Abend, an welchem er bei Voß mit Schlegel zusammen war. Nach einer halben Stunde sagte Jean Paul zu Heinrich Voß: „Komm, Bruder, wir wollen in den Garten gehen, ich halt' es nicht länger aus. Das geschah. Nach einer Viertelstunde waren ihnen alle gefolgt bis auf Schlegel, der den alten Voß über etrusische Monumente und über Metrik belehrte. Endlich kam als dritter noch Paulus hinzu. Als man sich um halb neun zum kalten Abendbrod versammelte, ließen die Andern die Drei sitzen und setzten sich an einen andern Tisch. Seitdem war Schlegel auf Jean Paul sehr böse.

Von einem Gesellschaftsabend in dem Pickford'schen House hat die Tradition bis auf den heutigen Tag sich erhalten. Jean Paul, der ger» trank, aber nicht viel, namentlich nicht viel Wein vertragen konnte, da er mehr an das Bayreuther Bier gewöhnt war, ging auf dem Heimwege etwas unsicher. Galant gegen Damen, bot er Frau Dp. Becher den Arm an . Diese, eine kräftige, energische Frau, nahm ihn, führte aber mehr den Dichter als er sie. Als sie an ihrer Wohnung (am Markte) angekommen, flüsterten ihr die Begleiter zu, sie solle Jean Paul nicht sagen, daß sie schon zu Hause sei, und so brachte sie ihn bis an feinen Gasthof. In diesen hatte er sich von Frau Paulus sechs Flaschen Wein schicken lassen, die dieselbe in der Voraussicht, daß er diesmal bei ihnen wohnen werde, für ihn verschrieben. „Furchtsam dankend", sendet er vor seiner Abreise „den ungefähre» Betrag", da dies „kein Gegenstand zum mündlichen Besprechen" für sie beide sei.

Am 19. Juni wohnte er einem „magnetischen Gottesdienste" bei Professor Schelver, dem Botaniker und Naturphilosophen bei, von 11—2 Uhr. Ein Brief von demselben Tage enthält einen ausführlichen Bericht, worin ein Blinder Namens Aut eine Hauptrolle spielt. Jean Paul interessirte sich, wie wir aus einer früheren Aeußerung sahen, sehr für den Magnetismus und er glaubte selbst die Fähigkeit zum Magnetsiren zu besitzen. „Ich habe vorgestern," schreibt er während seines ersten Aufenthaltes in Heidelberg, „am 20. August, in einer großen Gesellschaft eine Frau v. K. durch bloßes fest wollendes Anblicken, wovon niemand wußte, zweimal beinahe in Schlaf' gebracht und vorher zu Herzklopfen, Erblichen, bis ihr S. (Schelver) helfen mußte, was manche Scherze gab."

Der Bericht Jean Pauls ist für ihn selbst wie für die ganze Zeitrichtung von Interesse. „In einem Saale," schreibt er, „versammelten sich an 27 Menschen beiderlei Geschlechts — im Kreise auf Stühlen sitzend, alles durcheinander. Mädchen von 13 Jahren und alte Mütterchen, gemeine arme Bürgerweiber, daneben ein kräftiger Student, ein fetter Landamtman. Offiziere, vornehme Frauen — Alles sitzt zufällig durcheinander. Alter und Blüte und Stand und Geschlecht, und faßt sich rechts und links an der Hand — der blinde Aut sitzt in der Saalecke des Kreises und faßt auch. Schelver magnetijirt mit wenigen Strichen, jeden Einzelnen im Kreise umgehend — dann wieder mit dem Eisenstäbchen — dieß wird manchmal wiederholt — so sinkt ein Kopf nach dem andern in Schlaf, nur einige Neuangekommene bleiben wach. — Ich war im Tempel des Weltgeiftes. Wie der Kirchhof und die Kirche alles gleich macht, so hiev der Saal. Zuschauer sind auf dem Kanapee oder unter der Thüre. Nach zwei Stunden stehen die Schlafenden wieder auf, die bloß vorbereitet werden. Der Blinde in der Ecke bleibt in seinem Schlafe. Dann kommt Mad. Schelver mit Papier und Dinte und allmülig fängt er an, für die Kranken, die er wählt, oder die ihm genannt oder verbunden werden, die Recepte zu dictiren mit der höchsten Pünktlichkeit der Dosen, aber mit schrecklichen, herauswürgenden Gebehrdn; im Wachen immer freundlich, aber im Schlafen wild und alles hervorknirschend, und doch mit frommen Aeußerungen überall. Gewöhnlich verschiebt er die volle Entscheidung auf den kommenden Tag. Die Schelver hält er für seine Frau und sagt ihr, sie solle alles dem Herrn Professor sagen, er habe nicht das Herz; denn er weiß dessen Danebensitzen nicht. Sein Aufmachen ist fürchterlich krampfhaft und langsam; alsdann ist er ungemein freundlich und bescheiden, was er alles im Schlafe nicht ist. Und doch halten einige Aerzte hier alles für Betrügerei, trotz der auffallenden Heilungen. Ich stand vor dem Abgrunde der Geisterwelt. Von 12 1/2 bis 2 Uhr, wo der Blinde zu reden anfängt, füllt sich der Saal, Nicht sein Ton und seine Aussprache, aber seine Sprache erhebt sich, z. B. „Gott ist der allgemeine Weltarzt" u. s. w. Schelver machte die Sache auch zum Gegenstande akademischer Vorträge und las ein Colleg über den animalischen Magnetismus. Ein unbefangener Zeuge, S. BoisserSe, schreibt 10 Tage nach jenem Gottesdienste, dem Jean Paul beiwohnte, an Goethe: „Er (Schelver) bildet sich ein und will die Welt glauben machen, ein Hellsehender könne das Innerste der Natur durchdringen und für jede Krankheit das wahre Heilmittel finden. Wirklich hat auch der blinde Mann, der es seit drei Monaten zum Hellsehen gebracht, schon einen ganzen Hexenkessel voll verordnet. Alle Unheilbaren kommen von nah und fern und jedem wird Hoffnung gegeben; zuverlässige Wirkung zeigt sich nirgend. Unterdessen schreit der eine Theil Wunder, der andere Betrug. Auf jeden Fall muß so unsinniges Treiben ein schlechtes Ende nehmen und Schelver wird dann selbst gewiß der Betrogene sehn. Die Zeitungen fangen bereits an in dem widerwärtigsten Tone Lärm zu blasen, darum schreibe ich Ihnen von dieser ärgerlichen Sache, sonst Hütt' ich lieber ganz davon geschwiegen." Goethe in seiner Erwiderung sagt: „Betrachte ich diesen Fall und den Wahnsinn des guten Schelvers, so sehe ich freilich die Welt von der Nacht- und Nebelseite, die ich leider auch längst kenne." Es dauerte auch nicht lange, so erregte das Treiben die Aufmerksamkeit der Behörde. „Der arme Schelver," meldet Boisseröe am 17. August, „hat sich mit seinen Tollheiten, wie vorher zu sehen war, eine vom Ministerium verordnete Obermedicinalcommission über den Hals gezogen, man kennt den Erfolg der Untersuchung noch nicht, aber es verlautet, der Wundermann (nämlich der blinde Aut) sey nicht eigentlich somnambule gefunden worden."

Beim Abschiede schenkte Jean Paul Frau Koch einen Ring und seinen eben damals (1818) bei Engelmann in Heidelberg neu erschienenen Siebenkäs, der unter der Aufsicht von H. Voß gedruckt war, aber auch Sophie Paulus hatte es sich nicht nehmen lassen, die Correcturbogen durchzusehen, wofür ihr Jean Paul am 3. Februar dankt und dabei bemerkt: „Ich kann Ihnen wenig vergelten, da ich höchstens der Corrector des mündlichen Druckfehlers net zu werden vermag", offenbar eine Anspielung auf Sophiens Heidelberger Aussprache.

Reichlin-Meldegg in seinem Buche über Paulus giebt an, daß Jean Pauls zweiter Aufenthalt von Mitte Juni bis Ende Juli 1818 gedauert habe. Vielmehr nur bis Ende Juni, im ganzen 15 Tage. Am 29. war er noch da, denn an diesem Tage schickt er das Geld für den Wein an Frau Paulus, fügt aber hinzu: „Morgen Hab' ich nicht nur die Freude, Sie zu sehen, sondern auch den Schmerz! denn es ist die letzte." Also ist er am 30. Juni oder 1. Juli von Heidelberg abgereist. Am 13. Juli war er schon wieder in Baireuth und begann am 14. nach seiner eigenen Angabe feine Lebensbeschreibung.

Seitdem ist Jean Paul nicht mehr nach Heidelberg gekommen, aber seinen Sohn Max ließ er dort studiren. Am 14. October 1820 empfahl er ihn an Paulus mit folgendem Briefchcn: „An meinen geliebten und liebenden Paulus! Vor Ihnen steht nun mein glücklicher Sohn! Ich wollte, ich stände nicht weit von ihm. Mögen Sie von der Liebe, die Sie für den Vater gehabt, so viel für den Sohn abfließen lassen, als er verdient!" Eine alte Dame hier erinnert sich noch des jungen Max Richter als eines ihrer Tänzer; er hatte etwas Stilles, Gedrücktes in seinem Wesen, wie die Söhne berühmter Väter nicht selten. Gustav Parthey in seinen Jugenderinnerungen gedenkt seiner, er studirte mit ihm hier zusammen. „Er zeigte ein überaus gutmüthiges, etwas befangenes Wesen. Seine schwache Körperbeschaffenheit erregte schon jetzt Besorgnisse für sein Leben" Und wirklich, er sollte die Heidelberger Zeit nicht lange überleben; noch ehe ein Jahr seit seiner Ankunft hier verging, starb er im elterlichen Hause in Baireuth — für den Vater ein schmerzlicher Nachklang der Erinnerung an Heidelberg, wo ihm eine neue Jugend des Geistes und Herzens aufgegangen war, der er in jenem Aufsatz über das Immergrün unserer Gefühle einen so warmen und innigen Ausdruck gegeben hat.







hatten Preußen geräumt, die Franzosen mußten sich mit einigen westfälischen Gebieten begnügen, die Reichsvölker waren in alle Winde gestoben, die Schweden nach Stralsund und Rügen getrieben, und von der Elbe bis zum Pregel sang ein erlöstes Volk:





vous euidmirbere«, Sirs," sagte er wörtlich zum Kaiser, indem er, der ein klassisches Französisch spricht, gegen die Derbheit des angewendeten Ausdrucks zugleich mit der Frage Deckung suchte, „ob dieses Wort gut französisch sei". „?sri»iwi»ent," erwiderte Napoleon, den die Bemerkung um ihrer sachlichen Bedeutung willen sehr nachdenklich zu mache» schien. Bei späteren Besuchen hat sich Napoleon dann auch öfter über Angelegenheiten der inneren französischen Politik mit ihm unterhalten, wobei ihm Fürst Bismarck sogar einmal den Rath ertheilte. er möge doch dem Constitutionalismus in Frankreich eine etwas breitere Grundlage geben, freilich unter dem Vorbehalt, daß er sich einer leistungsfähigen Militärmacht in Paris stets versichert halten müsse. Die oft erwähnte Unterredung über den preußischen Verfassungsconflirt bat wirklich stattgefunden. Napoleon betonte gegenüber Bismarck die Gefahr des Ausbruchs einer Revolution in Preussen, worauf Bismarck ihm die Antwort gab: „Revolutionen machen in Preußen nur die Könige." Dieses Wort rief bei Napoleon ein vom französischen Standpunkte allerdings begreifliches ungläubiges Erstaunen hervor. Im Ganzen bekundete der Fürst in Bezug auf den französischen Kaiser ein aufrichtiges Wohlwollen. Seinem Urtheil nach war Napoleon ein Mann von unleugbarem Verstand und ein vollkommener Gentleman. Die Begegnung nach Sedan ist für den Fürsten eine überaus peinliche Stunde gewesen.

Das Gespräch — wenn ich die durch unsere grenzenlose Fragelust immer auf's Neue provocirten Erzählungen des Fürsten so nennen darf — drehte sich dann noch um eine Reihe anderer höchst interessanter Dinge, von denen ich bei dem vertraulichen Charakter dieses Familienabends hier nicht sprechen mag.

Mit großer Klarheit prägten sich an den Mittheilungen des Fürsten gewisse Züge seines eigenen inneren Bildungs- und Entwicklungsganges aus. Sein vornehmstes Studium ist die Geschichte gewesen; diese Beobachtung liegt obenauf. Der Fürst ist ein ausgezeichneter Kenner der Geschichte, und entwickelte in vielen Momenten Specialkenntnisse, die an einem Professor imponiren müßten. Seine Auffassung der politischen Erscheinungen erhebt sich überall auf historischem Fundament; und dabei sieht er die Vergangenheit nicht, wie der Gelehrte, mit dem Staube des Studierzimmers bedeckt, sondern lebendig, wie sie thatsächlich zu durchleben gewesen ist.

Es versteht sich, daß er ein absolut genauer Kenner der preußischen Geschichte ist, wie er denn auch die preußischen Verhältnisse stets mit den Augen des Staatsmannes und zugleich des Historikers betrachtet, Uebrigens ist dies ein Vorzug, den der Adel im Allgemeinen bei uns zu Lande vor anderen Bevölkerungsklassen hat. Es giebt in Preußen viele Politiker, für welche die preußische Geschichte erst mit dem Jahre 1847 beginnt, und denen mit der historischen Kenntniß auch das Verständniß für die Entwicklung der Staatseinrichtungen mangelt. — Ein anderer hell hervorleuchtender Zug ist die Vorliebe des Reichskanzlers für den persönlichen Muth. Wer ein wirklich muthiger Mann ist, hat bei ihm schon halb gewonnen; gegen Feigheit oder feige Bedenklichkeit nährt er einen gründlichen und unauslöschlichen Widerwillen.

Später, als es im Hause des Reichskanzlers nach eingenommenem Diner sonst der Fall zu sein pflegt, schlug uns die Stunde des Aufbruchs. Wir sagten unfern Dank, so gut es mit wenigen Worten anging, weniger gut, als wir gewollt hätten. Dann empfahlen wir uns, nicht um uns so« gleich zu trennen, sondern um im lebhaftesten Gespräch den empfangenen unauslöschlichen Eindruck bis spät in die Nacht zu genießen.



„Ich hatte den Lustspieldichter und Redacteur noch nie von Angesicht

zu Angesicht gesehen und ich habe es bis heute auch noch nicht, trotz

meines Besuches. Als ich eintrat, saß er mit dem Rücken gegen mich über ein Manuscript gebeugt. Mein höflicher Gruß blieb unbeantwortet. Ich wiederholte ihn. Pause. Dann endlich rief er, ohne sich umzudrehen, noch zu danken:

„Sie wünschen?“

„Ich begann mein Anliegen vorzubringen.“

„Bedaure sehr/ unterbrach er mich, Ihre Arbeit ist nicht im Tone unseres Blattes gehalten/

„Aber Sie haben ja noch nicht einmal den Titel gelesen? Noch überhaupt etwas von mir jemals erhalten?

„Bedauere — stören Sie mich nicht länger — ich muß es am besten wissen, was ich zu thun habe.“ — —

„Siehst Du, Freund, mein Anstand verließ mich auch da noch nicht. Ich grüßte den Rücken des Lustspieldichters und Feuilletonredacteurs und wankte still hinaus. Ich mochte wohl die Gesichtsfarbe gewechselt haben, «un wechselte ich auch die politische. Ein knurrender Magen schlichtet allen Parteihader. Ich wandte mich also in das conservative Lager.

„Gewiß, es gereicht uns zur Ehre, aus Ihrer geschätzten Feder einmal

etwas bringen zu können. Besonders dieser Stoff! Er wird geradezu Begeisterung bei unseren Lesern erwecken.“ — — Freund, Freund, ich zitterte an allen Gliedern vor Freude. Ich hätte mögen dem Mann um den Hals fallen und küssen, trotzdem ich sonst stets Mißchenküsse vorzog. Gott sei Dank, ich hielt an mich. Als ich bescheiden von Honorar, etwaigem erwünschten Vorschub begann, fiel er mir freundlich in's Wort, indem er mir wohlwollend auf die Schulter klopfte i

„Honorare zahlen wir principiell nicht für Feuilletons. Unsere Abonnentinnen überschütten uns täglich mit einer Fülle stimmungsvoller und kostmfreier Arbeiten, daß wir, um nicht ungalant erscheinen zu müssen, aus die Mitarbeiterschaft von Berufsschriftstellern leider unter solchen Umständen zu verzichten gezwungen find/

„Sprachlos startete ich ihn an, mechanisch empfing ich mein Manuskript aus seinen Händen, noch eine hastige Verbeugung und ich entfernte mich, um ihn nicht zum Zeugen meiner Schwachheit zu machen. Was soll ich Dir noch weiter erzählen? Die Mittagsstunde war längst vorbei. Für einen Groschen, den ich noch in meiner Westentasche entdeckt hatte, kaufte ich mir etwas Weißbrot, das ich hinter der .Neuen Wache" zu den Walzerklängen einer conceltirenden Militärcapelle verzehrte. Dann ging's weiter, von Redaction zu Redaction, bis der Abend hereinbrach, Ueberall dasselbe Losungswort: „Schreiben Sie für den Tag, leichte Kost, pikant, amüsan, belustigend.“ Als ich aus dem letzten Redactionslocal heraustrat, hatte es inzwischen zu regnen begonnen. Das Manuscript in der Brusttasche, den Sommerrock bis an den Hals zugeknöpft, taumelte ich nach Hause. Ich hatte am Morgen vergessen, um Heizung zu bitten. Als ich in die Stube eintrat, wehte es mir kalt und dumpf entgegen. Der Wäsche wegen hatte meine Wirthin außerdem noch während meiner Abwesenheit die Gardinen herabgenommen und dadurch noch den Eindruck öder Trostlosigkeit erhöht. Monoton klatschte der Regen an die Fenster. Das unbestimmte Flackerlichl der Straßenlaternen fiel herein, gerade auf meinen Schreibtisch — auf ihr Bild. Da kam es über mich. Ich warf das „Osmpo ssnt« der Hohenzollern", den Kirchhof meiner Hoffnungen, auf den Tisch und mich dann auf das Sopha. Ich heulte wie eine Memme.

„Wie lange ich dalag, weiß ich nicht. Als ich mich emporrichtete, die fieberheißen Augen zu trocknen, da hatte auch der Himmel aufgehört zu weinen. Nur hin und wieder schlug noch ein Tropfen an die Scheiben und in den Blechrinnen an den Häusern rieselte und gluckerte es hinab. Ich wurde ruhiger. Ich sah hinunter auf die Straße, sah in das auf- und abfluthende Menschengewühl und ein sonderbares Empfinden beschlich mich. Wie das da unten hastete und durcheinander trippelte, Menschlein an Menschlein Vorüber. Wie viele Hoffnungen, Wünsche und Pläne kreuzten sich da! Ein Jeder ängstlich bemüht, das kleine bescheidene Lebenslicht, das ihm verliehen, weiter anzufachen, Heller und höher anzupusten, daß es des Nachbars Lichtlein überstrahle und in den Schatten stelle, ohne doch daran zu denken, daß schon die Zugluft der nächsten Straßenecke ihm den Garaus machen könne, daß ein einziger Sturmwind ganze Tausende zum Verlöschen bringe.

„Und dann sah ich hinüber zu einem stillen Fenster, wo seit Jahren ein einsames Licht bis tief in die Nacht glimmt, wo der alte Herr sitzt und mit Roman auf Roman das deutsche Volk beglückt, Schöpfungen der Treitmühle, die längst kein Kritiker mehr liest noch lobt und die doch verschlungen werden und bezahlt, gut bezahlt werden. Ich dachte an das große Narrenhaus, das wir Welt nennen. , Schreiben Sie für den Tag und seine Interessen! Pikant, amüsan, leichte Kost/ klang es mir in den Ohren. Da überkam mich ein Lächeln, ich mußte wieder lächeln und endlich habe ich laut gelacht. Mein Lebenslicht, das schon auszugehen schien, schlug wieder Heller empor. Die Hände lösten sich auseinander, es wurde weit und warm mir in der Brust. Ich setzte mich nieder und schrieb. Es floß keine Bitterkeit mir in die Feder, doch Mitleid, Spott, Humor, was Du willst. Aber ich schrieb, und als ich fertig war, da mußte ich selber darüber lachen. Auch Andere haben dann darüber gelacht und jemehr ich schrieb, je lauter scholl das Lachen rings um mich. Ich habe sie Alle ausgelacht und Keiner hat es mir übel genommen. Es hat mir Anerkennung und ein treues Weib eingebracht, es hat mich reich — aber auch zuin Stümper gemacht.“ —

„Nicht zum Stümper," rief ich, „sondern zu dem, was Du werden mußt, worauf Dich Deine Anlagen, Deine Talente unverrückt hinweisen. Preise lieber ein Schicksal, das gegen Deinen Willen Dir den rechten Weg erschloß, den Du allein zu wandeln hast. Wohl dem, der so bescheiden denkt nnd soviel Schönes im Gewände einer Heiteren Kunst der Welt gab. wie Du es gethan."

Er war aufgestanden und hatte meine beiden Hände gefaßt. Gros; sahen seine warmen Augen auf mich und wehmüthig klang es von seinen Lippen- „Du überzeugst mich nicht von meiner ^erfüllten Mission. Es lebt ein Etwas in mir, das lauter und gewaltiger mit jedem Tage auf sein Recht Pocht. Lobt immerhin, was ich Euch gab. was ich Euch geben konnte, vermögt Ihr nicht zu erkennen. Aber die Stunde wird vielleicht auch kommen, wo ich wieder darf Selbstachtung vor meinem Schassen genießen."

Er war an's Fenster getreten und hatte es geöffnet. Der laue, balsamische Luftstrom eines Maiabends strömte in das Zimmer. Im Garten blühten die ersten Rosen und im Gebüsch schlug eine Nachtigall. Hinter den Bäumen aber, am Horizonte der fernen dunklen Haide, sank soeben die Sonne still verglühend hinab. „Sieh hinaus, sprach er, der Tag geht schlafen. Wie schön! Wie groß! Wer wollte sich vermessen, solche Farben zn mischen? Und wo wäre ein Dichter, der diesem Empfinden Worte leihen könnte? Das ist Poesie, die keinen Wandel kennt, welche kein Tageslärm verschlingt/ —

Sinnend blieb er am Fenster stehen. Da ging die Thür auf. Im lichten Frühmgskleide, mit Hut und einem leichten Mantel über den Arm, das heiterste Lächeln auf dem blühenden Antlitz, trat seine blonde Gattin in's Zimmer. Mein Freund blickte auf. Wie Sonnenstrahl flog es über sein Gesicht.

„Ich denke, meine Herren," lachte sie, „nun ist genug gearbeitet und disputirt worden und die arme Frau vergessen. Ich schlage vor, wir genießen den schönen Abend lieber draußen. Keinen Widerspruch, Heinrich, Du weißt, wer hier das Regiment im Hause hat."

Er sah sie innig an und wie plötzliche Rührung schoß es in seinen Augen auf. Ihre Hände ergreifend, sagte er treuherzig:

„Da heißt es wohl gehorchen, Emilie?“ Sie nickte schalkhaft. „Ja, ja, lieber Freund," wandte er sich bedeutungsvoll zu mir, „vor den Frauen müssen wir Alle schließlich die Waffen strecken.“ — Dann gingen wir Drei hinaus in das Freie.

Mein Freund ist Humorist. Die Noth wies ihm einst den rechten Weg; die Liebe, wie die rechte Verantwortlichkeit für seine Familie, wird ihn auch noch lange darauf ausharren lassen, bis er eines Tages glaubt mit freiem Gewissen die lästigen Fesseln abschütteln zu dürfen. Dann wird er die Pritsche des Humors an die Wand hängen und zu der ernsten Maske greifen. Ein sorgenfreies Alter soll ihm nun die schillernden Träume seiner Jugend erfüllen. Dann wird der ideale Humorist wahrscheinlich Trauerspiele schreiben, über welche Niemand weint — als er allein. Denn Keiner wird dem postHumen Ernst des lachenden Philosophen jetzt noch Glauben schenken wollen. Unzählige Taufende haben seine Schöpfungen belacht, nun werden sie ihn auslachen. Der Thorheit, welcher er bisher den Spiegel vorgehalten, ist er endlich selbst verfallen. Der Apostel des göttlichen Humors beugt sich vor einer höheren Macht. Denn auch das Schicksal liebt es zuweilen, in grimmer Laune tieftragische Töne des Humors anzuschlagen.

Illustrierte Bibliographie.

Die Hohenzollern und das Reich.

ic Hohenzollern und das Reich, Von der Gründung des Brandenburgisch-Preussischen Staates bis zur Wiederherstellung des Deutschen Kaiserthums. Von Fcdor von Klippen. Verlag von Carl Flemming in Glogau. Lief. 1—12.

Schon mancher Autor hat es mit Bitterkeit empfunden, daß nur die Ungunst der Zeit, die mit andern Aufgaben beschäftigt war, als er selbst, feinem Buche nicht die verdiente Verbreitung verschafft hat. Wie anders dagegen, wenn ein Buch zu gelegener Zeit sich einstellt. Und dies ist bei dem Köppen'schen Werke der Fall. Die beiden Tage, die zu feiern wir im Begriffe stehen, der 83. Geburtstag unseres Kaisers und der 70. des Neuesten und größten Dieners, den je ein Hohenzoller gehabt hat, sie rufen in uns die Erinnerung an die glorreichen Ereignisse wach, welche unser Volk zu einem großen und einigen gemacht haben. Und von diesen Ereignissen wendet sich der Blick rückwärts und sucht den stetigen Gang einer so bedeutsamen Entwicklung zu verfolgen, bald bei den Personen verweilend, welche die Geschicke des Landes geleitet, bald die Zustände ergründend, unter deren Einflüssen sich Land und Leute gebildet haben.

Die moderne Geschichtsforschung hat eine Reihe von Einzeluntersuchungen und zusammenhängenden Darstellungen, von Urkundenpublicationen und ähnlichen Sammlungen zu Tage gefördert, auf deren Grundlage sich eine streng wissenschaftliche Geschichte des preussisch-brandenburgischen Staats wird aufbauen lassen.

Unter den Auspicien der preussischen Archivverwaltung ist erst jüngst ein Buch erschienen, welches ein glücklicher Zufall aus einer Masse von Papieren aus der Zeit Friedrichs des Großen hervorgezogen hat, die tagebuchartigen Aufzeichnungen des Franzosen de Catt, der einige Jahre hindurch als Vorleser die trefflichste Gelegenheit hatte, den großen König in seinem Privatleben zu beobachten. Wir zweifeln nicht,



da« noch ähnliche wichtige Documente eines Tages aus dem Staube der Archive nn's Licht treten werden. Aber hätte man mit der Darstellung der Geschichte des preussischbrandenburgischen Staates warten sollen, bis das Material auch nur in annähernder Vollständigkeit vorliegt? Niemand wird das im Ernste bejahen wollen. Was Voigt, Stenzel, Hirsch, Drolisch, Duncker und andere auf diesem Gebiete geleistet haben, genügt vollkommen, um eine Geschichte der Hohenzollern und ihre großen Verdienste um das Reich in anschaulichster Weise vorzuführen. Aus diesen Vorarbeiten ist das Werk FedorS von Köppen erwachsen, welches in erster Linie einem patriotischen Zwecke dienen will. Die Jugend vor Allem soll an der Hand eines echt national gesinnten Führers durch alle Kreuz- und Quere von der Gründung des Staates an

bis zur Aufrichtung des Kaiserreichs geführt werden. Und als einen solchen Führer hat sich Köppen durch mehr als ein Buch bewährt. Sein frischer Styl, seine Art die Thatsachen zu gruppieren, seine Beschränkung auf das der Mittheilung Werths, seine Charakteristik der bedeutenden Persönlichkeiten können als Muster einer populären Darstellung gelten. »

Köppen verweilt nicht lange bei der mittelalterlichen Geschichte der Mark Brandenburg, sondern wendet sich nach einer kurzen Einleitung bald den Ereignissen zu, welche zur Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg geführt haben, „In der Urkunde vom 30. April 1415, welche Sigismund über die Belehnung ausfertigen ließ, führt er an, daß er, aus eigener Bewegung und aus besonderer Liebe zu dem Kurfürstenthum Brandenburg, den Burggrafen Friedrich in Betracht seiner Redlichkeit, Vernunft, Macht, Festigkeit und sonstigen Tugenden, womit der allmächtige Gott seine Thaten des Friedens und der rechtlichen Ordnung wieder theilhaftig werde,“ Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Hohenzollern haben niemals aus

bloßer Eroberungssucht nach dem Schwerte gegriffen, sondern immer nur dann, wenn eine unabweisbare Notwendigkeit sie dazu aufforderte, Gewi«, bei der eigenthümlichen Lage dcS Landes in der Mitte Europas trat dieser Fall nicht allzu selten ei» aber man vergas; selbst über dem Wrm der Waffen nicht, auch die Künste des Friedens

zu schützen und zu pflegen. Nur daher erklärt es sich, dass mit der bedeutenden politischen die geistige Entwicklung des Volkes gleichen Schritt hielt. In voller Würdigung dieser Verhältnisse hat Köppen den Kulturbestrebungen der Hohenzollern einen weiten Raum in seinem Buche zugewiesen.

Eines der interessantesten Capitel beschäftigt sich eingehend mit dem geistigen Leben des Berliner Hofes unter König Friedrich I.

„Den großen Fragen der Europäischen Politik gegenüber zurückhaltend, seine Berücksichtigung in einer glänzenden Hofhaltung suchend, hatte Friedrich doch den Ruhm, zu der äußeren Pracht des neuen Königthums auch den Schmuck der Wissenschaften und Künste zu fügen und seinen Staat zu einem Hort derjenigen geistigen Bestrebungen zu machen, welche zu dieser Zeit Deutschland bewegten ... Da war es von Bedeu^

tung, daß in der Hauptstadt des nördlichen Deutschlands und an dem Hofe des prachtliebendsten unter den deutschen Fürsten das geistige Leben einen neuen Aufschwung nahm nach dem Ziele, das Leben zu vertiefen und den Geschmack zu veredeln. Mochte es immerhin der Eitelkeit des Fürsten schmeicheln, Gelehrte und Künstler von europäischem Ruf an feinem Hofe zu sehen, Wissenschaft und Kunst sind Mächte, die da, wo sie sich einmal niederlassen, ihre eigene Herrschaft und ihr göttliches Recht behaupten. Und was Friedrich nnr als Mittel betrachtete, um den Glanz seines Thrones zu erhöhen, das gehörte bei seiner Gemahlin, der geistreichen Sophie Charlotte von

Hannover, zu ihrer eigentlichen Lebenssphäre." Jedermann weiß, daß auf ihre eigenste Initiative die Gründung der Berliner Akademie zurückzuführen ist. Mit den wissenschaftlichen Bestrebungen ihres großen Enkels in Rheinsberg schließt die 12., die letzte der uns vorliegenden Lieferungen.

Einen besonderen Schmuck erhält das Buch durch die von hervorragenden Künstlern entworfenen Bilder, unter denen die von Adolf Menzel das größte Interesse erwecken werden. Eine Anzahl geographischer Karten soll das allmähliche Wachstum des preußisch-brandenburgischen Staates veranschaulichen. L. I,

Bibliographische Notizen.

Wilhelm Busch-Album. Humoristischer Hausschatz, Sammlung der 12 beliebtesten Schriften mit 140 Bildern von Wilhelm Busch. München, Verlag von Fr. Wassermann, Gestalten der heiteren Muse Wichel», Büschs sind uns Allen liebe Bekannte, seine prägnanten Verse citiren wir, ohne an ihren Ursprung zu denken, ja ohne ihn zu kennen oder nur zu vermuthen. Ein solches Verhältnis; pflegt stets da einzutreten, wo ein eigenartiges Talent eine grosse Wirkung auf ein zahlreiches Publikum ausgeübt hat — und das ist auch wirklich bei Busch der Fall. Busch ist Dichter und Zeichner zugleich; in Wort und Bild drückt er gleich treffend feine heiteren Einfälle aus und regt durch derben, aber ungesuchten Witz unser Lachen an. Die Bassermann'sche Verlagshandlung hat nunmehr unternommen, Büschs humoristische Werke in einer billigen Lieferungs Ausgabe dem Publikum gesammelt vorzulegen — ein Unternehmen, welches des empfehlenden Gleitskriefs der Kritik gut entbehren kann. Bisher sind 5 Lieferungen erschienen, welche „Die fromme Helene" — „Plisch und Plum. — Pater Filucius als „Erstes Buch" der Sammlung umfassen, das zweite Buch wird die drei Abtheilungen des „Tobias Knopp" enthalten, »v.

Die Schmetterlinge Vuropaö. Von. v Ernst Hofmann, Verlag der C. Hoffmann'schen Verlagshandlung (A. Bleil), Stuttgart. Lieferung 1. Obwohl die Literatur auf dem Gebiete der Schmetterlingskunde eine sehr umfangreiche ist, ist es kaum zweifelhaft,

das; dieses Werk, dessen erste, geschmackvoll ausgestattete Lieferung uns vorliegt, sich trotzdem die Gunst der Schmetterlingsfreunde erwerben wird. Durch naturgetreue Abbildungen ist es dem Sammler leicht möglich gemacht, die Schmetterlinge zu bestimmen und zu ordnen: die Vortrefflichkeit der Zeichnungen ermöglichte es, den begleitenden Text möglichst kurz zu halten und sich vollkommen als Ergänzung an die Tafeln anzuschließen. s, >.

Captain Jacobsen's Reise a« der «or» weftlüfte Amerikas 1881 bis 1885

Für den deutschen Leserkreis bearbeitet von A. Woldt. Mit Karten und zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Max Spohr.

Vor einigen Jahren gelang es Herrn Professor Bastian, dem Leiter des Berliner Museums für Völkerkunde, eine Anzahl bemittelter und munificenter Männer zur Begründung eines „Hilfs - Comités zur Beschaffung ethnologischer Sammlungen für das Berliner Königliche Museum" zu veranlassen. Diese Herren, unter denen sich u. A.: Richter, Gerson von Vleicheröder, M. L. Goldberger befanden, schössen die Mittel zu der drittehalbjährigen Reise vor, welche Captain Jacobsen nach Britisch Columbien und Alaska ausführte und die grosartige, jetzt bereits geordnete Sammlung von 6 — 7000 ethnologischen Gegenständen ergab. Die Direction des Museums für Völkerkunde hat auch schon eine höchst werthvolle Abhandlung: „Amerikas Nordwestküste Nordamerikas, Neueste Ergebnisse ethnologischer Reisen" bei A. Ascher u. Co. in Berlin erscheinen lassen (Preis 5 Mark): eine zweite Abhandlung wird demnächst folgen. Das vorliegende Werk des bekannten geographischen Publicisten N. Woldt stellt dagegen den Inhalt der von Jacobsen geführten Tagebücher zusammen: er läßt den Reisenden selbst erzählen, ein Umstand, der die Anschaulichkeit der Schilderungen wesentlich erhöht, Jacobsen ist kein Gelehrter, vielmehr ein einfacher Sammler, der Alles, was er fand, und was zu haben war, aufkaufte und eintauschte. Bewunderungswürdig sind aber seine Kühnheit und seine Kraft, mit der er z. B. die Strapazen einer 181-tägigen Schlittenreise in Alaska ohne größere Beschwerden auszuhalten vermochte. Wir können das gut und anziehend geschriebene Buch wohl empfehlen. Ks.

Filippo Strozzi Historischer Roman von M. Quednow. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1884. Der Roman spielt im Zeitalter der Reformation in Florenz, in die leidenschaftlichen politischen Kämpfe dieses Staatswesens, sowie in das gesellschaftliche Leben der höchsten und niederen Kreise als auch in die Werkstätten der in voller Blüthe stehenden Kunst läßt uns der Verfasser tiefe Blicke thun. Der Inhalt des Romans gruppirt sich um zwei Hauptgestalten, um diejenige Filippo Strozzi's, einen der edelsten und angesehensten Bürger der Stadt Florenz, und um Gerhardt Lautenschläger, einen deutschen Maler, der von mütterlicher Seite italienisches Blut in seinen Adern hat und im Heimatlande seiner Großmutter Studien für seine Kunst machen will. Durch die mütterliche Abstammung mit den Strozzi's verwandt, wird er lange Zeit in das tragische Geschick dieser Familie verflochten, denn zu dem losen verwandtschaftlichen Bande gesellt sich die leidenschaftlich aufflammende Liebe zu der schönen, geistvollen Maddalonna Strozzi, aber der Künstler erkennt bei Zeiten, wie wenig die feurige, italienische Patrizierin in sein bürgerliches deutsches Heim passen würde, er widmet seiner schönen stolzen Base, in deren

Reizen sich sein Künstlerauge immer von Neuem berauscht, nur die treuesten, uneigennützigsten Dienste, und bewahrt sein Herz dem blonden, deutschen Mädchen, seiner Jugendgeliebten, die in der Heimat seiner in Treue wartet. Der Contrast des deutschen und italienischen Elements ist hier besonders wirksam und für den Leser interessant. Auch die religiöse Bewegung, in ihren schroffen Gegensätzen der damaligen Zeit, greift zuweilen in den Gang der geschilderten Ereignisse ein: wir werden in ein Kloster geführt, in dem Savonarola wirkte, wir lernen in Gerhardt Lautenschläger und dessen Familie eifrige Bekenner der neuen Lehre Luthers kennen und gewinnen Einblicke in die Hohlheit und Verderbtheit des damaligen römischen Glaubens. — Das uns vorliegende Werk gewährt in seiner Gesammtheit ein anschauliches Bild des vielgestaltigen, nach jeder Richtung interessanten Lebens dieser Zeit, welche klassische Bildung und höchste Blüthe der Kunst uns ebenso anziehend machen, als die sittliche Verderbtheit derselben, in der die niedrigsten Leidenschaften ungezügelt ihr Wesen treiben, uns abstößt, Sprache und Stil sind durchweg edel und feinsinnig, die Anlage klar und übersichtlich, und somit sei der Roman allen Freunden einer guten Lectüre empfohlen, m?.

Deutscher Literatur-Kalender für das Jahr 1883. Herausgegeben von Jos. Kürschner. Siebenter Jahrgang, Berlin und Stuttgart, W. Spemann, Dieses nützliche Neichschlagbuch hat auch in diesem Jahre eine Bereicherung erfahren. Es enthält diesmal die deutsch-belgische und deutsch-italienische Literatur-Convention, eine Anzahl neuer Namen, und, was ganz besonders erfreulich ist, auch aus gelehrten Kreisen, ferner eine Stadtschau. Als Titelschmuck dient ein schönes Portrait Gottfried Kellers. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, die Nützlichkeit des Literaturkalenders in feiner praktischen Thätigkeit so oft erprobt hat, wird Herrn Kürschner den Dank für seine Mühe nicht vorenthalten.

Druck und Verlag von ö. Lchottlaender in Breslau. Unberechtigter Nachdruck aus dem Zrchalt dieser Aeilschrift untersagt. Ueberseugsrecht vorbehalten^

j?aul kindau in Berlin.

Helene Jung, Erzählung. !5chlussz.) 14>>

(Üarl Vogt in Genf.

ötreifblicke auf das Unwcrsitätsivcsen im deutschen Reich 1,80

Ludwig Freiherr von Vmpteda in U)ie5badcil.

Der Derbytag 1.99

Lzans Dechend in Marburg.

Lin doppelter Friedensschluß Napoleons 1

Isidor ^ofka in Prag.

ololonisation und Klima ->?3

George Allan iil Bukarest.

Margarethe 249

Bibliographie 270

Bibliographische Notizen 27li

Hierzu ein Portrait von Earl Vogt,  
Radirung von ZV, Arauskopf in München.

Alle auf den redaktionellen Inhalt von ',,Oord und F>iid" bezüglichen Sendungen sind an die Neoaction »ach Breslau, Siebcnh»fenerstraße 2/z, ohne Angabe eines Percssncunanicns zu richte», ^—  
Nord und öüd.

Eine deutsche Monatschrift.

herausgegeben  
von

Paul Lindau.

XXXIII. Band. — Mai M5. — M. Heft.

<Mit einem Portrait in Rodirong: Carl Vogt.)















Trag' ich allein den Hohn.  
Ich kenn' ihn wohl, Er kennt mich wohl,  
Und Gvtt weisz auch davon/

Unwillkürlich flössen in meine Rede einige Wendungen, die mit diesem Liede wörtlich übereinstimmten. Und seitdem will es mir nicht











die Universität ist, daß aber doch sehr auffällige Ausnahmen von dieser Regel vorkommen. Göttingen z. B., das nur tausend Studenten zählt, hat mehr Professore als München, das etwa  $2\frac{1}{2}$  mal so viel Zuhörer hat. Es muß also hier noch ein anderer Factor mit unterlaufen. Wäre dieser Factor die Sparsamkeit? Fände auch hier das Sprichwort Anwendung: Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man aus? Fast möchte es so scheinen.<sup>1)</sup>

Neun Universitäten, Berlin, Halle, Breslau, Bonn, Göttingen, Königsberg, Greifswald, Marburg und Kiel, gehören dem Königreiche Preußen an. Diese neun Universitäten zählen zusammen 704 Professoren und 12 491 Studenten; es entfallen also 17 Studenten auf einen Professor. Ein noch niedrigeres Verhältniß zeigen die beiden badischen Universitäten, Heidelberg und Freiburg zusammen, indem dort nur 15 Studenten auf einen Professor kommen. Dagegen entfallen in der württembergischen Universität Tübingen 22 Studenten auf einen Professor, in den drei bayerischen Universitäten München, Würzburg und Erlangen, die doch die respektable Zahl von 4463 Studenten im Ganzen aufzuweisen haben, 27 Studenten auf einen Professor und in der sächsischen Universität Leipzig gar 33 Studenten auf einen besoldeten Lehrer. Die sparsamsten sind also die Baiern, denn man muß wohl bedenken, daß Leipzig die zweitgrößte Universität ist; am luxuriösesten hat Preußen seine Universitäten ausgestattet, denn nur zwei davon, Berlin und Halle, überschreiten das Mittel. Abstrahirt man von Leipzig und Berlin, so sieht man, daß im Allgemeinen die süddeutschen Universitäten sparsamer bedacht sind, als die norddeutschen. Straßburg und Heidelberg machen hier eine Ausnahme — aber von der ersteren Universität kann dies nicht Wunder nehmen. Als ich mich im Jahre 1873 im Elsaß aufhielt, tönte mir aus allen Schichten der Bevölkerung, und nicht nur von Uebelwollenden, die Verwunderung über die Menge von Beamten aller Art entgegen, welche die neue Regierung anstellte. Die Franzosen, sagte man, hätten die Sachen mit der Hälfte von Beamten fertig gebracht. Man hat sich, wie es scheint, hinsichtlich des Aufblühens der Straßburger Universität etwas übertriebene Hoffnungen gemacht, die nicht in Erfüllung gegangen sind, denn seit zwei Jahren ist die Zahl der dort immatriculirten Studenten stationär geblieben, was bei der allgemeinen, so bedeutenden Zunahme der deutschen Studentenschaft eher einen Rückschritt bedeutet. Auch Heidelberg ist nicht im Verhältniß zu der allgemeinen Zunahme fortgeschritten. Es müßte das erste Tausend überschritten haben, während es dasselbe nicht erreicht hat. Die Baiern sind aber bei ihrem Sparsysteme nicht schlecht gefahren, denn ihre drei Universitäten haben während der zwei Jahre das Mittelmaß der Zunahme weit überschritten. Ob dies von der vorragenden Qualifikation der dort wirkenden, weniger zahlreichen Professoren oder von anderen Umständen abhängt, mögen Andere versuchen zu entscheiden. Dagegen haben die neun preußischen Universitäten, trotz ihres zahlreicheren Generalstabes, nicht in dem Maße zugenommen, wie die elf außerpreußischen und die Sterne Breslaus und Göttingens stehen offenbar, wie die Astrologen zu sagen Pflegen, in Osänts äonio.



gelöst und konnten uns daher in aller Ruhe auf dem Perron mit der frischesten Rennliteratur versehen und in einem der zunächst abgehenden Extrazüge Unterkunft suchen. An einem solchen Tage zeigt sich die Leistungsfähigkeit englischer Eisenbahnen in Bewältigung von Massen. Der Andrang war stark und anhaltend, aber ohne jedes lästige überstürzende Gedränge. Kein Stoßen, Geschrei, keine Aufregung. Jedermann bewahrte seine Ruhe und sparte überflüssige Worte. An diesem Vormittage verließen, ohne jede Störung des regelmäßigen Verkehrs, vierzig stattliche Extrazüge die Victoria Station.

Die Waterloo Station auf dem rechten Themseufer ließ 47 Züge nach Epsom ab. Die South Western Eisenbahn beförderte von ihren verschiedenen Stationen etwa 30,000 Menschen. —

Die Gesellschaft in unserm „Compartiment“ besteht aus allerlei Elementen: eine achtungswerthe ladenbesitzende Familie aus der City; ein älterer weißbärtiger, sehr sauberer Herr militärischen Schnittes, und zwei — selbstständige junge Damen. Alle waren in sonntäglicher Kleidung und festtäglicher Stimmung, auf hinreichende Anregung sogar mittheilsam gegen ihre Mitreisenden. Die Sonne begann den leichten Morgennebel zur Seite zu drücken; die Themse glänzte weit hinauf und hinab, als wir über die großartig breite Brücke vor Victoria Station rollten. Man kam überein, daß noch selten ein so schöner Tag über London aufgegangen sei. Aber heiß werde es werden auf den Downs. Wir fuhren bereits über Battersea dahin, nach und nach schob sich das grüne Land heran: Wiesen, Weiden, Hecken, zuerst vielfach unterbrochen durch zahllose geschlossene Reihen kleiner Cottages mit winzigen Gärten und Höschen, — die Schöpfungen der Baugesellschaften und die Zuflucht aller der Tausende, die während des Tages die City bevölkern. Dann folgen größere Landsitze in schattigen Parks, und überall breiten sich die einzelstehenden üppigen mächtigen Bäume, die der englischen Landschaft ein so einziges reizendes Gepräge geben.?

Wunderbar ist sie und bleibt sie. diese englische Landschaft, durch ihr tiefes, glänzendes gesättigtes Grün und durch die Natürlichkeit ihrer Linien.

Wir durchfliegen kleine Stationen und vielfach führt unsre Bahn die Heertrazte entlang, auf welcher sich der unabsehbare stundenlange Strom der Derbypilger einherwälzt.

Schon bei Tagesanbruch beginnt diese Fahrt — zunächst zu Fuße. Eine sonderbare Gesellschaft bildet den Vortrab: Neger, Minstrels, Puppen- und Kuchenhändler, Kartenkünstler, Wahrsagerinnen, Bettler, auch Gentlemen, die Fußwanderungen vorziehen; neben ihnen Taschendiebe, Buchmacher und Seiltänzer. Dann folgen die Wagen: ein-, zwei-, vierspännig; Pferde und Esel; hocharistokratisch, bürgerlich respektabel, und — phantastisch. An jeder Ecke, vor jeder Brücke, in jedem Kreuzwege schwillt die Masse an und schiebt sich stets gedrängter vorwärts. Hie und da ein Halt; der innere Mensch bedarf der Erfrischung. Ueber alle Themsebrücken fließen sie zusammen und strömen dann durch Kennington den endlosen Clapham Road entlang. Sie drängen sich durch die Städtchen und Ortschaften den Hügeln von Surret) entgegen. Gleichmüthig sehen die städtischen Einwohner die gewohnte Karawane vorüberziehen. In den Landhäusern stehen Herrschaft und Dienerschaft noch von fern, denn der Spaß, der „Fun“, kommt für sie erst Abends. Nur die Kinder sind überall in Erregung und Bewegung; sie wechseln über die Gartenmauer mit den Fremden althergebrachte Scherzrufe, Einzelne lustige Leute haben sich bereits den Hut mit Federn und mit Kränzen aus buntem Papier geschmückt; sie tragen falsche Nasen und Bärte und stimmen bekannte schnurrige Lieder an. Aber das Alles klingt noch gemacht und — nüchtern; es findet noch keinen Anklang bei den ruhigen anständigen Pilgern und verstummt. Hitze und Trockenheit herrschen. Morgens 11 Uhr ist der Engländer gesetzt und voll Haltung, ablehnend gegen jeden Einbruch in die Schranken des respectablen Anstandes. Die tiefere Inspiration der nationalen Heiterkeit findet er erst später am Tage

Gegen 11 Uhr waren wir frisch und unbestaubt auf dem Bahnhofe von Epsom gelandet und begannen die Downs zu ersteigen. Die Sonne war immer noch in mildernde Schleier gehüllt, so schritten wir leicht über das kurze feste Gras der vorzüglichen Schafweiden hin, die, unterbrochen von Haidekraut und Ginsterbüschen, auf diesen Kalkhügeln lagern. Die wellenförmige breite Fläche vor uns zeigte sich bereits gut belebt. Allerlei ländliche und städtische Fuhrwerke trafen ein und wählten ihren Standpunkt für den Tag. Von hier aus gedachten die Insassen dann weiter vorwärts in die Rennbahn selbst vorzudringen.

Hier auf den Vorhügeln des Derby haben sich schon allerhand Jahrmaktsinduftrien niedergelassen. Wir verweilen einen Augenblick bei dem beliebten Vergnügen Knaok>'<zlQ>ävorn, oder das Cocusnußspiel. In 12 bis 20 flache

Rord und Süd. XXXIII., g«. IS

kreisrunde Gruben am Boden sind Stäbe gesteckt und auf der Spitze jedes Stabes ruht oder schwebt eine Eocusnuß. Dahinter steht, zum Schutze der Vorübergehenden, eine Zeltwand. Mit kurzen Knitteln wird auf etwa zehn Meter nach diesen Nüssen geworfen. Der Wurf kostet 3 Pfennige. Der Spieler zieht seinen Rock aus, reckt sich, befeuchtet seine Hände und wirft. Trifft er die Nuß und sie fällt außerhalb der Grube zu Boden, so gehört sie ihm; wenn nicht — nicht. — Ich weiß nicht warum? Aber während ich zusah, fiel jede Nuß fast stets in die Schale, Das reizt den geschickten Treffer; er nimmt das Spiel ernst und ein Einsatz nach dem andern wandert in die Kasse. Der Eigenthümer steht zwischen den Stäben, die etwa zwei Meter von einander entfernt sind. Wie er es anstellt, nie getroffen zu werden, namentlich wenn mehrere Spieler zugleich arbeiten, ist mir ebenfalls ein Wunder.

Weiterhin ragt eine hohe spitze Stange in die Lüfte mit einem Ouersparren. Von diesem laufen verschiedene starke Bindfaden herab. An ihrem untern Ende sind Glaskugeln befestigt; sie sind mit Federn bespickt und stellen Vögel dar. Die sämtlichen kleinen Federwülste rotiren mit großer Geschwindigkeit um die Stange durch die Luft. Wie? — ist mir wiederum unklar geblieben. Es wehte kein Wind und ich erinnere mich nicht einer mechanischen Triebkraft. Das Publikum war eingeladen, aus kleinen Gewehren seine Kunst an diesen rasch vvrüberfliegenden Zielen zu versuchen. Hie und da wurde eines getroffen. Die wesentlichste Gefährdung traf jedoch den nichtsahnenden Derbywaller, der unbedachtsamer Weise an der verkehrten Seite diesem Sport vorüberging. Kugelpfeifen und fallende Glassplitter sind nicht Jedermanns Sache — namentlich Vormittags,

Inzwischen haben wir die sanfte Höhe vor uns erklimmen und sehen an ihrem entgegengesetzten AbHange die Rückseite eines hohen Gebäudes aufsteigen. Es ist der „große Stand“, die mittlere Tribüne. Zu beiden Seiten ziehen sich Rückwände kleinerer Gebäude weit hinaus. Am Eingänge lösen wir drei Karten; für den Stand, für den Ring, für die Paddocks, und entrichten 30 Mark. Wir treten ein und befinden uns in einer ziemlich schmutzigen Eingangshalle, etwa auf der Höhe eines Wartesaals dritter Klasse, ihre Rückseite nimmt eine ausgiebige Trinkquelle ein.

Ueber dem Büffet führen Treppen empor auf das Dach des Hauses, wo in beträchtlicher Höhe einige tausend Sitze. Bänke und Boxes (Logen) angebracht sind. Letztere, zu vier Plätzen, kosten 240 Mark. Obgleich hier so ziemlich der einzige Platz wäre, wo man heute diejenige Klasse von Damen antreffen könnte, die man hier zu Lande in engeren Sinne „Ladies“ nennt, so widerstehen wir dennoch der Versuchung und stürzen uns hinunter in das Gewühl der Menge.

Aus der Trinkhalle führen offene Thören in's Freie. Hier liegt endlich der weltberühmte Rennplatz vor uns, Rechts ist der Gewinnposten, vor einem kleinen Tempelchen, in dem die Götter des Ortes







eilige Büffets aufgeschlagen und achtbare Männer stärken und kühlen sich hier mit Thee, Wein, Bier und Sandwiches, indem sie dem vorübertosenden Schwarme in völligster Nichachtung den breiten angelsächsischen Rücken bieten. —

Nun ist es bald neun Uhr. Endlich verlassen uns die grünen Weiden, die Parks, die Hecken, die Cottages und Halls. Wir 150.00« unschädliche Verrückte ziehen triumphierend in London ein.

Jawohl, wie eine siegreiche Armee ziehen wir ein. Auf unsrer Via Triumphalis in Grosvenor Place sind alle Balcone und Fenster mit rothen Teppichen behangen und mit heiteren schönen Zuschauerinnen besetzt. Hie und da fällt eine Blume auf uns herab. Weit häufiger aber, und zuletzt wie ein Schnellfeuer fliegen aus den Küchenregionen die Mehdüten in unhaltbarem platzenden Papiere zu uns herauf. So steigen wir endlich am Hyde Park Corner zur Erde, halb lachend, halb ärgerlich und einer Armee von geschlagenen und flüchtenden Müllern weit ähnlicher als den triumphirenden Mitgliedern des eleganten Sporting-Clubs, die ihre Coach heute Morgen, in höchster Sauberkeit und würdigster Feinheit, hinaus auf die weltberühmten Epsom Downs geführt hatten. —

Das war der große volkstümliche Festtag, das Ideal der Heiterkeit und des Vergnügens für den echten Londoner.

Als ich still und beschämt von Piccadilly durch die Querstraße meiner Wohnung und meinem Bade zueilte, wurde mein Auge durch einen riesenhaften Anschlagzettel gefesselt, der im Fenster eines Public-Hauses an der Down Street prangte:

! Resultate des Derby!

Expectotion (Erwartung) 1.

Vanity (Eitelkeit) 2.

Deception (Enttäuschung) 3.

! — Tausende rannten! —







u einer Zeit, in der sich die lebhafteste Bewegung kundgibt, den überschüssigen Kräften unserer Nation neue Stätten zu erschließen, wo sie zur gedeihlichen Entfaltung gelangen können, wo sie, un

beengt von der allzu mächtigen Mitbewerbung der Stammesgenossen, noch ungehobene Schätze der Natur sich zu eigen machen können, ist es vielleicht nicht überflüssig, eine jener vielen Bedingungen zu erörtern, an die der Erfolg eines solchen Bestrebens überhaupt geknüpft ist.

Eines der ersten Postulate eines jeden Colonisationsversuchs liegt wohl in der Erfüllung der Aufgabe, die Anzuesiedelnden in ihrer neuen Heimat auch ihre Existenzbedingungen finden zu lassen und zwar diese nach ihrem rein physischen oder physiologischen Charakter genommen. Was nützt denn aller Naturreichthum Indiens, alle Diamanten Afrikas, alles Gold Californiens, wenn der Mensch, der herbeieilt, sich mit diesen Schätzen zu bereichern, im Angesichte derselben — ein zweiter Tantalus — auf's Krankenbett geworfen wird, oder, kaum in ihren Besitz gelangt, dahinstirbt, alle seine mit so viel Leiden und Entbehrungen erkauften Hoffnungen mit sich in's Grab nehmend. Es wird also in erster Linie von uns die Frage zu beantworten sein, ob der Mensch die Fähigkeit besitzt, unter den veränderten äußeren Verhältnissen, den veränderten Lebensbedingungen, die ihm ein anderes Land als das seiner Geburt bietet, weiter zu leben und zu schaffen; sei es, daß diese veränderten äußeren Bedingungen überhaupt keinen Einfluß auf das Leben des Menschen ausüben, was nun einmal nicht der Fall ist, — sei es, daß er im Stande ist, sich denselben anzupassen, zu accomodiren. Die Frage spitzt sich also schließlich dahin zu, ob der Mensch dem Loose verfallen ist, an die Scholle gebunden zu sein, ob sein materielles wie moralisches Ge deihen nur innerhalb eines bestimmten, beschränkten Bezirkes unserer Erde möglich ist, oder ob er in einer Art physischen Kosmopolitismus im Stande ist, die Schranken, die durch den Zufall der Geburt ihm gesteckt wurden, kühn zu überspringen, ohne dieses Wagniß mit Degeneration oder gar mit dem Tode bezahlen zu müssen, kurz, ob er eine gewisse Acclimatisationsfähigkeit besitzt. Es wird hier von dem Worte Klima ein etwas weitgehender Gebrauch gemacht. Während wir unter demselben strenggenommen nur die Gesamtheit der meteorologischen Erscheinungen verstehen, welche den mittleren Zustand der Erdoberfläche charakterisiren, die Gesamtheit der „Witterungen“ eines längeren Zeitabschnittes, wie sie durchschnittlich zu einer bestimmten Zeit des Jahres einzutreten pflegen, spielen bei der Acclimatisationsfrage auch noch andere Factoren, die Erwerbs- und socialen Verhältnisse, die vorherrschenden Naturproducte, die Bodenbeschaffenheit :c. eine wesentliche Rolle. Wir werden aber in dieser Frage zwei wesentliche Punkte auseinander zu halten haben; wir werden zwischen dem Individuum und der Gattung zu unterscheiden haben. Wir werden zu untersuchen haben, wie der einzelne Mensch, die jeweilige Generation sich den veränderten Bedingungen gegenüber verhält, und wie sich alle diese Einflüsse bei der durch eine Reihe von Generationen repräsentirten Gattung geltend machen. Dabei werden wir die Acclimatisation als erreicht betrachten können, wenn der in ein fremdes Medium überpflanzte Mensch keine bisher als normal geltende Lebensdauer behält, also von keiner größeren Sterblichkeit ergriffen wird, wenn die neuen Generationen an Zahl und Widerstandsfähigkeit keine Einbuße erleiden, und wenn die physischen und intellectuellen Fähigkeiten in voller Integrität sich erhalten und bethätigen.

Die Beobachtungen, die bei den verschiedenartigen, durch Jahrhunderte selbst fortgesetzten Colonisationsversuchen gemacht wurden, und die freilich nicht alle verwerthbar oder gleich verwerthbar erscheinen, lassen ost die widersprechendste Deutung zu; dennoch ist es möglich, aus denselben nach den soeben aufgestellten Gesichtspunkten ein einheitliches Bild zu gestalten.

Es müssen düstere Erfahrungen gewesen sein, die noch am Anfange dieses Jahrhunderts den Anthropologen Knox zu dem Ausspruch veranlassen konnten: eine Colonisation in der Ferne, eine Acclimatisation sei jetzt überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit. Besonders die Wanderungen nach den durch die Ueppi gleit der Vegetation, der Fruchtbarkeit des Bodens, den Reichthum seiner Producte so verlockenden tropischen und subtropischen Landern haben schwere Opfer von Menschenleben verlangt, und verlangen dieselben noch heute.

So kommt es, daß weder in Ost- noch in Westindien es den Europäern bisher möglich war, sich rein, ohne Kreuzung bis in die dritte Generation zu erhalten, daß selbst in Egypten die Mameluken nur dadurch auf ihrem Bestand erhalten werden konnten, daß ihnen stets Zuwachs durch neu angekaufte europäische Sklaven wurde, daß in so vielen Colonien die Bevölkerung, trotz steter Immigration sich doch nur vermindert. In Martinique betrug die weiße Bevölkerung im Jahre:

1740 15 000 Personen;

1769 noch ... 12069

1848 nur noch. . 9 500 -

1862 kaum . . . 8 000

Man begreift das wohl, wenn man etwas näher eingeht auf die Hekatomben von Menschen-Opfern, welche viele dieser Colonien im Laufe der Zeit verschlangen. Im Februar 1802 landete in St. Domingo eine französische Armee von 58 545 Mann; vier Monate später waren 50 270 Mann todt und von dem Rest von 8275 Mann waren 3000 krank oder verwundet und nur 300 Mann kehrten 1809 nach Frankreich zurück. Sonstige ungünstige Erfahrungen blieben jedoch nicht etwa auf das Militär, die Truppen beschränkt, die eingewanderte Civilbevölkerung wurde oft nicht weniger heimgesucht. Von der aus ca. 16 000 Menschen bestehenden Colonie, welche die französische Regierung 1793 nach Cayenne schickte, wurden schon im ersten Jahre 13 000 Menschen hinweggerafft. Von 385 Individuen, die 1835 nach Holländisch-Guayana zogen, waren zu Ende des Jahres 189, also ca. die Hälfte, gestorben. Von speciellm Interesse für uns ist das Schicksal jener unglücklichen, durch Seelenverkäufer nach Peru verlockten deutschen Opfer. Im Jahre 1853, ein Jahr nach ihrer Ankunft, hatten schon ca. 300 (nach anderen Quellen sogar 600) ihre Leichtgläubigkeit mit dem Leben gebüßt. Es läßt sich jedoch gegenüber der Tragweite der soeben , angeführten Daten der Einwand erheben, daß es sich hierbei um exceptionelle Verhältnisse handle, daß diese traurigen Ereignisse zurückzuführen seien entweder auf den schon an und für sich ungünstigen physischen und socialen Zustand der hiervon Betroffenen, oder auf besonders ungünstige Existenzbedingungen im neuen Heimatlande. Wir werden der Lösung der Frage schon näher kommen, wenn es uns möglich ist, einen Vergleich anzustellen zwischen der Sterblichkeit der seit Jahren bereits ansässigen Colonisten und der der Bewohner des Mutterlandes. Wir sind in den Stand gesetzt, bei der englischen Bevölkerung Ostindiens einen derartigen Vergleich zu unternehmen, der, wie folgende kleine Tabelle zeigt, ziemlich zu Ungunsten der in Indien lebenden Engländer ausfällt.

Nord und SKd. XXXIII., SS. 17

Es ist nach dieser Zusammenstellung bis zum 55. Lebensjahre in Indien die Sterblichkeit der Engländer eine weit größere, in manchen Altersklassen bis doppelt so große als in England, nur in den späteren Lebensjahren, vom 55. Jahre an, tritt das umgekehrte Verhältniß ein, da in Indien die Europäer in einer viel früheren Lebensperiode hinstirben, und so nur die besonders Widerstandsfähigen ein höheres Lebensalter erreichen. Ganz ähnliche Resultate liefert für Westindien ein Vergleich zwischen der wirklichen und der erwartungsmäßigen Sterblichkeit. Für eine jede Altersklasse läßt sich an der Hand unserer langjährigen Erfahrungen, unserer sorgfältigen Sterberegister eine sogenannte Lebens- und Sterbenswahrscheinlichkeit ausrechnen, d. h. die Wahrscheinlichkeit für eine Person, in einem bestimmten Alter das nächste Jahr zu erleben, resp. im Laufe des nächsten Jahres zu sterben. Auf diese Weise findet man dann auch diejenige Zahl, die uns angiebt, wie viele Personen einer bestimmten Altersklasse innerhalb einer bestimmten Zeit mit dem Tode abzugehen haben.

Diese Zahl, verglichen mit der Zahl der tatsächlich erfolgten Todesfälle, giebt uns dann eine Auskunft darüber, ob die Sterblichkeit erhöht oder vermindert ist. So fand man denn:

Mortalität in Westindien:

Alter Gestorbene Erwartungsmäßig Gestorbene

Die Uebereinstimmung dieser Tabelle mit der oben von Indien gegebenen ist eine ziemlich große. Auch hier ist bis zum 55. Lebensjahre eine mehr als auf das Doppelte gesteigerte Sterblichkeit, und nur im späteren Lebensalter scheinen sich wieder die Differenzen ausgleichen zu wollen.

So interessant nun auch der Einblick ist, den wir durch diese Berechnungen in die Acclimatisationsfrage gewinnen, so können wir diese Zahlen doch noch nicht als entscheidend genug ansehen. Abgesehen davon, daß die Anzahl der



ssÄ öissolvuutur; ciuss sutsin sx «älläis loois sub ssptsutrium reZiouss trißigss, uou uou ladorsnt immutations loci valstuäiuidus, ssä stism «onür» rasatur. „Körper, Organisationen, die aus kalten Regionen in warme überführt werden, finden dort keinen Bestand, sondern werden aufgelöst; diejenigen aber, die aus heißen Gegenden in die kalten Regionen des Nordens verpflanzt werden, leiden nicht nur nicht durch diese Ortsveränderung, sondern erfahren sogar noch eine Festigung ihrer Gesundheit."

Der Mensch erträgt nicht bloß innerhalb gewisser Grenzen einen niedrigen Temperaturgrad leichter als einen höheren, er kann sich auch bisher leichter gegen Kälte als gegen Hitze schützen. Sodann aber verhindert oder mildert die niedrige Temperatur gewisse anderweitige Lebenserscheinungen. Göhrungsvorgänge, EntWicklung niederer Organismen, die mit der Entstehung der verheerendsten Krankheiten im Zusammenhange stehen.

Freilich ist in den jetzigen Zeiten die Tendenz zu Ansiedelungen im Norden eine nur geringe; das Land der nördlichen Hemisphäre ist, wenigstens in Europa, entweder genug bevölkert, um nicht Veranlassung zu neuen Einwanderungen zu geben, oder die Lebensbedingungen, die Erwerbsverhältnisse sind dort so schwierig, daß sie kein anlockendes Object darzustellen vermögen. Auf eine allgemeine große Erfahrung können wir jedoch für diese Nordlandsfahrten hinweisen, auf die der großartigen EntWicklung und Entfaltung Nordamerikas, fpecicll der Vereinigten Staaten, wohin seit mehr als einem Jahrhundert ein ununterbrochener Auswanderungsstrom, mitunter auch aus südlicheren Regionen sich ergießt (auch die deutsche Auswanderung hat sich in letzter Zeit nicht ohne Erfolg den nördlichen Neuenglandstaaten zugewendet) und der zu einer wahrhaft großartigen Entfaltung geführt hat. Es wird zwar auch hier von einer Degeneration des ursprünglichen Typus gesprochen. Rameau glaubt auf seinen Reisen den Eindruck bekommen zu haben, daß unter der Bevölkerung ein gewisser materieller und moralischer Verfall eingetreten sei, daß sich an die Stelle der ursprünglichen etwas rohen Jugendkraft (vsrSsur uu psu ruä«) eine gewisse Zartheit, Dclicatesse und Verweichlichung («ckouoissiusQt) gesetzt hat. Es wird dieser Ausspruch wohl reichlichen Widerspruch finden, und im Allgemeinen scheint auch das energische, unermüdlche Treiben der Amerikaner, ihr Unternehmungs- und Erfindungsgeist denselben nicht zu rechtfertigen. Auch die Franzosen, die in' ihrem Acclimatisirungsbestreben nach dem Süden nicht allzusehr vom Glück begünstigt sind, haben mit ihren canadischen Ansiedelungen beachtenswerthe Erfolge erzielt. Von 10 000 Personen, aus welchen 1761 die französische Bevölkerung bestand, ist dieselbe innerhalb 90 Jahre auf 695 945 FrancoCanadier angewachsen. Vielleicht gehörten auch in diese Kategorie die Nordfahrten der italienischen Arbeiterbevölkerung, die mit so großem Erfolge der einheimischen in Deutschland und Oesterreich Concurrenz bietet.

Diese leichtere Anpassung an ein kälteres, nördlicheres Klima hat aber auch nicht gleichmäßige Geltung für alle Rassen, Bei den Negern hat die Verpflanzung derselben von Süd nach Nord in den meisten Fällen sehr ungünstige Folgen gehabt. Ein Negerregiment, das 1817 nach Gibraltar versetzt wurde, wurde innerhalb 15 Monate durch Lungenphthise fast ganz aufgerieben; eben so wenig erhält sich die Negerrasse in Algier, Aegypten; ja selbst auf den Antillen, deren Klima dem ihres Heimatlandes schon ziemlich nahe steht, überwiegen bei ihnen die Todesfälle über die Geburten. 1816— 32 war daselbst die jährliche Durchschnittsbevölkerung der Neger 696 171. Es überwog nun die Zahl der Todesfälle die der Geburten derart, daß auf 100 Geburten III Todesfälle entfielen. Aus diese Weise mußte aber jährlich eine Verminderung der Bevölkerung um 2000 Individuen eintreten.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung wieder zu den Europäern zurück, so begegnen wir selbst auf den nach dem Süden gerichteten Wanderungen derselben theils einzelnen Localitäten, theils auch ganzen Ländergebieten, wo die Colonisationsversuche von Seite der Europäer und selbst der bekanntlich so schwer sich acclimatisirenden Franzosen, Deutschen :c. mit Erfolg gekrönt waren und es noch sind. So erhält sich in Louisiana eine französische Colonie siegreich und ist im steten Wachstum begriffen. In Euba prosperiren die spanischen Tabakbauern in einer Weise, daß sie innerhalb 87 Jahren sich verachtfachen und eine geringere Sterblichkeit nachweisen lassen als im Mutterlande selbst. Rousselet hat 1867 in Centralindien (Bhopal) im Herzen des Vindhyagebirges einen kleinen Tribus europäischen Ursprungs gefunden, der zurückzuführen ist auf eine im Jahre 1557 erfolgte französische Einwanderung, und bei dem eine Reinerhaltung der europäischen Rasse dadurch erhalten wurde, daß nur Kreuzung mit Europäern, besonders mit Portugiesen, erfolgt. Ja selbst Regionen, die im Allgemeinen der Colonisation sich feindlich Verhalten, fassen Landstriche in sich, in denen dieselbe doch möglich erscheint. In Guadeloupe ist unter den Franzosen die Sterblichkeitsziffer größer als die der Geburten. Der jährliche Ueberschuß der Sterbefälle über die Geburten beträgt ungefähr 0,46. Von den 31 Gemeinden jedoch, die hier in Betracht kommen, hatten 15, also fast die Hälfte, mehr Geburten als Sterbefälle.

Von hoher Bedeutung für die ganze Colonisationsfrage ist «der das Verhalten der südlichen Hemisphäre. Wenn wir die bisher vorgeführten Thatsachen noch einmal recapituliren, so finden wir, daß sich fast alle auf die nördliche Hemisphäre bezogen. Die Frage nach der Möglichkeit einer Acclimatisation gewinnt jedoch sofort einen anderen Charakter, wenn wir die klimatisch scheinbar gleichwerthigen, aber südlich vom Aequator gelegenen Ländergebiete in's Auge fassen. Da stoßen wir auf weite Strecken, in denen sich die Europäer ziemlich rasch und mit großem Erfolg anzusiedeln vermochten. In Australien sind fast alle europäischen Rassen, sodann Neger und Chinesen vertreten, und Alle finden dort ihr Gedeihen; nach Van Diemens-Land flüchten die Engländer, wenn sie sich an das Klima Ostindiens nicht gewöhnen können; ihre Armee besitzt in Neu-Seeland und Australien eine geringere Sterblichkeit, als in England selbst; ebenso die spanischen Colonien in Süd-Amerika, Montevideo, Buenos Ayres, die holländischen Colonien am Cap der guten Hoffnung, Port Natal, die der Portugiesen am Congo. In Taiti, 18 Gr. südl. Br., hat die Sterblichkeit der französischen Garnison innerhalb acht Jahren nicht die Größe von zehn pro Mille erreicht, während sie sich in Frankreich auf 20 per Mille belief. Auf der Insel Bourbon haben sich die sogenannten petit8 KIsuLs, Nachkommen alter Colonisten, die in den entlegenen Thälern des Centrums der Insel seit 200 Jahren leben, rein und ungeschwächt erhalten.

Von großer Tragweite sind auch die Erfolge in Brasilien. Hier hat sich die brasilianische Regierung selbst bestrebt, das Land durch Herbeiziehung von Colonisten zu heben, zu bevölkern und zu verwerthen. In hohem Grade beachtenswerth sind nun hier gerade die Colonien der Deutschen in den drei südlichen Provinzen Rio Grande del Sul, Santa Catharina und Parana (von dem Wendekreis bis zum 33° s. Br.). Namentlich in der elfteren ist das Deutschthum bereits zu einer Macht geworden, die heutige Bevölkerung von Rio Grande del Sul wurde auf 580 000 veranschlagt mit ca. 90 000 Deutschen, die von Santa Catharina auf 200 000 mit «0 000 Deutschen (Jung). In jenen drei Provinzen leben bereits über 150 000 Deutsche, welche ihre Sprache und ihr Stammesbewußtsein zum großen Theil behalten haben. Sie haben nicht nur den Handel der Provinz an sich gebracht, sie besitzen auch, obwohl nur den 7. Theil der Bevölkerung bildend, bereits den 5. Theil des Grundeigenthums, nach dessen Ausdehnung, und den 3. Theil desselben, nach dessen Werth bemessen. Sie besitzen ferner einen maßgebenden politischen Einfluß in den localen und provinziellen Angelegenheiten. Ja in diesen Provinzen ist auch die auffallende und von bisherigen Beobachtungen abweichende Thatsache zu cvnstatiren, daß, während die romanische Bevölkerung gar keine oder nur eine geringe natürliche Vermehrung aufzuweisen hat, in vielen deutschen Colanien erst auf 4 Geburten 1 Todesfall kommt.

Aber auch in Chile, der argentinischen Republik, in Uruguay, in allerneuester Zeit auch Paraguay und selbst Peru finden wir speciell deutsche Ansiedelungen, welche nach Jung fast sSmmtlich bei zunehmendem Gedeihen den Beweis liefern, daß der Deutsche hier nicht nur die Bedingungen für eine ersprißliche materielle Entwicklung findet, sondern auch, daß dieses Gebiet, ungleich anderen, ihn weniger der Gefahr aussetzt, seine eigene Nationalität einzubüßen und in den ihn umgebenden Völkerschaften aufzugehen.

Ganz besonders und wahrhaft frappirend tritt die hier hervorge« hobene Differenz zwischen den beiden Hemisphären in der Sterblichkeit der englischen und französischen Armee, je nach ihrer Dislocation hervor. Die Sterblichkeil der englischen Truppen nördlich vom Aequator (innerhalb der Breite von 5—32«) schwankte zwischen 37 bis fogar 668 auf 1000 (668 pro Mille auf Cap Coast. 483 pro Mille in Sierra Leone) südlich vom Aequator (vom 15. bis zum 47. Breitengrad) zwischen 7,8—22,4 auf 1000. Die der französischen betrug nördlich vom Aequator (vom 5. bis zum 35. Breitengrad 78—106 pro Mille, südlich vom Aequator von 2. bis 17. Breitengrade) 9,8—10,1 pro Mille!



erzählen, nicht entging. Doch daran trug ich allein die Schuld, ich hatte ihn dazu aufgefordert; und vielleicht fühlte er, daß ich von ganzem Herzen Antheil an seiner Schwester nahm, er mir also vertrauen konnte.

„Grethe war sehr glücklich, Sie gestern gesehen zu haben," sprach er weiter. „Wir haben den ganzen Abend von Ihrem Elternhaus geredet und von einem Ball, zu dem ich auch mitgeladen war."

„Margarethe sah reizend aus, ich entsinne mich sogar ihrer Toilette, sie hatte eine Schilfgarnitur um ein Weißes Kleid und auch Schilfblätter auf dem Haar."

„Ja, ich weiß es auch noch genau. Mama liebte elegante Kleider und hatte aus alten Sachen von sich Grethen so hübsch herausgeputzt. Ich glaube, sie war die Allerschönste auf dem Balle."

„Das war sie; aber jetzt sieht sie recht angegriffen aus."

„Oh, wie eine alte Frau," sagte er achselzuckend, „sie ist ja auch 28."

Nord und Sud, XXXIII., S8, ^

„Ist das so furchtbar alt?" fragte ich lächelnd.

Er wurde roth, denn ihm fiel ein, daß ich eben so alt war. Hör ein unverheirathetes Mädchen," meinte er dann etwas verlegen, als Margarethe eintrat. Sie brachte ihm eine kleine Schüssel mit Spargeln und etwas Zunge. Ja, wenn sie ihn so nährte, mußte sie viele Blumen zeichnen! Ich trat an's Fenster, damit ihn meine Anwesenheit nicht beim Essen genirte. Er hatte aber von der Wichtigkeit seiner Mahlzeit die Ueberzeugung, die Reconvalescenten eigen ist, und es war eine überflüssige Vorsicht meinerseits. — Die Luisenstraße ist immer unschön, der Novembernebel machte sie noch trüber. Das Zimmer glich ihr; es war kleinbürgerlich eingerichtet, die rothe wollene Tischdecke, die „möblirten Zimmern" anzuhafte scheint, eine wurmstichige Commode u. s. w., die traurigste Armuth, weil sie nicht individuell, sondern gleich typisch erscheint. — Margarethe errieth die Betrachtungen, die ich anstellte.

„Man hängt doch weniger von seiner äußeren Umgebung ab, als man glaubt," sagte sie.

„Ich meine, Du irrst Dich," entgegnete ich. „In entscheidenden Augen blicken und für die großen Gefühle des Lebens ist die äußere Umgebung ganz gleichgiltig; das kleine tägliche Sein aber beeinflußt sie mehr als wir ahnen oder uns zugestehen."

„Wie eigen, daß Du auch solche Beobachtungen gemacht Haft! Ich glaubte bisher, der englische Nebel wäre es, der mir diese Neigung gegeben." erwiderte sie nach einer Weile.

Da hatte Erwin seine Mahlzeit beendet, und die Schwester drang darauf, daß er ein wenig zu schlummern versuchte. Wir gingen daher in das Nebenzimmer, in dem Margarethe schlief, arbeitete und zugleich auf einem Petroleumkocher die Mahlzeiten für den Kranken herrichtete. „Seitdem er soviel besser ist, habe ich nur die Aufwartefrau zur Hilfe," sagte sie, als sie sich daran machte, die gebrauchten Teller und Schüsseln zu reinigen. Ich half ihr, und sie lachte darüber, wie viel praktischer ich Alles angriff.

«Ja, ja, so eine verheirathete Frau versteht es. Ich habe wenig Geschick, gar keine Uebung, nur guten Willen, und der ersetzt nicht Alles."

Dies gemeinsame Tellerwaschen hatte uns aber einander viel näher gebracht, als unsere bisherigen Gespräche. Die Scheu, die sie augenscheinlich vor mir gehabt, verschwand; sie fühlte die Zusammengehörigkeit, die uns doch die vielen gemeinsam verlebten Schuljahre gaben. Aber daß sie unter dem Bann irgend einer acuten Angst stand, daß ihr Interesse irgendwo anders als hier war, fühlte ich immer deutlicher.

„Es ist eine merkwürdige Fügung, daß ich Dich gerade gestern traf." sagte sie. „Ich hatte in Berlin noch niemand Bekannten gesehen."

„Sind Deine Verwandten nicht mehr hier?"









#### Illustrierte Bibliographie.

eschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbrüche der Barbaren von Victor Duruh. Aus dem Französischen übertragen von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Mit ca. LXXXI Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. Lief. 1—10. Verlag von Schmidt K Günther in Leipzig,

Von Seiten der Fachmänner wie der gebildeten Laien ist es oft beklagt worden, dass die deutsche Historiographie, welche seit Beginn dieses Jahrhunderts eine Reihe epochemachender, alle Theile der Geschichte umfassender Arbeiten hervorgebracht hat, noch immer nicht die große Lücke zwischen dem Untergang der römischen Republik und der Gründung der germanischen Staaten in würdiger Weise ausgefüllt hat. Nicht etwa als ob ein Mangel an Darstellungen der römischen Kaiserzeit vorhanden wäre. Von Tacitus und Gibbon bis herab auf Peter, Schiller und Herzberg, oder Universalhistoriker wie Georg Weber haben sich eine Reihe namhafter Forscher mit Vorliebe gerade diesem Theile der römischen Geschichte zugewandt. Aber ihre Werke lassen entweder die Kunst der Darstellung oder die Tiefe der Auffassung oder endlich die gründliche Kenntnis der hundertfach verschiedenen Quellen der römischen Geschichte vermissen, ohne welche wir einmal eine geschichtliche Darstellung nicht als klassisch bezeichnen können. Der einzige Deutsche, der im Stande wäre, ein Werk zu schaffen, welches die genannten Forderungen erfüllte, ist Theodor Mommsen, der Geschichtsschreiber der römischen Republik. In dem Moment, in dem mir dieses schreiben, geht durch die Zeitungen die Nachricht, daß Mommsen im Begriffe stehe, eine Fortsetzung seiner Geschichte der Öffentlichkeit zu übergeben. Und trotz des großen Erfolges, den wir diesem Werke vorhersagen können, stehen wir nicht an, die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Werk eines Ausländers hinzulenken, welches den gleichen

Gegenstand behandelt. Wir Deutsche erkennen da? Gute, wo wir es auch finden, neidlos an. Seit seinem Erscheinen fand das Werk Duruus, des früheren Unterrichts Ministers unter Napoleon III., auch in Deutschland einen großm Kreis von Lesern und Bewunderern. Es zeichnet sich in der That durch die seltene Vereinigung der umfassendsten Gelehrsamkeit und einer bedeutenden stilistischen Eleganz aus. Beginnend mit der Gründung Roms und die Erzählung bis zum Untergang des Weltreichs führend, weist er an allen Stellen der Erzählung dieses mehr als tausendjährigen Zeitraums die gleichen Vorzüge auf. Und dennoch wäre es aus leicht erkennbaren Gründen überflüssig gewesen, das ganze Wer! des französischen Gelehrten zu übersetzen; derjenige

Theil genügte, der eine Lücke in unserer historischen Literatur ausfüllte. Wie diese Beschränkung den sichein Blick der Verleger für die Abfayfähigkeit des Buche« beweist, so zeugt für ihren literarischen Toct der Umstand, das, sie einen der gründlichsten Kenner der römischen Geschichte als Ubersetzer gewonnen haben.

Die ersten Lieferungen dieser auf 4 Bände (5 25 Hefte) berechneten Ucherseftung liegen vor uns. Duruu entwirft darin ein Gemälde der römischen Welt, wie sie sich nach der Schlacht bei Actium unter dem Einfluß Octavians entwickelt hat. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, an dieser Stelle auf den Inhalt des Gebotenen näher einzugehen. Es genügt, hervorzuheben, daß die Neugestaltung des Heerwesen?, der Finanzwirthfchoft und der inneren Verwaltung in ebenso klarer als gründlicher Weise behandelt werden. Wir lernen die Maßregeln kennen, durch welche der Kaiser die Ordnung im Reiche sicher zu begründen verstand: die Reformen, durch deren Einführung er als Wiederhersteller der Religion und Moral zu betrachten ist. Daneben

fällt ein Blick in das häusliche Leben der Römer, oder auf die Geistesrichtung der damaligen Künstler und Gelehrten. Den breitesten Raum in dieser Darstellung nimmt das Verhältnisz ein, in welches der Augustus zum Senate getreten ist; obwohl nominell im Besitze fast aller früheren Vollmachten, ist diese Körperschaft nichts als ein gefügiges Werkzeug in der Hand des Fürsten. „Welch ein fast lächerlicher Gegensatz," sagt Duruy — und wir geben hiermit eine Probe seines Styls und seiner Art zu charakterisiren: „Der Reichsrath regiert die volle Hälfte des Reiches und empfängt die Botschafter auswärtiger Fürsten. Unter seiner Aufsicht steht der Staatsschatz? seine Beschlüsse sind Gesetze, wie in den Tagen der patrizischen Allmacht, und die groszen Schuldigen sind jetzt den Volksgerichten entzogen und seiner Gerichtsbarkeit unterworfen. Der Senat hat siegreichen Feldherren den Triumph zuzuerkennen, und mehr als dreißig haben denselben im Laufe von zehn Jahren in dieser Weise erlangt. Er ist auch

die Quelle aller Gesetzlichkeit, — selbst für den Kaiser, der seine Vollmachten mm Senat sich übertragen und unter Umständen verlängern läßt. Der Senat entbind« von gesetzlichen Vorschriften und hat die durch den Kaiser mit auswärtigen Fürsten und Völkern geschlossenen Verträge zu bestätigen; mir werden sehen, daß er auch die Anerkennung solcher Kaiser ausspricht, die nur durch die Soldaten gewählt sind, daß er einige selbst ernennt, daß er unter Umständen es wagen kann, ihr Testament zu vernichten. Mehr noch, „er schafft neue Gottheiten“: Mir werden erfahren, daß er lobte

Antile Lampen aus Vronze und Thon.

Aus Duruy, Geschichte de« rSmischen «oiserreich». überseht von Hertzberg,  
Leipzig, Schmidt Sc SKnther.

Kaiser zu den Olympiern gesellt, andre freilich über die Gemonische Treppe schleifen läßt. Was also entbehrt er? Jedenfalls weder Rechte noch Würden, nicht einmal die Freiheit der Verhandlung, — ist doch Augustus selbst mehr als einmal aus dem Scnatsaal entwichen, wenn der Wortwechsel einen allzu leidenschaftlichen Charakter annahm. Und doch, sehen wir zu: welch ein fast lächerlicher Gegensatz zwischen dem Pomp der äußeren Formen und der hohlen Nichtigkeit des Inhaltes! — Das sogenannte souveräne Volk ist in Wahrheit nur noch ein Haufe von Bettlern, die so aussehen, als sei das ihre Entschließung, was doch der Machthaber verlangt, der sie ernährt, ergötzt und bezahlt. Diese Senatoren aber reden und entscheiden, wie sie es eben können als Creatures des Fürsten, nach dem sie täglich ihre Hand ausstrecken, um ihren Gläubigern zu entgehen. Unter ihrer purpurgestreiften Toga haben sie nicht einmal die Freiheit, die der zerlumpte Proletarier sich gerettet hat, nämlich die — der großen Komödie laut in's Gesicht zu lachen, welche Augustus und die römische Aristokratie so feierlich aufführten."

So viel über den Inhalt. Dem innerm Werths des Buches entspricht eine ganz hervorragende äußere Ausstattung. Das Papier, der Druck und die zahlreich eingestreuten Illustrationen, mit größter Sachkenntnis; ausgewählt, sind eine bei wissenschaftlichen Werken seltene Erscheinung. Bei alledem ist der Preis des Heftes so bemessen, daß selbst den minder Bemittelten die allmähliche Anschaffung des Werkes ermöglicht ist. 8. I..

Märkische Sreifzüge.\*)

Es ist die Zeit des Mittags. Soeben sind die letzten Schläge der nahen DorfBlocke verhallt. Und wie trauhaftes Schweigen und Ausruhen liegt es auf Wasser und Feld. Eine Meise zirpte noch über unS in dem entlaubten Kirschbaum, nun steigt sie empor und zieht mit leisem Abschiedgruß hinüber über den See. Auch der Wind hat sich gelegt. Die Windmühle droben auf dem Hügel hält jetzt inne und blickt, wie in Gedanken verloren, nieder in den See. Das Schilf flüstert nicht mehr; Wind und Wasser schweigen und Wes ist still. —

Mit diesem Satze schließt das Buch und das ist ganz Trinius! In der Zeit der Nachahmung und der Schablone ein Mensch, der doch seine eigene Art hat, und nicht nur das, einer der die Dinge zugleich poetisch verklärt. Wenn man ein Trinius'sches Buch liebt, muß man sich den Dichter vorstellen, der es geschrieben hat. Es kann nicht anders sein! Es ist ein ernst blickender Mann mit einem stillen, sinnenden Ausdruck in den Mienen. Er scheint nichts zu bemerken und doch saugt er seine Seele voll, wo irgend er sich befindet. Seine Seele! Einer von den Auserwählten, dem nichts verborgen bleibt, der aber nur den Zauber der Dinge auf sich wirken läßt. Auf jeder Seite des Buches tritt uns der Mensch entgeg, der mit sühlt, mit meint, mit — lacht. Denn Trinius ist auch Humorist, er ist es in einem ungewöhnlich sympathischen Sinne. Trinius schreibt auch ein vortreffliches Deutsch und hat doch auch hier wieder seine besondere Art. Seine wie Inseln eingestreuten ganz knappen Sätze von wenigen Worim, fördern noch den leichten Fluß eines Buches, das man wie eine Novelle liest.

Als ich ausgelesen hatte, dachte ich: das ist ein guter Mensch, und wer seine Schriften liest, kann sich „veredeln“! Welch ein Wort! wo wir in dem Drange nach einem thörichten Realismus vergessen, daß nur eins Recht hat, nur eins Bestand haben kann: das Wahre mit dem Schönen künstlerisch zu verbinden. Keine Kritik ist dies; ich gebe nur meinen Eindruck von dem köstlichen Buch, Und zum Schluß noch ein Trinius'sches Bild. Wie zart, wie plastisch zugleich!

„In langen Reihen ziehen draußen die Heerdm langsam die breite Dorsstraße entlang, an dem Pfarrhause vorüber, vor dessen Thür der greise, silberhaarige Seelsorger sitzt und sinnend in den erglühenden Abend schaut. Landleute kehren von den Feldern heim, Kinder eilen mit Reisigbündeln und Beeren aus dem Walde zurück. Die Frauen bieten einen ‚guten Abend‘ und die Männer und Burschen ziehen ehrerbietig die Mützen.

Die Kinder aber laufen herbei und reichen dem verehrten Manne treuherzig die runden, sonnenverbrannten Händchen. Milde ruhen seine hellen blauen Augen auf ihnen, und es klingt weich und sanft aus seinem Munde, als segne er gerührt die Jugend,“ L. L

\*) Märkische Streifzüge. Neue Folge. Oestlich von Berlin — Im Lande Lebus — Spree-Landschaften — An der Ruthe — Havel — Landschaften von A. Trinius. Berlin, Schmidt sc Sternar.



Leopold von Sacher-Zasch in Leipzig,

Zwei Königinnen, Novelle 23^

F. Keller-Leuzinger in Stuttgart.

Ferdinand von Kesseps. 20)

Theodor Lipps in Bonn.

Ueber die Symbolik unserer Kleidung 221,

Georg von Gertzen in Marseille.

Fortis. Li» Matchen 222

Isidor öoifka in Prag.

Colonisation und Klima 262

Alexander Brückner in Dorpat.

Der Fortschritt in der Geschichte 272

Karl Iaenicke in Breslau.

Annette von Droste-Hülshoff 2H1.

Bibliographie 4(6

Bibliographische Notizen ^9

hierzu ein Portrait von Ferdinand von Kesseps..

Radirung von Wilhelm Rohr in München.

«Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in heften mit je einer «unstbeiwge. preis xro gZuart.il (Z heftei b Mark.

Alle auf den redaktionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die iSebscrion nach Breslau, Siebenhufenerstraße ohne Angabe eines Personennamens zu richten.



der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (— 3 Hefte) broschirt 6 ZNark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 3 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original - Ginöanöoecken

im Stil des jetzigen Heft > Ilmschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXIII (April bis ^uni 1,S35), wie auch zu den früheren Bänden I — XXXII stets zur Verfügung. — Der preis ist nur ^ Mark 50 Vf. pro Decke Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst SO Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren. Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von öchottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Eine deutsche Monatschrift.

herausgegeben  
von

Paul Lindau.

XXXIII. Band. — Juni 1885. — 99. Heft.

(Mit einem Portrait in Rotdruck: Ferdinand von Kesseks.)











Holze, mit Gold verziert, flog durch die dunklen Tannen, einer Taube gleich, die vor dem Geier flieht. Die feurigen schwarzen Pferde schnaubten, und noch immer trieb sie die schöne Frau, welche, in dunkle Felle geschmiegt, die Zügel führte, mit der Peitsche vorwärts.

Und dennoch kam sie zu spät.

Ein Schuß fiel, ein zweiter, und als sie auf der Waldblöße hielt und aus dem Schlitten sprang, war der Arzt bereits damit beschäftigt, die Kugel herauszuziehen, welche Makar in den rechten Arm bekommen hatte.

„Da sind wir wieder auf demselben Punkte," sprach Zenobia, indem sie mit einem herzlichen Blick die Hand auf Makars Schulter legte.

„Diesmal ist es nicht so ernst," antwortete der Verwundete lächelnd, „aber ich habe einmal kein Glück im Duell."

„Nun, sind Sie jetzt mit mir zufrieden?" fragte sie und ließ sich nahe bei ihm auf dem Divan nieder.

„Nicht so ganz," entgegnete Makar lächelnd.

„Ei! Ei!"

„Sie waren mein guter Engel, mein holder Stern, der mir den Weg zum Glück gezeigt hat, aber das ist nicht genug."

„Was wollen Sie noch, mein Freund?" Die Gräfin erröthete und spielte verlegen mit den zarten weißen Härchen ihrer Pelzjacke.

„Was ich will?" Makar nahm sie bei den Händen und blickte ihr treuherzig in das Gesicht, „wenn Sie es nicht wissen, nicht fühlen, dann —"

„Ich weiß Alles," rief Zenobia, „denn ich liebe Sie, Makar, seit jener Stunde, wo ich Sie im Walde von Zoltin in Ihrem Blute fand, und so wie ich Sie jetzt halte, für immer, so nehmen Sie mich hin." Sie schloß ihn mit einer raschen, herrlichen Bewegung an ihre Brust, und seine Lippen suchten und fanden die ihren.



Ferdinand von öseseps.

von  
F. Weller-Teuzinger.  
— Stuttgart. —

Die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts wird von kommenden Geschlechtern, deren Blick, ungetrübt durch brennende Zeitfragen, das Ganze unserer kulturgeschichtlichen Entwicklung überschauen und zusammenfassen kann (etwa so wie uns bei der Betrachtung einer Reliefkarte die Gebirgszüge und Flußläufe klarer zum Verständnisse kommen, als wenn wir selbst mitten in einem der Thaleinschnitte stünden) als eine Zeit des gewaltigsten Aufschwunges in Bezug auf Weltverkehr und Welthandel charakterisirt werden.

Die Erfindung und erstmalige Einführung von Eisenbahnen, Dampfern und elektrischen Telegraphen ist allerdings schon älteren Datums, doch war eine gewisse Zeit der Reife nothwendig, um deren Verwerthung für Handel und Verkehr zu einer so ausgiebigen zu machen, deren weitreichenden, alle Verhältnisse umgestaltenden Nutzen praktisch darzulegen, und auf derart gewonnener Basis zu größeren, bis dahin für unerhört gehaltenen Entwürfen zu schreiten.

Eiserne Schienenstränge durchzügen heute zwei- und dreifach die Continente von Ocean zu Ocean, gewaltige Dampfer durchpflügen mit oder ohne staatliche Subvention unsere eigenen Nordmeere wie die fernste Südsee, und diese ganze, im Laufe weniger Jahrzehnte eingetretene Umwälzung war schließlich so weit vorgeschritten, daß sie, ohne die Einführung durchaus neuer Motoren wenigstens, wesentliche Verbesserungen nicht mehr zuzulassen schien.

Aber der auf weitere materielle Fortschritte erpichte Geist unserer Zeit beruhigte sich dabei nicht; die mit Windeseile durchflogenen, Entfernungen sollten in sich selbst gekürzt, dem Weltverkehr ganz neue Bahnen gewiesen werden — und Ferdinand von Lesseps machte sich zu dessen Sprecher.

Vasco da Gamas kühne Fahrten hatten dem Abendlande den Weg um das „Cap der Stürme“, wie es ursprünglich genannt wurde, gezeigt und damit dem Caravanenhandel von Indien und Centralasien nach dem Mittelmeere (der Grundlage von Venedigs und Genuas Reichthum und Größe) ein Ende gemacht.

Nahezu vier Jahrhunderte lang umsegelten die Schisse der Portugiesen, Spanier, Holländer, Engländer, Deutschen und Franzosen, der neuen Weisung froh, Afrikas Südspitze, um nach Indien zu gelangen.

Die Schätze der neuerschlossenen, zum Theil erst neuentdeckten Länder waren so groß, der verheißene und tausendfach realisirte Gewinn ein so enormer, daß man die lange und gefährliche Fahrt nicht scheute, ja es schien sogar die damit verbundenen Abenteuer einen dem des Hazardspieles ähnlichen Reiz auf die damalige Welt auszuüben.

Indessen hatte England in Indien ein ungeheueres Colonialreich gegründet, die Inselbesitzungen anderer europäischer Völker, der Holländer in erster Linie, hatten unter einer von gesundem Egoismus geleiteten Verwaltung eine höhere und stets wachsende Bedeutung erlangt, eine neue Aera hatte begonnen und statt der unbehilflichen, von Wind und Wetter abhängigen Segelschiffe durchfurchten schnelle Dampfer die Meere.

Damit war auch der Zeitpunkt gekommen, um ein uraltes, mehrfach gefaßtes, aber stets wieder aufgegebenes oder wenigstens nur unvollständig realisirtes Project, das der Durchsuchung der Landenge von Suez, aufs Neue hervor zu holen und zwar diesmal mit besserer Aussicht auf Erfolg, als früher.

Ramses II. schon hatte, 13 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, begonnen, dort einen Canal zu graben, den seine Nachfolger vollendeten und die Ptolomäer schließlich erweiterten und verbesserten. Aber es war keine directe Verbindung zwischen den beiden Meeren, sondern der östliche, pelusinische Nilarm war in der Gegend des heutigen Zagazig, der alten Bubastis, theilweise gefaßt und in die Seen der Landenge geleitet worden, von wo aus, da das rothe Meer sich zu jener Zeit weiter nach Norden erstreckte, die Salzfluth leicht zu erreichen war.

Der Vater der Geschichte, Herodot, hat diesen Canal gesehen und es ist kein Zweifel, daß damals und später noch egyptische Flotten aus dem Nil in's rothe Meer gelangten.

Aber der Islam brach herein und unter seiner Herrschaft mußten die letzten Reste alter Cultur verdorren: der Canal verfiel, obgleich der eine oder andere jener Gewalthaber sich mit dem Gedanken getragen haben soll, ihn direct zum Mittelmeer zu führen, und schließlich wurde er sogar theilweise verschüttet.

Nach vielhundertjähriger Pause brachte der kühne, schließlich aber mißglückte Zug des corsischen Eroberers den Canal auf's Neue wieder in den Vordergrund. Unter tausend Schwierigkeiten, wobei die wiederholten Angriffe wilder Mameluckenschaaren noch nicht einmal das Schlimmste waren, mußten seine mehrfach vom Tode des Verdurstens bedrohten Ingenieure ein Nivellement der Landenge aufnehmen.

Kein Wunder, daß dasselbe höchst mangelhaft ausfiel, indem nach mehrjähriger Arbeit ein Höhenunterschied von nahezu 10 Metern zwischen dem rothen und dem Mittelmeer herausgerechnet wurde!

Daß damit ein fundamentales Gesetz der Hydrostatik über den Haufen geworfen wurde, hatte diese Herren billigerweise stutzig machen sollen; — es wurde aber damals so viel Anderes noch zu Boden getreten, daß es auf ein Mehr oder Weniger, und wäre es auch ein Widerspruch mit Natur, gefezt gewesen, nicht ankam.

Zu einer Wiederaufnahme und Correctur der Vermessung hätte übrigens die nöthige Zeit gemangelt und von einer gründlichen Bearbeitung oder gar Ausführung des Canalprojects konnte überhaupt keine Rede sein, selbst wenn man, Dank jener irrhümlichen Hinaufschraubung des rothen Meeres, nicht hätte befürchten müssen, mit der Durchstechung der hohen Sandschwellen des Isthmus das niedrig gelegene Delta unter Waffer zu setzen.

So ruhte also, abgesehen von einigen nur in Fachkreisen gelesenen Schriften polemischen Charakters, die Sache auf's Neue und wie es schien auf immer, als im Jahre 1831 ein junger französischer Diplomat an Bord eines von Marseille kommenden Dampfers auf der Rhede von Alexandrien eine Quarantäne durchzumachen hatte. Er erbat sich, um die Langeweile zu vertreiben, von einem seiner am Lande befindlichen Collegen einige Bücher, die er auch erhielt. — Unter denselben befand sich der Bericht Lepörce's, des seiner Zeit auf Befehl Bonapartes mit der Vermessung des Isthmus beauftragten Ingenieurs. —

Das Schicksal des Einzelnen, wie das von Welten, hängt oft von Zufällen ab!

Der Suezcanal wäre ohne Zweifel einmal gegraben und eröffnet worden, ob aber in unserer Zeit und durch Ferdinand von Lesseps, wenn der Dampfer „Diogenes“ in Alexandrien keine Quarantäne durchzumachen gehabt und der französische Consul Lepsres Werk nicht an Bord geschickt hätte, — ist eine andere Frage.

Der 26 jährige Diplomat, der in Lissabon, in Tunis, in Alexandrien selbst seine Sporen verdient hatte, begeistert sich für den großartigen Gedanken und wenn er auch jetzt noch nicht an dessen Verwirklichung denken kann, so begleitet er ihn doch auf all' seinen Fahrten, um so mehr, da seine amtliche Stellung ihn des öfteren noch an die Ufer jenes Mittelmeeres führte,

Nord und Ssd. XXXIII., »s. 22

das, Dank seiner Ausdauer, seinem diplomatischen und administrativen Geschicks, Dank seinem Genius, seine Wasser einst mit denen des rothen Meeres vermischen sollte. —

Ferdinand de Lesseps ist am 10. November 1805 in Versailles geboren. Sein Vater Mathieu de Lesseps, von alter, aber erst unter Ludwig XV. in den Adelstand erhobener Familie, starb in Tunis als französischer Geschäftsträger am Hofe des Bey und auch Ferdinand war für die Carrière des Diplomaten bestimmt.

Der begabte junge Mann war schon mit 20 Jahren in Lissabon, später in Tunis und kommt im Jahre 1829 zum ersten Male nach Alexandrien, um wenige Jahre später als Consul dorthin versetzt zu werden

Im Jahre 1835 wüthet dort die Pest und ein großer Theil der europäischen Bevölkerung verläßt den todbringenden Ort.

Lesseps aber hält aus und verwandelt das Consulatgebäude in ein Spital, in dem er selbst den Dienst besorgt.

Während sieben Jahren verweilt er nun in Egypten, vermählt sich auch in dieser Zeit mit Fräulein Delamalle, die ihm zwei Söhne schenkt, Charles und Victor, um dann späterhin als französischer Consul nach Malaga überzusiedeln, von woher seine Mutter stammte.

Seine Züge erinnern übrigens auch lebhaft an jenen südspanischen Typus: die starke Nase, die wohlgeformte Stirn und vor Allem die buschigen Brauen über den klug und freundlich blickenden Augen.

Im Jahre 1842 wird er nach Barcelona versetzt, jener wichtigsten Handelsstadt Spaniens, die in Bezug auf Ausdehnung mit der Hauptstadt rivalisirt und sie an Leben und Bewegung übertrifft.

Aber es war gerade eine böse Zeit. Espartero lag mit seiner Flotte im Hafen und bombardirte die Stadt,

Da heißt Consul Lesseps die Tricolore seines Landes und giebt jedem der da kommt. Spanier wie Franzosen, Schutz und Zuflucht.

Doch wird er später nach Paris berufen, da man seiner politischen Gesinnung nicht ganz sicher zu sein glaubt; Lamartine aber versetzt ihn bald darauf nach Madrid.

Von dort wird er bei Ausbruch der römischen Revolution nach der ewigen Stadt gesandt; äußerlich allerdings mit einer höchst ehrenvollen Mission, im Grunde genommen aber als ein Strohhalm, über dessen Kops hinaus Louis Napoleon die Fäden der politischen Intrigue in ganz anderer Weise zu spinnen gedachte, als es in der bezüglichen amtlichen Instruction zu lesen war.

General Oudinot kannte ohne Zweifel die Gedanken und Absichten der leitenden Persönlichkeit in Paris viel besser, als der „außerordentliche Bevollmächtigte und Minister“ und handelte auch darnach.

Nicht die Oesterreicher sollten, wie es geheißen, von Rom ferngehalten, sondern die Italiener daraus hinausgeworfen werden. — Es kommt zu







Nicht weniger als 14 verschiedene Projecte lagen vor, die sich jedoch nach einer vorläufigen Sichtung auf 7 reduciren.

Nord und Süd. XXXIII., gg. 23

Als wirklicher Concurrent der eigentlichen Panamaprojecte konnte vermöge seiner leichteren Ausführbarkeit übrigens nur das den S. Juanfluß und den Nicaraguasee benützende, also das zweite, in Betracht kommen.

Aber die Zuglinie wäre dabei mehr denn dreimal so lang geworden und im Ganzen 17 große Schleichen nöthig gewesen.

So wurde beschlossen, eines der die Panamalandenge, und zwar in der Richtung der bestehenden Eisenbahn durchschneidenden Projecte\*\*) zu wählen, bei dem der Canal eine Länge von 73 Kilometer erhalten und die Tiefe des größten Einschnittes an der Wasserscheide zwischen den beiden Meeren circa 90 Meter betragen wird.

Der Canal sollte im Allgemeinen weder Schluß?« noch Tunnel haben, und nur für eine vielleicht später nöthig werdende Fluthschleuße bei Panama wurde ein größerer Posten (12 Mill. Fcs.) in den Kostenanschlag aufgenommen.

Die Fluthhöhe beträgt auf der atlantischen Seite kaum 2/z Meter, auf der pacifischen aber 2m bis 6m (bei Hochfluthen), Zur Ueberwindung dieses zeitweilig also ziemlich beträchtlichen Höhenunterschiedes, (der nicht in die Kategorie jenes von Lepörs irrthümlich berechneten, ständigen, zwischen Rothen- und Mittelmeer gehört), sollen nun neuerdings 3 große Schluß?« angelegt werden, — eine für die einlaufenden Schiffe, eine für die auslaufenden, und eine dritte als Reserve.

Die von den Aufstellern dieses Projects schon früher erworbene Concession von Seiten der „Vereinigten Staaten von Columbia" ging auf die neu constituirte „Oompg^nio ^ interoöüul^us 6u kusma" über, worauf sogleich mit der Vorarbeit begonnen und am 1 Januar 1880 der erste Spatenstich gethan wurde.

Die Kosten sollten 800 Mill. Frs. betragen und der Canal in 8 Jahren vollendet sein.

Wie bei dem Suezcanal hatte Lefseps auch hier außer den eigentlichen

\*) Für uns Deutsche hat dieses letzte Projekt ein gewisses Interesse, in dem Alexander von Humboldt es war, welcher zuerst die Aufmerksamkeit auf den Arrato lenkte.

\*\*) Project der Ingenieure Wyse und Reclus.

technischen und administrativen Schwierigkeiten mit Hindernissen jeder Art zu kämpfen.

Dort waren es England und die Pforte gewesen, welche die Ausführung des Canals zu hintertreiben suchten, — hier war es Nordamerika, welches diese Rolle übernahm.

Die Vereinigten Staaten werden ohne Zweifel von dem Canal von Panama ähnliche Vortheile haben, wie England von dem von Suez, — die Einmischung einer fremden, d. h. europäischen Compagnie in amerikanische Verhältnisse mußte ihnen aber ebenso zuwider sein, wie der internationale Charakter des neuen Verkehrsweges es dort für England war.

Nach der Monroe-Doctrin soll kein Europäer auf amerikanischem Boden etwas zu sagen haben, und eine mächtige Gesellschaft, die ihren Sitz in Paris hat, — am allerwenigsten.

Zuerst suchten sie es dahin zu bringen, daß ihnen das Recht zur Erbauung von Forts an den Canal-mündungen, oder wenigstens an der von Colon zugestanden wurde, und als Lesseps von Bruder Jonathans zweifelhaftem Schutze ebensowenig etwas wissen wollte, wie die kleine Republik, auf deren Grund und Boden die neue Zwingburg errichtet werden sollte, so planten sie einen Concurrenzcanal durch Nicaragua, der späterhin wohl zur Ausführung kommen dürfte.

Mit der Zeit wird die neue Welt also zwei Canäle in diesen Gegenden aufzuweisen haben.

Der Verkehr vom atlantischen nach dem stillen Ocean wird nach Eröffnung der Wasserverbindung übrigens solche Dimensionen annehmen, daß der Nicaraguacanal mit einer übergroßen Zahl von Schleußen ihn niemals würde allein bewältigen können.

Ganz abgesehen von dem Handel mit Japan und China, der nach endlicher Erschließung dieses letzteren ungeahnte Verhältnisse annehmen kann, sowie mit den östlicher liegenden Inseln des Pacificen, wird der Handel von New-York und den andern Häfen der Ostküste mit S. Francisco, Callao de Lima und Valparaiso, — ausnahmslos seinen Weg durch den Canal nehmen müssen.

Die von europäischen Häfen nach Indien, den Sundainseln und China gehenden Schiffe werden allerdings in der Regel den Weg über Suez wählen, und auch für Australien und Neuguinea ergibt sich noch ein Vortheil zu Gunsten der genannten Linie, — von da ab beginnt jedoch eine gewissermaßen neutrale Zone (in die z. B. Neuseeland fällt), innerhalb welcher gegenüber den immer unbeträchtlicher werdenden Distanzunterschieden Factoren rein merkantiler Art, wie Frachten und „Conjuncturen", den Ausschlag geben. Die eigentliche Südsee aber mit ihren tausend Inseln und Inselchen wird selbst mit Bezugnahme auf Europa, ausschließlich dem Verkehre über Panama zufallen. —

Ganz im Allgemeinen gesprochen wird der Weg um das Cap Horn von den Schiffen in noch höherem Grade gemieden werden, wie derjenige um's Cap der guten Hoffnung; sie haben dann in Wahrheit an jenen rauhen, unwirthlichen Küsten nichts mehr zu suchen. —

Der zu erwartende Verkehr wird heute auf sieben Millionen Tons im Jahr geschätzt, mit der weiteren Entfaltung der in Betracht kommenden Länder muß derselbe aber in steigender Progression zunehmen und diese Ziffer, so groß sie scheinen mag, in naher Zukunft überschreiten.

Die Arbeiten am Panamacanal schreiten trotz mancherlei Schwierigkeiten, die zum großen Theil mit den ungünstigen klimatischen, topographischen und hydrographischen Verhältnissen des Landes zusammenhängen (der Chagresfluß besonders ist ein böser Nachbar) — unter der Leitung des technischen Generaldirectors Dingley, eines ausgezeichneten Ingenieurs deutscher Abkunft, in befriedigender Weise vorwärts, und werden nach ihrer Vollendung ohne allen Zweifel das großartigste, einheitlich geplante Werk dieser Art darstellen, das Menschenkraft jemals geschaffen.

Mag auch der für die Eröffnung des Canals festgesetzte Termin nicht innegehalten werden können, so steht doch bei der Rüstigkeit jenes trefflichen Mannes und „rastlosen Arbeiters", der sich nach Vollendung seiner ersten „Corvöe" trotz vorgerückten Alters nicht gescheut, diese neue Last auf sich zu nehmen, zu hoffen, daß es ihm vergönnt sein werde, wie dort in Suez, so hier in Panama, unter dem Jubel zweier Welten die erste Dampferflotte quer durch das Land, von einem Ocean zum andern zu führen. —

Es wäre die schönste Krönung eines den Werken des Friedens gewidmeten, aufopferungsvollen Daseins!

Lesseps' Leben ist die Schilderung seiner Thaten und Schöpfungen und diese selbst sind sein Ruhm. —

Anm. In jüngster Zeit hat die französische Akademie F. v. LessepS unter die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen habe. Die illustre Körperschaft hat sich damit selbst geehrt, — Weder Dichter, noch Gelehrter, noch Künstler, ist er, wie er in seiner kurz gehaltenen, humoristisch angehauchten Antrittsrede selber sagt:  $Uso^rsriKs n I» !\ggöior>!$

Manches Werk seiner neuen Collgcn mag im Laufe der Zeiten im Staube der Bibliotheken und Museen vergraben und vergessen werden, — seine beiden inter. oceanischen Canäle, zu denen als Nachspiel vielleicht noch die Schaffung eines afrikanischen Binnensees in den Schott s (zu deutsch: Ufer) der Wiiste südwestlich von Tunis kommt, — werden die Jahrtausende überdauern.





Ganzes von vollkommen befriedigender Wirkung. Die Kraft des Gewebes löst sich, nachdem sie das Ihrige gethan und dem Gewebe Sicherheit verschafft hat, spielend auf. So sehen wir den gymnastischen Künstler, nachdem er lange genug das Publikum vergnügt hat, seine letzte Kraft zu

Noid und Süd. XXIUI., w. 24

einem salto mortale zusammenraffen und dann mit leichter Handbewegung sich empfehlen.

Dieser vollkommene und natürlichste Gewebeabschluß kann nun nicht überall sich finden. Er ist am Platze und hat seine volle Wirkung bei Tisch- und Fußbodenteppichen, die ein allseitig freies, in sich abgeschlossenes Ganze darstellen. Dagegen ergeben sich bei Gewändern allerlei Bedenken. Zunächst unterliegt die Anwendung der Fransen gewissen Einschränkungen, Es liegt in der Natur dieser Gebilde, wenn sie können, zu fallen und zu hängen, und so neben ihrer sonstigen Bedeutung die Schwerkraft und den Zug nach unten zu versinnlichen. Sie können darum an Gewändern nur zum Abschluß nach unten verwandt werden, wo sie die Richtung des Falles fortsetzen und ihren Eindruck verstärken. Sie können weiter auch nur dem unteren Saume frei fallender Gewänder angeheftet werden. Soll der Saum den Eindruck des Gespannten machen, so sind sie darum unzulässig, weil, wie schon gesagt, die mit der Richtung des Saumes identische Spannungsrichtung durch die Fransen gekreuzt, also der Nachdruck, der auf jener Richtung liegt, gemindert würde; oder kürzer gesagt, weil der Eindruck des gespannten Saumes, wenn er zur Geltung kommen soll, den Eindruck des Falles des Gewandes in den Hintergrund drängen muß.

Immerhin bleibt eine große Klasse von Gewandstücken, es bleiben insbesondere Plaids, Schürzen, freie Umhänge, wenig anliegende Mäntel u. s. w. des Fransenabschlusses fähig. Doch sind auch dabei noch zwei Dinge zu berücksichtigen. Fransen sind um so naturgemäßer, je mehr sie aus dem Gewand heraus zu wachsen scheinen. Sie müssen sich darum hinsichtlich ihrer Schwere und Farbe nach dem Gewände richten, und mit feinem Rande in organischem, d. h. in diesem Falle in textilem Zusammenhange stehen oder zu stehen scheinen. So wären an eine Pelzverbrämung angeheftete Fransen offenbar widersinnig. Andererseits geben Fransen ebenso wenig wie Säume für sich allein einen vollkommenen Abschluß. Der Eindruck des Zerfasernden, haltlos Auseinandergehenden, der so leicht entsteht, wo sie für sich auftreten, zeigt dies deutlich. Demgemäß wird man immer gut thun, durch einen deutlichen Saum dem Gewand für's Auge Halt zu geben, ehe man es sich in Fransen auflösen läßt. So läßt man ja auch nicht den Thurm in Zinnen, den Ofenmantel in Zacken, die in ein Eisengitter eingefügte Säule in einer Spitze auslaufen, ohne vorher ein kräftigeres Endglied aufgesetzt zu haben.

Ein zweites wichtiges Moment ist folgendes. Ich hatte, wo ich oben von Säumen sprach, zunächst den auf dem Webstuhl entstandenen Saum im Auge. Dieser natürliche und ebenso jeder dem Schein der Natürlichkeit nahe kommende Saum setzt aber voraus, daß auch das Gewand wenigstens nach der betreffenden Seite hin einigermaßen den Eindruck des natürlichen, so wie es ist, auf dem Webstuhl entstandenen Gewebstückes mache. Dies ist wiederum am meisten der Fall bei unseren frei über dem Körper





Selbstbewußtseins dienen sollen. Man weiß, warum wir Stöcke tragen. Mit dem Stock können wir einen weiter von uns entfernten Gegenstand berühren, die Luft durchschneiden, überhaupt einen größeren Umkreis als sonst thätig oder spielend beherrschen. Darin liegt eine Erweiterung unserer Persönlichkeit und unseres Selbstgefühls, aus der wir eine Art harmloser Befriedigung schöpfen. Die Erweiterung ist in diesem Falle vermittelt durch Arm und Stock, Sie kann ebenso auch durch andere Theile des Körpers und anderweitige verlängerte Objecte, auch solche, die unserer Kleidung angehören, vermittelt sein. Ich fühle, wenn ich den schon besprochenen Cylinderhut auf dem Kopfe habe, bei jeder Bewegung meinen Schwerpunkt nach oben verlegt, ich fühle mich eben damit innerlich gehoben, zugleich freilich auch an freier Bewegung gehemmt, woraus dann das Gefühl, und bei anderen der Eindruck der steifen Würde, der beengten Feierlichkeit entsteht. Aehnlich wirkt, wenn auch nach anderer Seite, die Schleppe. Sie gehört zunächst, wie schon gesagt, mit dem Frackschoß in die Gattung der schweren Anhänge, bezeichnet also würdige Zurückhaltung. Zugleich erzeugt sie den Eindruck der Machtsphäre. Auch hier giebt ja jede Bewegung ein Gefühl der Beherrschung eines weiteren Raums. Wiederum in etwas anderer Weise erweitert der auch schon genannte, am oberen Theile des weiblichen Rockes angefügte Bausch, dessen Symbolik aus dem Selbstbewußtsein, mit dem der Pfau seine schönste Zierde trägt, zur Genüge deutlich wird. In einer dem hohen Hute unmittelbar entgegengesetzten Richtung wirken weiter auch die hohen Hacken. Sie ergeben damit eine Befriedigung, die mit der des Stelzenlaufens völlig aus derselben Quelle stammt.

Endlich haben einen eigenen Charakter die künstlichen Schultererhöhungen. Wie die hängende Schulter das sich und die Dinge Gehenlassen, die künstlich erleichterte die sorglose Fröhlichkeit, so bezeichnet die erhöhte Schulter das Active, Unternehmende. Der Grund liegt darin, daß wir in der That die Schulter anziehen, wenn wir, zunächst körperlich, etwas unternehmen, uns anstemmen und dergl. Daraus ergibt sich die Bedeutung der Epaulettes beim Soldaten, wie der künstlichen Erhöhung der Schulter bezw. des Armansatzes, wie sie jetzt bei den Damen gebräuchlich ist. Verbunden mit dem die Arme zur Unbeweglichkeit zwingenden, scheue Zurückhaltung und enges sich in sich Zusammenziehen verkündenden Mantel wirkt die letztere, w« eben die Verbindung von unternehmender Kühnheit und gesteigerter Zurückhaltung wirken kann und muß.

Ich habe endlich auch über die Belebung der GewandflSchen noch eine Bemerkung zu machen. Ter Belebung dient schon die einfache Färbung. Da helle Farben Gegenstände leicht, dunkle sie schwer und fest erscheinen lassen, so wird in der Farbe der Kleidung, soweit sie überhaupt verschieden ist, naturgemäß auf die Schwere und Festigkeit der Gewandstücke, ebenso wie auf die der damit bekleideten Theile des Körpers Rücksicht zu nehmen sein. Dabei kann denn die eine oder die andere Rücksicht überwiegen. Andererseits kann man freilich auch durch die Umkehrung des naturgemäßen Verhältnisses bald den naturgemäß schweren Theil erleichtern, bald umgekehrt, und damit mannigfache, immerhin künstliche Effecte erzielen. Doch scheint es mir über die Grenze des Zulässigen zu gehen, wenn man bei sonst Heller Kleidung schwarze Handschuhe trägt, und damit die Hand als den gewichtigsten und ruhigsten Theil des Körpers erscheinen läßt. Jedenfalls steht in vollem Widerspruche damit die Thatsache, daß Damen beim Tanze weiße Handschuhe tragen und damit ausdrücklich jenes obige Gesetz anerkennen.

Von der sonstigen Symbolik der Farben, dem Schwarz als Farbe des Ernstes und der Trauer und dergl. rede ich hier nicht, da dies Eulen nach Athen tragen hieße. Nur daran will ich erinnern, daß in unserer allgemeinen Scheu vor bunten Farben, zumal bei der männlichen Kleidung, am deutlichsten eine öfter berührte Eigentümlichkeit unseres Charakters sich ausspricht. Grau ist alle Theorie, grün und nicht nur grün, sondern auch roth, gelb, blau ist des Lebens goldener Baum. So zeigt sich in unserer Vorliebe für die verschiedenen Schattirungen des Grau, vom hellsten Grau, dem Weiß, bis zum Schwarz deutlich unsere gesellschaftliche und sonstige Art, die Theorie der Bildung des Intellekts über Alles zu schützen, selbst das Schöne nicht mehr vor allem genießen, sondern kennen lernen, an ihm Kritik üben zu wollen, worüber dann nothwendig die Wärme unserer unmittelbaren Empfindung verkümmert, jede Art des Gefühles verblaßt und unser geistiges Leben immer kühler und farbloser wird.

Doch auch davon rede ich nicht weiter. Ein weiteres Element der Belebung ist die Musterung und sonstige Ornamentirung der Flächen. Hier kommt in besonderem Maße die Rückficht auf die Hauptrichtungen des Körpers in Betracht. Vermöge dieser Rücksicht sind ohne Zweifel alle deutlich und groß carrirten und ebenso alle deutlich und weit gestreiften Stoffe vom Nebel, es sei denn bei weiten und faltigen, leicht übergeworfenen Gewandftücken. Der Körper ist weder ein Gitter noch ein Quadergemäuer, sondern ein organisches Gebilde. Die Linie des Organischen ist aber überall die bewegte, geschwungene, geschweifte, sich senkende. Mit Ornamenten, die aus solchen Lienen bestehen, mit arabeskenartigen Formen, wären also die Gewandflächen auszuschnücken. Dabei hätten aber wiederum die Hauptrichtungen mit den Hauptrichtungen des Körpers zusammenzutreffen. Sie könnten außerdem die Säume begleiten, die Ecken verstärken, also die structiven Symbole unterstützen. Da wir diese Ornamentik vom Webstuhle nicht fordern können, so müßte sie nachträglich angebracht, aufgenäht oder eingestickt werden, oder wir hätten uns mit einförmigen, beziehungsweise mit nur leicht und eng gemusterten Stoffen zu begnügen.

Und nun zum Schluß. Ich habe versucht die Arten der Symbolik unserer Kleidung zu unterscheiden und die symbolischen Elemente der Reihe nach vorzuführen. Dabei habe ich keineswegs alles vorgebracht, was vorgebracht werden könnte. Aber dafür sind mir, wie ich vermüthe, die verehrten Leser dieses Aufsatzes eher dankbar. Schlimmer ist jedenfalls ein anderer Mangel. Ich habe auch versucht, die Symbvlsprache unserer Kleidung in unsere Lautsprache zu überfetzen. Dies habe ich nur fehr oberflächlich vermocht. Glücklicherweise kann ich aber dabei zu meiner Entschuldigung anführen, daß diese Uebersetzung vollständig überhaupt nie gelingen kann. Jene Symbvlsprache ist nun einmal unendlich viel feiner und mannigfaltiger als es die Lautsprache ist. So muß ich mich schließlich mit der Hoffnung begnügen, daß es mir gelungen sei, dem Leser die Ueberzeugung zu verschaffen, beziehungsweise seine Ueberzeugung zu verstärken, daß überhaupt Symbolik überall in unserer Kleidung sich findet. Aber schon dies Ergebniß ist wichtig genug. Ich sagte Eingangs, daß der Geschmack der Völker und Zeiten in der Art sich zeige, wie die Symbvlsprache der Kleidung gehandhabt werde. Ich kann jetzt hinzufügen, daß ihr Charakter darin sich spiegelt. Es kann keine bessere Illustration der Culturgeschichte geben, als sie in der Geschichte des Costüms enthalten ist. Wie die Zeiten sich unterscheiden, wie insbesondere unsere Zeit sich von andern unterscheidet, zeigt uns diese Geschichte deutlich. Sie zeigt zugleich auch, wie ähnlich sie ihnen ist. Mögen wir gewisse symbolische Elemente vergangener Zeiten, den Zopf, die Perrücke, die langen Schnabelschuhe u. dgl. weit von uns weifen, so zeigt sich bei genauem Zusehen doch oft genug, daß die Art der Symbolik dieselbe geblieben ist. Aber auch praktisch folgt etwas aus dem Ergebniß. Wir alle sind darin einig, daß es Trachten gegeben hat, die das Auge vielmehr befriedigen mußten, als die unsere es thut. Sollen wir darum die letztere wegwerfen, und jene annehmen? Nichts wäre verkehrter als dies. Der Charakter der Zeit bestimmt die Kleidung; den Charakter unserer Zeit hätten wir also zuerst zu reformiren, wenn wir nicht uns der Unwahrheit schuldig mache» wollten. Aber eines können wir doch thnn. Wir haben nicht denselben Charakter und dieselbe Denk- und Empfindungsweise, wie unsere Nachbarvölker, und wollen sie nicht haben. So sollen wir sie auch nicht in unsern Trachten affectiren. Unser Charakter muß sich kräftig erweisen, sich seine eigenen Trachteigentümlichkeiten zu schaffen oder es steht schlimm um ihn. Und noch eines. Jeder Einzelne muß sich in seiner Kleidung der Gesammtheit unterordnen. Aber dies hebt doch einen ziemlichen Grad von Freiheit nicht auf. Wie wäre es, wenn wir innerhalb der Grenzen dieser Freiheit mehr bemüht wären, uns selbst und die geistigen Eigenschaften, die wir werthschätzen, in der Kleidung zum Ausdruck zu bringen, statt die äußere Erscheinung unseres Wesens beliebigen Launen zu opfern?

Die Sache ist aber wichtiger als man meinen könnte. Der Charakter bestimmt nicht blos die Kleidung, sondern diese wirkt auch wieder auf jenen zurück. Sonach würde eine Veredelung der Kleidung auch auf unser Wesen veredelnd wirken. Sie würde zwar nicht die goldene Zeit wiederbringen, aber doch uns derselben einen kleinen Schritt näher führen. Man weiß, wie in der goldenen Zeit der Wahlspruch lautet: Erlaubt ist, was sich ziemt. Zwischen der Kleidung und dem, was sich ziemt und nicht ziemt, besteht aber ein weit engerer Zusammenhang, als man gemeinhin denkt. Meine verehrten Leserinnen wissen auch, daß an der Stelle in Goethes Tasso, der ich jenen Wahlspruch entnehme, den edlen Frauen vorzugsweise die Fähigkeit zugesprochen ist, zu entscheiden, was sich ziemt und was nicht. Daraus ergibt sich eine Hoffnung für die Zukunft unseres Kleiderwesens, die nicht trügen kann.

Durch den letzten purxurschein des Abends  
Spähte Fortis nach den waidgenossen,  
vorgebeugt zur Mähne seines Rappen,  
Dessen wiehern wie ein Nothruf schmettert,  
Hohe Wipfel ruhten über ihnen  
Gleich der Ebene. Allein war Fortis.

Müde nun des langen Harrens wandte  
Er den Hengst zum Walde. Nicht mißfiel's

Sich zur Rast in's weiche Moos zu betten, Dort beim Blick des Sternlichts rings im

wach zu träumen oder zu entschlummern,  
Nur sein Roß bisweilen hörend, wenn es  
Blätter rupste von den nahen Zweigen  
Und Gebiß und Bügel leise klirren.  
So geschah's und lange schlief der Jüngling,

Beim Erwachen labt er sich der Sonne,  
Die des Jagens neue Luft ihm weckte,  
Streichelte liebkosend den Gefährten,  
Tränkte ihn aus nahem Vuell und trabte,  
Um sich schauend und vor nieder« Aeften  
Schnell das Haupt im Reiten bückend, vor»

weiche Matten hütet hier der Eichwald,

wiesen, die ans dunklen Blumenangen Ihm verwundert nachzublicken scheinen. Rings im Dickicht spielt es irisfarben, Morgenthau benetzt ihm Stirn und Locke, Und sein Denken thut wie die Libelle, Hastet, ruhet, was der jungen Seele Aufersteht, ihr schmeichelt und dann

schwindet: Ehre, Freude, Glanz, die holde Liebe — Alles ahnt er, trunken lächelnd, nahe, Ahnt's erreichbar—da! was spitzt derRappe Aufmerksam die Ohren? Reiser knacken Und hervor dort durch die Büsche bricht es Ungestüm: das war der Hirsch! Der waidmann

Hat den Zauber von sich abgeschüttelt, Glühend sucht er, lautlos nur die Fährte. Aber seltsam — keinen Hirsch hier spürt er, Spurt den frischen Hufschlag eines Zelters.

Da er staunend diesen noch betrachtet, Hört er plötzlich eine nahe Stimme, ! Hebt das Auge und in's Kühle sieht er , Ans der Lichtung eine Dame reiten, wekß gekleidet, schlank, wie Sonnen»

Wallt das Haar ihr hin und wieder

flatternd Um den Sattel ihres edlen Rosses, welches goldroth glänzend war zu schauen. Einsam, gleich ihm selber ungeleitet, Scheint sie Rast zu halte», läßt die Zügel Lässig ihrer feinen Hand entgleiten Und nun äugt sie, wie ein Reh, dem bang

Fortis sieht's entzückt, sieht's unentschlossen  
Einen Augenblick, doch dann, getrieben  
von dem Stnrmhauch seiner zwanzig Jahre,  
Jähen Wollens sprengt er ihres Weges.  
Sie enteilt, zwar dünkt es ihn, nicht bange;  
Venn sie wendet ihr Gesicht, sie lächelt...

Doch sie flieht der Jüngling aber

Sein nicht Meister, rascher Sehnsucht Beute,  
Folget ihr, die schneller, wilder flüchtet,  
Athemlos, als ob ihn Flügel trügen.  
Dröhnend durch den Wald hin stürmt der  
Raxxe,

Doch der lichte Zelter bleibt behender.  
Die Secunden, die Minuten sterben,  
Leise erst, dann lauter fragt das Echo,  
wer so hart aus langem Schlaf es weckte?

— Fort nun sind sie, fern und wieder nahe.

Hier im See die wiegewellen flüstern  
Mit dem Schilfrohr von den zwei Gestalten,  
Die den Spiegel ihm wie Schatten streiften,  
Dort der Strahl, der hoch im kanbdach  
funkelt,

Lacht, wie sonst der andren Schmetterlinge,  
Toller nur, denn jene, treiben's diese.

Endlich, da der jagdvergefsne Jäger,  
weiß umflockt vom Schaum des müden  
Hengstes,

Grimmig der Gefundenen, verlornen  
Und auf's Neue dann Gewahrten nachblickt

— Einem Spuk, der ihn, den Träumer

Sieht er zwischen ihr und sich ein Bächlein, Rinnend unter hingebrochnem Baumstamm Und sieht jenseits durch den Saum des Forstes, .

Weiß sich schlängelnd die bestaubte Straße. Hin auf jene — dies erröth sein Auge —

Furchtsam starrt die Fremde, unbehaglich ..  
Jetzt ein Druck der Schenkel: er ist drüben.

Und als habe seiner sie gewartet,  
Grüßend lenkt die Reiterin gelassen  
Ihm entgegen ihren feinen Renner.

Er — in ihm ist fürder keine Neugier,  
Ist nicht Staunen mehr, nur scheue Wonne.  
Unterthan der Hoheit ihres Bildes,  
Bleibt er wortlos ihr zur Seite, zagend.  
So selbänder ritten sie und schwiegen.  
Spät dann bat er: Nenne Deinen Namen!  
Und sie gab die Antwort ihm: Beata.  
Bin daheim bei treuen Pflegemüttern  
Dort im Thurm, dem Du vorüberileft,  
Dem der See die heil'ge Schwelle küßt und  
Dämmerung vertraute Wipfel weben.

B Beata — kühner wurde Fortis —

ihm,

Laube

wärts.

strahlen

ward.

folgt ihr,

narrete —

wolle hören, was Dein Auge schauet;  
Denn es dringt zur Tiefe meiner Seele,  
Gder thue, wie mein Blick Dich bittet.  
Thu's und sage, sprich, daß Du den wilden.  
Den der Athem Deiner Nähe sänftigt,  
Künftig wollest gönnen nicht der wildniß.  
Burgen würden, Wälder mir zur Bede,  
Todt mein Herd, wenn Du nicht, hohes

Traumbild,  
Leben mir an diesem Herd willst werden.  
Flehend klang Sie Stimme des Ergriffnen,  
Doch geraume weile schmiegt Beata.  
Endlich sprach sie: Kommt nach dreien  
Tagen,

wenn bis dann Ihr gleichen Sinnes bliebet, Kommt zur Pforte meines Heimathanses. Sie, die Epheu zwar verbirgt, ist dennoch Freunden willig, wie das Herz der Meinen, Jetzt lebt wohl I ...

Dem übermannten Reiter Führer durch den Wald hin ward sein Rappe.

Keine Sterbliche — der Trunkne schwur es — Glich an Schönheit jemals der Geliebten.

Theilnahmlos der Ungeduld des Hoffens Sind die ewig ruhenden Gestirne. Theilnahmlos die Wolken und die Schwalben, Kalt der rüstig liedesfrohe Wandrer.

Fortis gönnt dem schnellen nicht die Eile,  
Grollt herab vom hohen Giebelkerker  
In dies träge eingeschlafne Weltall,  
Das soviel der Zeit bedarf, zum Ausgang  
Dreier Tage endlich zn gelangen.

Endlich wurde Morgenfrühe, endlich  
Nach dem blöden Dämmergraun des  
Wartens

Und noch niemals also sporenblutig  
Seinen Reiter trug zum Ziel der Rappe.  
Hier, was legt sich schwer auf jenen? Er,  
der

Hastig aus dem Sattel sprang, was hält er  
Unbewegt des Klopfers wucht'geu Zierrath  
Einen langen Augenblick? Bis plötzlich  
Gr erwacht vor seinem Schall und horchet.

Nicht vergebens — denn des Riegels wurde Bald ein rost'ger Schlüssel Herr und freundlich

Tönt es ihm aus Weibesmund: willkommen I

Frau Lzperta, Schützerin des Hauses,  
Das den Zutritt Suchenden nicht weigert,  
Grüßet Luch und lädt den Freund Bestens  
Als den eignen vor ihr Mutterauge.  
Die es sprach, verneigte sich. Der Jüngling  
Schritt, ihr folgend, über Marmorstufen,  
Durch gewölbte Gänge tief hinunter  
Bis an Thören, deren Schleierumhang  
Stumm sie hob, zum Weitergehn ihm  
deutend.

Nochmals fallen Maschen, seidne, zarte,  
Leicht zurück und ihn empfängt ein hohes  
Jeltgemach, von dessen oberer Decke  
Wolken leichten Stoffes niederschweben,  
Die ihn selbst und Jene, die ihn führte,  
wie ein goldner Nebeldunst umzittern.  
Kaum nur sieht er, daß sie nicht zu Zweien:  
vor ihm steht Experta. Seinem Blicke  
Kündet dies der tiefe Glanz des ihren.  
Der erfüllt vom Reichthum langen Lebens,  
Sagt's in jedem wort der Hauch der Seele,  
Einer, die kein Zweifel mehr verkümmert —  
Und in Ehrfurcht neigt er ihr die Locke.

Ihr erhofft Beaten «Luch zum Weibe?  
— So begann die Greisin ohne Saudern

Zu dem Ritter, der verwirrt emporsah — Ihr, ein Fremdling werbt um sie, die Fremde?

Sagt, warum und was den Muth Luch weckte?

Dies, o Mutter — bebend sprach es Fortis;  
Denn die Wahrheit und die Macht des Blutes  
Flammt in ihm vom Herzen auf die Lunge —  
Dies, daß ich die Ungekante liebe,  
Liebe — hört es — wie der Wald das Früh-  
roth.

Nie noch fragt' ich, woher Sterne wandeln,  
Nie, wer Licht, wer Namen ihnen leiht? Die  
Leuchtenden, Gott schickt sie. Auch Beat«  
Kam, wie jene, — kümmert's mich von  
wannen?

Lebt sie nicht und grüßt, wie die dort oben? Segnen, Hohe, laß sie gleich den Schwestern Sterne winken fremden Staubgebornen.

Gütig hört den Bittenden Exxerta,  
wiegt gedankenvoll den Sikberscheitel  
Und ergänzt fein warmes wort durch ihres.  
Wohl verkündet, Hub sie an, Herr Ritter,  
Habet Ihr den Aufgang Eurer Liebe,  
Euer Herz und jedes, wie das Eure,  
wenn es pocht und strebt und will besitzen,  
wirft es sich voll inner» Schauens, wirft sich  
Glaubensfroh, ein Thor, der siegt durch  
Blindheit

Sonder wissen stumm an's Herz dem Glücke  
Ihr auch siegtet und Beats fühlt es;  
Aber mir, der Gott sie anvertraute,  
Bangt um sie, — nein, edler Fortis, zürn  
nicht —

Bangt; denn morgen bleibt nicht heute, . . .

— Zufall weckte solche Morgenstunde — werdet Ihr, der Mann voll Kraft, ein

Mensch sein, wie wir alle, klügelnd, nüchtern, zweifelnd Bis Beats — Nicht doch l Heut fei heute Und, gehorchend diesem Heute, will ich Wahr und frei Euch die Bedingnisz nennen Zwiefach ist sie, die Beata's Loose Und ihr Heil zu eigen giebt dem Euren. Schauet um Euch. Unter Euren Blicken, ! Ueber ihnen, überall ist Schatten,

Dunkel nicht, doch die gebrochne Helle,  
Die den Wimpern wie der Seele wohlthut.  
Darum fließen duftige Gespinnste  
Hoch vom Sims und darum, weich wie Flügel,  
Breitet Waldlaub, wo wir wandeln, Frieden.  
Blinde Ungesehene find glücklich.  
Unser Liebling, den Ihr Luch erkürtet,  
Ist von diesen und, so wahr ich lebe,  
Ihr gelobet denn, sein Aug' zu hüten  
vor der nackten Nüchternheit der Sonne,  
Niemals soll er, da Ihr hingeht, solgen.  
Aber — — Luch von offner Stirn dies  
Aber

kes' ich klar und will ihm Antwort sagen —  
Aber sprecht Ihr, wie im Staub, im Sturme,  
Die des Weibes Schläfe ach, nicht schonen,  
wird sie wandeln, wie den Alltag meistern,  
So sie nur ihn tastend darf berühren?  
Hört darum den zweiten Spruch der Lw'gen,  
Deren wort ich Dienende vollstrecke:  
Ihren Spuren ist gesellt die Freundin  
Unzertrennlich seit der ersten Stunde,  
Da sie unser wurde, unermülich.  
Sie belehrte, tröstete das Mägdlein  
Und die Zwei, sie haben nur Ein Träumen  
Linen Jubel, wie wenn Blüten lachen,  
Laritas, Vesta, nur Ein Leben ...  
Dies gebietet, daß ihr Pfad der gleiche,  
wo die Schwester wohnt, wird die Schwester  
wirken, walten und das Haus ihr  
schmücken.

Ihr vernahmt den Auftrag, wohl: Lnt> scheidet I

Lr entschied, voll Lebens stand der Freier,  
Dank und heitre Zuverficht im Antlitz.  
Kämet Ihr, soviel von diesem Dache,  
Das mir Gott gesegnete, beschirmt seid,  
Singt Ihr Alle mit der Theuren, Alle,  
— wonnig sprang das wort ihm aus der  
Seele —

Gütiger noch pries ich dann mein Schicksall  
Laritas, wo weilt fie, wo Vesta?

Raum nur rief er's und die Beiden traten  
Hand in Hand hold grüßend vor Lrperta;  
Fernher aber jubelt das Gewieher,  
Drin sich Raxp und Goldfuchs neu erkennen.

Horch, Geliebte, unsre Freunde rufen I  
Sprach jetzt Fortis und aus Mutterarmen  
Durch das Thor her mit den zween Genoffen  
Schritt Beata, nahet ihrem Zelter;  
Doch der starke selige Mann umschlang sie  
Unversehns und vor sich in den Sattel  
Hub er jauchzend das errungne Kleinod,  
Brach ein Reis noch ihrem Hut und sprengte  
In den weg zur Heimat, wie ein Sieger.  
Der mit ihnen trug die heil'ge Dritte,  
Fern nicht blieb der Renner diesen Beiden.

Unterdeß in stiller Kemenate  
Starr in's weite blickte Frau Lrperta,  
Beffnete dann freie Bahn dem Lnfthsuch,  
Der ihr lind die Augenlider kühlte,  
Und allein der Einsamkeit vernehmbar:  
Seid geweiht, so sprach sie, und gewarnet.

Leise, wie ein kaum bemerkter Diener,  
Kommt und geht um Glückliche die Stunde,  
keife in der Burg des tapfern Ritters  
Um die Pforten, deren Angeln schweigen,  
Und um Menschen, die mit sich beschäftigt,  
Gehn die Rüden hin gesenkten Hauptes;  
Denn der Burgherr ruft sie nicht zur wai>  
luft,

Noch des Nachts zur Ruhe an sein Lager.  
In den Hallen feiert Zauberfülle,  
Athmet heimlich Märchenhauch — und Fortis,  
Gleich dem Knaben zu der Mutter Füßen,  
will nur Lines noch, nur Märchen haben,  
Doch nicht hört er, nein, er lebt sie wirklich,  
Lebt fie mit Beata und der Liebe.  
Anmth ist der Hausfrau sinnig walten  
Und das zarte Iungfraunthum des Weibes  
Hüllt ihr Bild in Lieblichkeit und wüde.  
Diesem Bilde, wie das Blatt um Blüten,  
wie um Marmor neckend, halb versteckend  
Ranken wehn, so, ihm willkommen, schmiegen  
Um sein frohes Thun sich die Gewebe,  
Die, wie dort im fernen Wald der Heimat,  
Hier gesponnen sind zu seinem Schutze.  
Nicht verwehren fie das Herz dem Herzen,  
Nicht den kippen ihre stumme Rede;  
Doch die Flamme, von dem Wunderschleier  
Sacht gedämpft und zwiefach dann entlodernd,  
Reiner wirbt sie, edler um Erhörung.  
Schön und gut sieht Fortis die Geliebte.  
Auch ihm selber in dem Farbenspiele  
wechselnder Empfindung, rascher kaune.  
<LH' er je sich rauhen Wollens zeigte,

Spann den Goldduft «Caritas, die treue.  
Deine Kunst, er sprach es einst zu dieser,  
Lehrten Dich fürwahr die Engel Gottes,  
Aber jüngst, da wir zur Burg gekommen,  
Rüstetest Du kein Geräth dem Werke.  
Ist Dein Fleiß ein Zauberer? Die Schwester,  
Auf den Rocken einer Zofe weifend:  
Gütiger, antwortete sie lächelnd,  
kiebe spinnt von jeder Spindel Seide.

kzerzensfrieden, Herzenswonne zählen  
Nicht die Wellen in dem Strom der Tage;  
Selige Schwimmer, schließen sie die Augen  
Und mit Sandern nur, wenn her vom Ufer  
Endlich mahnt der Zuruf mindern Daseins^  
Träumend noch entwandeln sie der woge.  
Dann unmerklich werden die Erquickten  
Irdischer, alltäglicher und treiben'?  
Nüchtern fort, wie Andre, wie sie selber,  
Fort im Gleise, das wir keben heißen.  
Freilich, so nicht regte sich Beat«,  
So nicht Caritas, da auch für diese  
Dies Gesetz im Staub Erfüllung wurde.  
Ungekannt, begrüßt nicht, noch gesegnet,  
Mit den Müden heim zum Herd der Armuth  
Schritten sie und — knisternd um die Pfanne  
Sprüht es wieder,.. Speise ward dem Hunger  
Bft zwar, wenn zum Scheiden sie sich  
wandten,

Wenn des Siechen Blick mit müder Frage  
Und zugleich der Dank der Abendröthe  
Diese Zwei geleitet bis zur Schwelle,  
Spät alsdann geschah die Bffenbarung,  
Wunsch und Bitte riefen die Entfernten.

Unterdeß den Iagdspeer trug der Zöger  
Und hinauf am Rappen freudig bellend  
Sprang die Dogge, die den weg zum Forste  
Bft im Her und wieder sich erneute;  
Wald und wild nicht hatten längern Sonn»  
tag.

Raum vom Hahnenschrei zur vesperruhe  
Hörte fern den Gatten nur Beata,

Nord und Süd, XXXIII, s».

Grauer, öder sind ihr Zeit und Räume,  
Doch der Pflichten, wie der Schwester Mahnen  
kehrte warten, bis ihr waidmann komme.  
Und er kam, kam ihr zurück, der Hohe,  
Den sie lieb hat, der nur Frieden suchte,  
Nur ihr reines Antlitz, drum das Mondlicht  
Streitet mit dem Flannenschein des Herdes.

So in Eintracht weiter gehn die Beiden, Gehn nicht frei des Nachblicks; denn sie fragen  
Niemand um den Weg zu ihrem Ziele; Feind jedoch dem Stummen ist die Neugier.

— . , Schloffen waren'?, die an's Fenster

Und im Rauchfang frühe Sturmchorale,  
welche Fortis hießen von dem Eber,  
Den er just im Traum bezwungen hatte,  
In die Höhe fahren, seines wachen  
Waidwerks eingedenk. Der Rappe harrte  
Ungeduldig längst des säumigen Reiters.  
Dieser Hub sich lautlos von Beata,  
Tränkte fromm den Blick an ihrer Schöne,  
Ging und — fröstelte beimGrußdesWetters.  
Dennoch, seiner Unbill spottend, trieb er  
Mit den Wolken nun den Hengst zum wett>  
lauf,

Trieb nicht weit ihn; denn der Aether strömte  
Prasselnd Fluthen durch zerschlagne Aeften  
Ueber weg und Steg, die Blitze flammten  
Und nach Zuflucht schaute Fortis um sich.

Stolzer Nachbar — dieses wort vernahm er Jetzt so nah, daß er erschrak, der Rappe Aber stutzt' und schnaubte mit den Nüstern, Seitwärts blickend. Eine krumme Alte Stand am pfortlein ihres Bretterhauses.

— Nachbar, rief sie, bringt den Gaul in's

Daß er nicht ein andres Mal erkrankte.  
Fortis sah der Sprecherin in's Auge:  
Ihr seid's, prudenz? Besser, denn mit  
kärmen

Mir mein Thier und selbst mich scheu zu  
machen, ,  
Solltet Zhr für Unterschluß uns sorgen.  
Scheltend faß er ab und hieß sie eilen,  
Litt es, daß den nassen Kameraden  
SS

Sie zur Geis im nieder« Schuppen stelle,  
Die ihn ansah mit erstauntem Meckern.  
Er inzwischen, in die Hütte tretend,  
Harrte an der Aohlengluth des Weibes.

Li, Herr Ritter, grinste dies beim Eintritt,  
Nie bisher, seit von der Influenza  
Ich den braven Schwarzen ließ genesen,  
Nie besuchtet Ihr den Arzt. Heut will ich's  
Eurer Volke demuthsvoll verdanken.

Meiner Wolke? Weib, was soll das?

klirrten,

Trockne,

Seid nicht Ihr's, den sie verschleiert heißen? Edler von der Wolkenburg, Euch mein' ich.

Fortis bin ich.

Fortis heißt Ihr, aber Schwächer, denn der Name ist sein Träger.

Schwach? Ich schwach?

— Die Starken sind die Klaren, Muthigen, die sehn, die wissen wollen, Sie, die Blindheit schlimmer dünkt, denn Unheil.

Närrin Du, Du tappst, Du sprichst im Dunkel.

Seht mir doch! Des Worts im Dunkel lacht Ihr,

Aber wirken, werben gar in Dämm'rung, Frein in Schattennacht um ein verhülltes, Wohl, sei's weise; denn, was Ihr erführet Kann — wer sagt's? — die Helle fürchten müssen.

Nichts für ungut, aber mir, die stehet, Aranker heute brachtet Ihr den Menschen, Denn vordem das —

Nichts mehr! Schweig, verruchte. Bebend rief's der Jäger, während Prudenz Aalt hinweg von dem Getroffenen schielte. Dann, als sei es zu sich selber, sprach sie: Seht die Sonne: Sie, des Wetters Herrin, Liebt das ehrlich offene Haus der Armuth. Schon der Schwelle naht sich die willkommne Fliehet, Fortis, eh von ihrem Strahle Euer Aleid mag einen Glanz bewahren, Den die Frevler und die Lügner hassen.

Schnell verstummt, nur kichernd sah die Arge

Den Gehöhnten keines Wortes mächtig.  
Bleich, vom Stall her seineu Liebling zerren  
Ihn besteigen und wie trunken reiten,  
— Nicht zum Schloß die Pfade, — Abend,

Nacht ward  
Ueber diesem, der jetzt Licht begehrte  
Und hinein in's Unwegsame stürmte,  
Eine schwere Finsterniß im Herzen.

Zu derselben Stunde rief Beata:

Caritas, — und siehst Du nichts? B breite

Mit der Schleier dichtestem bedecke

Mir das Bild, das meine Träume malen.

Antwort geben sich die hohen Ulmen, ^ Hüter hier des hausenden Geschlechtes, i Wechseln sachte Rede mit einander, Lauschen, was vom Wald im Morgenwinde Um sie geht, wie Weissagung, wie Alage, Und, die Schatten ihres Hauptes neigend. Gute Mütter, wehren sie der Sonne.

Dennoch drinnen ruhte nicht die Herrin,  
Zuckte, dehnte schlaflos sich zum Schlafe,  
Gleich dem Meer, das nahen Sturm empfindet  
Taritas stand traurig ihr zu HZopten  
Und Beata saß empor und streifte  
Fort das Blondhaar von dem müden Auge,  
Taub dem Gruß, dem kiebessroort der  
Schwester.

— Ist er da? Die sie gefragt, verstummte  
Mitgefühl hat deutlicher nicht Antwort.  
Taritas, wie scheucht' ich ihn? was drängte  
Fremd sich zwischen Fortis und den Frieden?  
wer, dem ich ein leides that, verkehrte  
Mir in Gram, was mich mit Freude labte?

Schmerzlich ries sie's und versank in Sinnen,  
Bis vom Lager sie zur Welle nieder  
Sonder Lust hinabging, sonder köcheln  
Bei der weichen Schmeichlerin Umarmung.

Darnach, da dem Bade sie entstiegen,  
wie im Traum ein Feierkleid umgürtend.  
Saß den Gatten, wenn er kommen werde.  
Endlich kommen, heiter sie empfangen —  
Tonlos sprach sie, vor sich hingewendet:  
Asche wärest, Asche sollst Du werden.

chwester, dies, auf niederm Kreuze las ich's, Da wir neulich jenen Friedhof schmückten, Und mich fror, ich blickte bang nach Innen, Suchte Gott und betete, bis mäßig Still der Aufruhr des Gemüthes wurde. Aber wisse: Ueberall, nie endend Seit der Stunde, da mich dies erschreckte, Hört mein Bhr das Echo einer weife, Die Experta sang. Ich eilte vormals vor dem düftern Klage-ton mich bergen, Den ich nicht erfaßte. Seltsam, Freundin, Jetzt, warum jetzt? — lieb' ich ihn und weiß ihn:

Ich, die gerufen

vom Schmerze der Sehnsucht,

Geträumet, geladen

Durch wartende Thore

Zum Pfühle des Elends,

Zum Fürftenpurxur,

Ich, das Glück,

Heimatlos bin ich,

Sonder Wohnstatt

Im Himmel, auf Erden.

Denn ach, die Seligen,  
Ruhend und sorgend,  
Mir, des Heiles nie  
Alterdem Lieblich,  
Lieber sie Flügel,  
Daß ich, ihr Bote,  
Heimlich entsandt,  
Siebensarbige  
Brücken weihe  
vom Himmel zur Erde,

Doch Staubgenährte,  
Des Starrsinns Anechte,  
Herbergen Hochmuth;  
Und, wie der Sonne  
Wesen und wie sie  
Bahnen ihr fanden —  
Rechnend, dreist,  
Nah« sie dem keuschen  
Strahle Iehovahs  
vom Himmel zur Erde.

Schamhaft aber  
Birgt sich der reine,  
Spiegelnd des Ewigen

Blick, vor der spähenden  
Fackel des Weltlichts,  
Fürchtet den Menschen, der  
Juchtlösen Muths  
Zerrt am Gewände, drin  
Segnende grüßen  
vom Himmel die Erde.

Asche wärest, Asche sollst Du werden . . .  
Earitas, die Flamme meines Lebens  
Hungert, ahnt mir, nach der letzten Scheiter.

Draußen zu der Stunde dieser Iwiesprach,  
Fern dem Schmerze, der im Dunkeln blutet,  
Draußen hält die hohe Mittagssonne  
Ueber Alpen, weiß im Schneelicht, Heerschau,  
Ueber Städte, glühnde, dumpf bewohnte,  
Ueber jene, die im wegeftaube  
weit hinaus die Flucht vor ihr nicht finden,  
Alle trifft sie, Wanderer wie Saumroß —  
Trifft auch ihn, den finster« Ritter Fortis,  
Der hier wacht ob wunderlicher Arbeit,  
Mühevoller. Schier als ob ihn lüfte,  
Daß er selbst die eigne Burg erstürme,  
Hieß er rings an Leitersprossen klimmen,  
Seile knüpfen, Seile klug verbinden,  
All in Eines, bis wie Spinnewebe  
Häßlich kriechend sie des Thurms Gemäuer  
Fenster, Thore wachsend überkleiden.  
Dann — ein wink aus wirrem Blick des

Burgherrn

Und das Tan, an dem die anderen haften^  
Legt er einem Knappen in die Hände:  
Nimm's, belehrt er ihn, und ohne Zaudern,  
Wenn mein lautes wort Dir Zeichen wurde,  
Sei gehorsam dem, was Du gelobtest.  
So befahl er und verließ die Stätte.

Seiner Schritte Dröhnen weckt die Frauen. — — — Fortis, eigner Fortis I Doch Beat«,

Die es rief, erbebte jetzt, verstummte —  
Den sie grüßte, er, ihr gegenüber,  
Todesfahl, das Auge scheel zur Seite,  
Kaum das wort zum Gegengruße findend,  
Nimmermehr, dies Bild ist nicht der Eine,  
Der ihr Alles, Alles ist hienieden.  
Ihr, der bleichen wankenden, zur Seite  
Hoch und still blieb Caritas. Sie wehrte

Fort den Beistand, welchen der Gemahlin  
Höflich nun der Gatte bringen wollte,  
Aber ihr, ein Gotteslicht im Blicke,  
Sieht in's Herz sie, bis die Schwache plötzlich  
Stark wird, ruhig und die Wimper öffnet:

Lieber, Schlimmes leidender, begann sie, Sprich, was schlug Dich? Gder, falls Du zürnest,

Mir, ach, zürnest, die in ihrem Busen  
Nichts begreift, was solchen Zorn Dir fachte,  
Schone nicht, was forderst Du?

Ich? Lines! Jenes einzig Line, das Du weigerst.

Ich, Dir weigern? Ich? Mein Hauch ist Geben,



Geben mir Erfüllung meines Daseins,

Mich an Dich, Dir

Mir gib endlich Klarheit,  
Sonnenklarheit gib mir, Unglückselge I  
Dunkel Auferzogene, wer bist Du?  
Nacht Dir heischend, Frevlerin am kichte.

Traurig klang die Antwort der Gefcholtnen,  
Alang ergeben, klagend nicht, nur bittend.  
Fortis, sprach sie, horch: In diesen wänden  
pocht der Wurm, die Uhr des Unterganges.  
Zweifler, eh die Stunde schlagen darf, — noch  
Leben, lieben, athmen wir, o banne  
Worte, die vir Sünde sind. Sieh: kostest  
Lines Du der Räthsel, das Dich ärgert,  
Hundertern in mir, in Dir doch schreitest  
Achtlos Du vorüber und sie bleiben  
Räthsel Dir, die Deinen Stolz nicht kränken.  
Bin ich dunkel, wohl, fei Du mir keuchte.  
Helle willst Du? Blick in meiner Seele  
Tiefsten Abgrund. Heilige Strahlen siehstDu,  
wenn nur Du mir gütig bleibst, mein Fortis.  
Sieh, Gewohnheit ist ein weicher Mantel:

Fort mit ihm vom Innern auch vom llerne Geben wir, was bleiben soll und blühen. Mir sind lieb, wie Brautschmuck, seine Falten. Dir, Du Meiner, sind sie mehr, sind ewig Das Geheimniß, dem Du Glauben schwurest,  
Glauben, ihn, den Inbegriff der «lacheit. Nicht um mich, s hör um Deinetwillen: Glaube, Fortis!

Sehn will ich, Du Blinde I Schütternd rief's die Stimme durch die

Räume — Pforten sprangen und durch offene Bogen

Unbarmherzig brach der Schein

V nie mehr! wie ein Sterbelied aus fernster Ferne, Dieses Nie, ein Abschied war's, ein letzter.

Doch der Rufer suchte bange Herzen,  
Suchte sie jetzt, die er kennen wollte,

Suchte, suchte, Caritas nur sah er,

Die voll Mitleids her zu ihm sich wandte. Aber, wo Beat« sonst, war blendend weißer, weiter wesensloser Schimmer, — war ein Schmerz, der bis in's Mark ihm tauchte.

... Stöhnend sank er auf den Estrich nieder kichtlos, freudlos; — denn zum Hohn der Sonne

kag's auf ihm, wie undurchdringlich Dunkel.

Als es Abendröthe ward, vernahm er  
Line sanfte Stimme, die ihn weckte.  
Caritas stand neben dem Gebrschnen,  
Hub ihn auf und führte ihn unmerklich  
Durch die Stille fort zu einer Höhe,  
Die hinaus sah in den Wald Beatens.

Dorthin blickt er und von dort noch einmal  
Milde, selig, nahe, wie im Leben,  
winkte ihm das tsdte Glück der Jugend.

von  
Isidor SoMs.  
— Prag.

s ist nicht unwerth, den Ursachen dieses wunderbaren Vorzugs nachzuspüren, dessen sich die südliche Hemisphäre gegenüber der nördlichen erfreut; es sind in der That klimatische Unterschiede und die hieran sich knüpfenden, nosologischen resp. epidemiologischen Consequenzen. Die klimatischen Differenzen zwischen der südlichen und nördlichen Hemisphäre lassen sich nach den Darstellungen unseres vorzüglichen Klimatologen Hann kurz dahin präcisiren:

Die südliche Halbkugel ist in niedriger Breite etwas kühler als die nördliche. Diese Differenz für die mittlere Jahrestemperatur beträgt nach Dove freilich nur 1.6° für die Breite von 10«. 1.8« 0. für die von 20 und 30«, 0.6« 0. für die von 40«; von da an, in den höheren Breiten, also in der gemäßigten Zone wird dagegen die südliche Hemisphäre etwas wärmer um 0,1—1,5« (?). Diese Temperaturdifferenz an sich ist freilich nicht sehr bedeutend und kann allein das eigenartige Verhalten nicht erklären. Wir haben zwischen zwei Gegenden derselben Hemisphäre weit bedeutendere Temperaturdifferenzen, ohne daß sie sich in Bezug auf die mörderische Natur ihres Klimas etwas nachgeben würden. Wichtiger erscheinen schon die Differenzen in den jährlichen Schwankungen der mittleren Temperatur beider Hemisphären. Diese Schwankungen betragen für die einzelnen Breitengrade:

Breite 30« 40« 50« 60« 70«

Nördliche Hemisphäre . . . 13,8 18,3 24,6 30,7 33,2  
Südliche - ... 5,6 6,6 7,4 8,2 9,0

Die jährliche Wärmeschwankung auf der nördlichen Hemisphäre ist also um mehr als das Doppelte und Dreifache extremer als auf der südlichen; und hierin liegt schon ein Moment von sehr großer physiologischer Tragweite; besonders wenn wir erfahren, um wie viel empfindlicher man in heißen Gegenden gegen Wärmeschwankungen ist.

Der Creole Moreau de Jonnets schildert die Einwirkung der Wärme auf den Körper der Creolen wie folgt:

Bei 23,7« C. lebhaft Kälte;

- 25« merklich kalt;

- 28—30« mildes angenehmes Wetter, leichtes Athemholen, regel

mäßige Verdauung;

über 30« drückende Hitze;

33« ohne Wind, erstickende Hitze;

35« Gefühl von Unwohlsein.

In GombS, 11« n. Br., 400 m Meereshöhe und weiter südlich fand Rohlfs in den Hütten der Pulloneger eigenthümliche Nachtlager, Bänke aus Thon, die innen hohl sind und Nachts durch Kohlen und Feuer gewannt werden. Der fröstelnde Neger breitet seine Matten darüber und schützt sich so in den Wintermonaten gegen Kälte. Gombö liegt um 50 m höher, dafür aber 2« südlicher als Euba, wo der kälteste Monat noch eine Mitteltemperatur von 22« hat, d. i. 2« wärmer als der normale Juli in Wien, wo man um diese Zeit Nachts vor Hitze kaum schlafen kann. Diese große Empfindlichkeit gegen geringe Wärmeschwankung bei absolut hoher Temperatur stellt sich nun auch bald bei den Eingewanderten ein. Humboldt sagt darüber: „Noch waren wir nicht zwei Monate in der heißen Zone und bereits waren unsere Organe so empfindlich für den kleinsten Temperaturwechsel, daß wir vor Frost nicht schlafen konnten. Zu unserer Verwunderung sahen wir, daß der hunderttheilige Thermometer auf 21,8« 0. stand. Im Jahre 1803 sahen wir bei unserem Aufenthalte in Guayaquil die Eingeborenen sich über Kälte beklagen und sich zudecken, wenn der Thermometer auf 23,8« fiel, während sie bei 30,5« die Hitze erstickend fanden. Es brauchte nicht mehr als 7—8«, um die entgegengesetzten Empfindungen von Frost und Hitze zu erzeugen, weil an diesen Küsten der Südsee die gewöhnliche Lufttemperatur 28« beträgt. In Cumana hört man bei starken Regengüssen in den Straßen schreien: „Welche Eiskalte, ich friere wie auf dem Rücken der Berge“, und doch fällt der dem Regen ausgesetzte Thermometer nur auf 21,5«.“

Was nun noch speciell die gemäßigten Zonen betrifft, so schreibt Hann die größere Salubrität der südlichen Hemisphäre Wohl mit Recht der lebhaften Ventilation, der stärkern und constanteren Luftbewegung und größeren Lufttrockenheit zu, gegenüber den analogen Verhältnissen der nördlichen Hemisphäre in gleichen Breiten. „Diese Lufttrockenheit, welche in der That für die Landflächen der südlichen Hemisphäre jenseits der Tropenzone ein

Es kann nun Wohl, wenigstens für einzelne Gebiete unserer Erde, der Beweis als erbracht betrachtet werden, daß auch jetzt noch eine, sagen nnr individuelle, vor unseren Augen sich vollziehende Acclimatisation vorkommt; es handelt sich nur um die richtige Wahl des Ortes, sowohl im Großen als im Kleinen.

Aber selbst in jenen Gebieten, die sich nicht gewissermaßen im ersten Anstürme erobern lassen, wo bisher die Erkrankungs- und Sterblichkeitsverhältnisse auf eine noch nicht vollzogene Acclimatisation hinweisen, können wir doch in vielen Fällen wenigstens eine sich vorbereitende oder sich allmählich vollziehende Acclimatisation erkennen. Es spricht sich diese erfreuliche Thatsache ziffermäßig in der Abnahme der durch die klimatischen Verhältnisse bedingten Krankheits- und Todesfälle aus. Während z. B. die englischen Truppen in Indien in den Jahren 1870/79 durchschnittlich auf 1000 Mann 19,34 Todesfälle hatten, verminderten sich die letzteren in den Jahren 1877/81 auf 15,69</o« und sind jetzt sogar andauernd geringer als die der heimischen Truppen.

Nach van der Burg betrug die Sterblichkeit der nach den niederländischen Colonien überpflanzten Europäer von 1818—1849 11,39<A<). von 1850—79 nur noch 5,95«/g». In Algier läßt sich bei allen Racen eine relative Abnahme der Sterbefälle und Zunahme der Geburtsziffer nachweisen. Auch darin ist ein Effect allmählicher Acclimatisation zu ersehen, daß mit dem längeren Aufenthalt die Disposition für gewisse Krankheiten abnimmt (für manche leider auch wieder zunimmt). Von 100 in Rio de Janeiro 1876 an Gelbfieber erlegenen Fremden hatten:

41 zwischen 1 Tag 6 Monat in Rio gelebt  
39 „ 6 Mt. 1 Jahr  
14 „ 1 „ 2 Jahre  
4 „ 2 „ 3 „  
2 „ 4 „ „ „

In der Armee Bengalens ist das Verhältniß der Soldaten, die noch nicht zwei Jahre dort gedient, zu den über zwei Jahre Dienenden bezüglich der Häufigkeit des Typhoid wie 9,7 zu 1,9.

Je länger also der Aufenthalt in dem gefährlichen Klima währt, desto geringer wird die Disposition zur Erkrankung an gewissen (leider nicht an allen) Infektionskrankheiten; zum großen Theil auch deshalb, weil die weniger widerstandsfähigen Individuen denselben bereits früher zum Opfer gefallen sind; aber so muß sich ja nach den ehernen Gesetzen der Natur, nach den grausamen Kriegsregeln des Kampfes um's Dasein die Acclimatisation vollziehen. Die weniger Widerstandsfähigen gehen zu Grunde, die Resistenten erhalten sich, es tritt so die Illtursl Mleotjon ei» und durch Vererbung kann allmählich diese erhöhte Resistenzshigkeit übertragen und gesteigert, die generelle oder historische Acclimatisation herbeigeführt werden. So vergleicht auch Quatrefages die Acclimatisation mit einem

ist, je größer früher die Erregung gewesen. Die Respiration und Circulation verlangsamt sich, der Puls wird weicher, die Bewegung peinlich, d» Verdauung schwach, der Geschmack im Mund pappig, der Magen trag, scheint stark gewürzte Speisen zu verlangen und alkoholische Getränke.“ Diese allgemeine, leider nicht in allen Punkten richtige Schilderung tan» noch ergänzt werden durch die Beobachtungen von Jöris, der bei Reisen in südlicher Breite eine Beschleunigung der Respiration von 18,3 auf 21,4 Athemzüge in der Minute und des Pulses von 79 auf 87 nachwies.

Die wichtigsten physiologischen Aenderungen beim Klimawechsel sind hauptsächlich in den Aenderungen der Temperatur und Feuchtigkeit der Luft, eventuell auch des Luftdrucks (beim Höhenklima) und sodann in der Ernährung begründet. Es scheint besonders die Temperatur in Combination mit der Feuchtigkeit der Luft eine große Rolle zu spielen.

Unser Körper besitzt eine eigenthümliche Wärmeökonomie, er producirt eine große Menge Wärme; weit mehr als nöthig ist, um die ihm im gefunden Zustande zukommende Temperatur von 37« C. aufrecht zu erhalten, dieser Ueberschuß an Wärme muß also wieder abgegeben werden. Es beträgt die Menge der producirt Wärme innerhalb 24 Stunden ungefähr 3 000 000 Wärmeeinheiten (1 Wärmeeinheit oder Calorie gleich derjenigen Wärmemenge, die nöthig ist, um ein Gramm Wasser um 1" zu erwärmen). Die vom Menschen im Tage producirt Wärmemenge, würde also hinreichen, 30 Liter Wasser von 0« bis zum Sieden zu erhitzen. Die Abgabe der überflüssigen Wärme geschieht auf verschiedenen Wegen, durch Wasserverdunstung, durch Leitung und Strahlung, durch mechanische Arbeit :c.

Der wechselseitige Antheil, den diese Functionen hieran haben, ist ein verschiedener; so participirt die Wasserverdunstung mit ca. 21.5»/« an diesen Ausgaben, die Erwärmung der Athem- und umgebenden Luft mit ca. 27«/». die Strahlung mit 42»/g.

Dies gilt natürlich für unsere Verhältnisse, wo für gewöhnlich wesentliche Unterschiede zwischen der Temperatur des Körpers und der der umgebenden Medien herrschen; je geringer aber diese Differenzen sind, desto mehr werden gerade jene Arten der Wärmeabgabe behindert, die dem Procentverhältniß nach die größten sind. Durch Strahlung, durch Erwärmung der Athem« und der uns umgebenden Luft werden an 70«/« der gesammten Wärmeabgabe besorgt. Die Einbuße, die hier bei Erhöhung der äußeren Temperatur erfolgt, muß nun hauptsächlich durch die Wafserverdunstung ersetzt werden, wenn nicht der Körper eine höhere Temperatur erhalten soll; daraus ergibt sich aber von selbst die schädliche Wirkung einer Combination von hoher Lufttemperatur und gleichzeitig hoher Feuchtigkeitsgehalte derselben. Eine solche mit Wafserdampf gesättigte oder wenigstens stark beladene Luft kann keinen oder wenig Wasserdampf mehr aufnehmen. Die Verdunstung ist also behindert, und so eine weitere ergiebige Quelle der Wärmeabgabe verschlossen. (Die Wärmemenge, die verbraucht wird, um nur 1 Gramm

einen großen Einfluß auf unsere Wärmeökonomie. Wir haben oben die Frage unerörtert gelassen, woher denn die Wärme stammt, die unser Körper in so reichem Maße producirt. Sie ist die Folge einer Verbrennung, einer Oxydation, ganz ähnlich wie die Wärme, die unser Ofen uns zu spenden hat, nur daß die Verbrennung hier unsichtbar erfolgt; aber das letzte Verbrennungsproduct ist ebenso Kohlensäure und Wasser, wie bei der Verbrennung einer Kerze. Das Heizmaterial jedoch ist unsere Nahrung, die wir als Ersatz für die verbrauchten Stoffe aufnehmen und die, nachdem sie in die Zusammensetzung des Körpers eingegangen ist, auch wieder verbrannt wird und so Wärme producirt. Wie die Brennstoffe im Allgemeinen, so haben auch unsere Nahrungsstoffe einen verschiedenen Heizwerth, je nach ihrer Zusammensetzung. So z. B. giebt:

ein Gramm fettfreies Rindfleisch . . 5321 Calorien (Wärmeeinheiten), trockenes Rinderfett . . 9069 Butter im natürl. Zustand 7264

„, Kartoffeln 1013

Reis 3813

hart gesottenes Ei . . 2383  
Rohrzucker .... 3348

Brot 2721

Nach diesem Verhalten bei gleichzeitiger sorgfältiger Berücksichtigung des Nährwerthes und der Verdaulichkeit werden wir die Wahl unserer Speisen zu treffen haben; wir werden in heißen Klimaten solche Nahrungsstoffe zu wählen haben, welche ihren Zweck der Erhaltung der Körpersubstanz erfüllen und dabei so wenig als möglich Wärme liefern. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der reichliche Genuß von stärke- und zuckerhaltigen Nahrungsmitteln in den Tropen, wie z. B. von Reis, Mais, Zuckerrohr. Datteln u. s. w.. welche sämmtlich, wie aus obigen Zahlen ersichtlich ist, eine relativ geringe Wärmemenge bei der Verbrennung liefern, hierauf zurückzuführen ist, abermals als eine instinctive Erfüllung eines nun wissenschaftlich festgestellten, physiologischen Postulats.

In dieser Weise können wir versuchen, das Individuum in seinem Kampfe mit der Natur zu unterstützen. Wir können aber auch die Gesammtheit schützen, wenn wir die Erfahrungen, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten mit Colonien gemacht wurden, zu Rathe ziehen. Das Mißlingen so vieler Colonisationsversuche hatte oft nur seinen Grund in der unrichtigen Wahl von Ort und Zeit mit Rücksicht auf das zu colonisirende Object. Hören wir, wie sich Bertillon, der jüngst verstorbene französische Statistiker, der dieses Gebiet seit Jahren mit Eifer bearbeitet, über diese Frage ausspricht:

„Während England sich in den Besitz von Canada, Australien, Tasmanien, Neu-Seeland, des Cap gesetzt hat, wo sich arische Völkerschaften

Man braucht sich nur in's Gedächtnis; zurückzurufen, daß die hauptsächlichsten Gegner der neuen Ansiedelungen gewisse Infektionskrankheiten sind, wie Malaria, Cholera, Ruhr, Gelbfieber, welche eine bestimmte Bodenbeschaffenheit zu ihrer Entwicklung und Ausbreitung bedürfen, und welche dort, wo diese Bodenbeschaffenheit nicht vorhanden ist, sich nicht einstellen, sich auch nicht verschleppen lassen. Es genügt oft schon die Wahl eines etwas elevirten Terrains, um sich gegen die verheerenden Seuchen zu sichern. In Guadeloup ist das Camp Jakob bloß 545 ro. hoch, genießt aber eine bemerkenswerthe Salubrität. Während der Gelbfieberepidemie des Jahres 1869 kamen dort von allen Erkrankungen bloß 14<sup>^</sup>/« Todesfälle vor, während sie sonst 66<>/g betrug. Nach Matouba, das noch 100in höher liegt, verbreitet sich das Gelbfieber überhaupt nicht und kann auch nicht dahin verschleppt werden. Lind erwähnt schon 1792 der Insel Antigoa: „Diese Insel ist vorzüglich bei dem englischen Hafen sehr ungesund, das gelbe Fieber und der Durchfall reißt die Mannschaft auf, aber man fetzt sich vollkommen in Sicherheit gegen diese Krankheiten, wenn man seine Zuflucht auf ihre Berge nimmt, insonderheit auf denjenigen, welcher den Namen Monkshill führt.“

Aehnliche Beispiele weist nun die Geschichte der Epidemien an allen Orten auf und wir haben auch bereits charakteristische Anhaltspunkte, um solche Gegenden zu unterscheiden. Ja, schon bei den alten Römern hat man derartige Erfahrungen zu würdigen und praktisch zu verwerthen verstanden. Von einer der bedeutsamsten Thatsachen auf diesen Gebiete berichtet Mtruv im Jahre 90 vor Christus\*):

„So war es in der alten Stadt Salpia in Apulien, die Diomedes, von Troia kommend, oder, wie Einige haben wollen, Elphias Rhodius erbaute. Aus dieser Stadt kamen einmal die Bewohner, da sie daselbst alle daß die Unwissenheit und Dummheit der Erbauer großer Städte und der Befehlshaber großer Provinzen volkreiche und prächtige Städte dem Unglück ausgesetzt haben, daß sie alle Jahre von einer pestartigen Krankheit verwüstet werden. Das ist der Fall, in welchem sich Batavia zu befinden scheint.“

\*) Demselben Schriftsteller entnehmen wir folgende Schilderung eines kulturgeschichtlich hochinteressanten Brauches. „Ich glaube daher immer wieder die alte Uebung in Erinnerung bringen zu müssen, nach welcher unsere Väter Thiere schlachteten, die an jenen Orten zu weiden pflegten, wo sie Städte oder ständige Lager anzulegen beabsichtigten, um zu sehen, ob die Gegend gesund sei. Hatten sie zur Probe mehrere Thiere geschlachtet und in allen gesunde Lebern gefunden, so ließen sie sich getrost nieder: waren aber alle Lebern von dunklem, krankhaftem Aussehen, so wußten sie, daß an dem Orte das Wasser und die Nahrungspflanzen dem Körper nicht zuträglich seien, und zogen weiter, nach einer andern Himmelsgegend. Die Thatsache, daß man aus dem Futter die gefunden Eigenschaften des Bodens erkennen kann, läßt sich aus den Gegenden in Creta ersehen, welche am Flusse Pothereus liegen, zwischen den beiden Städten Gnofus und Gortuna. Zur Rechten wie zur Linken de? Flusses weiden Rinder, aber jene, welche bei Giwsus weiden, baden eine vergrößerte Milz, bei denen auf der andern Seite, bei Gortyra, kommt keine Milzvergrößerung vor.“

will. Es wird auch hier vielleicht allmählich nach vielen Generationen durch natürliche Zuchtwahl, durch Vererbung und Anpassung eine Acclimatisation sich einstellen können.

Wir können aber in vielen Fällen durch geeignete Maßregeln ein« Beschleunigung dieser Accomodation herbeiführen und eine gewisse Garantie des Erfolges uns verschaffen. Wieder anknüpfend an jene wichtigsten Feinde der Neuanziedelnden, an jene verheerenden endemischen Krankheiten, führen wir in's Gedächtniß, daß die meisten von ihnen in innigem Zusammenhang mit einer Bodenbeschaffenheit flehen, auf welche wir durch unsere Thätigkeit Einfluß nehmen können. Alles das, was man unter dem Namen Bodenmelioration, Bodencultur versteht, geeignete Drainirung, Regulirung von Flüssen, Trockenlegung von Sümpfen, Anpflanzungen, Reinhaltung des Bodens u. dgl., übt einen gewaltigen Einfluß auch auf die Salubrität der Gegend aus, das haben nun zahlreiche Erfahrungen in allen Ländern Europas, aber auch in Indien, Algier, Aegypten :c. bewiesen, und das gewährt uns einen Trost für die Zukunft solcher in der Gegenwart noch , bedenklicher Ansiedelungen. Ein großer Theil der günstigeren Erfahrungen der Neuzeit bezüglich der Acclimatisation ist Wohl diesen Maßnahmen zuzuschreiben, man hat nicht die Menschen der Gegend, sondern die Gegend dem Menschen etwas anzupassen versucht. So können wir denn unsere heutige Mittheilung mit einem Resumö beschließen, das der bereits mehrfach citirte Quatrefages für diese Frage aufgestellt hat:

„Alles führt uns dazu, zuzugestehen, daß außer einigen exzeptionellen Punkten sich die menschlichen Rassen in den verschiedensten Gegenden acclimatisiren können unter der Bedingung, Verluste zu erleiden, je nach der Verschiedenheit der Medien. Oft kann der Mensch, Dank seinem Studium, seiner Wissenschaft, seiner Thatkraft, diese Opfer herabmindern. In jedem Falle hängt es von ihm ab, sie nicht durch Unvernunft, durch unzweckmäßige Lebensweise zu erschweren. Die Acclimatisation ist zum großen Theil eine einfache Frage der Hygiene.“

Der Fortschritt in der Geschichte.

von

Alexander Brückner.

— Dorpat. —

aco sagt, die Empiriker seien mit den Ameisen zu vergleichen, welche nur sammeln und verzehren, die Dogmatiker mit den Spinnen, welche den Faden nur aus sich ziehen; an den Bienen sei ein Beispiel zu nehmen: sie sammeln und verarbeiten. So hat sich auch der Historiker nicht bloß auf eine Anhäufung von Kenntnissen über das Geschehene zu beschränken; er muß sich vor dem in der Luft stehenden Schematismus hüten. Er hat zu sammeln und zu verarbeiten.

Kein Zweifel, daß die Historiker mehr gesammelt als verarbeitet haben. „Es ist Zeit, daß die Arbeit der Steinhauer ein Ende habe," sagt ein russischer Gelehrter (Stronin), „und daß die Arbeit des Baumeisters beginne." Nicht ohne Grund bemerkt Champion: „Hüten wir uns, daß die Arbeit der Feststellung der Thatsachen uns nicht Zeit und Lust rauben, sie zu verstehen, daß das Studium der Einzelheiten uns nicht abhalte von der Verallgemeinerung." Und ähnlich lautet die Klage Mayrs: Deutschlands Geschichtsforschung habe einerseits durch unberechtigtes Hereinziehen metaphysischer Speculation allen Boden unter den Füßen verloren, andererseits sich in die Tiefen des Detailwissens verbohrt, wohin auch kein Strahl einer höheren Einsicht dringe.

So steht denn das Problem von dem Wesen und den Aufgaben der Geschichtsforschung auf der Tagesordnung. „Künftige Zeiten," sagt Lazarus in seiner Abhandlung über die Ideen in der Geschichte, „werden im Rückblick auf die gegenwärtige die Signatur der geistigen Bestrebungen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mehr als wahrscheinlich darin erkennen,

Nord und Süd, XXXIII., «. 26

daß, sowie die erste Hälfte eifrig und strebsam bemüht gewesen ist, die äußere Natur zu erforschen, an die Stelle fubjectiver Begriffe objective Thatsachen zu setzen, mit der Fackel des Geistes in ihren Proceß und ihre Gesetzmäßigkeit hineinzuleuchten, so die zweite vorzugsweise das Wissen vom Menschen als Natur- und Culturwesen, vom Menschen, wie er aus der Geschichte und sie aus ihm hervorgeht, sich zur Aufgabe gemacht hat."

An der Lösung dieser Aufgabe haben Vertreter verschiedener Völker mitgearbeitet. Mag in Deutschland die Literatur über die Theorie und Philosophie der Geschichte einen ganz besonderen Reichthum an Schriften. Abhandlungen und größeren Werken aufweisen, so haben auch die Franzosen, die Engländer, die Italiener u. A. an diesen Bestrebungen teilgenommen und den Historikern vielfach Anregung geboten. R. Rocholls bibliographische Zusammenstellung: „Die Philosophie der Geschichte. Darstellung und Kritik der Versuche zu einem Aufbau derselben" (Göttingen 1878) zeigt, wie rüthrig und strebsam man überall auf diesem Gebiete gewesen ist.

Auch in Rußland ist man während der letzten Zeit nicht müßig gewesen. So gab der ehemalige Professor der Geschichte an der St. Petersburger Universität (jetzt Redacteur der bedeutendsten aller russischen Monatsschriften, des „Europäischen Boten") M. Staßjulewitsch, eine Geschichte der Philosophie der Geschichte heraus; so veröffentlichte der Professor der Moskauer Universität, Guerrier, eine „Skizze der EntWicklung der Geschichtsforschung"; so ließ etwas später ein jüngerer Gelehrter, Stronin. ein theoretisches Werk über die Geschichte als Wissenschaft erscheinen u. dergl. m.

In der allerletzten Zeit ist nun von dem Professor der Geschichte an der Warschauer Universität, Nicolai Karejew, dem russischen Publikum ein sehr umfassendes Werk über das Wesen und die Aufgabe der Geschichtsforschung dargeboten worden, ein Buch in zwei starken Bänden, welches über die Grenzen Rußlands hinaus Beachtung verdient, von ungewöhnlicher Belesenheit und großer Umsicht des Verfassers zeugt und sehr wesentlich zur Lösung der Frage von der Theorie der Geschichte beizutragen geeignet ist. Es führt den Titel: „Die Grundfragen der Philosophie der Geschichte. Kritik der historiofophischen Ideen und Versuch einer wissenschaftlichen Theorie des historischen Fortschritts." (Moskau 1883. 2 Bde.)

Die Schrift ist in vier Bücher getheilt, jedes dieser in mehrere Capitel. Buch I.: „Die Cvnstruction der Philosophie der Geschichte," behandelt den Begriff und die Literatur der Philosophie der Geschichte, die Frage von der Gesetzmäßigkeit, die Annahme von einem Plane in der Geschichte, den

\*) k?, L*äi*-ejsv?, Os8v<vlli^« vopross? LlogsoH istoriz. XritiK*ä* istorioſso» KtsoKssKieK iäsz i op^t QäutseKnoi i8i<rij iswritgeksskäb« proßress». Bd. I. „DaS Wesen und die Aufgabe der Philosophie der Geschichte," 456 SS. Bd. II. „Die wissenschaftlichen Grundlagen einer Theorie des Fortschritts," 400 SS. Es soll ein dritter Band erscheinen.

geben, daß es für die EntWicklung Europas und Asiens besondere Gesetze gebe; so gestand Ferron, daß die historischen Gesetze der Vergangenheit Kine Anwendung finden würden auf die Ereignisse der Zukunft. Es giebt also keine historischen Gesetze im eigentlichen Sinne; auf dem Wege der Verallgemeinerung gefundene Formeln sind noch keine Gesetze; Buckles Gesetze stellen sich als bloß empirische Verallgemeinerungen heraus.

So zeigte denn die Kreislauftheorie, welche Vico ausstellte, nur, wie das Räthsel der Geschichte nicht zu lösen war. Es läßt sich kein Schema für die verschiedenen Geschichtsperioden aufstellen. Wenn schon bei dem Individuum die verschiedenen Altersstufen sich in ganz verschiedener Weise abspielen, so gilt der angebliche Parallelismus um so weniger bei den Nationen. Die Annahme von der Notwendigkeit des Verfalls aller Völker ist eine ganz willkürliche, ein Aberglaube. Der Untergang von Staaten und Völkern ist accidentell und keineswegs der Ausdruck eines historischen Gesetzes. Wie viele Völker und Staaten sind denn untergegangen? Jft nicht das, was wir gelegentlich als Verfall bezeichnen, vielmehr eine Modifikation, eine Metamorphose, eine Regeneration? Ist nicht ferner die Gefahr des Verfalls oder Unterganges eine andere, sowohl qualitativ als quantitativ verschiedene auf verschiedenen Culturstufen? Läßt sich der Untergang der Rothhäute, mancher Stämme der Südsee-Jnsulciner mit dem Verfall des römischen Kaiserreichs vergleichen? Ist die Katastrophe von Peru und Mexiko ein Analogon zum Untergange Polens? Jft nicht die physische Degeneration eine wesentlich andere als die Politische? Aendert sich nicht das Maß der Widerstandsfähigkeit gegen äußere Gefahren mit der Culturhöhe? Steigt nicht das Maß der Solidität und Entwicklungsfähigkeit der Civilisation? Wäre nicht eine vollkommene Gesetzmäßigkeit, der historischen Erscheinungen eine Negation des Wesens derselben, der Entwicklung, des Fortschritts?

Also keine historischen Gesetze. Sie wären das Grab der Geschichte. Wer eine Wissenschaft todtschlagen will, kann dieses Ziel am besten erreichen, wenn er ihr eine Aufgabe stellt, welche sie nicht lösen kann. Gäbe es historische Gesetze, so wäre die Geschichte eine Naturwissenschaft. Während die letztere es mit dem Unorganischen und Organischen zu thun hat, ist gerade dasjenige, was das Wesen des historischen Lebens ausmacht, Staat, Religion, Wissenschaft, Sitte. Sittlichkeit, Weltanschauung — „überorganifch". Es gab Zeiten, wo die Menschheit von der Thierwelt sich nicht unterschied, in steter Wiederholung der Generationen nur organisch lebte. Dann trat ein neues Element ein, ein überorganisches, die historische Evolution, der Ausgangspunkt der Tradition, des Fortschritts. Auf darwinistischem Wege, durch Zuchtwahl, Vererbung u. s. w. allein ist das Räthsel der Geschichte nicht zu erklären. Nur der Mensch ist ein „politisches Thier"; nur für ihn giebt es eine Sociologie; nur er hat eine Geschichte. Bei den Thieren giebt es keine Solidarität, keine Continuität; jeder Organismus besteht bloß für sich oder für eine Gruppe, während die menschlichen Beziehungen mit der Höhe der Culturstufe an Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit zunehmen. Ein Stamm eines wilden Volkes kann allenfalls mit einem Bienenschwarm verglichen werden, während auf höheren Stufen excentrische Kreise (wie Sprache, Religion Nationalität, Parteibildung) die concentrischen (wie Familie, Stand, Staat) in buntester Weise durchschneiden. Je höher die Culturstufe, desto weniger Analogie mit dem Naturprodukt. Der Staat, dem das Kastenwesen sein Gepräge aufdrückt, ist eher mit dem Ameisenstaate zu vergleichen, als der moderne Rechtsstaat. Bei den Thieren giebt es keine persönliche Initiative und ohne diese keine historische Entwicklung. Bei den Thieren giebt es kein eigentliches Princip der Vergesellschaftung. Nur im uneigentlichen Sinne kann man von einem Ameisen- oder Bienenstaate reden. Er ist mehr einer Familie zu vergleichen und der Russe hat für die Bienenkönigin den entsprechenden Ausdruck „Mutter" (mstkä). Auch sind die Glieder des sogenannten Bienenstaates verschiedene Thiere.

In den Zeiten der Vorgeschichte gab es bei den Menschen keine individuelle Entwicklung; der Mensch war völlig abhängig von seiner Umgebung; der Zustand glich demjenigen der Termiten, Biber, Affen. Es herrschte die unbewußte Nachahmung, das Typische. Daher ebenso wie bei den Affen kein Stand, kein Recht, keine ökonomische Cooperation, keine geistige Cultur, keine historische Tradition, keine Geschichte. Die Thiere bilden nur einzelne Grupen, die unter stch keine Beziehungen haben; es fehlt die Möglichkeit der Mittheilung; es giebt keine Sprache, keinen socialen Körper, keine Tradition, daher keine Neuerung, keine historische Evolution. So auch die Menschenwelt auf der Stufe der Vorgeschichte. Da tritt auf eine uns unbekannte Weise ein neues Moment ein: das Institut, die Norm, ein Abstractes, ein Princip. Eine Schafheerde folgt dem Leithammel, ohne von dem Princip der Autorität zu wissen. Anders in der historischen Welt, wo die Autorität ein Princip, eine Abstration, eine sociologische Thatsache ist. Die niederen Rassen bilden das Mittelglied zwischen der Thierwelt und dem Culturmenschen. Je näher der Mensch der Thierwelt steht, desto ausschließlicher steht er unter der Herrschaft der Naturkräfte; je höher er steigt, desto stärker werden die überorganischen Agentien. So scheiden sich Naturwissenschaft und Geschichte. Die Gesetzmäßigkeit reicht nicht aus, um die Erscheinungen der historischen Welt zu erklären. Die Produkte der überorganischen Sphäre, die Ideen, die Ideale schließen die Notwendigkeit der regelmäßigen Wiederholung gewisser Erscheinungen aus; die neuen Principien schwächen die Wirkung der Tradition ab. Die exacte Arbeit des Naturforschers ist auf dieses Object nicht anzuwenden. Eine mechanische Erklärung der historischen Vorgänge ist keine. Auf bloß empirischem Wege ist das Räthsel der Geschichte nicht zu lösen.

Ebenso wenig führte eine abstracte Construction der Geschichte zu dem gewünschten Ziele. Man faßte die Geschichte als eine Rechtfertigung Gottes auf; die Weltregierung allein sollte die Geschichte machen; es waren phantastische, mythologische Vorstellungen, willkürliche Constructionen. Der Providentialismns stand im Mittelpunkte einer solchen Philosopyie der Geschichte. Man meinte, die Aufgabe des Historikers in der Erkenntnis; der Pläne der Vorsehung suchen zu müssen, eines Schemas, einer Formel, welche sich dem Ganzen der historischen Vorgänge anpassen lasse. Der bedeutendste Vertreter dieser Richtung ist Bossuet, dessen Ausführungen Laurent in dem 18. Bande seiner „Mstoirs 6u droit 6ss geus" einer schonungslose» Kritik unterwarf. In der Geschichte, wie der berühmte Geistliche des Zeitalters Ludwigs XIV. dieselbe construirt, dienen alle Staaten und Völker nur der Religion und dem Volke Gottes. In dieser Universalgeschichte giebt es keine Willensfreiheit. Die Gottheit ist die einzige handelnde Person darin. Es fehlt das ganze Morgenland; es fehlt das Eingehen auf die Entfaltung des natürlichen Lebens, der Künste, der Gewerbe, der Forschung. Die Kirche beherrscht Alles. Die Geschichte ist die Offenbarung der Gottheit und nichts als eine solche. Alles dient unbewußt den Zwecken der Vorsehung, welche die Vorgänge der Jahrhunderte und Jahrtausende sich nach einem Programm abspielen läßt. Aber ähnlich teleologisch construirt auch Laurent selbst die Geschichte; auch sein Hauptvrincip bei der Deutung des Räthsel der Geschichte ist der Determinismus, und die Arbeit des Historikers besteht nach ihm in dem Errathen der Pläne der Vorsehung. Er polemisirt gegen den Fatalismus anderer Geschichtstheoretiker und verfällt in denselben Fehler. Aehnlich willkürlich ist die Construction der Geschichte bei Hegel. Seine Aufeinanderfolge verschiedener Stufen der EntWicklung des Weltgeistes erscheint als eine grundlose Annahme. Hegel will die Geschichte als eine Linie auffassen. Was die Chinesen beginnen, setzt sich in Indien fort, dann folgt Persien u. f. w. Karejew bemerkt dazu, es ist das, als wollte man sagen: Das Wasser fließt in der Wolga bis Kasan, dann im Don bis Lebedjan, dann im Dniepr bis Smolensk u. s. w. Das Schema, demzufolge der Orient die Kindheit, Hellas die Jugend, Rom die Mannesreife. Deutschland das Alter repräsentirt, ist eine in der Luft stehende Erfindung.

So verwirft denn Karejew den Providentialismus und die Planmäßigkeit in der Geschichte ebenso entschieden, wie die Gesetzmäßigkeit. Die Geschichte ist weder eine Naturwissenschaft, noch läßt sich die Entwickelurig der Menschheit in ein philosophisches oder theologisches System zwängen.

Ebensowenig ist die Geschichte ein Chaos, ein Product des Zufalls. Nicht bloß auf historischem Gebiete sehen wir Erscheinungen, welche wir nicht erklären können. Wir kennen die Grundursachen nicht; was sind Kraft, Raum, Zeit, Leben? Wie trat jener Ausgangspunkt des historischen Lebens, ein Abstractes, ein Princip in die Welt ein? Wie entstand der Begriff der Pflicht? u. s. w. Solche Fragen müssen offen bleiben.

Man darf in der Geschichte nicht eine Art mechanischer Gesetzmäßigkeit nachweisen wollen; ebensowenig läßt sie sich als der Ausdruck des Absoluten

So der Grundzug alles historischen Geschehens. Alles Handeln ist seinem Wesen nach zweckmäßig; alles Handeln entspricht dem Princip der Entwicklung, des Fortschrittes, dem Streben, das Glück zu steigern. So die Tendenz des historischen Processes, eine Tendenz statt eines Planes einerseits, statt des Chaos andererseits, statt einer Stabilität oder statt eines Kreislaufs oder der ewigen Wiederholung.

Es entspricht der Tendenz der geistigen Natur des Menschen, daß sehr viele Philosophen der Geschichte den Sinn alles Geschehens im Fortschritt erkannt haben. Das empirische Studium der Geschichte leitet, sobald man überhaupt nicht bei den einzelnen Thatsachen stehen bleibt, fondern vergleicht, reflectirt, verallgemeinert, zur Idee des Fortschritts. Die Ansicht von der UnVeränderlichkeit aller Dinge ist ein überwundener Standpunkt; das Princip der EntWicklung ist in den Vordergrund gestellt. Nichts ist, Alles wird. Die Welt wird als EntWicklung, als Evolution erkannt. Die Geschichte ist nicht ein ewiger Wechsel von Nacht und Tag, sondern ein Proceß, der neue Formen schafft. Die Philosophie der Geschichte ist die Anwendung i«r Fortschrittsidee auf die Schicksale der Menschheit. Hier liegt das Sein oder Nichtsein der Geschichte als Wissenschaft. Bestand die Aufgabe der Philosophie der Geschichte darin, den Gang der Veränderungen im Leben und in den Schicksalen der Völker, wie dieselben uns aus empirischer Beobachtung bekannt geworden sind, im ganzen und großen Verlauf zu erfassen, so lagen für das Ergebniß folgende Möglichkeiten vor: Stillstand, Fortschritt. Rückschritt. Abwechselung von Rückschritt und Fortschritt. Es liegt im Wesen alles historischen Geschehens, daß das Ergebniß von einem Fortschritt in demselben je länger je klarer sich herausstellte.

Dem Alterthum war die Fortschrittsidee fremd. Wenn man auch in denZiten Roms gelegentlich auf den Fortschritt aufmerksam machte, so wurde doch keine Doctrin daraus; die Römer verallgemeinerten nicht ausreichend, um dazu zu gelangen. Auch war relativ zu wenig Zeit vergangen, zu wenig geschehen, oder man wußte zu wenig von dem Geschehenen, um auf den Fortschritt als das Princip der historischen EntWicklung aufmerksam zu werden. In der hierauf folgenden Zeit war das stattgehabte Zusammenbrechen der alten Welt nicht geeignet, der EntWicklung der Fortschrittslehre Vorschub zu leisten. Das Christenthum mit seiner Lehre von dem neuen Bunde, welcher höher stehe als der alte Bund, enthielt einen Keim zur Lehre vom Fortschritt. Andeutungen über den letzteren finden sich bei den Kirchenvätern. Während des Mittelalters geschah indessen kaum etwas für diese Lehre. Die conventionelle Doctrin von den vier Monarchie?« beherrschte die Theorie der Geschichte in diesen Jahrhunderten. Auch das Vorherrschen des geistlichen Elements, die große Bedeutung der Askese beeinträchtigten die Entwicklung der Fortschrittslehre. Roger Bacon bemerkte wohl, daß die jüngere Generation die ältere an Wissen übertreffe, wie denn überhaupt der intellektuelle Fortschritt früher erkannt



Schücking erwähnt einer Neigung, die Annette in jüngeren Jahren zu einem Arzte gefaßt haben soll, die sie aber unterdrückt hätte, weil sie aus Familienrücksichten niemals in eine Heirat gewilligt haben würde.

So liegt ihr Leben vor uns wie ein ruhiger See, dessen Oberfläche nie ein Sturm bewegt zu haben scheint; und doch muß sie innerlich gewaltig mit sich gerungen haben, wie jede bedeutende Natur, muß sie viel Schmerzliches und Enttäuschendes erfahren haben, davon geben viele ihrer Gedichte, namentlich auch die religiösen, Kunde. So reich an Schönheiten diese letzteren, unter dem Titel „Das geistliche Jahr“ nach der Dichterin Tode herausgegeben, auch sein mögen, so gehören sie doch zu sehr dem religiösen Gebiete an, als daß ich sie hier zu würdigen vermöchte. Annette war eifrige Katholikin, aber von jener echten Frömmigkeit, die gleich weit von Fanatismus und Intoleranz wie von selbstbetrügerischer Heuchelei ist, ein Herz, rein wie Gold, und wie es edler und größer nie in einer Frau geschlagen hat.

Unerwähnt darf ich leider nicht lassen, daß die Werke der Dichterin jetzt in einer neuen Ausgabe\*) mit Einleitungen und Anmerkungen erscheinen, in welcher der Herausgeber — wahrscheinlich um das Seelenheil der Dichterin

\*) Münster, Hasse, 1884,

Wenn über ihm wie Schmerz durchzittert

Die Mitternacht'ge Stimme klagt

Gleich Geistern durch der Nacht Revier?

Ein heimlich Flüstern zischt und kocht,

Und an die schlechtverfchlossne Thür

Der Wind mit leisem Finger pocht." Dann wird das Grauen und die Gespensterfurcht durch alle Stadien verfvlgt, bis der Alte, dem Wahnsinn nahe, wieder in die Nacht hinausflieht und endlich, da er gerade noch das Bellen eines Hundes vernimmt, erschöpft zusammensinkt. — Der zweite Gesang zeigt uns das Leben der Mönche auf dem Hospiz in ihrer ersten aufopferungsvollen Thätigkeit. Noch ist der Morgen nicht erwacht, da kehrt einer der großen Hunde heim, der treue Barry, auf feinem Rücken ein erstarrtes Knäblein, das seine Händchen in das zottige Fell des Thieres gekämpft hat. Wiederbelebungsversuche werden angestellt, welche auch glücken, und nun begiebt man sich, geführt von dem treuen Hunde, auf den Weg, um den Begleiter des Kindes zu suchen. Endlich findet man den alten Mann, aber todt. Nun geht der Zug seinen beschwerlichen Weg zurück. Alles, von der großartigen Alpennatur an bis herab auf das Gebühnen der Hunde, wird mit einer Meisterschaft anschaulich gemacht, die uns um so mehr in Erstaunen versetzt, wenn wir hören, daß Annette damals die Alpen noch nie gesehen hatte und lediglich nach mündlichen Berichten schilderte. — Der dritte Gesang, der mit einer ungemein frischen Hymne auf das Land Savoyen beginnt, ist leider nicht vollendet worden.

Das zweite Gedicht: „Des Arztes Vermächtniß“ enthält den Bericht eines alten Arztes, den er für seinen Sohn niederschreibt, über ein schauriges Erlebniß, das er in seiner Jugend gehabt und das er ewig zu verschweigen, hat schwören müssen. Die Absicht der Dichterin ist, den Zustand zu schildern, in dem sich der Arzt während des Erlebnisses befunden hat, und zugleich den tiefen und verwirrenden Eindruck wiederzugeben, den er bei der Verpflichtung, stets darüber zu schweigen, auf sein ganzes Leben hervorgebracht hat. Das Abenteuer selbst läßt sie daher auch für den Leser völlig unaufgeklärt. Es ist kurz folgendes. Der junge Arzt, der sich botanischer Studien halber in einem einsamen böhmischen Gebirgsdorfe aufhält, wird nächtlicher Weile von zwei unheimlichen Gesellen aus dem Bette geholt, es werden ihm die Augen verbunden und er, theils zu Fuß, theils zu Pferde, nach langen Kreuz- und Querzügen in eine dunkle Höhle geführt, wo er einem schwer verwundeten Manne Hilfe bringen soll. Da gewahrt er plötzlich in dem dunklen Raum ein junges schönes Weib, deren Züge ihm bekannt vorkommen, er hat sie einmal in Wien auf dem Maskenballe gesehen. Man erzählte sich damals, daß sie, ihrem Manne untren, mit besten Freunde ein Verhältnis; angeknüpft hätte. Nachdem der junge Arzt in Todesangst dem Verwundeten das erste beste Mittel gereicht, das ihm gerade einfällt, hört er die Männer neben sich berathen, ob sie ihn, den Arzt, am Leben lassen oder tödten sollen. Schließlich lassen sie ihn am Leben und führen ihn auf dieselbe geheimnißvolle Weise, wie er gekommen, fort, nachdem sie ihn einen furchtbaren Eid haben schwören lassen, daß er, was er auch gesehen, ewig verschweigen werde. Als er endlich frei ist, verirrt er sich im Walde und sinkt, von Angst und Ermattung überwältigt, in einen traumähnlichen Zustand, in dem er sich nicht zu regen vermag, jedoch hört er in nächster Nähe Stimmen, darunter die jenes Weibes, von dem man verlangt, daß es bete, da seine letzte Stunde gekommen sei. Die Stimmen werden verwirrt und entfernen sich allmählich, er hört aber bald darauf einen Schrei aus Weibermund und den Fall eines Körpers die Klippe hinab. Dann Alles still. Ein Hnnd kommt, beschnüffelt ihn und läuft wieder davon. Er glaubt geträumt zu haben, rafft sich endlich auf, findet aber wirklich in seiner Nähe eine tiefe Schlucht, mit Blut befleckt, und sieht tief unten in der Felsenplatte einen weiblichen Körper liegen. — Aus der Art und Weise, wie der Arzt sein Erlebniß schildert, lernen wir den ganzen Menschen kennen, und begreifen zugleich, wie das unablässige Grübeln über diesen Schauern seinen Geist allmählich verwirren mußte, so daß die Gestalten seiner kranken Phantasie ihn wie körperlich bedrängen. Das Gedicht ist ein Nachtstück von eigenthümlicher Großartigkeit, das nur noch von dem „Spiritus familiaris des Roßtäuschers“ der Dichterin übertroffen wird.

„Die Schlacht im Loener Bruch“ führt uns zwei Helden des 30jährigen Krieges, den Herzog Christian von Braunschweig, gewöhnlich der „tolle Herzog“ genannt, und den Grafen Tilly vor, der jenen in der genannten Schlacht besiegt. Hier ist die Dichterin auf dem Boden ihres Heimatlandes, das sie mit liebevoller Treue schildert. Zugleich entwirft sie ein Bild von den traurigen Zuständen, die der lange Krieg mit sich geführt hat, wie es in gebuneder Sprache vielleicht nicht mehr existirt. Hier nur eine kurze Probe:

's war eine thränenfchwere Zeit  
Voll bitterer Lust und stolzem Leid,  
Wo schwach es schien, die Todteil klagen,  
Wo so verwirrt Gesetz und Recht,  
So ganz verwechselt Herr und Knecht,  
Daß selbst in diesen milden Tagen,  
Da klar und friedlich jeder Blick,  
Nicht Einer ist, so möchte sagen:  
Der ward allein um Schuld geschlagen,  
Und der allein durch Mißgeschick  
Das Recht, es stand bei jedem Häuf,  
Und schweres Unrecht auch vollauf,  
Wie sie sich wild entgegenzichn,  
Hier für den alten Glauben kühn  
Und dort siir Luther und Calvin."

Auch müssen wir in der ausführlichen Charakteristik der Hauptfiguren die Klarheit und Objektivität der Dichterin bewundern, die, obgleich Katholikin, in keiner Weise Partei nimmt für den Vertreter der katholischen Kirche, Tilly, von dem es heißt:

„O Tilly, Deine blut'ge Hand  
Hat guter Sache Schmach gespendet!  
Wohin Dein buschig Aug' sich wendet  
Ein Kirchhof wird das weite Land —“

und den Gegner und Apostaten Christian nicht schwärzer schildert, als ihn uns die Geschichte überliefert. Ja, es fließen sogar in das Bild des letzteren, den die Liebe zu einem Weibe, nämlich zu Elisabeth, der Gemahlin des Winterkönigs, zum Abfall von seiner Religion getrieben hatte, entschieden Züge von Sympathie mit unter. Hieran allein läßt sich vielleicht erkennen, daß das Gedicht von einer Frau geschrieben ist, was wir sonst bei der Markigkeit und treffenden Sicherheit, mit der uns der Jammer eines Krieges und das Gewirre einer Schlacht vorgeführt wird, kaum für möglich halten. Ganz besonders möchte ich noch im zweiten Gesänge den Recognoscirungsritt hervorheben, den Tilly zur Nachtzeit allein in's feindliche Lager unternimmt. Man fragt sich dabei — wie so oft bei Annetten — wie hat eine Frau so etwas sehen und künstlerisch wiederzugeben vermocht??

Ich komme nun zu dem letzten größeren Gedichte, dem „spiriws t»mi,lisri3 des Roßtäuschers“. Die Anregung dazu fand sie in Grimms Sagen, wo folgende Beschreibung des genannten kleinen Geistes gegeben wird: „Gemeiniglich wird er in einem wohlverschlossenen Gläslein aufbewahrt, sieht aus nicht recht wie eine Spinne, nicht recht wie ein Scorpion, bewegt sich aber ohne Unterlaß. Wer diesen kauft, bei dem bleibt er, er mag das Fläschlein hinlegen, wohin er will, immer kehrt er von selbst zu ihm zurück. Er bringt großes Glück, läßt verborgene Schätze sehen, macht bei Freunden beliebt, bei Feinden gefürchtet, im Kriege fest wie Stahl und Eisen, also daß sein Besitzer immer den Sieg hat, auch behütet er vor Haft und Gefängniß. Man braucht ihn nicht zu pflegen, zu baden und kleiden, wie ein Galgenmännlein. Wer ihn aber behält bis er stirbt, der muß mit ihm in die Hölle, darum fucht ihn der Besitzer wieder los zu werden. — Als Orte, wo die Fläschlein zu erhalten find, wird bald ein Kreuzweg, bald der Rabenstein, bald ein leerstehendes, durch darin begangene Verbrechen dem Bösen anheimgefallenes Haus bezeichnet."

Dann wird im Grimm berichtet, wie ein Roßtäuscher, dem 8 Pferde gefallen waren, sich in der Verzweiflung hierüber, auf den Rath eines Fuhrknechts, einen spiritus tsrnliaris in der Behausung eines kleinen Kästchens zu verschaffen weiß und dadurch zu großem Reichthum gelangt. Als jedoch seine Frau hiervon erfährt, überredet sie ihren Mann, sich dieses höllischen Freundes zu entledigen; da ihm dies nicht gelingt, so öffnet die Frau heimlich zur Nachtzeit das Kästchen, aus dem eine schwarze Fliege surrend zum Fenster hinausfliegt. Von Stund' an schwindet der Rcichthum

des Roßtäuschers und dieser tödtet in der Verzweiflung zuerst seine Frau, dann sich selbst.

Was hat nun aber die Dichterin aus diesen trocknen Andeutungen zu machen verstanden! Wie ist daraus ein Gemälde geworden von so düsterer Farbenpracht und magnetisch fesselnder Gewalt, wie sie nur den größten Meistern zu Gebote standen. Wie der Roßtäucher in der Winternacht hinauszieht nach dem öden Hause auf dem Friedhofe, wo er sich den Hausgeist verschaffen will; die Beschreibung des Friedhofes selbst, dann die Verzweiflung des Roßtäuschers, als er sein Geheimniß verrathen weiß; wie er sich seines unheimlichen Begleiters zu schwüler Sommerszeit im tiefsten Waldesdunkel zu entledigen sucht und zu seinem Entsetzen bemerkt, daß er ihn nicht loswerden kann, bis er endlich das Glas vernichtet und dadurch sein Haus den Flammen preisgegeben sieht; das Alles ist von einer Gewalt der Darstellung, von einer Treue des Colorits auch in den landschaftlichen Schilderungen, daß wir es nie wieder aus dem Gedächtniß verlieren. Ueberhaupt ist selten von einem Dichter der ganze unendliche Jammer einer von Schuld gefolterten Seele und ihr Kampf um Erlösung mächtiger wiedergegeben worden, als in diesem ganz einzigen Gedichte, das z. B. Joh. Scherr nicht ansteht, die beste poetische Erzählung unserer gesumten Literatur zu nennen.

Die Dichterin bewegt sich hier wie in der „Schlacht im Loner Bruch“ auf vollständig selbständigen Bahnen, die von andern Dichtern wenig betreten worden sind. Nur etwa Chamisso mit seinem Solas y Gomez könnte man ihr an die Seite stellen. Nirgends ist etwas Schwächliches, jedes Ding wird mit seinem richtigen Namen benannt, ja die Dichterin scheut sich nicht, recht derbe Worte zu gebrauchen, wo sie hingehören, ohne doch das künstlerische Maß jemals zu verletzen.

Ich will hier gleich — als auch zur epischen Gattung gehörig — die einzige Novelle erwähnen, die sich im Nachlaß Annetens gefunden hat, und die Paul Heyse mit Recht als eine Perle unserer erzählenden Literatur in seinen Novellenschatz aufgenommen hat. Sie heißt „Die Judenbuche“ und ist eine Art Dorfgeschichte, ein Culturbild Westfalens im 18. Jahrhundert, das in seiner Fülle charakteristischer Einzelheiten und realistischer Lebensanschauung, in seiner Mischung von Humor und düsterem Elend, in uns von Neuem die verwunderte Frage anregt: wo hat das adlige Fräulein nur all' die eingehenden Studien der niedrigen Volksklassen machen können? Die gleiche Beobachtungsgabe und die Fähigkeit, das Charakteristische herauszugreifen und wiederzugeben, finden wir in ihren höchst lesenswerthen „Bildern aus Westfalen“.

### III.

Gab es auf dem Felde der poetischen Erzählung nur Wenige in unserer Literatur, die mit Annette um den Preis der Meisterschaft ringen konnten, so besitzen wir dagegen an guten Balladen- und Romanzen-Tichtern eine reiche Fülle. Ich brauche nur Namen zu nennen wie Bürger, Goethe, Schiller, Uhland, Schwab, Heine, Chamisso und könnte diese glänzende Reihe leicht noch um ein halbes Dutzend vermehren. Wie steht also Annette zu diesen? Nun, ich denke, sie kann sich unter ihnen sehen lassen, und zwar durchaus nicht als Letzte. Ja. fassen wir den Begriff der Ballade als die poetische Darstellung des Natureinflusses auf die menschliche Seele, durch welchen die letztere wiederum der Natur selber Seele einflößt, so möchte die Stellung unserer Dichterin nicht weit von Goethe anzugeben sein. Als reinstes Muster der Gattung kann man Goethes „Fischer“ an» sehen. Wie in diesem die Gewalt des Wassers zu heißer Sommerszeit auf die menschliche Seele dargestellt wird, so hat Annette in verschiedenen ihrer Balladen den Einfluß des Mondlichtes oder des Nebelgetriebes auf öder Haide oder der heißen Mittagssonnengluth oder das Weben der Nacht ganz meisterhaft verkörpert. Hierher gehören Dichtungen wie „Der Fuudator“, „Vorgeschichte“, „Der Graue“, „Mondesaufgang“, „Das Fräulein von Rodenschild“, „Der Knabe im Moor“, „Der Schloszeln“, „Ein Sommertagstraum“. Auch diese Gedichte tragen meist einen düstern Charakter, der sich nicht immer zu so befreiender Stimmung auflöst wie am Schlüsse der köstlichen Ballade „Schloßel“.

Ihre ganze Kunst, Natur zu beleben, entwickelt Annette in den „Haidebilder“ und in den „Feld. Wald und See“ betitelten Gedichten. Da wird Alles lebendig um uns her, wir verstehen die Sprache der Vögel, wir fühlen den Saft in Baum und Kraut sich regen, was Schilf und Wasser flüstern, ist uns kein Geheimnis; mehr, Wolkenzug und Regenschauer sehen und hören wir an uns vorüberziehen; wir empfinden das Grauen der Nacht oder sehen die Sonne allmählich Prätig vor unseren Blicken aufgehen, wir fühlen den frischen Morgenhauch, der uns entgegenweht, athmen den Duft der thaugetränkten Kräuter, an denen die schimmernden Käfer hängen, und über dem allen klingt das ewige Morgenlied der Lerche. Aber auch Menschen weiß die Dichterin in die Landschaft einzuzichnen, wir sehen eine ganze Jagd oder gar eine Schlacht, oder Kinder, die ein Hirtenfeuer anzünden und dazu uralte Haidelieder singen, oder die Dichterin selbst, wie sie im anhaltenden Regen in der Vogelhütte sitzt und mit köstlichem Humor und lachender Selbstironie ihre eigenen Gedanken zum besten giebt. Man könnte sagen, daß Annette mit diesen Gedichten geradezu ein neues Genre geschaffen hat. das weder vor noch nach ihr wieder angebaut worden ist. Denn so vortrefflich z. B. und in ihrer Art unübertrefflich Lenaus „Haidebilder“ und „Schilflieder“, an die man zunächst denken könnte, sind, so ist doch ihr künstlerischer Zweck, wenn ich so sagen darf, ein rein lyrischer, das Herz, das Gemüth treffend, während Annette als echt epische Dichterin, mehr unsere Phantasie, unser inneres Auge gefangen nimmt; dort ist die Melodie, hier die Farbe Hauptsache. —

Außer den eigentlichen Balladen befitzen wir von Annette noch zahlreiche Gedichte jener Mittelgattung, von der man zweifelhaft ist, ob man sie Romanzen, Balladen, Rhapsodie?« oder kleinere Erzählungen nennen soll. Der Name thut nichts zur Sache, wenn die Gedichte nur gut sind. Und das sind sie grobentheils, Sie zeichnen sich durch dramatische Lebendigkeit, rasch fortschreitende Erzählung und großen Reichthum an packenden Situationen aus. Von tief ergreifender Wirkung ist z. B. das Gedicht „Die Schwestern“, das denselben Gegenstand behandelt wie das große Bild des französischen Malers Giron, das jetzt von Ausstellung zu Ausstellung wandert, und von dem uns gewisse Kritiker weiß machen wollen, daß es ein gutes Bild sei. Man lese das Gedicht und sehe sich dann das Bild an, so wird man den Unterschied kennen lernen zwischen künstlerischer Behandlung eines Gegenstandes und Virtuositum. Der Künstler greift in unser innerstes Herz, wir vergessen dabei völlig die Kunst selber; der Virtuose dagegen erinnert uns fortwährend daran: seht einmal, was ich kann, was ich für ein Hauptkerl bin — und wir „bewundern frierend und frieren bewundernd“.

Für das beste unter diesen Gedichten halte ich den „Geierpiff“, worin das Walten einer höheren Macht über dem gefahrbedrohten Haupte der Un? schuld zum poetisch schönsten Ausdruck gelangt. Hier vereinigen sich alle Vorzüge Annetens, wir werden in athemlose Spannung versetzt und in vollkommen versöhnter, träumerisch ausklingender Stimmung entlassen. Diesen reihen sich würdig an: „Die Vergeltung“, „Der Mutter Wiederkehr“, „Kurt von Spiegel“, der „Graf vom Thal“ und vor Allem „Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln“, den Freiligrath in einem Briefe an Schücking „süperbe“ nennt.

### IV.

Haben wir in den bisher besprochenen Gedichten Annetten zuweilen den Vorwurf nicht ersparen können, daß sie mit Vorliebe düstere Stoffe behandelt, die das Herz eher beklemmen als frei machen, so ist uns zu Muthe, als träten wir im Frühlinge in die freie Welt, wenn uns Annette in ihrer Weise Bilder aus dem alltäglichen Leben vorführt. Da quillt eine Gesundheit, eine Reinheit des Gefühls, eine Zartheit der Empfindung, ein Humor — sonst nicht so leicht eine Gabe der Frau — kurz, eine weltversöhnnde Stimmung, daß wir das Leben lieb haben müssen. Wenn Wilhelm Scherer sagt: „alle Poesie sei Stümperei, welche nicht das umgebende, augenfällige, greifliche, fühlbare Leben zu gestalten weiß,“ so bewährt sich Annette gerade in diesen Gedichten als echte Dichterin. Obenan steht der Cycclus: „Des alten Pfarrers Woche“, in welchem, mit Sonntag anfangend, tageweise das Leben eines Landgeistlichen mit tiefer Gemüthlichkeit und herzerquickendem Humor an uns vorübergeführt wird. Da ist der Geist, der in dem „70. Geburtstage“ des alten Voh waltet, schöner und vielseitiger wieder aufgelebt, denn während Voß uns den redlichen »Organisten, Schulmeister zugleich und ehrsamem Küster“ nur im Lehnstuhl schlafend zeigt, erleben wir hier alle wichtigen Momente im Leben eines Landgeistlichen mit. Und wie behaglich wird uns bei dem alten Herrn, wie gewinnen wir ihn von Tag zu Tage lieber, der keineswegs auf dem Lande verbauert ist, fondern i» seinen Mußestunden gerne zu den Büchern, den „Gesellen seiner fleißigen Jugendzeit“ zurückkehrt.

„Jlion will ich bekriegen,  
Mit Horaz auf Reisen gehn,  
Will mit Alexander liegen  
Und an Mcnmmons Säule stchn.  
Oder auch vergnügt ergründen,  
Was das Vaterland gebracht,  
Mich mit Kant und Wolf verbinden,  
Ziehn mit London in die Schlacht.“

Ist das noch dieselbe Feder, fragen wir uns erstaunt, die einst mit gleicher Meisterschaft das grause Vermächtnis; des Arztes oder das unheimliche Walten des sviriws d»ro,iläris aufzeichnen konnte?

Und weiter: wie zart und innig ist in dem Gedicht „Das vierzehnjährige Herz“ die Liebe der Tochter zum Vater wiedergegeben! Da es nicht lang ist, mag es für sich selbst sprechen:

„Er ist so schön! — sein lichtiges Haar,  
Das möcht' ich mit keinem vertauschen,  
Wie seidene Fäden so weich und klar,  
Wenn zarte Söckchen sich bauschen:  
Oft streich'! ich es, dann lacht er traun,  
Nennt mich seine «alberne Barbe”;  
Es ist nicht schwarz, nicht blond, nicht braun,  
Nun rathct, wie nennt sich die Farbe?  
Und seine Geberde ist königlich,  
Geht majestätisch zu Herzen,  
Zuckt er die Braue, dann furcht' ich mich  
Und möchte auch weinen vor Schmerzen:  
Und wieder seh' ich sein Lächeln blühh,  
So klar wie das reine Gewisjen,  
Da möcht' ich gleich auf den Schemel knien  
Und die guten Hände ihm küssen.  
Hent bin ich in aller Frühe erwacht,  
Beim ersten Glitzern der Sonnen,  
Und habe mich gleich auf die Sohlen gemacht  
Zum Hügelc drüben am Bronnen:  
Erdbeeren fand ich, glüh wie Rubin,  
Schau, wie im Korbe sie lachen!  
Die stell' ich ihm nun an das Lager hin,  
Da sieht er sie gleich beim Erwachen.

Ich weiß, er denkt mit dem ersten Blick:  
„Das that meine alberne Barbe!”

Und freundlich streicht er das Haar zurück  
Von seiner rühmlichen Narbe,  
Ruft mich bei Namen und zieht mich nah,

Daß Thränen die Augen mir trüben;  
Ach, er ist mein herrlicher Vater ja,  
Soll ich ihn denn nicht lieben, nicht lieben!"

Das erste Erwachen des Herzens schildert Annette in dem Gedicht: „Junge Liebe.“ Hier ist das junge Mädchen in Verzweiflung darüber, daß sie außer ihren Eltern noch einen Andern, der nicht mit ihr verwandt ist, lieb haben kann. Sie will ernstlich mit sich zu Rothe gehen und ihr verstocktes Herz prüfen, sie legt sich die Frage vor: was würdest Du thun, wenn das Haus in Flammen stünde und die Mutter und er zugleich um Hülfe riefen? Nach schmerzlichem Kampfe bricht sie endlich in den Entschluß aus:

„Retten, retten würd' ich Mama  
Und zum Karl in die Flamme springen.“

Nie ist die stille, von jeder Selbstsucht freie, aufopfernde Liebe der Gattin zu ihrem Manne tiefer und freier aufgefaßt worden, als in dem herrlichen Gedicht: „Die beschränkte Frau“, in welchem die Dichterin mit der einfachsten, scheinbar prosaischen Erzählung der Thatsachen die höchsten poetischen Wirkungen erzielt. — Das Gedicht: „Die Nadel im Baume“ ist eines der wenigen, in denen die Dichterin von ihrer eigenen verklungenen Liebe mit heiterer Wehmuth berichtet. Es ist schwer zu sagen, welchem von allen diesen Gedichten der Preis gebührt. Ich will nur noch auf drei besonders aufmerksam machen: „Die Bank“, „Der sterbende General“ und „Die junge Mutter“, von denen das erste jenen vorher besprochenen an Heller Lebensfreudigkeit nicht nachsteht, die beiden letzteren jedoch von tiefem Lebensernste durchdrungen sind.

Wie der Realismus in der Kunst auftreten soll, kann man an diesen Gedichten studiren, sie sind ein Beweis für das Goethe'sche Wort, daß kein realer Gegenstand unpoetisch ist, sobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß.

V.

Die reine Lyrik, das gleichsam zum Gesang auffordernde Lied, ist nicht eigentlich Annetens Feld, wenngleich ihr auch hierin manches Vortreffliche geglückt ist. Mehr ist sie auf dem Gebiete zu Hause, das Neuere Gedankenlyrik zu nennen Pflegen. Es find meist eigene Erlebnisse, Erfahrungen, an sich und Andern gemacht, die sie diesen Gedichten zu Grunde legt. Und da erhalten wir denn das Bild einer höchst eigenartigen, bei aller Weiblichkeit männlich starken Seele. Ja, zu Zeiten hat sie geradezu bedauert, kein Mann zu sein, wie aus dem wunderbar frischen Liebe „Am Thurm“ hervorgeht, wo es am Schlusse heißt:

„WSr' ich ei» Jäger aus frcier Flur,  
Ein Stück nur von einem Soldaten,  
Wiir' ich ein Mann doch mindestens nur,  
So würde der Himmel mir rathen;

Nun musj ich sitzen so fein und klar,  
Gleich einem artigen Kinde,  
Und darf nur heimlich lösen mein Hoar  
Und lassen es slattern im Winde!"

Es weht in diesem Liede die kräftige Luft der Alpen, die über ihren geliebten, von ihr so schön besungenen Bodensee her das einsame Thurm zimmer auf der Meersburg umspielte, wo die meisten ihrer lyrischen Dichtungen entstanden sind. Ein tiefer Ernst durchdringt sie fast alle, den ein Hauch der Wehmuth sanft verklärt. Dabei enthalten sie, wie Alles, was Annette geschaffen hat, eine Fülle origineller Gedanken und Bilder, Ob gleich sie in ihrem Leben viel Resignation hat üben müssen, begegnen mir doch nirgends schwächlicher Sentimentalität, sondern sie hat sich hindurchgerungen zu jener bescheidenen Menschlichkeit, die das Treiben der Welt durchschaut hat und ihm ohne Groll — denn wir Alle leiden am Leben — zusieht, gern die hülfbereite Hand jedem Irrenden, jedem Unglücklichen darbietend:

„Wie fühl' ich allen warmen Händen  
Nun ihre leisen Pulse nach  
Und jedem Blick sein scheue? Wenden  
Und jeder schweren Brust ihr Ach,

Und alle Pfade möcht' ich fragen:  
Wo zieht ihr hin, wo ist das Haus,  
In dem lebend'ge Herzen schlagen,  
Lebend'ger Odem schwillt hinaus?

Entzünden nwcht' ich alle Kerzen  
Und rufen jedem müden Sein:  
Auf ist mein Paradies im Herzen,  
Zieht Alle, Alle min hinein,"

Dabei läßt sie es auch nicht an humoristischen Tönen fehlen und an jener feinen Selbstironie, die edlen Naturen eigen ist. Den Fragen der Zeit leiht sie ein offenes Ohr, das beweisen ihre Zeitbilder. Sie sind durchglüht von echtem, nicht kleinlich beschränktem, aber auch nicht in's Blaue hinauschießenden Patriotismus, von edelstem Haffe gegen das Gemeine und Unwahre. Die Weltverbesserer mahnt sie, Maß zu halten in ihren, wenn auch vielleicht berechtigten Forderungen, und diese Frau hat mit ihrem klaren Blick Recht behalten gegen viele Männer, die damals mit ihrem Phrasen geklingel vergöttert wurden und heute vergessen sind. Auch scheut sie sich nicht die Geißel des Spottes zu schwingen, wo sie mit ihrer Zeit unzufrieden ist, ohne sich selbst dabei zu schonen, wie in den von tirser Wahrheit beseelten Gedichten: „Vor vierzig Jahren“ und „Alte und neue Kinderzucht“.

Wie hoch sie endlich von dem Berufe des Dichters dachte, zeigen uns die markigen Verse, die sie an Deutschlands und Frankreichs Schriftstellerinnen richtete, goldene Worte, die jeder Dichter jederzeit vor Augen haben sollte. —

Als sie zu dichten begann, stand Heinrich Heine auf der Höhe seines Ruhmes und seines Einflusses, fast keiner seiner Mitstrebenen, so selbständig sie auch sein mochten, hat sich ihm ganz entziehen können: in Annetens Werken finden wir keine Spur von ihm. Am nächsten steht sie vielleicht Freiligrath, mit dem sie die Vorliebe für das Malerische, Bunte in den Stoffen, das Suchen nach originellen, fremdklingenden Reimen theilt, aber ihre Natur ist bei weitem innerlicher und reicher als die Freiligraths.

Wie ich im Anfang schon andeutete, ist sie nicht immer glücklich im Ausdruck; die schnell auf einander folgenden Bilder machen einander todt, Gedanke und Wort decken sich nicht immer, ihre Originalität wird mitunter zur Sucht, um jeden Preis originell zu sein, und daher die Dunkelheiten in ihren Dichtungen. Aber diese kleinen Fehler fallen gegenüber dem großen Reichthum an wahrhaft Schönem und Großartigem gar wenig in's Gewicht.

In der Romantik wurzelnd — namentlich in ihren größeren Dichtungen — hat sie sich später zu jener künstlerischen Klarheit emporgeschwungen, die sich nicht scheut, das Leben wie es ist zu gestalten, ohne sich der Gefahr auszusetzen, in die Prosa herabzusinken.

So steht Annette von Droste vor uns, eine der anziehendsten Erscheinungen unsrer Literatur, zugleich echtes Weib und echte Künstlerin, die mit berechtigtem Selbstbewußtsein unverständigen Spöttern gegenüber ausrufen durfte:

«Was meinem Kreise mich cnttrieb,  
Der Kammer friedlichem Gelasse?  
Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,  
Ich eingebrochen am Parnasse?  
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:  
Bei der Geburt bin ich geladen,  
Mein Recht, soweit der Himmel tagt,  
Und meine Macht von Gottes Gnaden,"



Illustrierte Bibliographie.

O««N ZU Ocean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens, Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen. A. Hartlebens Verlag, Wien, Pest und Leipzig,

immer wachsende Bedürfnis; des Laien nach Belehrung auf X/ naturwissenschaftlichem Gebiete steht im engen Zusammenhange mit den

'großartigen Fortschritten, welche die Naturwissenschaften in unserem Jahr» hundert gemacht, und ist im Besonderen bedingt durch den Einfluss, welchen einzelne ihrer Gebiete auf das praktische Leben gewonnen haben. Freilich wird das Hauptinteresse des Publikums gegenwärtig von den Errungenschaften der praktischen Physik: wie elektrische Beleuchtung, Telephonie, Telegraphie u. s. w, in Anspruch genommen: es hort darum aber doch nicht auf, sich mit den alten Problemen einer Nordpolfahrt oder einer Weltumsegelung zu beschäftigen, und so dem Wasser als dem Völker verbindenden Elemente seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Das neueste Werk von Schweiger-Lerchenfeld ist bestimmt, Belehrung auf diesem weiten Felde zu bieten. Es betrachtet zunächst die physikalischen Eigenschaften des Meeres, das Verhältnis! von Wasser und Land, chemische Zusammensetzung des Meerwassers, die Tiefseeverhältnisse, die zur Erforschung der Meerestiefe erforderlichen Meßinstrumente. Nach einer anziehenden Schilderung von Ebbe und Fluth, den verschiedenen Meeresströmungen, den periodischen Winden, wie Monsun und Taifun, wendet sich der Verfasser den Küsten im Allgemeinen, später den Inseln und Inselbildungen zu. Bereits in diesem, dem physikalischen Theile des Werkes, findet der Leser Andeutungen über das organische Leben im Meere, weil die Feststellung der Tiefsee-Verhältnisse Rückschlüsse auf das Vorkommen von Organismen in Oceanabgründen erlaubt und solche Rückschlüsse geboten schienen, um sofort das Interesse des Laien für andere Gebiete zu erregen. Der Hauptabschnitt „Die Oceane" dient vor

wiegend dem geographischen Interesse? der naturgeschichtliche Theil „Die Organismen im Meere“, gibt ein kurzes und übersichtliches Bild über die oceanische Pflanze« und Thierwelt. Erst nachdem das gesammte oceanographische Material erschöpft war, erschien es an der Zeit, dem Leser auch die Gestaltung der Inseln und Küsten in vertikaler und horizontaler Richtung, die Morphologie des Festlandes im Allgemeinen durch Erläuterung vulcanischer Vorgänge, die Korallenbildungen, die Hebung- und Senkungserscheinungen vor Augen zu führen.

Auch dieses Thema mußte behandelt werden, bevor die Beziehungen der Menschen zum Meere erläutert werden konnten. Vorläufer dieser Schilderung ist jener Theil, der die Organismen im Meere bespricht. Erst nach Erlangung einer eingehenden Kenntniß derselben konnte das richtige Verständniß für den ethnographischen Theil des Werkes „Das Leben auf dem Meere“ gewonnen werden. Besonders eingehend finden wir in diesem Abschnitt den Heringsfang, Hummernfang, die Austernzucht, ferner den Fang der Wallfische und den Robbenschlag geschildert.

Paswig. nördlichster Fischplatz in Norwegen. Aus: Schwiiger-Lerchenfeld, „Die Oceanische Fauna“. A. Hartlebkn. Verlag. Wien. P. Leixjig

Schwiiger-Lerchenfelds Darstellung, so lehrreich und klar sie ist, ist doch nicht ganz frei von einer gewissen Weitschmeißigkeit, und auch den schönen Illustrationen gegenüber können wir den Vorwurf nicht unterdrücken, daß vielfach Dinge dargestellt werden, die dem Leser durch die bildliche Anschauung nicht klarer werden, als durch das bloße Wort. Bei der Illustrationsweise, die den deutschen Buchhandel gegenwärtig beherrscht, kann man nicht oft genug den Grundsatz wiederholen, daß das Bild nur da am Platze ist, wo es die Kenntniß bereichert oder das Verständniß erleichtert. Jede andere illustrierte Beigabe ist ein werthloser Luxus, der nur den Umfang des Werkes ungünstig beeinflußt und nothwendigerweise durch Vertheuerung den Leserkreis vermindern muß. Wie in allen Dingen, so ist auch hier Maßhalten eine wichtige Bedingung des Gelingens.

X.

## Bibliographische Notizen.

In dem Folgenden wollen wir die lange Reihe von solchen Veröffentlichungen, zum Theil schon älteren Datums, hier aufführen, die uns zur Besprechung zugegangen sind und bisher noch keine Erwähnung gefunden haben. Wir behalten uns ausdrücklich vor, auf einzelne der hier namhaft gemachten oder mit kurzen Bemerkungen begleiteten Werke zurückzukommen und ausführlicher darüber zu berichten.

^ . Gedichte.

TaS Nibelungenlied für das deutsche Haus. Nach den besten Quellen bearbeitet von Emil Engemann. Stuttgart 1885. Verlag von Paul Neff. Eine sehr hübsche und geschmackvolle Ausgabe mit einer leicht verständlichen, volksthümlichen Abhandlung über Ursprung, Dichter und Bearbeiter des Nibelungliedes. Mit Facsimiles der hervorragendsten Handschriften, zahlreichen, in sauberem Holzschnitt ausgeführten Bildern nach den ersten Meistern: Schnorr von Karolsfeld, Bendorffmann, Rethel u.s.m, sechs Vollbildern in Lichtdruck nach den Fresken von Schnorr im Münchener Residenzschloß, in geschmackvollem Einband

Eatull's Buch der Lieder. Deutsch von Rudolf Westphal. Leipzig 1884. F. A. C. Leuckart (Constantin Sander). Die geistvolle, in ganz modernen Wendungen gehaltene Uebersetzung des hervorragenden Philologen und Uebersetzers, der mit seinen Werken über die Metrik der Griechen, das System der antiken Rhythmik, die Geschichte der alten Musik u. s. w. sich einen ausgezeichneten Namen gemacht hat, ist in ihrer Weise

ein kleines Meisterwerk. Es macht sich eigenthümlich, in einer Uebersetzung aus dem Lateinischen Ausdrücke zu finden wie „Flaniren“, „Rous“, „unausstehliches Frauenzimmer“ u. f. m. Aber es ist ganz im Geiste des Originals, und diese flotte Uebersetzung bringt uns der Zeit Catull's und der Zeitstimmung so nahe wie nur möglich.

Des Ou Horatius Flarcus Lyrische Gedichte, in neuer Weise übertragen und geordnet von Prof. Dr. N. Fritsch, Trier, Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung. 1884. Die neueste Uebertragung der Horaz'schen Oden ist die Frucht einer neunzehnjährigen, liebevollen Beschäftigung mit dem römischen Dichter. In Programmen und Zeitschriften hat Prof. Fritsch, bald unter Zustimmung, bald unter Widerspruch der Gelehrten und Schriftsteller, die Grundsätze erörtert, die ihn bei der Verdeutschung des Horaz geleitet haben Die Forderung, welche der ästhetische Sinn unserer Zeit an den Uebersetzer eines antiken Dichtwerkes stellt, sind um so schmerzlicher zu erfüllen, als in unserer Sprache nicht die Quantität, sondern die Tonhöhe der Silben den Rhythmus beherrscht. Dazu kommt, daß unser Ohr zu sehr an den Reim bei lyrischen Gedichten gewöhnt ist, als daß es den Mangel desselben beim Hören des bloßen Rhythmus nicht unangenehm empfände. Erwägt man die Schwierigkeiten, welche die Erfüllung dieser beiden Bedingungen dem Uebersetzer bereitet, so wird man den Muth und die Ausdauer des H. Fritsch nicht genug bewundern können, eine derartige Arbeit unternommen und glücklich beendet zu haben. Der verdiente Lohn wird sicherlich nicht ausbleiben, denn die bei aller Treue höchst geschmackvolle und dichterische Feinfühligkeit bekundende Uebersetzung wird in vielen gebildeten Kreisen das Versöndniß der römischen Lyrik neu beleben.

Von Werken bekannter Dichter sichern wir folgende an:

Gedichte von Heinrich Leuthold. Dritte Auflage. Mit Porträt und Lebensabriß des Dichters. Frauenfeld, I. Huber.

Zu Neujahr 1879 erschien die erste Auflage dieser Gedichte, deren Autor damals ein gänzlich unbekannter Mann war. Leuthold war sechs Monate vorher im Wahnsinn gestorben. Mit ihm war ein ungewöhnliches Talent für uns verloren gegangen, Leuthold's Dichtungen sind die Produkte eines durchaus originellen, selbständigen Geistes, der selbst da, wo er sich an seine Vorbilder Heine, Byron, Herwegh, Gottfried Keller anlehnt, durch irgend eine Wendung, durch Originalität der Form seinen Werken Charakter zu geben versteht. Diese neueste Auflage feiner Gedichte ist um Weniges nur bereichert, obwohl sein schriftlicher Nachlaß noch eine ungeheure Menge Unveröffentlichtes enthalten soll. Man wird daraus dem Herausgeber Jacob Baechtold keinen Vorwurf klagen. Wir stimmen vielmehr vollkommen seiner Ansicht zu, wenn er sagt, es muß „im pietätvollen Interesse für des Dichters Nachruhm bei der getroffenen Aus-

mahl bleiben“. Würde dieses Princip nur allgemein anerkannt! Bei Männern, die einen umgestaltenden Einfluß geübt haben, mag jedes Bricschnittelchen und jedes Versfragment seinen kleinen Werth haben: bei Männern wie Leuthold ist es wahrlich richtiger, nur das Gute aufzubewahren und uns den Genuß seiner merkwürdigen Leistungen nicht durch die Darbietung des Schlechten, Mangelhaften und Unvollendeten zu trüben. Wie sich Baechtold"? Geschmack darin documentirt, zeigt er sich auch in der hübsch geschriebenen Vorrede, die hauptsächlich eine Ergänzung und Berichtigung der in unserer Monatsschrift (XIII. 387 ff.) abgedruckten autobiographischen Skizze bildet. Besonders erfreulich ist die Aufklärung, die Baechtold uns über den so oft wiederholten Vorwurf der Verkennung giebt. In diesem Falle war es nicht die Menge, die ihren Dichter verkannte, vielmehr war der Dichter ein Mensch, der sich in die Anforderungen des täglichen Lebens nicht hineinfinden konnte, der mit den Bedürfnissen des Tages in stetem Conflict stand und so, man möchte sagen, nothwendiger Weise in den Irrsinn versallen mußte. Auch das beigefügte Porträt zeigt eine Physiognomie, wie sie geistig kranken Menschen eigen zu sein pflegt. — Die nicht zu umfangreiche Sammlung bietet eine große Anzahl ganz vorzüglicher, originaler Verdichte und musterhafter Uebertragungen aus dem Griechischen, Italienischen und hauptsächlich Englischen.

Paul Heyse. Gedichte. Dritte Auflage. Aus dem „Skizzenbuch“ und den „Versen aus Italien“ vermehrt. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz, Bessersche Buchhandlung. 1885.

Hans Herrig. Der dicke König. Ein Gedicht. Berlin. Friedrich Luckhardt. 1835.

Von Ritter Schaus. Am Rhein und beim Wein. Gedichte. Ernst Seils Nachfolger in Leipzig,

Stephan Milow. Deutsche Elegien. Neue vermehrte und veränderte Auflage des Elcigencyclus „Auf der Scholle“. Stuttgart. Adolf Bonz u. Co. 1885.

Litt Kranz Genftchen Frauenlob. Berlin. 1885. Eugen Grosser. In fünf Abtheilungen: Hebe, Lydia, Domröschchen, Isolda und Echo. Die letzte Abtheilung enthält Uebersetzungen, namentlich einige sehr gelungene von Alfred de Musset, Diesen längst bekannten Namen fügen wir drei Namen von Dichtern hinzu, die erst in jüngster Zeit viel und mit Auszeichnung genannt worden sind.

Ludwig Fulda. Satira. Grillen und Schwänke. Verlag von Carl Reißner. Leipzig 1884. Ludwig Fulda hat ein einaktiges Lustspiel in Versen „Die Aufrichtigen“ geschrieben, das bei einer Lustspiel-Concurrenz unter der übergroßen Anzahl von Pufferarbeiten als das Werk eines wirklich begabten Dichters mit Recht bemerkt worden ist. Auch diese „Grillen und Schwänke“ lassen die eigenthümlich frische Begabung und die große Feinfühligkeit in der Form deutlich erkennen.

Albert von Puttkamer. Dichtungen.

Leipzig, Verlag von Edwin Schloemp. 1885. ^

Die Verfasserin, die Frau eines unserer höchstgestellten Beamten, besitzt ein heißblütiges Temperament, tiefes Empfinden und handhabt die Sprache mit großer Kunst.

«ünther Wallin., Von Lenz „u Herbst. Leipzig und Berlin. Wilhelm Friedrich. 1335. Der Dichter, der unter diesem „Decknamen“ auftritt (wie Felix Dahn das Fremdwort Pseudonym gut verdeutscht hat), ist eine der Berliner Gesellschaft bekannte Persönlichkeit. Die Gedichte sind offenbar in einer langen Reihe von Jahren ohne andere Anregung als die eigene Stimmung geschrieben in jenen Stunden,

in denen, wie Geibel sagt, dem Dichter „vom Ueberflusse tönend die Seele quillt“. Sie zeigen ein unverkennbar frisches Talent, einen sympathischen freimüthigen Charakter. Der Unabhängigkeitssinn des Verfassers berührt besonders angenehm. Er vertritt feine Meinung mit großer Entschiedenheit, geht seinen eigenen Weg und kümmert sich nicht um die Gesichter, die andere Leute machen werden. Er hat etwas vom Molire'schen Alceste, der es durch seine Ehrlichkeit, weil er eben mit den Wölfen nicht heulen will, schließlich mit aller Welt verdirbt. Er bündelt mit allen möglichen Leuten an? mit den Radicalen:

Die Freiheit lieb' ich, aber jene nicht,  
Tie in dem Sturm der Revolutionen  
Mi, frecher Jaust greift nach geweihten  
Kronen,

Vernichtend Liebe, Glaube Zuversicht.

mit den gemäßigt Liberalen, mit den Conservativen, mit den Antisemiten, mit den Juden, wie gesagt mit allen Parteien und allen Confessionen, Von Heinrich Heine sagt er:

ES klang dein Lied in nie gehörten Weisen, Bald ivoer es Kusch und mild «te Himmel«, reinheit.

Bald srock und wild wie lästernde Gemeinheit.

Den Antisemiten gilt folgendes kräftige Sonett, das den „Brüdern in Christo“ gewidmet ist:

Sie haben uns're Schlachten mitgeschlagen,  
Sie haben uns're Siege mit errungen.  
Und dennoch schmählt ihr sie mit Lästerzungen!  
Weshalb? — weil sie den Namen Juden tragen,  
Sie haben mit gemeint bei unsern Klagen.  
Sie haben laut ihr Freudenlied gesungen,  
Als wir errangen Ruhm und Huldigungen:  
Deutsch wie ihr Wort war ihres Herzens Schlagen.  
Und nun, da Deutschland neu geeinigt,  
Ist euer Dan! und euer christlich Lieben,  
Daß laut ihr ruft: »Die Juden kreuzigt, steinigt.'  
Ein Bi, „dmal habt in eitel Sinnumnachtung  
Ihr aus die Heuchlerstimme euch selbst geschrieben:  
Nur ein Vesühl bleibt mir seiner euch: Verachtung I

Auch in musikalischen Dingen befleißigt sich der Dichter derselben energischen Unparteilichkeit. Die Zukunftsmusiker werden sich freuen, wenn sie über Richard Wagners letzte musikalische Dramen lesen:

V» hat im Lohengrin» Drin SeniuS  
Sich selbst das Schwänenlied gesungen.

Oder in dem Epigramm an Liß und Genossen:

SroßeS wollen — klein vollbringen.  
Stückwerk nur — Kin ganzer Biß,  
Hor° au» jedem Ton ich klinge»  
Immerdar: Is«n posiuwus.

Wer aber darum glaubt, daß der Dichter Meyerbeer grün gesinnt sei, der irrt sich wiederum. Ueber die komischen Opern Meyerbeers sagt er:

Doch bei Dir ist all« «ssect und schlaue Bs. rechnung.

Nur, wo der BentuS schweigt, rechnet des Künstlers Verstand.

Ganz besonders hat unser Dichter Rückert und dessen allerdings oft recht krause und gekünstelte Sprache auf dem Strich:

Ich HSre rühmend aller Orlen sagen.  
Daß er den Pegasus so zierlich lenkt.  
Das wilde Roß in jede Sangart zwängt.  
Und selbst da» Schwerste ungestraft kann wagen»  
Da Hab' auch ich den Rückert aufgeschlagen.

Doch als ich kann mich in sein Lied versenkt.  
Fand ZilleS ich verschnörkelt und verrenkt.  
Ein Suuftstück Wohl — nicht «unft sein Harfe»,  
schlagen.

Ist dies die Sprache noch von Deutschland»  
Dichtern,

In der einst «oethe. Schiller, Lenau sangen? Sind die» die Laute, die bald keusch und schüchtern. Bald glühend wild von ihren Lippen klangen? Ihr Wort ist Klarheit, schlichte «insalt, «rast. SelnS frostig Spiel und Handwerkmeisterschaft,

Auch bei anderen Gelegenheiten versetzt Günther Wölling dem braven Rückert kleine und große Hiebe. Er hat nun einmal die Antipathie; und wir müssen gestehen, sie ist uns nicht unbegreiflich. In allen Dichtungen zeigt sich uns der Verfasser als ein klarer einheitlicher Kopf, als ein Mann, der zwar nicht verbittert, aber rücksichtslos in seinen Auffassungen ist. Ein fein gebildetes Gemüth mit reger Freude am Schönen, mit echtem Verständnis; für Schönheit der Form, ein Mann, der viel erfahren hat. Einige seiner Schilderungen, z. B. die des Landschaftlichen in dem Gedichte „Judith“, die des Fondango sind von hervorragender Schönheit.

Emil «War. Gedichte. Berlin. 1885. Verlag von Freund 6 Jeckel. (Carl Freund.)

Wenn unsere Zeit nur ein klein biSchon lyrischer wäre, würden Emil Claars Gedichte sicherlich sich schnell einen groszen Freundeskreis erobern. Jetzt wird die Neugierde manchen nach diesem Bündchen einfacher, zum Theil sehr hübscher, echt empfundener Lieder greifen lassen. ES hat in der That einen eigenartigen Reiz, einem Bühnenleiter einmal im lyrischen Hausrocke zu begegnen. Das kleine Buch ift hübsch ausgestattet, bis auf den bunte» Deckel, der unwillkürlich an die Papeterien der Pariser Confitteurs und ParfümeurS erinnert.

Jahn Henry Mackay. Kinder des Hochlands. Eine Dichtung auS Schottlands Bergen. Leipzig nnd Berlin. Wilhelm Friedrich. 1885.

Paul Baehr. Neues Buch der Lieder. Bevorwortet von Carl von Leistner. Bad Oeynhausen. Uebershoffsche Buchhandlung. 1885.

«. Heinrichs. Der Jugend Lust und Leid. Epos in vier Gesängen. Hannover. Schmort K von Seefeld.

Ganz im Stile des braven Voß:

Und wa» dachtest den» Du, de» Hause« fleißige

Dienftmagd? »n nicht» denkend bestieg ihr Lager die wackere

RieK,

Streckte behaglich sich au» und schloß zum Schlaft die Augen.

Und nicht» traumle die »ule, sie schlief btS zum

anderen Morgen Ununterbrochen uud fest, erwachend zur richtige»

Stunde,

Als die Pflicht ihr gebot im Dienste de» Hause»

zu wirk».

»lösliche Mensche» die fünf, die Eltern, die Kinder »nd RieK.

Das Alles ist ja sehr hübsch, aber man brauchte eigentlich über die brave Riet? keine Hexameter zu schreiben.

Ludwig Gowe. Gedichte. München. Ernst Stahl. 1885.

G W. ... Hans un Gret. Ein episches Volksgedicht. Hagen i. W, und Leipzig. Hermann Risel und Co. 1885. In plattdeutscher Sprache.

«. Emil Barrel. Sächsisch-Thüringisches Dichterbuch. Halle«. S. Otto Hendel. 1885. 186 Dichtungen von 38 Dichtern aus Sachsen und Thüringen, darunter die bekanntesten: Bunge, Ernst Eckstein, Carl Elze, Rudolf von Gottschall, Julius Grosse, Richard Leander, Robert Waldmüller, Carl Wormann u. f. w.

vr. Fauft jr. Die Erlösung, oder: Ende gut, Alles gut. Metaphysisches Weltendrama in fünf Acten. Quedlinburg. Chr. Friedr. Viewegs Buchhandlung.

L. Romane und Novellen.

Wir verzeichnen hier zunächst die neuesten Romane der bekanntesten und erfolgreichsten Dichter.

Georg EberS. Serapis. Historischer Roman. Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Vrlagsanstalt, vorm. EduardHallberger. 1385.

Karl Frenze!. Geld. Novelle. Berlin. Gebrüder PStel. 1885.

Hans Hopfen. Zum Guten, Eine Geschichte aus Siidtirol. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden. 1885. Der zweite Band der Tiroler Geschichten, deren erster, „Brennende Liebe“, in diesen Blättern eingehend besprochen ivorden ist. Diese Erzählung ist Rudolph Lindau gewidmet. Hopfens Meisterschaft in solchen Widmungsgedichten ist bekannt.

Wilhelm Jordan. Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart in zwei Bänden. Erster Band: Im alten Hause. Zweiter Band: Exodus. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1385. Die erste Erzählung aus dem modernen Leben deS bekannten Nibelungendichters und Rhapsoden.

Zur Chronik von GrteShuuS. Von

Theodor Storm. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1884.

Diese neueste Gabe Storms vereint wieder alle Vorzüge in sich, die wir seit länger als 35 Jahren an dem Dichter verehren, sie ist durchweht von eigenartiger, echt poetischer Stimmung. Wer möchte es dieser reizendm, frischen Dichtung ansehen, daß der Dichter den Siebzig«! nicht mehr fern ist? Möge er uns noch oft mit so köstlichen Gaben überraschen.

«ruft «Sichert. Von der deutschen Nordost mark. Vier preußische Historien. Leipzig. Carl Reißner. 1885. Die hier vereinigten vier Geschichten

führen folgmdel Titel: „Der Schulmeister

von Labiau.“ „Resi, die Salzburgerin.“

„Das Bannrecht“ und „Fanchon“.

Die Giebinger. Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert von C, Hirundo. Leipzig, Breitkopf K Härtel 1884. Der Verfasser schildert die Geschichte eines Adelsgeschlechts im Zeitalter der Glaubenskämpfc und Bauernaufstände, in welche die Geschehce der Giebinger hinemverflochten werden, in spannender und anregender Weise. Trotz der historischen Treue der im Geiste der Zeit geschriebenen Novelle tritt doch das geschichtliche Mommt nie in aufdringlicher Weise hervor und vermag uns der Verfasser für die Gestalten seiner Phantasie durchaus zu interessire», nur diejenige Wunibalds erscheint etwas all zu sehr idalisirt,- besser behandelt ist Edeltraut, die kraftvolle Erscheinung der jungen Burgherrin, die als ein Wesen von mehr Fleisch und Blut unserem Empfinden näher steht. Das Buch verdient jedenfalls als ein besseres Erzeugniß seines Genres hervorgehoben zu werden.

Ernst Eckstein. Das Vermächtnis; , ^ Roman aus der Gegenwart. Drei Bände. Leipzig. Carl Rechner. 1835.

Hermann Heiberg. Apotheker Hein« rich. Leipzig und Berlin. Wilhelm Friedrich.

August Becker. Des Rabbi Vermächtnis; , Leipzig. Johannes Lehmann. 1884. Zweite Auflage. Von diesem sehr großen Roman, sechs Bände, drei Abtheilungen, von wahrhaft Gutzkow'schen Dimensionen, der seiner Zeit berechtigtes Aufsehen und den Namen des Verfassers in weitesten Kreisen bekannt gemacht hat, ist jetzt, nach nahezu 20 Jahren, die zweite Auflage erschienen.

Von jüngeren Schriftstellern seien folgende Werke hier genannt.

Ludwig Hevefi. Auf der Schneide.

Ein Geschichtenbuch. Stuttgart. Adolf

Bonz K Co. 1834. Hevesi gehört zu den liebenswürdigsten und talentvollsten der Wiener Feuilletonisten. Unter den kleinen Geschichten sind einige ganz reizend, überaus fein in der Stimmung, glücklich erfunden, mit an» muthigen Einzelheiten, und allesammt vor« trefflich erzählt.

«. von Perfol. Vicomte Boss«. No» vrle. Düsseldorf. Felix Bogel.

Die ersten Erzählungen des Verfassers «Vornehme Geister“ und „Die Hcirath des Herrn von Rabenau“ haben seinem Namen schon einen guten Klang verschafft. Der Verfasser ist ein geistvoller Mann, der gut beobachtet und gut schreibt.

Carl Vleibtreu. Kraftkuren. Realistische Novelle. Leipzig und Berlin, Wilhelm Friedrich. 1885. Eine aus der schriftstellerischen Gruppe Jung-Berlin, die bei guter Gelegenheit der Gegenstand einer eingehenderen Behandlung werden soll, denn sie gewinnt in der That allmählich ihren eigenartigen Charakter; und auch der Verfasser der «Kraft» karen“ trägt dazu nicht unwesentlich bei.

Vier Erzählungen von Jw. Serg Turgeniew. Aus dem Russisch«! übertragen von E. St. Leipzig, Otto Wigand. Die jüngste unter diesem Titel erschienene Sammlung ist bereits die Vieris Folge, und wir haben somit 16 Erzählungen von Turgeniew in dieser neuen Uebersetzung. Das Meiste davon gehört in die allerfrllhste Zeit des Dichter? und macht uns mit Erzählungen bekannt, die weder in der großen Mitauer deutschen Ausgabe noch auch anderwärts bisher in'S, Deutsche übertragen sind. Andrei Kolosfow z. B. ist überhaupt die erste Arbeit des Dichters, die noch der Skizze „Chor und Kalinitich“, bekanntlich die erste aus dem Tagebuch eines Jägers, vorausging. Die erste Sammlung umfaßte vier Erzählungen, denen das mystische Element gemeinsam ist: Tuck! Tuck! Tuck! — Sonderbare Geschichte, — Die Uhr, — Die Erzählung des Bater Alexei. — Die zweite Folge bringt: Das Lied der triumphirenden Liebe, — Alte Porträts, — Der Verzweifelte, — Der Gasthof: die dritte Folge: Der Jude, — Petufchkom, — Der Raufbold, — Der Traum, — und die vierte außer dem erwähnten Andrei Kolossow noch: Zwei Freunde, — Der Hund, — Der Brigadier. Die Gabe des Uebersetzers ist sicherlich eine sehr dankenSwerthe, aber zahlreiche Unebenheiten im deutschen Ausdruck und schiefe Wendungen, die aus dem Streben nach möglichster Treue hervorgegangen sind, bedürften unbedingt der Verbesserung, wenn die »vier Erzählungen“, was sehr wahrscheinlich ist, in neuer Auflage erscheinen sollten.

Veno Donzntn. Roman von Alfred Graf Adclmann. Stuttgart, Verlag von Richter K Kappler. Graf Adclmann führt in einer kurzen Vorrede einen Ausspruch Georg Brandes' an, welchen wir hier wörtlich folgen lassen: «Es gehört Much dazu, Talent zu besitzen, man muß wagen, sich feiner Inspiration anzuvertrauen: man muß überzeugt sein, daß die Form, welche einem als natürlich ansteht, ein Recht hat, sich geltend zu machen, man muh die Kühnheit gewonnen haben, sich der Beschuldigung auszusetzen, daß man affectirt oder auf Irrwegen sei: ehe man sich seinem Justinct überlassen und demselben folgen kann, wohin er uns gebieterisch lenkt.“

Graf Adclmann siihrt dann weiter fort, „daß in unseren Tagen in Wahrheit einiger Muth dazu gehört, mit einem Roman hervorzutreten, wie der vorliegende, welcher der Wirklichkeit der Gefühlswelt das Recht einräumt, während es fast zur Sitte geworden ist, dem Realismus zu huldigen.“

Der so eingeleitete Roman schildert den Conflict eines Aristokraten aus fürstlichem Geschlechte mit seiner Familie, der dadurch hervorgegrufm ist, weil er gegen alle Traditionen seines Hauses die militärische Laufbahn

verläßt, trotz einer Berufung zum großen Generalstabe, um vollständig seiner Kunst — der Musik — zu leben. Dieser Conflict dauert allerdings nur so lange, bis der fürstliche Componist den Erfolg für sich hat. — Graf Adelmann kämpft, will uns bedünken, gegen ein Vorurtheil, welches in Wahrheit nicht mehr existirt; die Kunst ist in unseren Tagen so hoffähig geworden, daß wohl schwerlich ein Adelsgeschlecht einen der Ihrigen in Acht und Bann thun würde, der seinem künstlerischen Drange folgte? glaubhafter will uns der Kampf erscheinen, den der fürstliche Künstler mit den Seinigen zu bestehen hat, da er eine Bürgerliche liebt und zu seinem Weibe nimmt? in diesem Punkt ist das Bor» urtheil weit mächtiger. — Wenn wir dem Verfasser den Vorwurf machen, daß er zuweil allzusehr den Boden verliert und sich in zu hoch gestimmten Empfindungen ergeht, so ist diese Bemerkung durchaus keine Concession an den Zeitgeschmack, den er rügt, sondern nur ein ästhetisches Bedenken, welches wir gellend machen müssen, dagegen wollen wir ihm gern zuerkennen, daß wir fein Bestreben, „seinem Volke ein edelwirkender Schriftsteller zu sein“

überall herausempfunden haben; nicht um ein gemeines Lesebedürfniß zu befriedigen, sondern um die besseren Regungen zu fördern und wachzurufen, hat er die Feder zur Hand gnommm.

Ferner seien bin erwähnt: Heinrich TeveleS. Die Armen. Kleine

Romane. Leipzig. Carl Reißner. 1885. Adolf Hinrichse«. Künstlerliebe und

Leben. Berlin und Leipzig, Wilhelm

Friedrich. 1835.

Friedrich Mosche«. Ein neuer Matenas. Humoristische Novelle. Leipzig. Oswald Mutze. 183S.

Von schriftstellernden Frauen: U- Frank. Das Wunderkind, Erzählung. Berlin. Abenheim'sche Verlagshandlung (G. Joel). 1884.

Natal« von Eschfruth. Wolfsburg. Stuttgart. Adolf Bonz K Co. 1885.

Ida Boy.Ed. Männer der Zeit. Roman aus der Gegenwart, in drei Bänden. Leipzig. Edwin Schloemp. 1885, und: Seine Schuld. Roman in zwei Bänden. Leipzig. Carl Reißner. 13S5.

Ida Boy-Ed erscheint uns unter den Schriftstellerinnen, die in letzter Zeit aufgetaucht sind, als eine der allerbeachtenswerthesten. Wir werden das in einem längeren Aufsatz über den Roman „Männer der Zeit“ nachzuweisen den Versuch machen.

<2. Dramatische Dichtungen.

SleiN'Bnchholz. Zenobia. Trauerspiel in 5 Aufzügen von I. L. Klein. In freier Bearbeitung für die Bühne von Wilhelm Buchholz. Mit der zur Handlung gehörenden Musik von Carl Reineke, Leipzig. T. O. Weigel. Dr. Wilhelm Buchholz war unter Laube einer der angesehensten Theater» kritiker in Leipzig. Unter der Förster'schen Leitung des StadtheaterS zu Leipzig über» nahm er die Stelle des dramaturgischen Secretairs und gab feine kritische ThätigKit auf. Nach Försters Weggang hat er eine gleiche Stellung am Königlichen Hoftheater zu München angenommen. Die Bearbeitung der genialen Klein'schen Dichtung zeigt ein fein poetisches Verständnis; und eine tüchtige Kenntniz der Bühne.

Zwei dramatische Dichtungen vonJwan Turgenjew. Aus dem Russischen übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Eugen Zabel. Die Provinzialin. Lustspiel in 1 Aufzuge. Natalie. Schauspiel in 4 Aufzügen. «Die Provinzialin« hat es in Berlin zu einem Achtungserfolge gebracht. »Natalie“ ist in Wien zuerst abgelehnt und von der Kritik in scharfer Weise vcrurtheilt worden. Bei den späteren Aufführungen scheint es dem Publikum sehr wohl gefallen zu haben.

Sophokles' Tragödien, übersetzt von G. Wcndt. 2 Bände. Stuttgart, Verlag der I. G. Cotta'fchen Buchhandlung. 18S4. Zu dm grohen Verdiensten, welche sich die Cottei'sche Buchhandlung um die Herausgabe unserer klassischen Dichtungen erworben hat, fügt sie jetzt ein neues durch die Edition der Sophokleischen Tragödien in einer vorzüglichen deutschen Uebertragung. In 2l jähriger Arbeit ist das Buch entstanden, welches die bisherigen Ueberfetzungen von Donner, Vichoff u. A. weit übertrifft. Der Wohl laut der griechischen Verse, der anmuthige Wechsel der Metren in den Chorliedern, die Prägnanz des Ausdrucks kehrt in der Wendischen Uebersetzung so vollkommen wieder, daß man nur selten das unbehagliche Gefühl empfindet, kein Original zu lesen. Viele der modernen handwerksmäßigen „Verdeutscher“ sollten einmal das griechische Original der „Antigone“ mit der Wendt'schen Uebertragung vergleichen, und wir sind sicher, daß sie bei einiger Gewissenhaftigkeit nicht mehr wagen werden, ihre eifertigen Producte als eine Bereicherung unserer Ncbersetzungs-Literatur anzuprcisen,

Nicht zu den kleinste» Vorzügen der vorliegenden Publikation gchörm die kurzen Einleitungen, durch welche der Leser über die Fabel, dm Werth, die Abfassungszeit und semische Einrichtung der Stücke orientirt wird.

Das hierdurch vermittelte bessere Verständnis; der Dichtung erhöht auch den Genuß, dm die unnachahmlichen Schönheiten des Sophokles jedem empfänglichen Gemüth bereiten. Wir stehen keinen Augenblick an, zu erklären, daß die Wmdt'sche Uebertragung sich dm der vorragendsten Leistungen der deutschen Uebersetzungskunst anreih.

O. humoristisches.

Unter dieser Rubrik haben wir eigentlich nur eines Schriftstellers neueste Veröffentlichungen hier namhaft zu machen. Dmn der ungenannte Verfasser der

.Naturgeschichte der Berlinerinnen.« Berlin. Wilhelm Jfzleib. Gustav Schuhr. 138S. macht wohl auf Humor eigentlich keinen rechten Anspruch. Der Verfasser behandelt in leichten flüchtigen Skizzen, die sich recht nett lesen, verschiedene besonders auffällige Typen der Berliner Weiblichkeit. Er beurtheilt die Damm als galanter Mann überaus freundlich. Auch die Probirmamsells und Damen der angenehmen Bcdimung kommen ganz gut bei ihm weg. DaS kleine Buch ist wohl hauptsächlich als Eismbahnlectiire gedacht. Es ist durchaus anspruchslos, soll schnell gelesen und schnell vergessen werden? eS ist ohne Zweifel auch schnell geschrieben. Dann sind einige Flüchtigkeitenfehler unausbleiblich. Die wunderlichsten sind in dem Aufsatz über die Kellnerinnen und die „Sodalisten“ stehm geblieben. Da heißt es auf Seite 3S, daß sich die Zahl derselben seit 187tt „verdreifacht, ja verdoppelt“ habe, und auf Seite 4L. daß ihre Verehrer ihnen „Sect und Champagner vorfetzen“. Die Steigerung von der Verdreifachung zur Verdoppelung ist gerade so merkwürdig, wie die Unterscheidung zwischen Sect und Champagner.

Wirkliche Humoresken sind die von

JnlwS Stettenhei«. Mucken ich's Reden und Thate«, und: Unter vier Augen. Besuche des eigenen Interviewers. Berlin und Leipzig. Wilhelm Friedrich. 188S.

Julius Stettenheim, einer unserer witzigsten Köpfe, hat in feinen „Berliner Wespen“ drei köstliche Typen geschaffen. Den Kriegsberichterstatter Wippchen, dessen Name schon in Büchmanns „Geflügelte Worte“ übergegangen

ist, Muckmich, den Besucher aller Festverfammlungen, der immer angetrunken ist, und den Interviewer, der alle Berühmtheiten dcS Tages aufsucht und von jedem Einzelnen an die Luft gesetzt wird. In zwei kleinen Bändchen hat Stettenheim nun die ergötlichsten und lustigsten Aufsätze zusammengestellt, und man freut sich, daß sie in dieser dauerhafteren Gestalt dem Schicksale unverdienter vorzeitiger Vernichtung entgangen sind. Die Lcctüre der beiden Stettenheim'schen Humoresken hilft Jedem über verdrießliche Anwandlungen hinweg. Sie sollten soviel Leser finden, wie es verdrießliche Menschen giebt: dann wäre Allen geholfen: dem Verfasser, dem Verleger und den verdrießlichen Leuten.

»edigirt >>nt«r veranmortlllchke» d» erausgebens. Druck und Verlag vun S. öchottlaend» In Breslau. Unberechtigter Nachdruck aus dem Indult dieser Zeitschrift untersagt. Ueversetzungs»cht oordedalten